This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gift of
William Ohlandt

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Geschichte der Revolutionszeit

von

1789 bis 1795.

Erster Band.

Institut
für Kultur
Universa
Universität Leipzig
Ungültig

Geschichte

der

Revolutionszeit

von

1789 bis 1795.

Von

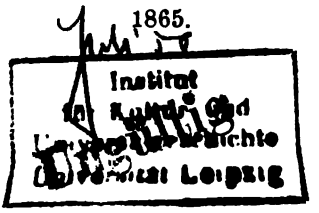
Heinrich von Sybel.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Band.

St. K 322

Düsseldorf,
Verlagshandlung von Julius Buddeus.
1865.



515

DC148
S9
1865
v.1

Das Recht der französischen und englischen Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Buch.

Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.

Erſtes Capitel: Frankreich vor der Revolution.

	Seite
Emporkommen der franzöſiſchen Monarchie	3
Der Staat Ludwig XIV.	5
Verfall unter Ludwig XV.	14
Liberale und radicale Oppoſition	15
Landadel und bäuerliche Bevölkerung	19
Städtiſche Verhältniſſe, Gewerbe, Induſtrie	26
Sinken des öffentlichen Wohlſtandes	30
Reformbeſtrebungen Ludwig XVI.	33
Widerſtand der privilegirten Claſſen	34
Das Budget	36
Allgemeine Auflöſung der Staatsordnung	40
Die Armee	42

Zweites Capitel: Sturz des Feudalſtaates.

Eröffnung der Reichsſtände	44
Streit über die Fortdauer der drei Stände	46
Der dritte Stand erklärt ſich zur Nationalverſammlung	50
Das Miniſterium verbindet ſich mit dem Adel	51
Thronſitzung. Erſter Abfall der Truppen	53
Zweiter Verſuch der Adelspartei	57
Gänzlicher Abfall der Armee	58
Sturm der Baſtille	59
Allgemeine Anarchie im Reiche	62
Aufhebung der Feudalrechte	66

Drittes Capitel: Die Menschenrechte.

Seite
General Lafayette 69
Dessen Erklärung der Menschenrechte 71
Parteien der N. V. 76
Die Rechte 76
Das Centrum 77
Die Linke 79
Mirabeau 80
Verfassungsfragen 81
Suspensivveto 83

Viertes Capitel: Die Hauptstadt.

Fortdauer der Anarchie in den Provinzen 85
Neue Behörden in Paris 86
Streit derselben mit den Demokraten 87
Sociale Frage 91
Orleans will den König verjagen 94
Lafayette will ihn nach Paris bringen 94
Aufstand des 5. October 97
Der 6. October. Der König nach Paris 102

Fünftes Capitel: Verwaltung. Assignaten.

Mirabeau knüpft mit dem Hofe an 108
Sein Plan einer liberalen Regierung 110
Trostlose Finanzlage 111
Talleyrand begehrt die Kirchengüter für den Staat 113
Mirabeau fordert ein parlamentarisches Ministerium 115
Folgen des Mißlingens 116
Neue Verwaltung. Activbürger 117
Gemeinden, Departements 119
Passivbürger. Jacobiner 121
Reform der Justizpflege 123
Erste Schritte zum Verkauf der Kirchengüter 127
Eingreifen der Stadt Paris 130
Confiscation aller Kirchengüter 132

Zweites Buch.

Erste Einwirkung der Revolution auf Europa.

Erstes Capitel: Allgemeine Lage Mitteleuropa's.

Seite

Epochen der östreichischen Politik 137
Habsburger Universalherrschaft 138
Oestreichischer Feudalstaat seit 1648 140
Abtrennung von Deutschland 142
Verfall der polnischen Verfassung 145
Gegensatz zwischen Polen und Norddeutschland 146
Der preußische Staat 147
Friedrich der Große 149
Das Haus Lothringen und der Einheitsstaat in Oestreich 151
Joseph II. 152
Widerstand Preußens 156

Zweites Capitel: Rosbach und Reichenbach.

Leopold II. 158
Graf Herzberg's Pläne 159
Bruch zwischen England und Spanien 161
Lafayette will Krieg gegen England 163
Die Seemächte sagen sich von Herzberg's Plänen los 164
Die Jacobiner und Mirabeau für Frieden 165
Vertrag zu Reichenbach 170
Fortschritte Oestreichs 171

Drittes Capitel: Frankreich. Sturz des Clerus und Adels.

Unruhe in Folge der kirchlichen Decrete 176
Civilverfassung des Clerus 179
Die Jacobiner reizen gegen die fremden Mächte 181
Aufwiegelung der Soldaten 184
Heerverfassung 185
Abschaffung des Adels 187
Militärtumulte 191

Viertes Capitel: Oekonomische Verhältnisse.

Socialistische Unruhen 195
Neues Papiergeld 198
Neue Steuerverfassung. Deficit 199
Wachsen der Staatsschuld 206
Zerrüttung der bäuerlichen Verhältnisse 210

Seite
Jaquerie 212
Parcellirung der Domänen 213
Verwaltung von Paris 215
Nationalwerkstätten 217
Brodlieferungen des Staats an das Volk 218
Kurze Blüthe der Industrie 220
Arbeitervereine, Erzwingung hohen Lohnes 222
Einschreiten der N.-V. Gährung 223

Fünftes Capitel: Abschluß der Verfassung.

Ludwig XVI. seit dem Kirchenstreit 225
Bürgereid der Priester 230
Fluchtpläne des Königs 232
Mirabeau's Tod 235
Lameth nähert sich dem Ministerium 236
Bruch zwischen Lameth und Robespierre 238
Die Königin und Kaiser Leopold 239
Flucht des Königs. Allgemeine Erhebung 240
Ludwig verhaftet. Umtriebe der Demokraten 241
Schwache Haltung der N.-V. 245
Tumult auf dem Marsfelde 246
Ungenügende Revision der Verfassung 247

Sechstes Capitel: Schwankungen der östreichischen und preußischen Politik.

1. Der 3. Mai 1791.

Leopold verzögert den türkischen Frieden 252
Preußen und England für die Pforte 255
Leopold nähert sich Preußen 256
Bischoffswerder in Wien 257
England bietet dem Kaiser ein Bündniß an 258
Preußen folgt diesem Beispiel 259
Reformen in Polen 261
Leopold will Polen kräftigen 262
Polnische Verfassung vom 3. Mai 264
Preußen beruhigt sich dabei 267
Zweite Mission Bischoffswerders 268
Drohende Spannung in Sistowa 270
Plötzliche Wendung Leopold's zum Frieden 271

2. Pillnitz.

Leopold über die französische Sache 274
Sein Rundschreiben von Padua 276

Seite
Sein Vertrag mit Preußen, 25. Juli 277
Preußen über die französische Sache 279
Rußland wendet sich gegen Polen 281
Leopold will keinen Krieg gegen Frankreich 282
Verhandlungen und Declaration zu Pillnitz 283
Ludwig XVI. nimmt die Verfassung an 286
Leopold erklärt die französische Frage erledigt 287

Drittes Buch.

Sturz des französischen Königthums.

Erstes Capitel: Ursprung des Revolutionskrieges.

Schwäche der rechten Seite in der N.-V. 291
Die Gironde strebt nach Umsturz der Verfassung und nach Krieg 293
Oestreich fortdauernd für Frieden 297
Strafdecrete gegen Priester und Emigranten 298
Lafayette entscheidet sich für Krieg 301
Sein Freund Narbonne Kriegsminister 304
Rüstungen. Gesandtschaft nach Preußen und England 305
Robespierre gegen Krieg 308
Oestreichische Note für Frieden 310
Decret vom 25. Januar entscheidet den Krieg 313

Zweites Capitel: Sturz der Feuillants.

Negeraufstand in St. Domingo. 317
Piken in Paris 319
Blutbad in Avignon 321
Demokratie in Marseille 322
Die Güter der Emigranten sequestrirt 325
Tumulte in allen Provinzen 326
Die Feuillants denken auf Verfassungsreform 330
Oestreich wünscht sie zu unterstützen 331
Talleyrand giebt Hoffnung auf die Freundschaft Englands 333
Lafayette und Narbonne gegen die Feuillants 334
Narbonne's Entlassung 335
Lafayette und Brissot sprengen das Ministerium 336
Die Gironde bildet das neue Cabinet 338

Drittes Capitel: Ministerium der Gironde.

General Dumouriez. 341
Kriegserklärung gegen Oestreich. Pläne gegen Sardinien 344
Der Angriff auf Belgien mißlingt. 348

Seite
Lafayette zerfällt mit dem Ministerium 352
Katastrophe der französischen Industrie 353
Staatsbankerott 355
Neue Angriffe der Gironde auf den König 356
Unwillen Dumouriez's und der Pariser Bürger darüber 363
Auflösung des Ministeriums 364

Viertes Capitel: **Letzte Versuche der Feuillants.**

Danton und dessen Genossen 366
Aufstand des 20. Juni 369
Der Minister Monciel 372
Lafayette fruchtlos in Paris 375
Die Gironde über die Gefahr des Landes 377
Vergeblicher Versuch des Königs mit dem Centrum 382
Auflösung des Ministeriums Monciel 385

Fünftes Capitel: **Der zehnte August.**

Robespierre, Billaud, Collot d'Herbois 388
Verlegenheit der Gironde 391
Sie will eine Regentschaft für Ludwig XVII. 394
Finanzlage. Ruin der kleinen Bauern 396
Revolutionsplan der Jacobiner 402
Die N.-V. versagt ihnen 405
Aufstand des 10. August 406
Revolutionairer Gemeinderath 407
Suspension des Königs, Berufung des Nationalconvents 413

Viertes Buch.

Feldzug in der Champagne.

Erstes Capitel: **Deutsche Rüstungen.**

Kaiser Leopold im Herbste 1791 417
Preußische Ansicht über Frankreich 419
Verhandlung zwischen beiden Mächten 421
Preußen fordert Entschädigung für etwaige Kriegskosten 423
Differenz über Polen 423
Bundesvertrag vom 7. Februar 424
Rußland will Polen unterwerfen 425
Tod Kaiser Leopold's 427
Oestreichs Vorschlag über Polen 427
Russischer Antrag über Polen 428
Preußen entscheidet sich für das russische System 431

Seite
Preußen ſtimmt für Krieg gegen Frankreich 432
Der Herzog von Braunſchweig 434
Der Berliner Hof 436
Conferenz in Sansſouci 439
Der Landgraf von Heſſen-Caſſel 441
Oeſtreich will Bayern erwerben 444
Preußen fordert eine polniſche Provinz 445
Franz II. und Friedrich Wilhelm in Mainz 447
Zerwürfniß 447
Die Emigranten 448

Zweites Capitel: **Herrſchaft des Pariſer Gemeinderathes.**

Stimmung des Landes 451
Lafayette's Flucht 454
Pöbeltyrannei in Paris 457
Polizei der Sectionen 459
Uebergriffe des Gemeinderathes 460
Revolutionsgericht 462
Bewaffnung der Proletarier 463
Plünderung und Confiscation 465
Widerſtand der Bürger. Mordpläne 467
Rückſicht auf die Conventswahlen 468
Fruchtloſer Widerſtand der Gironde 472

Drittes Capitel: **Wahlen zum Nationalconvent.**

Der ſtädtiſche Polizeiausſchuß. Marat 475
Metzeleien vom 2. bis 7. September 476
Bedrohung der Girondiſten 481
Beute des Gemeinderaths 484
Communiſtiſche Decrete 486
Conventswahlen in Paris 487
Mißlingen der Partei in den Provinzen 491
Reaktion des Pariſer Bürgerſtandes 498
Erklärung der Republik 500

Viertes Capitel: **Angriff der Verbündeten.**

Schwäche der Deutſchen durch das Ausbleiben von 30,000 Oeſtreichern . . 502
Schwäche der Franzoſen durch die revolutionäre Anarchie 505
Dumouriez verliert eine Woche durch Angriffspläne gegen Belgien . . . 509
Servan befehligt ihn in die Argonnen 511
Einnahme von Verdun. Gefahr der Franzoſen. Zögerungen des Herzogs von Braunſchweig 513
Clerfait durchbricht die Argonnen 518

Seite
Neues Zaudern Braunschweig's 519
Fehlerhafte Aufstellung Kellermann's 521
Uneinigkeit zwischen dem Könige und dem Herzoge 521
Fruchtlose Kanonade bei Valmy 522
Dumouriez beginnt eine Unterhandlung 524
Preußens Vorschläge für allgemeinen Frieden 527
Dumouriez verstärkt sich 527
Das französische Ministerium will Separatfrieden mit Preußen 529
Einwirkung Lucchesini's 530

Fünftes Capitel: Rückzug aus Frankreich.

Erste Parteikämpfe im Convente 532
Alle Parteien einig für Krieg und Eroberung 536
Propaganda in Italien und der Schweiz 537
Montesquiou in Savoyen 538
Versuch auf Genf 539
Custine in Speier und Frankfurt 544
Dumouriez und Kellermann für Frieden 550
Scheinunterhandlung über Separatfrieden 551
Braunschweig's Plan gegen die Maasfestungen 553
Abberufung der östreichischen Truppen 554
Haltung Kaiser Franz II. 556
Spielmann's Sendung in das Hauptquartier 557
Unterhandlung in Luxemburg 560
Note von Merle 561

Vorrede zur dritten Auflage.

Für die vorliegende dritte Auflage ſind die in dem letzten Jahrzehnt erſchienenen Schriften über die Revolution, den Revolutionskrieg, die deutſchen und die polniſchen Verwickelungen, ſo weit es mir möglich war, durchgegangen und zu Verbeſſerungen und Ergänzungen benutzt worden. Ich habe die Genugthuung gehabt, daß das weitere, hier publicirte actenmäßige Material meine Geſammtauffaſſung durchgängig beſtätigt; eine eingehendere Berichterſtattung darüber behalte ich mir für eines der nächſten Hefte meiner hiſtoriſchen Zeitſchrift vor.

Die früher angekündigte Fortſetzung des Buches, zunächſt bis zum 18. Brumaire, habe ich mehrere Jahre hindurch theils wegen Krankheit, theils wegen parlamentariſcher Thätigkeit zurückſtellen müſſen, hoffe jetzt aber die Arbeit wieder aufnehmen und ohne fernere Hinderniſſe fördern zu können.

Bonn, 1. Auguſt 1865.

Sybel.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Seit der Veröffentlichung der ersten Bände dieses Werkes ist es mir gelungen, den Zugang zu dem königlich preußischen Staatsarchiv, und damit die Einsicht in die authentischen Acten der wichtigsten Ereignisse zu erhalten, welche die europäische Politik während des ersten Revolutionskrieges bestimmt und gebildet haben. Diese höchst wichtige Quelle ist mir bereits bei der Ausarbeitung des dritten Bandes zu Gute gekommen, und gibt mir bei der vorliegenden neuen Ausgabe den Anlaß zu erheblichen Verbesserungen der beiden ersten. Ich habe wahrgenommen, daß die früher von mir benutzten Gewährsmänner, insbesondere die holländischen Gesandten, in vielen Fällen sehr gut aufgemerkt haben: natürlich ist aber unter allen Umständen der Unterschied groß zwischen den Erzählungen noch so scharfblickender Beobachter und den Acten der handelnden Personen selbst. Zu einer wesentlichen Aenderung in dem Gesammturtheil über Personen und Zustände bin ich nicht geführt worden, wohl aber hat das Bild der einzelnen Ereignisse, und mehrmals an den entscheidendsten Stellen, sehr erfreuliche Aufklärung und Bereicherung erhalten. Die wichtigen Unterhandlungen Bischoffswerder's in Wien, der Uebergang Preußens zu dem östreichischen Bunde, die Pillnitzer Zusammenkunft, der Ursprung der polnischen Theilung, der Bruch zwischen England und Frankreich, alle diese Dinge erscheinen jetzt zum ersten Male in ihrem wirklichen Verlaufe: die hier gewonnene Ansicht kann nach der Natur ihrer Quelle als eine bleibende Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniß betrachtet werden.

Unterdeß hat auch die französische Literatur wieder eine Anzahl Schriften über die Revolution geliefert, die sich jedoch größten Theils

begnügen, den längst bekannten Stoff je nach der Parteistellung der Verfasser nach rechts oder links zu wenden. Von größerer Bedeutung ist fast nur Toqueville's Buch über das ancien régime, nach dessen Erörterungen ich dankbar einige Stellen meines ersten Capitels verbessert, sonst aber mit Freude meine früher ausgesprochenen Wahrnehmungen über Ackerbau, Bodenzersplitterung, städtisches Gewerbe durch den Verfasser bestätigt gefunden habe.

In unerwarteter Weise ist in den letzten Jahren die russische Geschichte der Revolutionszeit aufgehellt worden. Während die Fortsetzung von Herrmann's lehrreichem Buche leider bis jetzt vergeblich erwartet wird, haben rasch nach einander Miliutin's Krieg von 1799, Blum's Denkwürdigkeiten des Grafen Sievers und Smitt's Suworow die zweite Hälfte der Regierung Catharina's aus den ächtesten Quellen beleuchtet. Wer hätte es vor zehn Jahren vermuthet, daß über diesen Zeitraum die russischen Archive sich eher als die deutschen öffnen würden? Von jenen Verfassern stehen allerdings Miliutin und Smitt auf specifisch-russischem Standpunkt: ihre Darstellung ist wesentlich apologetisch für Rußland, und feindselig bei dem einen gegen Oestreich, bei dem anderen gegen Preußen. Dabei ist ihre literarische Befähigung nicht eben bedeutend, die Kenntniß der sonstigen Quellen insbesondere bei Smitt höchst unzulänglich: immer aber sind ihre Schriften für den historischen Forscher wegen ihrer Materialien unschätzbar. Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß das Beispiel Rußlands und Preußens endlich auch die östreichische Regierung bestimmte, die Siegel ihrer Archive für die Regierung Franz II. zu lösen. Es liegt hier ein merkwürdiges Beispiel von den Schwankungen des historischen und politischen Urtheils vor, welche nothwendig eintreten, so lange dem Wissensdrang die authentischen Quellen verschlossen bleiben. Seit dem Aufschwung von 1813 gab es in Preußen selbst nur Eine Stimme der Verwerfung über den Baseler Frieden und die damit vollzogene Absonderung Preußens von Oestreich, und was gleichbedeutend schien, von der deutschen Sache. Diese Auffassung kam natürlich dem Ruhme Oestreichs im höchsten Maße zu Gut; es wurde völlig übersehen, daß gerade Oestreichs Feindseligkeit den König von Preußen zum Baseler Frieden gezwungen hatte. Als Häusser's Geschichte, als in noch speciellerem Eingehen das vorliegende Buch dies Verhältniß aus den Acten darlegte, nahm sich die Herstellung der einfachen Thatsache gegenüber der gangbaren Ansicht fast wie eine Schutzschrift Preußens aus: in Wahrheit findet nichts Anderes Statt, als daß ein unberechtigter Schimmer, welchen die

früheren Gerüchte dritter Hand verbreitet hatten, vor dem Lichte der lichten Zeugnisse verschwindet. Wie erfreulich wäre es nun, wenn endlich der letzte Schritt geschähe, und auch über Oestreichs Verfahren vollständige Kunde erlangt würde. Daß dadurch die Gesammtansicht der Zeit in ähnlicher Weise verwandelt werden würde, wie es durch die Benutzung der preußischen und russischen Staatsschriften gegenüber der bisherigen Memoiren- und Zeitungsliteratur geschehen ist, ließe sich freilich nicht erwarten; wohl aber würde bei einer Reihe erheblicher Punkte dann erst der Zusammenhang erhellen, der Antheil der einzelnen Personen an den Ereignissen deutlich werden, die treibenden Motive der äußerlichen Politik in klares Licht treten. Die letzte Lücke, welche hinsichtlich des Quellenstoffes für die Forschung auf diesem wichtigen Gebiete noch geblieben, würde damit ausgefüllt sein.

München, Januar 1869.

Vorrede zur ersten Auflage.

In dem vorliegenden Buche sollen die leitenden Ereignisse der europäischen Geschichte in den Jahren 1789 bis 1796 erzählt werden. Sie lassen sich unter drei Hauptgruppen ordnen: den Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, die Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, die Auflösung des deutschen Reiches durch den ersten Krieg gegen Frankreich. Wie enge der Verlauf derselben zusammenhängt, ist theils bekannt, theils wird es durch die folgende Darstellung näher belegt werden. Zugleich zeigen sie bei aller Verschiedenheit des äußeren Herganges eine tiefe Gleichartigkeit des inneren Bestandes: es ist überall der Sturz des mittelalterlichen Feudalwesens, der sich in Paris und Warschau wie in der deutschen Reichsverfassung, und zwar überall zu Gunsten des modernen

Militärſtaates vollzieht. Wenn auf franzöſiſchem und deutſchem Boden dieſer Proceß im Jahre 1795 noch nicht vollſtändig durchgeführt iſt, ſo hat ſich doch ſein Eintritt deutlich und unwiderruflich entſchieden. Sein Princip iſt erklärt: es bedarf keiner geiſtigen Kämpfe mehr, ſondern nur noch einiger materieller Anſtrengungen, um es in voller Sieghaftigkeit auf dem ganzen europäiſchen Continent zu entfalten.

Von dieſen großen und mannichfaltigen Ereigniſſen iſt das Erſte, die franzöſiſche Revolution, unzählige Male, wie man weiß, und ſeit 1848 mit verdoppeltem Eifer beſchrieben worden. Auf den erſten Blick ſcheint es unmöglich, hier noch etwas Unbekanntes und Erhebliches herbeizubringen: tritt man der Sache näher, ſo zeigen ſich doch mehrere neuere Druckſchriften, die eine durchgreifende Umgeſtaltung der Revolutionsgeſchichte nöthig machen, vor Allem Mirabeau's Briefwechſel, die Memoiren Mallet du Pan's, und die ſehr zahlreichen, in Deutſchland faſt unbekannten Departementalgeſchichten, welchen die Franzoſen ſeit etwa zwanzig Jahren einen höchſt anerkennenswerthen Fleiß zugewandt haben. Außerdem gelang mir aber, hiemit beträchtliche handſchriftliche Materialien zu vereinigen. Das Kriegsarchiv zu Paris bewahrt die Correſpondenzen der commandirenden Generale mit dem Miniſterium, die geheimen Depeſchen der Conventscommiſſare, die Proceßacten Cuſtine's und Houchard's, Alles ſo gut wie unbenutzt, und wie man denken kann, von bedeutendem geſchichtlichem Intereſſe. Auf dem Reichsarchive erhielt ich bald nachher Einſicht in die umfangreichen Papiere des Wohlfahrtsausſchuſſes, welche bis jetzt, ſo viel ich weiß, von keiner forſchenden Hand berührt worden. Sie ſind freilich unter der Directorialregierung ſtark geſichtet, und wichtige Actenſtücke an die betreffenden Miniſterien abgeliefert worden: immer aber fand ſich unter der Maſſe vieles Werthvolle, z. B. ſichere Ergebniſſe über die Proceſſe Hebert's und Danton's, die erſte beglaubigte Darſtellung von Robespierre's Kataſtrophe, eine beinahe vollſtändige Abſchrift der Baſeler Friedensverhandlungen u. ſ. w. Einige Ergänzungen lieferte zuletzt das Archiv des auswärtigen Miniſteriums, allerdings in ſpärlicherem Maße, da ſeit Mignet's Abgang die dort befindlichen Schätze mit überraſchender Aengſtlichkeit gehütet werden.

Was die beiden erſtgenannten Inſtitute betrifft, ſo kann ich die thätige Förderung, die ich während des ganzen Verlaufes meiner Unterſuchungen von den Vorgeſetzten und Beamten derſelben erhalten habe, nicht dankbar genug rühmen.

Die hier empfangene Bereicherung des geſchichtlichen Stoffes hätte

mir nun wohl den Muth gegeben, zu den Schriften über die Revolution eine neue hinzuzufügen. Allein welcher Deutsche, der einmal diesen Zeiten seine Betrachtung zugewandt, hätte nicht das Dunkel beklagt, welches über der Theilnahme unserer Nation an dem großen Weltkriege ruht? Im Grunde geht — außer den spärlichen und unbeglaubigten Mittheilungen der damaligen Zeitungen — unsere wesentliche Kenntniß auf ein Buch zurück, dessen Verfasser zwar von Vielerlei, genau besehen aber von gar Nichts die ganze Wahrheit, gehört hat, auf die mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, ein Buch, welches in jeder Hinsicht zu der von Gerüchten lebenden Literatur der französischen Auswanderer gehört. Das Geheimniß, in welches die handelnden Regierungen bis jetzt ihre Urkunden gehüllt haben, ist namentlich für uns Deutsche von empfindlichen Folgen gewesen. Da alle Belehrung über jene gewaltige Zeit aus französischen Quellen stammt, ist auch unsere Literatur an dieser Stelle durchaus von französischen Gesichtspunkten beherrscht: jede Parteifrage ist bei uns wie in Frankreich dabei vertreten, mit einziger Ausnahme der nationalen. Auch in unseren Schriften nimmt sich jene Periode so aus, als wenn die Geschichte Europa's identisch wäre mit der französischen, als wenn sie nur von dorther ihre Entwickelungsgesetze empfangen hätte. Es leuchtet ein, von welchem Einflusse auf die Beurtheilung der Dinge ein solches Verhältniß sein mußte. Noch stärker zeigt sich ein ähnliches Ueberwiegen des ausländischen Standpunktes in den polnischen Geschichten: hier liegt der ziemlich beispiellose Fall vor, daß die Sieger in einer großen und gewaltsamen Katastrophe den Besiegten das Wort beinahe ausschließlich gelassen haben. So gibt es bei dem größten Theile unseres Publikums über Deutschlands damalige Verluste gegen Frankreich keine andere Stimmung als die französische, über seine Eroberungen an der Weichsel kein anderes Gefühl als das polnische. Es ist dies sehr begreiflich bei der tiefen Verborgenheit unserer deutschen Quellen: immer bleibt es auch ein politisches Unglück, daß die besorgten Rücksichtnahmen, aus welchen diese Schließung unserer Archive entsprungen ist, bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Um so freudiger begrüßte ich unter solchen Umständen die Möglichkeit, eine äußerst reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen einzusehen, welche zwischen 1790 und 1795 unter mehreren der hervorragendsten deutschen Staatsmänner und Feldherren gewechselt worden sind. Ich nenne hier nur das Bedeutendere: vertrautere Briefe des Herzog von Braunschweig (wozu eine zweite Reihe auf der Weimarer

Bibliothek kam), Briefe des General Möllendorf aus dem preußiſchen, des Grafen Tauenzien aus dem öſtreichiſchen Hauptquartiere, Berichte des Geſandten Buchholz aus Warſchau, Haugwitz' aus dem Haag, Hardenberg's aus Baſel, vor Allem aber die beinahe vollſtändige Correſpondenz des Marquis von Luccheſini und des General von Manſtein. Die Wichtigkeit der Letzteren iſt jedem Kundigen von vorn herein klar; ein ſehr competenter Zeuge mag ſie noch einmal in vollem Umfange ausſprechen. Am 25. Mai 1793 ſchrieb der holländiſche Geſandte van Reede aus Berlin an ſeine Regierung: „Der Mittelpunkt aller Unterhandlungen iſt im Hauptquartier; die Staatsminiſter ſind ganz unwiſſend über die Abſichten des Königs: man hatte erwartet, daß Graf Haugwitz hier die eigentliche Leitung der Sachen haben würde, doch nach dem äußeren Scheine zu urtheilen, iſt es nichts damit: man verſichert vielmehr, daß Manſtein ſowohl das Militäriſche als das Politiſche und ſelbſt das Civile allein dirigire." Gerade die vertrauteſten Eröffnungen dieſes Mannes ſind es nun, welche nebſt den Briefen Luccheſini's mich in den Stand geſetzt haben, die preußiſche Politik jener Zeit in ihrem wirklichen Beſtande zu erkennen.

Bei der Fülle urkundlichen Stoffes, der mir hier zuwuchs, blieb indeß immer noch, namentlich über die Verhältniſſe Oeſtreichs und Rußlands manche Lücke und vor Allem manche Stelle, wo die Urtheile jener Preußen durch ſtreitende Intereſſen getrübt ſein konnten. Hier bot denn das treffliche und mit höchſter Liberalität verwaltete niederländiſche Archiv die willkommenſte Ergänzung. Die Generalſtaaten waren 1790 keine Großmacht mehr, ſtets aber noch aus bewegenden Gründen in beſtem Anſehen bei allen Höfen. Bei einigen der wichtigſten Verhandlungen waren ſie unmittelbar betheiligt, in anderen gewährte man ihnen gerade als völlig Unbetheiligten Einblick; vor Allem aber, ſie beſaßen eine durch Jahrhunderte gebildete diplomatiſche Schule, welche durch Scharfſinn und Gewandtheit den Mangel äußerer Macht zu erſetzen wußte. Die Beobachtungen ihrer Geſandten ſind gewiſſenhaft und eingehend, genau und ausführlich, nicht ſelten geben ſie über die inneren Zuſtände der Staaten, bei denen ſie thätig waren, ſchätzenswerthe Kunde.

Es verſteht ſich, daß auch mit dieſen Hülfsmitteln eine abſolute Vollſtändigkeit nicht zu erreichen war. Indeß iſt doch ein Anfang gemacht, und ſo viel ich gebe, glaube ich mit Sicherheit als das wirklich Geſchehene geben zu können. In dieſem erſten Bande wird man, wie ich hoffe, die Entſtehung der erſten Coalition, den Urſprung d

Revolutionskrieges, die Räthsel des Feldzuges in der Champagne in befriedigender Weise aufgeklärt sehen: der zweite wird die polnische Theilung, die östreichischen Versuche gegen Baiern, und die Ende 1793 eingetretene Auflösung der Coalition von mehreren Seiten in neuem Lichte zeigen: der dritte und letzte soll endlich den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jacobinerherrschaft und den Abschluß der Conventsregierung darstellen. Sie werden so rasch auf einander folgen, wie der Stoff es irgend erlaubt.

Marburg, 8. Mai 1853.

Erſtes Buch.

Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.

Erstes Capitel.

Frankreich vor der Revolution.

Frankreich gab im vorigen Jahrhundert das Bild eines Staates, der auf seiner Oberfläche moderne Formen angenommen, in Grundlagen aber und Inhalt tausend feudale Bestandtheile bewahrt hatte.

Im früheren Mittelalter fand man dort wie überall das Gemeinwesen der Gutsherren und Ritterbürtigen, der Prälaten und Corporationen; über den geschlossenen Standesvorrechten erhob sich ein schwaches Königthum und eine weltbeherrschende Kirche; die materiellen Verhältnisse waren durch das Monopol der zunftmäßigen Arbeit und des unbeweglichen Eigenthums gebunden. Obwohl adliche Vorrechte den ganzen Boden bedeckten, gab es doch keine aristokratische Staatsverfassung, sondern nur Zersplitterung der politischen Gewalt und Ausdehnung der Privilegien, sowohl auf Kosten der Staatseinheit als des Gesammtwohls. Die Provinzen bildeten wie die deutschen Territorien beinahe unabhängige Staaten, deren Herzöge und Grafen daheim regierten wie sie wollten oder konnten, dem Könige aber nach ihren Lehnbriefen oder den Zeitverhältnissen ihre Reisigen zuführten oder auch entgegensetzten. Mit ihren eigenen Vasallen standen sie ungefähr auf demselben Fuße wie der König mit ihnen: der einzelne Edelmann war im Grunde der Herr und Fürst seiner Bauern, und dafür seinem Lehnsherrn nur zu geringen und festbestimmten Leistungen verpflichtet.

Sehr langsam hob sich unter dieser Masse streitbarer Dynasten die königliche Macht empor. Noch im Mittelalter gelang es ihr, durch schmiegsames Bündniß mit der Kirche und den Stadtgemeinden die großen Reichsbarone, die Beherrscher ganzer Provinzen, zu beseitigen,

und deren Gewalt mit der Krone zu vereinen. Dann gaben die englischen Kriege, und die inneren damit verbundenen Wirren Carl VII. den Anlaß, die Zustimmung seiner Stände zu dem ersten stehenden Heere in Europa, und, was dafür unumgänglich war, zu einer festen und bleibenden Steuer, welche von königlichen Beamten überall zu erheben wäre, zu gewinnen. Es machte den König unabhängig von der Lehnsbewaffnung des Adels; es eröffnete zugleich der Verwaltung des Königs den Zugang in die adlichen Herrschaften wieder. Dabei kam diese wichtigste Grundlage der absoluten Monarchie in Frankreich zu Stande unter dem Jubel der Bürger und Bauern, die hier endlich Schutz gegen adliche Wegelagerer, fahrende Söldnerbanden und englische Kriegsbeschwerden zu finden hofften. Seitdem stand die Monarchie in Frankreich auf eigenen Füßen, für sich allein stark genug, um den Ständen des feudalen Staates das Gleichgewicht zu halten. Aus diesem aber trat sie bald in eine unzweifelhafte Ueberlegenheit hinüber. Denn indem Franz I. sich von dem Papstthum einen durchgreifenden Einfluß auf die Besetzung der kirchlichen Aemter errang, brachte er den wichtigsten der alten Stände, den Clerus, in entschiedene Abhängigkeit von dem Throne. Er schmückte zu gleicher Zeit seinen Hof mit allem Prunke der burgundischen Etikette und den besten Erzeugnissen der italienischen Bildung, er erfüllte endlich die ganze Nation mit lebhaftem Schwunge für die gewaltigen Kämpfe gegen Kaiser Karl V. Mit beiden Antrieben lockte er vor Allem die Edelleute immer unwiderstehlicher aus der einsamen Selbstständigkeit ihrer Burgen in den glänzenden Dienst seines Palastes und seines Heeres. Die Einkünfte stiegen unter ihm und seinen Nachfolgern durch eine stets wachsende Zahl indirecter Abgaben: auf diese gestützt, konnte man die Zahl der Truppen beständig vermehren, und nachdem einmal die Krisis der Religionskriege überwunden war, gab es keine Genossenschaft in Frankreich mehr, stark genug, um der materiellen Gewalt des Königthums die Wage zu halten. Zuweilen erinnerte sich der Adel wohl noch an die alte Selbstständigkeit, wenn eine Spaltung in der königlichen Familie oder zwischen den Factionen des königlichen Hofes ihm Anlaß zu freierer Bewegung gab: es ist aber bekannt, wie Richelieu und Mazarin die letzten Regungen dieses bewaffneten Mißvergnügens zu Paaren trieben, und darauf Ludwig XIV. die Regierung übernahm, er sowohl als die Welt davon überzeugt, daß es keine Schranke seines Rechtes als seinen Willen gebe.

Es ist in der That nicht wohl möglich, ein höheres Bewußtsein von seiner Stellung zu haben, als es diesem Fürsten inne wohnte.

Aus der gesetzlich bestehenden Verfassung konnte er es nicht schöpfen: denn in dieser fand sich keine Abschaffung der alten Adelsrechte, der Befugnisse der Reichsstände, der Souveränität der hohen Gerichte. Er betrachtete aber die thatsächlichen Verhältnisse, nach welchen damals fast ein halbes Jahrhundert hindurch der König zu jedem Belieben auch die Kraft besessen hatte: er las, was im neuen Testamente oder im byzantinischen Rechte von dem göttlichen Ursprunge und der schrankenlosen Allmacht der Monarchie gesagt war, und kam zu der Ueberzeugung, daß Gott, welcher Könige über die Menschen gesetzt, ihnen damit auch unbedingte Verfügung über die Unterthanen verliehen habe. Er betrachtete sich als die Quelle jedes Rechtes im Staate, welches von selbst zerfalle, sobald er ihm die Genehmigung des Fortbestehens entziehe. Er gab Gesetze, erhob Steuern und änderte urkundliches Recht nach seinem Belieben. Die Aeußerungen dieses Herrscherbewußtseins gingen zuweilen über alles Maß des europäischen Menschenverstandes hinaus. Einmal forderte er ein Gutachten, ob ihm nicht, wie muhamedanischen Herrschern des Orients, das Eigenthum aller Aecker im Lande zustehe. Ein anderes Mal bedrohte er die private Wohlthätigkeit mit Strafen, weil der König und sonst Niemand der Hort und Schutz der armen Leute in Frankreich sei. Immer verstand es sich ihm von selbst, daß die Aufsicht über Gewissen und Religion zu den höchsten Rechten seiner Krone gehöre: man weiß, wie er die unglücklichen Hugenotten zu Tausenden gepeinigt oder über die Grenzen verjagt hat.

Ein, wie es scheint, so maßloser Despotismus war lange Jahre hindurch nichts desto weniger bei der Masse des französischen Volkes noch mehr verehrt als gefürchtet. Ludwig war ebenso thätig wie ehrgeizig, und sein Ehrgeiz selbst richtete sich nicht minder auf den Inhalt als den Glanz seines Berufes. Mitten in den Verschwendungen und Festlichkeiten seines Hofes, neben Jagd und Theater, unter Frauen- und Kunstgenuß, fand er Zeit und Arbeitskraft, die großen Interessen seines Reiches im Auge zu behalten, und das Wirken seiner Minister unaufhörlich mit seinen leitenden Gedanken zu durchdringen. Er hatte das Glück, für die innere Verwaltung Colberts eisernen, allseitigen, rastlosen Fleiß neben sich zur Hand zu finden: es ist wahr, er behandelte den großen Minister oft rauh wie einen Leibeigenen, immer aber unterstützte er ihn fast ein Menschenalter hindurch bei jedem schöpferischen Vorschlage, mit deren Reihe Colbert das moderne Frankreich gründete. Civil- und Finanzverwaltung, bürgerlicher und peinlicher Proceß, Industrie und Handel empfingen neue Antriebe und fruchtbare

Einrichtungen: die großen darauf bezüglichen Ordonnanzen sind nicht gerade tadellose Arbeiten, aber selbst ihre Mängel dürfen im 17. Jahrhundert für Fortschritte gelten, und überall zeugen sie von unermeßlichem Studium, praktischer Einsicht und nationaler Gesinnung. Vollends aber wird die Höhe ihres Standpunktes einem Jeden in das Auge fallen, der sich in die Actenmasse der laufenden Verwaltung unter diesem Ministerium vertieft [1]). Die Ueberlegenheit ist gewaltig, mit der sich der moderne Staat, unentwickelt und despotisch wie er ist, über die Verwirrung und die Beschränktheit des verfallenden Feudalwesens emporhebt. Es ist unter Colbert, wie vor ihm unter Richelieu, stets dieselbe Grundrichtung, in welcher seit dem Ausgange des Mittelalters jeder Fortschritt der Monarchie sich vollzieht. Als die Territorien des alten Feudalstaats zu einem weiten politischen Gemeinwesen verschmolzen, forderte überall die Entwicklung der Gesellschaft und der Cultur eine entsprechende Fortbildung der politischen Einrichtungen. Diese entscheidende Aufgabe zu übernehmen, entschloß sich in Frankreich nicht der Adel, nicht der Clerus, sondern das Königthum. Während der Adel seine Reisigen zu innern Fehden mißbrauchte, gründete die Krone das stehende Heer zum Schutze des Landes. Während der Adel die Polizei seiner Territorien gründlich vernachlässigte, sammelte die Krone die Schaaren der Maréchaussée zum Schirme des innern Verkehrs. Während der Adel an seine Privilegien und Befreiungen dachte, sorgte die Krone zum Besten Aller für die Entwicklung des Staatshaushaltes. So ging es fort durch alle Zweige des öffentlichen Lebens, und eben dies Verhältniß ist es, welches in tausendfacher Anwendung die Maßregeln der Colbert'schen Verwaltung charakterisirt. Handele es sich nun um die Anlage des großen Südcanals oder um die Schulden kleiner Stadtgemeinden, um die Sicherung der Landstraßen gegen vagabundirende Bettler oder um die Deckung des schuldlos Angeklagten gegen eine willkürliche Criminaljustiz: durchgängig ist das Gefühl für das allgemeine Wohl, die Pflege des Landes und der Schutz der niederen Classen auf der Seite des Ministers, und die unverdeckte Selbstsucht der Familie, des Standes oder der Gemeinde auf der Seite der Betheiligten. So hart die Regierung gegen zahllose Privatrechte verfuhr, so kann man doch nicht bezweifeln, daß in den meisten Fällen ihre organisatorische Wirksamkeit höchst wohlthätig auftrat. Erwägt man

---

1) Correspondance administr. de Louis XIV. ed. Depping.

dabei, daß sie Frankreich zu gleicher Zeit eine beinahe herrschende Stellung in Europa erkämpfte, und dem kriegerischen Stolze des Volkes die vollste Befriedigung verschaffte, so wird die lange Popularität Ludwig XIV. nicht mehr befremdend erscheinen.

Immer aber würde man irren, wenn man diese Regierung im vollen Sinne des Wortes für eine unumschränkte hielte. So stark sie war, so war sie doch auf allen Seiten von selbstständigen Gewalten, von Rechten und Freiheiten, von Privilegien und Sonderstellungen umgeben. Das Königthum, welches nur sehr allmählich seinen Gipfel über die verschiedenen Schichten der Feudalstände emporgehoben hatte, fand überall noch die Reste derselben, oft in schweren und großen Massen, auf seinen Bahnen. Es war keine Rede von den Gesichtspunkten der rationellen Zweckmäßigkeit, welche in den heutigen Staaten alle Theile des öffentlichen Wesens nach durchgreifendem Plane gleichartig und zusammenhängend gestaltet. Es fehlte durchgängig an einer systematischen und formell erkennbaren Abgrenzung der Rechte, die sich immer erst nachträglich als thatsächliches Ergebniß herausstellte, wenn im einzelnen Fall Regierung und Stände ihre Kräfte gemessen hatten. Obgleich der König das unbedingte Recht der Steuererhebung behauptete, und in den ältern Kronlanden beliebig ausübte, wachten die später erworbenen Grenzprovinzen mit reger Eifersucht über ihren Capitulationen und Privilegien, und erhielten damit eine starke Bevorzugung bei dem Aufbringen der Staatslasten. Wenn der König auf den Gebieten der Polizei, der Finanzen und der innern Verwaltung die Verleihung der Staatsämter nach freiem Willen ausübte, so galt doch in der Kirche, im Heere und am Hofe die Alleinberechtigung des Adels zum Besitze der höheren Stellen als eine bindende Regel, die nur in äußerst seltnen Fällen durchbrochen wurde. Während die Regierung in den meisten Landestheilen die Verwaltung unbedingt nach ihrem Gutdünken leitete, hatten sich doch in einzelnen Theilen des Reiches immer noch Provinzialstände mit starken Befugnissen und großem Ansehen erhalten: in Languedoc, Bourgogne, Bretagne, Artois, Bearn und einer Anzahl kleinerer Bezirke. Es waren jährliche Versammlungen von Bischöfen, Edelleuten und städtischen Magistraten: sie hatten jede neue Steuer zu genehmigen und in jedem Jahre dem Könige ein freies Geschenk zu bewilligen, sie bewirkten die Umlage aller Abgaben auf die Einwohner ihrer Provinz; sie behielten davon einen ansehnlichen Theil in ihrer Casse, und verwalteten aus diesen Mitteln die Straßen und Canäle, Marställe und Hospitäler des Landes. Ihre Be-

fugniß, jene Gelder zu genehmigen oder zu verweigern, war nach dem Geſetze völlig unbeſchränkt; ſie prüften wohl, ehe ſie die neue Bewilligung ausſprachen, ob die Regierung die Verheißungen des letzten Jahres erfüllt habe. Allerdings behauptete, gegenüber ihren Abſtimmungen, der König ſeinerſeits einen ebenſo unbeſchränkten Anſpruch auf den Gehorſam aller ſeiner Unterthanen, und ſetzte denſelben dann auch in der Regel durch, wie es ſeiner äußern Macht, und in den meiſten Fällen dem Bedürfniß der Geſammtheit entſprach.

Eine ungleich ſtärkere Selbſtſtändigkeit als die Provinzialſtände hielt die große Körperſchaft des Clerus der Allmacht des Staates entgegen. Der König beſaß das Recht die Biſchöfe und eine Anzahl niederer kirchlicher Beamten zu ernennen; einmal aber angeſtellt, verwalteten dieſe die kirchlichen Dinge beinahe in völliger Unabhängigkeit von der königlichen Regierung, und wo etwa ein weltlicher Einfluß ſtattfand, bei Berufungen gegen den Mißbrauch geiſtlicher Gewalt, bei der Anlage neuer Stiftungen oder dem Erwerbe neuer Güter und Vermächtniſſe, war es nicht der König allein, ſondern mit ihm auch die oberſten Gerichtshöfe, die Parlamente, welche das entſcheidende Wort ſprachen. Auf die Maſſe des Volkes übte der Clerus einen höchſt energiſchen Einfluß aus, ſo daß man z. B. die Verfolgung der Hugenotten in gleichem Maße als eine Wirkung des kirchlich angefeuerten Volkshaſſes wie der königlichen Unduldſamkeit betrachten kann. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch gab es vor den Augen des Geſetzes in Frankreich keine Befugniß, außerhalb der katholiſchen Kirche zu leben; die Ausſchließung von allen politiſchen Rechten verſtand ſich für den Ketzer von ſelbſt, und da die Pfarreien allein die Civilſtandsbücher führten, ſo fehlte es den Calviniſten an jedem Beweismittel ſogar für eheliche Geburt und Erbberechtigung. Wie die Leitung der Gewiſſen lag auch das Unterrichtsweſen auf allen ſeinen Stufen beinahe vollſtändig in der Hand der Kirche. Der größte Theil des Lehrerperſonals beſtand aus Geiſtlichen oder wurde von geiſtlichen Behörden ernannt; neben ihnen gab es noch eine Anzahl Lehrerſtellen, deren Inhaber von den ſtädtiſchen Gemeinden oder den Provinzialſtänden berufen wurden. Die Krone aber hatte, abgeſehen von fünf oder ſechs Specialſchulen, ſo gut wie keine Einwirkung auf die Bildung des heranwachſenden Geſchlechts. Der Clerus ertheilte den Unterricht ohne Forderung eines Schulgeldes; ſeine Schulanſtalten waren demnach zahlreich beſucht und ein gewiſſer Grad der claſſiſchen Bildung bei den höheren Ständen weit verbreitet. Neben dieſen Mitteln des geiſtigen Einfluſſes beſaß endlich die Kirche das

Gewicht einer colossalen und trefflich verwalteten Gütermasse mit Herrschaftsrecht über viele tausend Bauern, so wie einer Jahreseinnahme von etwa 130 Millionen Livres an Zehnten und verschiedenen Gebühren. Sie zahlte von diesem gewaltigen Reichthum dem Staate nicht mehr als sie frei beliebte, und nachdem die Sitzungen der Reichsstände längst außer Gebrauch gekommen, dauerten die Versammlungen des Clerus in ungestörter Regelmäßigkeit beinahe frei von jeder königlichen Einwirkung fort.

Wie Kirche und Unterricht hatte im alten Frankreich auch die Rechtspflege eine eigenthümliche und corporative Gestalt gewonnen. Auch hier war nicht an Einheit und Zweckdienlichkeit der Organisation zu denken: es war eine Mischung alter Ueberbleibsel und neuer Anfänge, die neben einander unter zahllosen Reibungen und Unannehmlichkeiten fort existirten. Ueberall besaßen adliche Grundherren oder städtische Behörden eine niedere und zuweilen auch eine höhere Gerichtsbarkeit über ihre Lehngüter. Die Beaufsichtigung dieser grundherrlichen Richter, so wie die Entscheidung aller wichtigeren Processe war den königlichen Amtsgerichten übertragen, unter denen wieder eine gewisse Anzahl unter dem Titel Präsidialhöfe als Berufungsinstanz dienten. Die Competenz aller dieser Behörden war aber weder fest noch unabänderlich bestimmt; Geburts- und Amts- und Standesvorrechte griffen vielfach ein, und bei gleichem Proceßverfahren im ganzen Reiche wurde die Sicherheit des Rechtes durch eine Masse verschiedener Provinzialgesetze, Gerichtsgewohnheiten und Polizeiregulative verringert. Die höchste Stufe in der richterlichen Amtshierarchie nahmen die Parlamente ein, zuerst neun, dann fünfzehn an der Zahl, das Pariser durch die Größe seines Bezirkes und das Ansehen seiner Magistratur vor den übrigen hervorragend, sie alle aber von dem Bewußtsein voller Souveränität erfüllt, und im Einzelnen weder unter einander, noch mit den untergeordneten Behörden, noch auch mit dem königlichen Rathe über die Grenzen ihrer Befugnisse einig. Nach verschiedenen Richtungen griffen sie auf das Tiefste sowohl in die Gesetzgebung als in die Verwaltung ein. Sie behaupteten den Anspruch, daß keine königliche Verordnung gesetzliche Kraft habe, bis sie in die Register des Parlamentes eingetragen sei, und daß sie gegen diese Eintragung aus Gründen des Rechtes und des Gemeinwohles Beschwerde erheben könnten. Sie erließen polizeiliche Verfügungen, Weisungen an die Sicherheitsbehörden, Urtheile über ungesetzliche Maßregeln der Verwaltungsbeamten. Sie standen in offner Rivalität gegen die Kirche,

und hatten das Bewußtſein, die Selbſtſtändigkeit des Staates und des Bürgers vor den Uebergriffen der Hierarchie zu ſchützen. Nicht ſelten empfahlen ſie ſich durch dieſe Tendenz auch dem Königthum, während bei andern Anläſſen ihre ſtarre Eigenwilligkeit der Regierung äußerſt unbequem wurde. Der König erzwang dann wohl die Eintragung des zurückgewieſenen Geſetzes, verbot die Verfolgung der angeklagten Behörde, ſchickte die unfolgſamen Richter in das Exil. In den meiſten Fällen mußten die Parlamente nachgeben, blieben aber um ſo feſter auf dem Grundſatz ihres Rechtes beſtehen, und kamen bei jedem neuen Anlaß mit unerſchütterlicher Zähigkeit darauf zurück.

Was nun das Verhältniß des Monarchen zu den Mitgliedern dieſer Höfe betraf, ſo war entſcheidend, daß die Aemter derſelben, ſo weit ſie nicht an einer Gutsherrſchaft hafteten, zu erblichem Beſitze verkauft waren, der König alſo nicht den mindeſten Einfluß auf die Beſetzung der Stellen beſaß. War man bei Hofe der Meinung, daß ein Tribunal die Juſtiz mangelhaft verwalte, ſo hatte man kein anderes geſetzliches Mittel dagegen, als Caſſation des Urtheils wegen Formfehler, oder neue Auslegung des Geſetzes, oder, ein bedenklicher Reſt des früheren Mittelalters, Anſichziehen des ganzen Proceſſes. Von einer Aenderung des Perſonals durch Abſetzung, Verſetzung oder Beförderung war keine Rede. Daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich dann in den übrigen Zweigen des öffentlichen Dienſtes. Sehr wenige unter den franzöſiſchen Königen waren ordentliche Haushalter geweſen, vielmehr hatten ſich, aus Nachläſſigkeit, Ehrgeiz oder Genußſucht, die Meiſten in ſteter Geldnoth befunden: ſo war ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts der traurige Gebrauch aufgekommen, die Aemter zu verkaufen, ja ſeit Heinrich IV. ſie zu erblichem Beſitze zu veräußern. So ging aus dem Staatsdienſt eine zahlreiche und ſelbſtſtändige Ariſtokratie hervor; um den Preis der Aemter zu ſteigern, verband die Regierung mit vielen derſelben die Erhebung in den Adelſtand, mit allen die Befreiung von den drückendſten Steuern. Die Zahl der ſo veräußerten, und oft nur zur Veräußerung geſchaffenen Aemter war ungeheuer. Richelieu, heißt es, ſchaffte hunderttauſend ab. Colbert berechnete, daß die Kaufſumme der zu ſeiner Zeit beſtehenden 500 Millionen Livres betrug. Sie fanden ſich in allen Gebieten des Staatsdienſtes, bei Hof und im Heere, im Steuer- und im Forſtweſen, in den Gemeinden und in den Zünften. Bei allen hatte der Staat für eine geringe Geldſumme das Recht aufgegeben, ſeine Organe zu lenken und zu beaufſichtigen.

Ludwig XIV. war aber nicht der Meinung, daß man mit einer ſolchen Staatsverfaſſung nicht regieren könne. Mochte ſein Thron von noch ſo vielen ſelbſtſtändigen Rechten umgeben ſein, ſo fand er das Weſentliche darin, daß die Berechtigten ſeine Gebote im Einzelnen befolgten. Es gab keine menſchliche Leidenſchaft, die er nicht zu dieſem Zwecke in Bewegung geſetzt hätte. Hinreißend liebenswürdig in jüngeren, Ehrfurcht erweckend in älteren Jahren, war er unübertroffener Meiſter in der Kunſt der perſönlichen Beherrſchung. Er benutzte die Eitelkeit des Adels, die Herrſchſucht der Magiſtrate, die Glaubenshändel der Geiſtlichen, die Habſucht Aller. Half weder Schmeichelei noch Intrigue oder Beſtechung — obwohl dies Alles in ausgearbeitetem Syſteme und unendlichem Umfange gebraucht wurde — ſo nahm er nach dem Bewußtſein ſeines göttlichen Berufes keinen Anſtand, zu den Mitteln der Furcht und der Gewalt zu greifen. Gegen widerſetzliche Landſchaften marſchirten ſeine Regimenter, unbequeme Magiſtrate erlagen unter dem Drucke der Bequartierungen, willkürliche Verhaftungen ließen die läſtigen Opponenten zu Hunderten verſchwinden. Allmälich entwickelte ſich aus unſcheinbaren Anfängen eine das geſammte Reich umfaſſende königliche Verwaltung, welche von Einem Mittelpunkt, dem Finanzminiſter, abhängig, ihren Einfluß Schritt auf Schritt in alle Lebenskreiſe der Nation vorſchob. Seit Richelieu gab es in jeder Provinz einen königlichen, jeder Zeit abſetzbaren Beamten, den Intendanten, welcher in jedem ſeiner Bezirke einen ebenſo abſetzbaren Beigeordneten (subdélégué) unter ſich hatte. Er ſollte zunächſt die Finanzintereſſen des Staates wahrnehmen, griff aber von dieſem Punkte aus bald nach allen Seiten umher, unterwarf die Gemeinden einer ſtrengen Aufſicht, drängte den Einfluß der adligen Grundherren in den Schatten, und legte eine ſtarke polizeiliche Gewalt über alle Theile ſeiner Provinz. Wie viele Privilegien, Corporationen und Exemtionen die neue Gewalt auch umringen mochten, die Monarchie hatte jetzt ein überall ſchlagfertiges Organ, eine jede derſelben, wenn nicht zu beſeitigen, aber doch unter ihrem Willen zu beugen. Die Provinzialſtände murrten zuweilen, aber bewilligten Alles, die Magiſtrate widerſprachen, aber fügten ſich zuletzt in ihre Niederlage; der Adel hing mit Zittern an dem Augenwinken des Herrſchers, und der Clerus floß von Devotion und Begeiſterung über. Ludwig fand ſich lange Jahre hindurch auf einer die Welt überragenden Höhe, auf welcher nur ſelten ein ferner Ton der Klage oder des Widerſpruchs ſein königliches Ohr erreichte.

War aber ein bleibendes Gedeihen auf ſolchen Grundlagen zu erreichen?

Die Möglichkeit deſſelben wird ſich nicht in Abrede ſtellen laſſen. Die damalige Stärke des Königthums war an ſich kein Schaden für das Land: im Gegentheil, ſie vertrat mit Glanz und Erfolg die Einheit des Landes, die Macht des Staates, die Bedürfniſſe des öffentlichen Wohles. Fragt man aber nach verfaſſungsmäßiger Freiheit, ſo boten damals noch die Corporationen, Stände und Parlamente eine Menge lebensfähiger Keime zur Ausbildung und Sicherung eines liberalen Rechtszuſtandes. Allerdings, die Aufgabe war ſchwierig genug. Wir bemerkten, wie in dem damaligen Frankreich weder Verwaltung noch Verfaſſung jemals mit ſyſtematiſchem Sinne geordnet worden waren: die einzelnen Einrichtungen beſtanden neben einander, verwickelt und ſchwerfällig, hinderten oder unterſtützten ſich, wie der Zufall ihrer Entſtehung ſie geſtellt hatte. Ohne Zweifel hätte es langwieriger Mühe bedurft, um ſie ſo weit zu reformiren, als es zu einem fruchtbaren Gleichgewicht zwiſchen Macht und Freiheit, zwiſchen Centralregierung und Selbſtverwaltung, zwiſchen Kronrecht und ſtändiſchem Rechte nöthig geweſen wäre. Wie geſagt, unendlich ſchwierig war die Aufgabe, aber unmöglich war ſie nicht. Einer größern Fähigkeit, als die Machthaber des achtzehnten Jahrhunderts ſie beſaßen, hätte es zu ihrer Löſung nicht bedurft, wohl aber einer ſtarken politiſchen Geſinnung, und dieſe ließ ſich, leider von Geſchlecht zu Geſchlecht in wachſendem Maaße, auf allen Seiten vermiſſen.

Wie unter Ludwig XIV. die Dinge lagen, wäre es nur der Krone möglich geweſen, den leitenden Antrieb zu jener Reform zu geben. Sie war durch kräftige Vertretung des Gemeinwohls zur Machtfülle emporgeſtiegen; wollte ſie ihr ferneres Gedeihen ſichern, ſo mußte ſie fortfahren, für das Gemeinwohl zu ſorgen, auch auf Koſten ihrer Alleinherrſchaft. Sie war ſtark geworden vermöge der beſchränkten Selbſtſucht der feudalen Stände; um dauernd zu beſtehen, mußte ſie dieſe Stände aus der egoiſtiſchen Unthätigkeit hervorreißen, und zu gemeinnütziger Arbeit oder was daſſelbe iſt, zu politiſcher Freiheit erziehen. Dadurch, und dadurch allein wäre es möglich geweſen, den Staat, und mit ihm die Krone, auf der einzigen feſten Grundlage, auf der thätigen Vaterlandsliebe aller Bürger ſicher zu ſtellen. Die tiefſte Wunde des damaligen Frankreichs — wir werden ſie ſehr bald im Einzelnen kennen lernen — war der feindliche Zwieſpalt zwiſchen en Ständen des Volkes; auf jenem Wege, und nur auf jenem, hätte

die Heilung ſich erreichen laſſen: ein ächter Frieden und ein freudiges Zuſammenwirken aller Claſſen, indem man auf jeder Stufe die politiſche Berechtigung nach dem Maße der gemeinnützigen Leiſtung feſtgeſtellt hätte. Die Krone, damals in unverletzlicher Höhe und faſt unbegrenzter Macht über dem Streite ſtehend, beſaß die Mittel für einen ſolchen Zweck. Nur kam es darauf an, dieſelben zu verwenden, auch auf Koſten, wenn es nöthig wäre, der perſönlichen Willkür ihres Inhabers. Denn die große That, die Stände einer Nation aus der Selbſtſucht zur Freiheit zu erziehen, wird offenbar erſt dann möglich, wenn der Erzieher ſeine Kraft in den Dienſt nicht der eignen Selbſtſucht, ſondern des nationalen Wohles ſtellt.

Von einer ſolchen Auffaſſung ſeines Berufes hatte aber Ludwig XIV., zum Unheile Frankreichs und der Bourbonen, keine Ahnung. Wohl hatte er Vieles und Großes für das Wohl ſeines Volkes gewirkt. Aber der ſeiner Natur angeborene Ehrgeiz war durch die Menge ſeiner Erfolge immer ſtärker zu einem coloſſalen Egoismus herangewachſen. Die thatſächliche Schrankenloſigkeit ſeiner Macht, welche ohne Zweifel eine Weile dem Staate und Volke nützlich geweſen, hatte ihm ſelbſt den ſchlimmſten Schaden zugefügt. Denn ſelten iſt einem irdiſchen Menſchen die Kraft gegeben, ſich das Bewußtſein der Pflicht zu erretten, wenn keine Nöthigung mehr von außen ihm das Recht der Andern ſichtbar macht. Ludwig, der ſein Amt als myſtiſche Vollmacht von Gottes Gnaden betrachtete, und jeden Widerſpruch durch materielle Gewalt zu zermalmen vermochte, unterlag wie Andere ſeines Gleichen der Verſuchung, den irdiſchen Rechtszuſtand gering zu achten, und ſeinen Stolz nicht mehr in patriotiſchem Wirken, ſondern in der Allmacht der eignen Leidenſchaft zu finden. Wozu den Adel die politiſche Unthätigkeit gebracht hatte, dazu führte ihn die politiſche Unbeſchränktheit: ſein hohes Amt verwandelte ſich ihm aus einem Antrieb zur Leiſtung in einen Titel zum Genuſſe. Die großen Anforderungen des fortſchreitenden Staates ließ er eine nach der andern außer Acht. Er verſäumte, im Bewußtſein ſeiner Stärke, den ſteten Widerſtreit zwiſchen der königlichen Verwaltung und den Rechten der Feudalſtände zu einer gedeihlichen Löſung zu bringen. Er dachte nicht daran, den politiſchen Sinn des Volkes durch geregelte Thätigkeit der höhern, durch angemeſſene Berechtigung der niedern Claſſen zu wecken. Er kam für ſich ſelbſt in ſeiner Allmacht und Selbſtvergötterung überhaupt von den Wegen des Staatswohls hinweg zu einer Politik perſönlicher Leidenſchaft und Ehrſucht. Durch eine Kette immer maßloſerer Eroberungs-

pläne stürzte er das Land in tödtlich erschöpfende Kriege, und vereinte ganz Europa zu allgemeiner und glücklicher Auflehnung gegen das französische Uebergewicht. Er beschädigte aber dadurch die Monarchie in doppelter Beziehung. Einmal entzog er ihr die materielle Grundlage der Kraft durch eine nicht auszuheilende Verwirrung der Finanzen, welche nach unten jede Erleichterung des hart gedrückten Volkes unmöglich machte, und nach oben die Regierung vollkommen aus ihren natürlichen Bahnen hinausdrängte. Denn da das Deficit immer zunahm, obgleich die Steuerkraft des Volkes auf das höchste angespannt war, so griff bereits Colbert, und seine Nachfolger in verstärktem Maße, zu dem traurigen Mittel, die Zahl der käuflichen Aemter in unglaublicher Weise zu mehren, und so das erbliche und ausschließliche Privileg durch den ganzen Körper des Reiches zu verbreiten. So verlor der Staat die Besetzung einer neuen Reihe von Aemtern im Steuer- und Forstwesen; der Privatindustrie wurde in vielen Städten der Holz-, Wein- und Branntweinhandel entzogen, selbst der ärmliche Verdienst der Schiffzieher, Packknechte und Leichenbitter wurde zum Monopol erhoben, und gegen ein ansehnliches Capital wenigen Familien ausschließlich gesichert. Sodann aber, und dies war das Schlimmste, sank das moralische Ansehen des Thrones. Den einsichtigen Despotismus verzeiht für eine Weile ein Volk, wenn es privates Gedeihen und öffentliche Macht darunter erwachsen sieht: hier aber herrschte Hungersnoth in allen Provinzen, Baumrinde war die tägliche Nahrung von Hunderttausenden, die Armee durch Niederlagen zerrüttet, und die einzige Wirkung der Gottähnlichkeit Ludwig's das offenbare Verderben des Reiches. Seine Nachfolger sollten es empfinden. Gleich nach seinem Tode stieß das Pariser Parlament seinen letzten Willen ohne Schwierigkeit um: die bedeutendsten Erfolge seiner inneren Politik gingen verloren; nach heftigen Erschütterungen mußte sein junger Urenkel den Weg der modernen Monarchie von Neuem beginnen.

Es war Ludwig XV.; man braucht nur den Namen auszusprechen, um das Ergebniß vor Augen zu haben. Wenn Ludwig XIV. durch die Uebertreibungen seiner Politik auch sein persönliches Ansehen beschädigt hatte, so gab sein Nachfolger der Welt ein Beispiel sittlicher Versunkenheit, wozu nur der Lebenslauf der verworfensten aller römischen Kaiser ein Seitenstück liefert. Der Bürgerstand lernte einen Thron verachten, welchen der König durch seine Ausschweifungen besudelte; die höhere Gesellschaft vergiftete sich alle Adern durch wetteifernde Nachahmung der königlichen Laster. Hatte Ludwig XIV. die Rechte der

feudalen Stände keiner großen Reform unterzogen, weil er sie thatsächlich alle beherrschte und sich ihnen insgesammt überlegen fühlte, so stieg sein Enkel in ihre Reihen hinab, nahm an ihren Parteihändeln Antheil, und wußte sie nicht aus eigener Kraft, sondern den Einen nur durch die Hülfe des Andern zu bekämpfen. So demüthigte er zuerst die Parlamente, um Clerus und Jesuiten zu befriedigen, verbündete sich dann auf das Antreiben der Marquise Pompadour mit dem ritterlichen Adel, um den überragenden Einfluß der Kirche zu brechen, und fiel endlich durch den Einfluß der Gräfin Dubarry wieder in die Abhängigkeit einer jesuitischen Faction zurück, nachdem ihm die Macht der Parlamente zu Häupten gestiegen war. Jede dieser privilegirten Classen benutzte die Zeit ihrer Gunst, um ihre Vorrechte zum Schaden des Staates oder des Volkes zu mehren, und erfüllte die Tage ihres Mißgeschicks mit demagogischen Klagen gegen den Despotismus der königlichen Regierung. In jedem Falle büßte die letztere entweder einen Theil ihrer Gewalt oder ihrer Volksgunst ein. Dabei erlitt das Ansehen Frankreichs nach Außen immer empfindlichere Niederlagen. Man hat das Bündniß mit Oesterreich, welches die Marquise Pompadour 1756 abschloß, sehr oft mit Unrecht getadelt: nicht das Eingehen desselben hat Frankreich Schaden gebracht, sondern die elende Führung des gleichzeitig mit England begonnenen Krieges durch die damals herrschende Faction. Als sie dann unter Choiseul's Leitung im Begriffe war, nach lobenswerthen Rüstungen und unter günstigen Aussichten den Kampf wieder aufzunehmen, erlag sie den jesuitischen Gegnern, welche aus Parteihaß die Kriegspolitik der gestürzten Machthaber verdammten, und Frankreich zu völliger Nichtigkeit in Europa herunterbrachten. Die Herabwürdigung der Monarchie unter den Einfluß der feudalen Parteien hatte also auch die nationale Demüthigung im Gefolge. Es war der letzte Stoß für das Ansehen der alten Staatsordnung.

Ein solcher Zustand mußte eine erregbare, und in ihren höheren Schichten gebildete Nation wie die französische in tiefe und lebhafte Gährung versetzen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erhob sich trotz aller Fesseln der Censur und der Bastille die Kritik der öffentlichen Meinung immer allseitiger und immer ungestümer. Eine revolutionäre Wendung hatte der Strom der Gedanken schon längst in ganz Europa. Nachdem die große Autorität des Mittelalters, die Kirche, sich nicht mehr als unfehlbar und einig erwies, gab es für die Zeit überhaupt keinen äußern Haltpunkt mehr. Die Kirche hatte Staat und Recht

ſchaft und Kunſt in ſich beſchloſſen, Natur und Welt außer ihr für etwas Verlorenes und Sündhaftes erklärt: als ſie nun ſelbſt ſich ſpaltete, kam nicht blos der Glauben, ſondern der ganze Zuſtand der Menſchen in Schwanken. Ueberall trat die Ueberzeugung hervor, kein Beſtehendes mehr ohne Ausweis ſeines inneren Werthes anzuerkennen, dafür aber ohne Rückſicht auf äußere Schranken jedem ächten Leben nachzuforſchen und es ſich anzueignen. Hatte ſich das Mittelalter von der Welt abgewandt, ſo ergriff man jetzt von der Natur wie von etwas ganz neu Entdecktem jubelnd Beſitz: hatte die alte Kirche die Nichtigkeit alles Irdiſchen verkündet, ſo wandten ſich jetzt alle Triebe der Entwicklung des materiellen Zuſtandes zu: hatte das religiöſe Weltalter vor Allem die Sündhaftigkeit des Menſchen betont, ſo trat jetzt der Gedanke des göttlichen Bildes im Menſchen, der Würde und des Werthes des menſchlichen Geiſtes in den Vordergrund. Dies traf in das Herz des alten Staates, der von dem Menſchen als ſolchen niemals Notiz genommen, ſondern ihn nur nach Stand und Zunft geſchätzt hatte. Es entſtand die Forderung, nicht des Umſturzes aller beſtehenden Ordnung, wohl aber der Zugänglichkeit ihrer Rechte für jeden aufſtrebenden Geiſt. Eine neue Politik arbeitete ſich gleichzeitig mit einer unbekannten Naturforſchung und einer ſchöpferiſchen Philoſophie an das Licht. Ueberall wandte man ſich von dem Idealen hinweg, weil es dem drängenden und gährenden Bedürfniß nicht ſicher und greiflich genug erſchien: die ganze Zeit erfüllte ſich mit realiſtiſchen und praktiſchen Trieben, die ſich nur allmählich zu Humanität und Schönheitsſinn abklärten. Wie das religiöſe Mittelalter ſeine Ketzermorde gehabt hatte, ſo fehlte es auch der neuen Weltrichtung nicht an Fehlgriffen und Vergehen: man ſoll aber über dem Tadel derſelben nicht vergeſſen, daß der Zuſtand, aus dem ſie Europa emporgeriſſen, uns Allen ohne Ausnahme als die unerträglichſte Barbarei erſcheinen würde. Man hat eine Zeit lang die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zum Theil in ihren werthloſeſten Ausläufern überſchätzt; man iſt jetzt nur zu geneigt, ihr weltgeſchichtliches Verdienſt zu überſehen, weil es das Gemeingut Aller und der Boden unſeres Zuſtandes geworden iſt. Wer jedoch über ihre zuweilen ſchlaffe oder heuchleriſche Humanität die Achſeln zucken möchte, verſetze ſich erſt in die gänzlich inhumane Zeit vor ihrem Wirken zurück. Weder das klaſſiſche noch das chriſtliche Alterthum, weder das Mittelalter noch die Reformation, nahm einen Anſtoß an den ärgſten Gräueln der Kriegführung, an den Qualen einer grauſamen Criminaljuſtiz, an einer Vernichtung der politiſchen Gegner, gegen welche alle Schrecken

unſerer Revolutionen und Reactionen Kinderſpiele ſind. Der Gedanke, daß das Leben jedes einzelnen Menſchen für die Andern etwas bedeute, iſt erſt durch das vorige Jahrhundert eine thätige Kraft geworden.

Die verneinende Seite dieſes Geiſtes, die Verwerfung der Autorität, hatte nun in Frankreich einen in jeder Beziehung günſtigen Boden. Denn hier war alles Beſtehende in ſeinem Wirken erbärmlich, und was vielleicht noch ſchwerer wog, in ſeinen Rechtstiteln ungewiß. Es folgte aus der Regierungsweiſe Ludwig XIV., daß das Königthum alle Gewalt, die Feudalſtände aber alles Recht beſaßen, und damit die beiden Elemente dieſes gemiſchten Staates ſich in der öffentlichen Meinung gegenſeitig aufhoben. Es gab in dem franzöſiſchen Staatsrechte kaum eine unangefochtene Stelle; es war ganz natürlich, daß die Neuerung von vorn herein ihren Ausgangspunkt in Natur- und Menſchenrecht ſuchte. Der Wunſch, das Beſtehende zu verbeſſern, der bei geſunden Nationen ſich erſt bei äußerſtem Mißlingen in den Drang der Zerſtörung umſetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos. Die Einen drückten ſich milder, die Anderen herber aus, die Einen hofften auf friedliche Mittel, die Anderen auf gewaltthätige Revolution, die Einen ſtudirten einzelne Seiten, die Anderen den geſammten Bau des Staatslebens: ſo weit ſich aber die Betrachtung erſtreckte, ſo weit ſtand auch die Ueberzeugung von der gänzlichen Untauglichkeit des Alten feſt. Auf die zahlloſe Menge der Theorien, welche damals die Luft erfüllten, im Einzelnen einzugehn, iſt für unſern Zweck nicht nöthig: genug, wenn wir zwei Hauptrichtungen unterſcheiden, die ſich dem alten Gemeinweſen entgegenwarfen. Beide empfanden den unberechtigten und ſchädlichen Druck der bisherigen Vorrechte, der Krone, der Kirche, der Feudalſtände. Die Einen antworteten darauf mit der Forderung, daß an die Stelle all dieſer Herrſchaften die unbedingte Freiheit der Einzelnen, die Andern, daß dafür die Herrſchaft der bisher gedrückten Mehrheit eintreten ſollte. Auf jene Seite im Weſentlichen gehört Voltaire, auf dieſe Rouſſeau, und in den ökonomiſchen Fragen auf jene die Phyſiokraten, auf dieſe die Socialiſten. Damals, um die Mitte des Jahrhunderts, empfand man die Tiefe eines ſolchen Gegenſatzes noch wenig: man arbeitete unter unendlichem perſönlichem Hader, mit ewig wechſelnder Gruppirung, in allen denkbaren Formen der Literatur, des geſelligen Lebens, der Freimaurerei und des Ordensweſens an dem gemeinſamen Werke, an der Zerſtörung des Alten. Man wird dieſe Dinge nicht den Grund der Revolution nennen dürfen: man wird es um ſo weniger, als bei der Schwäche der Zeitungspreſſe, der Strenge

gegen Druck und Buchhandel, dem geringen Verkehr im Lande und der tiefen Unbildung des Volkes, die geistige Bewegung fast ganz innerhalb der guten Gesellschaft blieb, und selbst die bürgerlichen Schichten nur an wenigen Punkten erreichte. Nur so viel kann man sagen, daß einige Führer der Revolution aus jener Literatur die erste Richtung empfingen, wie denn z. B. Robespierre aller Orten Rousseau im Munde führte: das praktisch Wesentliche aber that hier wie überall, wo die Gewalt der Massen vollständig entbunden wird, nicht eine politische Theorie, sondern die Macht der populären Leidenschaften. Desto stärker aber war vor der Revolution die Einwirkung der Theorie auf die privilegirten Classen selbst. Da sie der Reihe nach abwechselnd mit der Regierung verbündet und mit ihr in Widerstreit waren, so sogen sie gleich eifrig die Pest der höfischen Sittenlosigkeit und die Lehren der radikalen Opposition ein. Die Parlamente, welche als ächte Glieder des feudalen Systemes auch damals noch die Aechtung des Protestantismus und das Verbot des zinsbaren Darleihens eifrig aufrecht hielten, erfüllten sich doch im Kampfe gegen die Jesuiten mit aller Frivolität der Voltaire'schen Schule, und stimmten laut in den Ruf nach Ausrottung des Aberglaubens ein. Der Hofadel lernte unter Choiseul's Verwaltung sich in der Stärke des freien Geistes fühlen und schaarte sich nach dessen Sturze wieder um die äußere Kirchlichkeit, man kann sich denken, mit welcher Inbrunst, da es unter dem Einflusse der verworfensten aller königlichen Maitressen, der Dubarry, geschah. Gerade hier, in der unmittelbaren Nähe des Thrones, gewann von allen die radikalste Ansicht die tiefsten Wurzeln, die Weltanschauung eines rohen Materialismus, nach welcher nichts als der Sinnengenuß nnd die Eigensucht wirklich, alles Andere aber ein leeres Spiel der Einbildung ist.

So war, als die schimpfliche Regierung Ludwig XV. endete, der Bau des alten Staatswesens in allen Theilen unterhöhlt. Die Krone hatte durch die Laster des Königs und die Schwäche gegen das Ausland, die Feudalstände durch ihre inneren Händel und den Kampf mit der Krone, beide durch das Aufkommen der radikalen Staatslehren Ansehen und Halt auf das Gründlichste verloren. Die Masse des Volkes aber fand sich dadurch nicht gebessert. Vielmehr war der Druck der Privilegien, der sich über alle Punkte der bürgerlichen Gesellschaft erstreckte, mit der inneren Fäulniß der Zustände nur immer härter geworden. Denn je tiefer die höheren Classen in ihrem sittlichen Bestande sanken, desto schwerer und eigensüchtiger traten ihre Anforderungen an das gemeine Wesen auf. Es war die traurige Folge nicht bloß per-

ſönlicher Leidenſchaft: es war zu großem Theile das unaufhaltſame Ergebniß der Staatsordnung ſelbſt. Das Wachsthum der Krone hatte dem Adel die politiſche Macht entzogen; die königlichen Beamten drängten ihn täglich mehr von der politiſchen Thätigkeit zurück. Der Grundherr berief noch den Gutsrichter, aber er ſelbſt bekümmerte ſich nicht mehr um die Rechtsſicherheit der Inſaſſen. Von ſeiner frühern Theilnahme an Polizei, Verwaltung und Milizweſen in ſeinem Bezirke war keine Rede mehr. Das Einzige, was er noch von ſeiner einſtigen Stellung behauptete, waren die Ehrenvorrechte und Befreiungen von Steuern und Laſten, mit denen ihn einſt das Gemeinweſen für ſeine politiſche Arbeit belohnt hatte, mit denen er jetzt als verdienſtloſer Günſtling des Glückes über ſeine zahlenden und dienenden Mitbürger hervorragte. Da dieſe Vorrechte den einzigen noch übrigen Inhalt ſeines Standesbewußtſeins bildeten, ſo lag die Wendung nahe, die unbedingte Bewahrung derſelben für die höchſte Standespflicht zu halten. Der Adel, der einſt ein öffentliches Amt geweſen, wurde jetzt zur Quelle des perſönlichen Genuſſes. Das naturgemäße Verhältniß, daß die ſtärkſte Leiſtung auch das höchſte Recht zur Folge, und das glänzendſte Privileg die wirkſamſte Thätigkeit zur Vorausſetzung hat, ſchlug in dieſem Staate in ſein völliges Gegentheil um. Alle Einrichtungen nahmen die Richtung auf eine höchſt reichliche Ausſtattung der höhern Stände bei möglichſt geringer Leiſtung, auf eine höchſt drückende Ausbeutung der niederen Claſſen ohne jede politiſche Berechtigung. Um es uns im Einzelnen zu vergegenwärtigen, gehen wir die großen Lebenskreiſe des franzöſiſchen Volkes durch [1]).

Der bei weitem wichtigſte war damals die Landwirthſchaft. Von 25 Millionen Einwohnern waren ungefähr 21 damit beſchäftigt, von 51 Millionen Hektaren — ſo groß war die Oberfläche des Reiches — nahm ſie 35 in Anſpruch, nicht ganz ſo viel wie jetzt, mehr als noch einmal ſo viel als in dem heutigen England. Nicht ſelten hat man ſich nun vorgeſtellt, das Eigenthum dieſer Ländermaſſen ſei faſt ausſchließlich in der Hand der Kirchen, Klöſter, Edelleute und Finanzmänner geweſen: ſo daß man vor 1789 nur große Güter gekannt, und erſt die Revolution einen Stand der kleinen Eigenthümer geſchaffen hätte. Die

---

1) Für das Folgende ſind vor Allem die miniſterielle statistique de la France und die glänzenden Arbeiten Moreau de Jonnès (ſo wie jetzt auch Lavergne, économie rurale, 2. édit.) benutzt. Letzterer gibt häufige Nachweiſungen über den älteren Zuſtand, die jedoch hier und da der Controle und Berichtigung bedürfen.

Einen finden darin das höchste Lob, die Anderen den tiefsten Schaden der neuen Zeit: über die Thatsache aber sind sie um so einiger, als sie in den Debatten der revolutionären Versammlungen fast unaufhörlich angekündigt wird. Allein sieht man näher zu, so zeigt sich, daß nicht auf dieser Seite die Wirkung des Feudalsystems auf den Landbau zu suchen ist. Die Autorität der revolutionären Redner kann man nicht hoch anschlagen, da sie einmal ein politisches Interesse hatten, die vorhandenen großen Güter zu Gunsten der städtischen Proletarier zu zerstückeln, und sodann sich überall in statistischen Dingen in fabelhafter Weise unwissend zeigten. Versetzt man dagegen sich selbst in die Zustände vor 1789 zurück, so begünstigte, abgesehen von Lehn- und Kirchengütern, auch das alte französische Erbrecht die Anhäufung der Güter keineswegs; und oft hörte man den Adel klagen, daß die Roture mehr und mehr Güter erwerbe, begreiflich genug, da die Geldmacht dem alten Adel gegenüber in stetem Wachsthum begriffen war. In den Verhältnissen lag mithin alle Möglichkeit zur Theilung des Bodens, und einer der glaubwürdigsten Beobachter spricht dann kurz vor der Revolution nach dreijährigen Forschungen in allen französischen Provinzen das Ergebniß aus, daß ungefähr ein Drittel des Landes von kleinen Eigenthümern bebaut werde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber, und vor Allem in Lothringen und Champagne, arm und elend seien: die Zersplitterung bei den Erbschaften, bemerkt er, ist zu groß; ich habe häufig Besitzungen von zehn Ruthen mit einem Fruchtbaume gesehen, man sollte mit einem gesetzlichen Theilungsverbote dazwischen treten.

Es ist Arthur Young, einer der ersten Landwirthe des damaligen Europa, welcher nach unermüdlichen Beobachtungen dies Zeugniß ablegt. Einheimische Beobachter bekräftigen seine Aussage. Die Zersplitterung der Güter, sagt Turgot, ist so groß, daß ein Besitzthum, welches eben für eine Familie ausreichte, unter fünf oder sechs Kinder getheilt wird. Die Güter, berichtet ein Intendant, werden in gleichmäßiger und beunruhigender Weise zersplittert; die Aecker werden in das Unendliche getheilt und die Stücke weiter getheilt. So war es bei den Bauern, bei den kleinen Besitzern [1]). Die übrigen zwei Drittel des Bodens standen nun durchaus im Eigenthum großer Grundherren, theils des Adels und Clerus, theils der Magistratur und Geldmacht. Auf welche Weise diese ihre Güter nutzbar machten, werden wir sogleich

[1]) Angeführt bei Tocqueville, l'ancien régime 60.

unterſuchen, bemerken aber vor Allem, daß eine Claſſe mittlerer Eigenthümer, groß genug, um von dem Acker ein ſorgenfreies Daſein zu gewinnen, und immer noch ſo klein, um zu ſteter und angeſtrengter Arbeit genöthigt zu ſein, daß mit einem Worte ein ländlicher Mittelſtand völlig fehlte. Heutigen Tages laſſen ſich die ländlichen Eigenthümer Frankreichs in drei Maſſen ſondern, deren jede ungefähr ein Drittel des ertragfähigen Landes beſitzt. 18 Millionen Hektaren fallen auf 183,000 große, 14 Millionen auf 700,000 mittlere, 14 auf nicht ganz 4 Millionen kleiner Eigenthümer [1]). Zieht man den Vergleich mit dem alten Zuſtande, ſo iſt das letzte Drittel armer Beſitzer in genauer Uebereinſtimmung auf beiden Seiten vorhanden, und merkwürdig genug, es findet ſich faſt ungeändert 1815 und 1831, ebenſo wie vor der Revolution und in unſerer Zeit. Die furchtbarſten Stürme gehen über ſeine Oberfläche und ändern nichts an ſeinem Beſtehen. Was aber die Bewegung von 1789, was die Freiheit des Bodens und die bürgerliche Gleichheit in Wahrheit neu erſchaffen hat, das iſt jene Mittelklaſſe, welche jetzt ein volles Drittel des Areales inne hat. Man wird geſtehen, ein merkwürdiges Ergebniß. Wie oft iſt es von Feudalen und Socialiſten verkündet worden, daß die volle Freiheit in ökonomiſchen Dingen zur Vertilgung der Mittelklaſſen und dem Gegenſatze der Millionäre und Proletarier führe! Hier ſehen wir das Gegentheil in einer der größten geſchichtlichen Thatſachen. Das Feudalſyſtem hat durch ſeine Beſchränkungen den ländlichen Mittelſtand zerdrückt, die Herrſchaft der Freiheit hat ihn neu geſchaffen. Faſſen wir aber die Stellung jener Optimaten und der von ihnen abhängigen Leute noch etwas näher in das Auge.

Die erſte Thatſache, welche uns hier begegnet, iſt eine traurige. Es war nur eine verſchwindende Minderheit der großen Beſitzer, welche ſich ſelbſt um ihre Güter und deren Inſaſſen kümmerte. Wer es irgend vermochte, eilte zu den Genüſſen des Hofes oder der Hauptſtadt, und kehrte erſt auf ſeine Güter zurück, um hier die liederlich ausgeleerte Börſe wieder zu füllen. Da lebten ſie in knauſeriger und zuſammenſcharrender Zurückgezogenheit, in elend eingerichteten Schlöſſern nicht den Bauern als unerbittliche Gläubiger gemieden, oder auch [illegible]ſen ſei- Wald und Wüſtung, um die Freuden der Jagd in nächgenießen. Von geiſtigen Intereſſen war ſo wenig wi-

1) Cochut, revue des deux mondes, sept. 1848. p. 325 ff.

Einen finden darin das höchste Lob, die Anderen den tiefsten Schaden der neuen Zeit: über die Thatsache aber sind sie um so einiger, als sie in den Debatten der revolutionären Versammlungen fast unaufhörlich angekündigt wird. Allein sieht man näher zu, so zeigt sich, daß nicht auf dieser Seite die Wirkung des Feudalsystems auf den Landbau zu suchen ist. Die Autorität der revolutionären Redner kann man nicht hoch anschlagen, da sie einmal ein politisches Interesse hatten, die vorhandenen großen Güter zu Gunsten der städtischen Proletarier zu zerstückeln, und sodann sich überall in statistischen Dingen in fabelhafter Weise unwissend zeigten. Versetzt man dagegen sich selbst in die Zustände vor 1789 zurück, so begünstigte, abgesehen von Lehn- und Kirchengütern, auch das alte französische Erbrecht die Anhäufung der Güter keineswegs; und oft hörte man den Adel klagen, daß die Roture mehr und mehr Güter erwerbe, begreiflich genug, da die Geldmacht dem alten Adel gegenüber in stetem Wachsthum begriffen war. In den Verhältnissen lag mithin alle Möglichkeit zur Theilung des Bodens, und einer der glaubwürdigsten Beobachter spricht dann kurz vor der Revolution nach dreijährigen Forschungen in allen französischen Provinzen das Ergebniß aus, daß ungefähr ein Drittel des Landes von kleinen Eigenthümern bebaut werde, die in Flandern, Elsaß, Bearn und der nördlichen Bretagne wohlhabend, sonst aber, und vor Allem in Lothringen und Champagne, arm und elend seien: die Zersplitterung bei den Erbschaften, bemerkt er, ist zu groß; ich habe häufig Besitzungen von zehn Ruthen mit einem Fruchtbaume gesehen, man sollte mit einem gesetzlichen Theilungsverbote dazwischen treten.

Es ist Arthur Young, einer der ersten Landwirthe des damaligen Europa, welcher nach unermüdlichen Beobachtungen dies Zeugniß ablegt. Einheimische Beobachter bekräftigen seine Aussage. Die Zersplitterung der Güter, sagt Turgot, ist so groß, daß ein Besitzthum, welches eben für eine Familie ausreichte, unter fünf oder sechs Kinder getheilt wird. Die Güter, berichtet ein Intendant, werden in gleichmäßiger und beunruhigender Weise zersplittert; die Aecker werden in das Unendliche getheilt und die Stücke weiter getheilt. So war es bei den Bauern, bei den kleinen Besitzern [1]). Die übrigen zwei Drittel des Bodens standen nun durchaus im Eigenthum großer Grundherren, theils des Adels und Clerus, theils der Magistratur und Geldmacht. Auf welche Weise diese ihre Güter nutzbar machten, werden wir sogleich

[1]) Angeführt bei Tocqueville, l'ancien régime 60.

unterſuchen, bemerken aber vor Allem, daß eine Claſſe mittlerer Eigenthümer, groß genug, um von dem Acker ein ſorgenfreies Daſein zu gewinnen, und immer noch ſo klein, um zu ſteter und angeſtrengter Arbeit genöthigt zu ſein, daß mit einem Worte ein ländlicher Mittelſtand völlig fehlte. Heutigen Tages laſſen ſich die ländlichen Eigenthümer Frankreichs in drei Maſſen ſondern, deren jede ungefähr ein Drittel des ertragfähigen Landes beſitzt. 18 Millionen Hektaren fallen auf 183,000 große, 14 Millionen auf 700,000 mittlere, 14 auf nicht ganz 4 Millionen kleiner Eigenthümer [1]). Zieht man den Vergleich mit dem alten Zuſtande, ſo iſt das letzte Drittel armer Beſitzer in genauer Uebereinſtimmung auf beiden Seiten vorhanden, und merkwürdig genug, es findet ſich faſt ungeändert 1815 und 1831, ebenſo wie vor der Revolution und in unſerer Zeit. Die furchtbarſten Stürme gehen über ſeine Oberfläche und ändern nichts an ſeinem Beſtehen. Was aber die Bewegung von 1789, was die Freiheit des Bodens und die bürgerliche Gleichheit in Wahrheit neu erſchaffen hat, das iſt jene Mittelklaſſe, welche jetzt ein volles Drittel des Areales inne hat. Man wird geſtehen, ein merkwürdiges Ergebniß. Wie oft iſt es von Feudalen und Socialiſten verkündet worden, daß die volle Freiheit in ökonomiſchen Dingen zur Vertilgung der Mittelklaſſen und dem Gegenſatze der Millionäre und Proletarier führe! Hier ſehen wir das Gegentheil in einer der größten geſchichtlichen Thatſachen. Das Feudalſyſtem hat durch ſeine Beſchränkungen den ländlichen Mittelſtand zerdrückt, die Herrſchaft der Freiheit hat ihn neu geſchaffen. Faſſen wir aber die Stellung jener Optimaten und der von ihnen abhängigen Leute noch etwas näher in das Auge.

Die erſte Thatſache, welche uns hier begegnet, iſt eine traurige. Es war nur eine verſchwindende Minderheit der großen Beſitzer, welche ſich ſelbſt um ihre Güter und deren Inſaſſen kümmerte. Wer es irgend vermochte, eilte zu den Genüſſen des Hofes oder der Hauptſtadt, und kehrte erſt auf ſeine Güter zurück, um hier die liederlich ausgeleerte Börſe wieder zu füllen. Da lebten ſie in knauſeriger und zuſammenſcharrender Zurückgezogenheit, in elend eingerichteten Schlöſſern, von den Bauern als unerbittliche Gläubiger gemieden, oder auch mitten in Wald und Wüſtung, um die Freuden der Jagd in nächſter Nähe zu genießen. Von geiſtigen Intereſſen war ſo wenig wie von landwirth-

---

[1]) Cochut, revue des deux mondes, sept. 1848. Rossi, économie politique, p. 325 ff.

Das Verhältniß zum Gutsherrn mußte bei ſolchen Zuſtänden ein abſcheuliches ſein. Schon das bisher Angeführte charakteriſirt dieſes Gemeinweſen, welches allen Genuß dem Reichen, alle Laſt dem Armen zuwälzte. In dem ariſtokratiſchen England war damals ein Viertel des Rohertrags ein hoher Pachtſchilling, und dabei bezahlte der Gutsherr hohe Zehnten und Armentaxe[1]). In Frankreich war die Hälfte die Regel, und die Gutsherren befreiten ſich noch dazu durch ihre Privilegien von vielen öffentlichen Laſten, die mit verdoppeltem Gewichte auf die Meier zurückfielen. So verhielt ſich der Ertrag des franzöſiſchen Ackers zum engliſchen wie 9 zu 14, die Rente aber des engliſchen Grundherrn ſtand auf $2^3/_4$, die des franzöſiſchen auf $3^3/_4$ Procent[2]). Der Ausfall im Ertrage traf alſo doppelt den Antheil des kleinen Colonen. Dazu kamen die Menge der gutsherrlichen Rechte, Frohnden auf dem Herrnhofe, Zehnten für die Kirche, Straßenbau für den Staat. Der Gutsherr, der ſeine Naturalgefälle theuer zu verkaufen trachtete, wünſchte ſich hohe Getreidepreiſe; der Bauer, der bei ſo vielen Abgaben nicht genug für ſeine Familie erzeugte, ſehnte ſich wie der ſtädtiſche Proletarier nach niedrigen Korntaxen. Mit einem Worte, den beiden ſo eng auf einander angewieſenen Claſſen war nichts auf der Welt gemein: ſie ſtanden ſich nach Bildung, Intereſſen, Genüſſen wie Bewohner verſchiedener Erdtheile, hier mit Verachtung, dort mit Ingrimm gegenüber. Wenn der Bauer die Thürme des Herrnhauſes erblickte, ſo hatte er keinen lieberen Gedanken, als einmal das Schloß mit den Schuldregiſtern darinnen in Brand zu ſtecken.

Hier und da gab es im Einzelnen beſſere Verhältniſſe, im Großen können wir nur zwei Ausnahmen der trübſeligen Regel anführen. In Anjou herrſchte Meierwirthſchaft wie in Niederbretagne und Guyenne: dennoch waren dort die Bauern wohlhabend und die Edelleute beliebt. Niederpoitou war nämlich die einzige Provinz, aus der ſich der Adel nicht in den Strudel des Hoflebens hatte hineinlocken laſſen. Der Edelmann ſaß auf ſeinem Schloſſe, in Wahrheit der Herr ſeiner Güter, der Verwalter ſeiner Aecker, der Pfleger ſeiner Bauern. Er gab ihnen Vorſchuß zur Anſchaffung, Lehre zur Erhaltung ihres Viehs[3]); die Ausweiſung eines Meiers war unerhört, der Knecht war auf dem Gute geboren, der Gutsherr der Pathe aller Kinder auf den Colonaten. Oft

---

[1]) Yvernois, tableau des pertes etc.

[2]) Young l. c.

[3]) Sauvegrain, considérations sur la population etc. Paris 1806.

ſah man ihn mit den Bauern zuſammen auf den Markt ziehen, um dieſem die Rinder möglichſt vortheilhaft zu verkaufen. In ſolchen ehrenwerthen Sorgen ging aber auch ſein Geſichtskreis völlig auf; er ehrte Gott und den König, arbeitete auf ſeiner Scholle, war ein guter Jäger und Trinker, und wußte von der Welt und ihrer Bildung ſo wenig wie ſeine Meier.

Im Norden des Reiches aber hatten ſich modernere Zuſtände entwickelt. Hier fand man wohlhabende Pächter, welche auf eine Reihe von Jahren die Güter gegen feſte Geldpacht übernahmen, die Höhe derſelben nach den Steuern abmaßen, und mit Einſicht und Capitalkraft wirthſchafteten. Dies war die Regel in Flandern, Artois, Picardie, Normandie, Isle de France und einigen kleineren Bezirken. Hier ſtand der Eigenthümer auf ſichern Renten, der Ertrag des Bodens war doppelt ſo groß wie bei den Meiern. Das Land nahm ſich aus wie ein Garten, die ärmeren Nachbarn fanden auf den ſtattlichen Pachthöfen ein reichliches Unterkommen. Es waren dieſelben Provinzen, in welchen Young die kleinen Eigenthümer in leidlichem Wohlſtande antraf. Wenn hier ein ſolcher Bauer ein ſchmales Streifchen Land neben ſeiner Hütte beſaß, eben groß genug, um etwas Gemüſe, Futter für ein paar Ziegen und einige Weinreben zu ziehen, ſo verdiente er den Reſt ſeiner Bedürfniſſe entweder im Tagelohn bei dem benachbarten Pächter, oder als Weber für den nächſten Fabrikanten. Es war der Zuſtand, den man heute in Frankreich als den regelmäßigen der kleinen Grundbeſitzer betrachten muß: es ſind nicht heruntergekommene Bauern, ſondern Arbeiter, die ihre Erſparniß in Grund und Boden angelegt haben[1]). Damals wurde ihnen das Fortkommen ſchwerer als jetzt, weil es weniger Induſtrie und wohlhabende Oekonomen gab: wo ſie außer den eben genannten Provinzen vorkamen, ſaßen ſie zwiſchen den Meiern, ebenſo elend und hoffnungslos wie dieſe, nur darauf bedacht, zu der eigenen Scholle noch eine Meierei hinzuzupachten. Sie verſchwanden alſo völlig unter jenen, und dies iſt auch der Grund, weshalb die franzöſiſchen Schriftſteller ihrer niemals beſondere Erwähnung thun, ſondern ſie ſtets mit den Meiern unter der Beſchreibung der ſogenannten kleinen Cultur zuſammenfaſſen. Ueber deren Umfang ſind alle Zeugniſſe gleichlautend auf ungefähr 27 Millionen, während gegen Geldpacht nur 8 Millionen Hectaren benutzt

---

[1]) Roſſi l. c.

wurden[1]). Jene würden also zu ziemlich gleichen Theilen unter kleines Eigenthum und Naturalpacht zerfallen.

Im heutigen Frankreich werden durch kleine Eigenthümer und Meier nahe an 23 Millionen, durch Geldpächter wie 1780 ungefähr 8 Millionen, durch wohlhabende Eigenthümer etwas über $9^1/_2$ Millionen Hectaren angebaut[2]). Hier sehen wir wieder deutlich, worin das Verdienst der Revolution um den französischen Ackerbau besteht. Wie in ihrem Gefolge das mittlere Eigenthum entstanden ist, so hat auch ein vernünftigeres System des Anbaues bedeutenden Boden gewonnen. Der sogenannten kleinen Cultur sind 4 Millionen Hectaren, und ungefähr ein gleicher Betrag ist der Wüstung entzogen. Der Umfang des auf Geldpacht ausgegebenen Landes ist genau derselbe wie vor der Revolution, und der Zuwachs besteht ganz in Besitzungen reicher und wohlhabender Eigenthümer, die ihre Güter selbst bewirthschaften, also in der Ueberleitung von eifrigerem Fleiße und stärkerer Capitalkraft auf den Acker. Das Reich der Meierwirthschaft ist noch sehr bedeutend, auch die Lage der Meier, trotz des Wegfalls der Frohnden und Herrenrechte, wenig gebessert. Es wird eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, die einzelnen Ereignisse und Tendenzen der Revolution hinsichtlich ihres Einflusses auf diese Entwickelung zu prüfen.

Wenden wir uns zu den Städten des alten Frankreich hinüber, so brachten ähnliche Ursachen auch dort wie auf dem Lande entsprechende Wirkung hervor. Die städtischen Aemter, einst aus der Wahl der Quartiere oder der Zünfte hervorgegangen, waren seit dem 17. Jahrhundert häufig zur königlichen Ernennung gezogen, im 18. aber zur Füllung des Staatsschatzes in den bei Weitem zahlreichsten Ortschaften zu erblichem Besitze verkauft worden[3]). Die Verwaltung der Stadt lag also in der Hand eines geschlossenen Verbandes weniger Familien, die im Allgemeinen sich nur zu sehr von dem schlaffen und eigensüchtigen Geiste des damaligen Staates anstecken ließen. An diese reihten sich zunächst die Familien der Geldmacht, die Mitglieder der großen Finanzcompagnien, die Pächter der indirecten, die Erheber der directen Steuern, die Actionäre der mit Staatsmonopol ausgestatteten Handelscompagnien und die größeren Bankiers. Auch diese Kreise waren theils gesetzlich,

---

1) Quesnai, Turgot, Young.

2) Hierin stimmen im Wesentlichen Lullin de Chateauvieux und Cochut überein. Lavergne's Ziffern weichen im Einzelnen ab; das Gesammtergebniß ist dasselbe.

3) Depping, correspondance administrative de Louis XIV., vol. II., introduction.

theils factiſch vollkommen abgeſchloſſen: die Herrſchaft der Börſe wurde von einer Ariſtokratie gehandhabt, in welche nur Geburt oder Staatserlaubniß den Zugang eröffnete. Der Natur der Sache nach ſammelte ſich ihre Thätigkeit vor Allem in Paris, ja ſie drückte ihr Gepräge dieſer Stadt überhaupt in ſo vorwiegendem Maße auf, wie es in unſerer Zeit, berufen als der Epoche der Papierherrſchaft, wie ſie iſt, niemals eintreten kann. Alle Welt weiß, bis zu welcher ſchwindelnden, das Land erſchütternden Höhe die Agiotage zu Anfang des Jahrhunderts durch Law geſteigert worden war: ſeitdem hatte ihre Arbeit niemals ausgeſetzt, und was vom Reichthum und Einfluß vorhanden war, ſtürzte ſich mit wagehalſiger Begierde in ihre Kreiſe. König, Miniſter, Adel, Clerus, Parlamente begegneten ſich auf dieſen Bahnen; das ewige Deficit und die wachſende Schuldenlaſt des Schatzes gab ſtete Gelegenheit, den Staat hinein zu verwickeln und nach Privatzwecken auszubeuten: ohne Bedenken darf man behaupten, daß im Vergleiche mit der Gegenwart die Schwindelei jener Zeit ſo groß und ſchamlos war wie die Liederlichkeit derſelben. Nun war Paris damals keine Fabrikſtadt und hatte unbedeutenden Großhandel: abgeſehen von einigen wenigen Ausnahmen beſtand die induſtrielle Thätigkeit des Ortes in kleinem Handwerke und großem Papierhandel. Es iſt nicht der unbedeutendſte Zug zu dem Bilde träger und eigennütziger Genußſucht, zu welcher die höheren Claſſen der gewaltigen Nation herabgeſunken waren, daß unter allen Papieren keine beliebter als die Leibrenten waren, mit denen man, gegen hohe Zinſen für ſich ſelbſt, ſeinen Kindern das Capital vorweg nahm.

Handel und Gewerbe lagen nun in dem ganzen Reiche in den Banden des ſtrengſten Zunftzwanges. Die damaligen Einrichtungen gingen bis auf König Heinrich III. zurück, der zuerſt den Satz ausgeſprochen hatte, nur der König verleihe das Recht auf Arbeit, ein Wort, welches die ganze Lehre der Socialiſten in monarchiſcher Faſſung in ſich enthält. Die Meiſter jedes Handwerkes handhabten darin die innere Ordnung, ließen keinen außer ihrer Zahl zur Ausübung deſſelben zu, nahmen Niemanden auf, der ſich nicht vor ihnen einer Prüfung ſeiner Fähigkeiten unterzogen hatte. Anfangs blieben viele Gewerke von dieſer Organiſation verſchont, bis auch hier die Finanznoth des Staates zerſtörend eingriff, und den Handwerkern das Zunftrecht wie den Richtern die Aemter verkaufte. Bald ging man weiter, theilte vorhandene Handwerke in mehrere Zünfte, und ſtempelte die geringfügigſten Erwerbszweige zu zunftmäßigen Handwerken um. So gab es Ebeniſten neben

den Schreinern, Trödler neben den Schneidern, Paſtetenhändler neben den Bäckern. Die Obſtweiber wie die Blumenmädchen bildeten geſchloſſene mit Statuten verſehene Innungen; in den Zünften der Näherinnen, Stickerinnen, Putzmacherinnen durften nur Männer das Meiſterrecht erwerben. Eine Menge dieſer Statuten erſchwerten dem fähigſten Geſellen die Meiſterſchaft durch übertriebene Gebühren, eine kaum geringere ließ überhaupt nur die Söhne der Meiſter oder die zweiten Männer verwittweter Meiſterinnen zu. Kurz der Mißbrauch der Staatsgewalt zum Nutzen bevorzugter Einzelnintereſſen trat in der grellſten Weiſe hervor. Wer einmal nicht zu dieſer Ariſtokratie des Handwerkes gehörte, hatte keinen Weg, durch ſeiner Hände Arbeit anders als in ewiger Dienſtbarkeit zu leben. Die Bauern, welche die Verzweiflung des Hungers vom platten Lande in die Städte trieb, fanden kein Gewerbe als den Tagelohn ihren Beſtrebungen geöffnet. Was das Syſtem dem Staate bedeute, empfand man ſehr wohl auf beiden Seiten, bei den Bevorzugten wie bei den Hintangeſetzten. Als Turgot im Jahre 1776 die Zünfte ſprengte, erklärte das Pariſer Parlament, Prinzen, Pairs und Doctoren einhellig: alle Franzoſen ſeien in feſte Körperſchaften getheilt, deren Kette vom Throne an bis zum niedrigſten Handwerke ein Ganzes bilde, unentbehrlich zur Exiſtenz des Staates, unauflöslich, wenn nicht alle geſellſchaftliche Ordnung zu Grunde gehen ſollte. Es dauerte nicht lange, ſo wurden hiernach die Zünfte hergeſtellt: wir werden ſehen, wie auf die ſalbungsvolle Erörterung die Geſellen und Lehrlinge fünfzehn Jahre ſpäter antworteten.

Die große Induſtrie vollzog ſich in denſelben eng gemeſſenen Formen. Sie war ſeit Colbert, der ſie eigentlich erſt geſchaffen, das Lieblingskind der Regierung, wurde aber, wie es Lieblingskindern geht, zugleich gehätſchelt und tyranniſirt. Als Colbert ſeine Thätigkeit begann, erzeugte Frankreich weder feineres Tuch, noch Strümpfe, weder Seidenſtoffe noch Glas, weder Theer noch Seife. Das Handwerk, ſeit einem Jahrhundert zünftig, hatte den induſtriellen Sinn ſo wenig entwickelt, daß der Miniſter für alle dieſe Dinge deutſche, ſchwediſche, italieniſche Arbeiter kommen ließ. Um den Abſatz nach Außen zu ſichern, ſchrieb er überall die Art der Fabrikation auf das Genaueſte vor; um die Concurrenz von Außen her zu beſeitigen, trat er mit einer Menge von Verboten und Schutzzöllen dazwiſchen. Es war wieder die Staatsgewalt, die ihre Kraft mitten in der Sphäre des privaten Verkehres einſetzte, zu Gunſten des Fabrikanten, zum Schaden des Conſumenten. Bei ſeinen Nachfolgern ſetzte ſich das Syſtem fort, und wurde ſchäd-

licher, weil es mit aller Unbeständigkeit und Planlosigkeit der Regierung Ludwig XV. gehandhabt wurde. Die Industrie nahm allerdings einen bedeutenden Aufschwung, und steigerte ihren Jahresertrag von Colbert bis Necker vielleicht auf das Sechsfache[1]). Aber die Statuten wurden doch von Jahr zu Jahr drückender, jede neue Erfindung und Verbesserung war durch sie ausgeschlossen, und seit 1760 hätte dem Wachsthum der Maschinen keine Gesetzgebung nachkommen können. Die Industrie folgte demnach, wie unter solchen Umständen überall, nicht den natürlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten, sondern nahm sogleich eine künstliche und aristokratische Wendung. Unter Colbert kamen auf 60,400 Arbeiter der Wollindustrie nicht weniger als 17,300 in der Verfertigung der Spitzen; und hundert Jahre später brachte die Fabrikation der Seife 18, jene des Puders aber nicht weniger als 24 Millionen jährlichen Ertrag. Schneidender läßt sich das Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des vornehmen Luxus und der unreinlichen Dürftigkeit der Volksmassen nicht ausdrücken.

Der Ackerbau mußte aber in jedem Sinne die Nachtheile dieses Systemes empfinden, welches ihm den Verkehr mit dem Auslande lähmte, die Geräthschaften vertheuerte und außerdem den unmittelbaren Absatz verkümmerte. Denn durch die Beschützung der Industrie trat die landwirthschaftliche Production überhaupt für die Regierung in den Hintergrund. Diese gewöhnte sich, auch hierin unseren Socialisten ähnlich, bei dem Worte Volk an die städtischen Arbeiterclassen zu denken, und wenn sie deren Interesse an hundert Stellen den Privilegirten aufopferte, so wirkte Menschen- und Ruheliebe zusammen, um ihnen wenigstens die nothdürftige Nahrung und Kleidung unbedenklich auf Kosten der Ackerwirthe zuzuführen. Als Ergänzung der Prohibitionen und Schutzzölle erschienen die Ausfuhrverbote des Getreides und anderer ländlicher Rohprodukte. Mit diesen Künsten hatte man 1764 den Preis des Hectoliter Weizen, den man jetzt im Durchschnitte auf 19 bis 20 Fr. annehmen kann, noch unter acht Livres hinabgedrückt[2]). Damals gab Choiseul den Handel frei, der Preis stieg etwas über 15 Livres. Die gleiche Wirkung folgte derselben Maßregel 1775 unter Turgot: nach ihrer Beseitigung fiel der Durchschnittspreis bis zur Revolution wieder auf $12^3/_4$ Livres. Die Arbeiter hatten dann leidlich wohlfeiles Brod, aber nirgend im Reiche konnten die Landwirthe ge-

---

1) So stand das Verhältniß bei der Wollenmanufactur.

2) Melier, im zehnten Bande der mémoires &c.

beihen. Trotz der heftigsten Klagen aus allen Provinzen blieb der Anlaß des Uebels, und damit das Uebel selbst bestehen. Die Regierung war fest in ihrer Ueberzeugung, daß sie für die Bevölkerung der Städte und deren Ernährung unmittelbar zu sorgen habe: es war eine sich von selbst verstehende Sache, daß der Staat seine politische Gewalt zum Besten seiner Machthaber und Günstlinge verwandte. Niemand dachte an die weiteren Folgen eines solchen Grundsatzes, Niemand erwog die Frage: wie wenn diese Gewalt einmal in demokratische Hände käme?

Versuchen wir hier einen allgemeinen Ueberblick über den Wohlstand des damaligen Frankreich zu nehmen. Bei der Unvollständigkeit officieller Nachweise ist die Aufgabe schwer, die Lösung ungewiß. Indessen wird auch ein nur annäherndes Ergebniß sein Interesse haben, indem wir überall, um nicht bloß todte Zahlen aufzustellen, die Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zustande beifügen.

Den Gesammtertrag der Industrie gibt der gut unterrichtete Toloſan, hier der einzige Gewährsmann, auf 931, den des Handwerks auf 60 Millionen an. Heute [1]) liefert, vom Handwerke abgesehen, die Industrie allein des östlichen Frankreich einen Jahresertrag von 2282 Millionen: die Gesammtsumme hat sich also wenigstens vervierfacht. Damals trug es auf jeden Kopf der Bevölkerung 39 L., heute wird man unbedenklich mehr als hundert annehmen können. Die Freigebung der inneren Concurrenz, welche seit 1789 eingetreten, hat aber nicht bloß die Masse des erzeugten Gutes gesteigert, sie hat auch, was so oft bezweifelt wird, die Vertheilung derselben günstiger gestaltet. Der Tagelohn nämlich der industriellen Arbeiter stand nach einem hochberechneten Durchschnitte 1788 für die Männer auf 26, jener der Weiber auf 15 Sous [2]). Heute beträgt er, nach erschöpfenden Aufnahmen, für die Männer 42, für die Weiber 26 Sous. Ebenso ist der ländliche Tagelohn von 1789 sicher nicht höher als auf 15 [3]), in der Gegenwart aber in keinem Falle niedriger als 25 Sous [4]) anzuschlagen. Wenn man dann für das Jahr noch die erhebliche Verstärkung von etwa 30 seitdem aufgehobenen Feiertagen in Anschlag bringt, so findet man für den Lohn der alten Zeit wenig mehr als die Hälfte des heu-

[1]) So 1853. Um 1860 ist die Gesammtsumme von 5 Millionen erreicht. Boiteau, état de la France en 1789, 506.

[2]) Young. Assemblée nationale 15. Januar 1790, 11. August 1791.

[3]) Boiteau l. c. meint 19 bis 20.

[4]) Lavergne S. 57 sagt 30 Sous.

tigen Betrages — 351 L. für die Fabrikarbeiter, 157 für die ländlichen Tagelöhner, während er in der Gegenwart auf 630 und 300 Fr. steht. Um die Bedeutung dieser Sätze mit einander zu vergleichen, muß man noch die Preise der Waaren damals und jetzt zusammenstellen. Da zeigt sich denn, daß vor 1789 das Brod für sehr wohlfeil galt, wenn es 3 Sous das Pfund kostete, dieser Satz aber nur in Paris ein häufiger war, und in den Provinzen in der Regel überschritten wurde. In unserer Zeit aber stand von 1820 bis 1840 der Durchschnittspreis in ganz Frankreich auf 17, 1851 aber in Paris auf 14 Centimes, also noch unter dem alten Werthe von 3 Sous. Dies scheint zu dem Verhältniß der Getreidepreise übel zu passen, da der Hectoliter Weizen um 1780, wie wir sahen, zwischen 12 und 13, um 1840 aber zwischen 19 und 20 Franken kostete, allein der Widerspruch löst sich durch die Vervollkommnung des Mahlens und Backens, welches jetzt ein Drittel, ja die Hälfte mehr Brodgewicht aus demselben Kornvorrath gewinnt als in der alten Zeit[1]). Man sieht also, daß der Arbeiter vor der Revolution fast um die Hälfte weniger Brod für seinen Lohn erhielt als heutigen Tages. Bei den übrigen Nahrungsmitteln war das Verhältniß ähnlich, bei den Kleidungsstoffen aber noch ungünstiger.

Den entscheidenden Grund dieser Verhältnisse wird man erkennen, sobald man den Grundreichthum des Landes, den Ertrag des Ackerbaues im weitesten Sinne, in Erwägung zieht. Es würde zu weit führen, hier alle einzelnen Zweige durchzugehen und alle dabei vorkommenden Bedenken zu discutiren: es muß uns hinreichen, nur einige Hauptpunkte hervorzuheben. Von dem hauptsächlichsten Nahrungsmittel, dem Weizen, erzeugte das Land vor der Revolution ungefähr 40 Millionen Hectoliter, also auf den Kopf der Bevölkerung 167 Liter, 1840 dagegen 70 Millionen Hectoliter und demnach 208 Liter auf den Kopf. Den Viehbestand aller Art schätzte man damals auf 33 Millionen Stück, heute beträgt er 49, und die Zunahme ist gleichmäßig in allen Sorten. Das Weinerzeugniß stand damals auf 27, jetzt auf 37 Millionen Hectoliter, so daß also der Kopfbetrag wenigstens nicht gesunken ist[2]). So geht es durch alle Theile der Landwirthschaft hindurch. Er-

[1]) Vor 1789 gab der Septier von 240 Pfund Weizen in der Regel nur 180 Pfund Brod, Moniteur, 12. Juli 1792, Supplement.

[2]) Moreau de Jonnès aus gleichzeitigen Quellen. Ich bin hierbei stehen geblieben, weil der Raum mir nicht erlaubte, die Erörterungen mitzutheilen, nach denen mir ein noch ungünstigeres Ergebniß für 1770 höchst wahrscheinlich ist.

wägt man, daß eine Menge nutzbarer Erzeugnisse damals noch völlig unbekannt war, daß über die Unschädlichkeit der Kartoffel eine hitzige literarische Fehde geführt, daß der Wald ungleich mehr als heute auf den Raub gebaut wurde [1]), so kann es nicht befremden, daß der kundigste Statistiker des heutigen Frankreich den vegetabilischen Ertrag des Bodens, der jetzt sicher die Summe von sechs Milliarden übersteigt, für die Zeit vor der Revolution nur ein Geringes über zwei ansetzt [2]). Was dies für den Volkswohlstand bedeutet, fällt in das Auge: man wird sich von der Lage der Bevölkerung vor 1789 demnach einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, daß auch die jetzt erzeugten Massen die allgemeine Consumtion in Frankreich nicht besser als in Preußen [3]), immer aber viel schlechter als in England stellen.

Ueber den dritten großen Zweig des nationalen Reichthums, den Handel, fasse ich mich kurz. Denn bis jetzt liegen meines Wissens keine statistischen Daten über den inneren Verkehr vor, welcher übrigens bei der Menge der Binnenzölle im alten Frankreich sehr viel geringer als heute gewesen sein muß: weiterhin ist aber für den auswärtigen Handel der früheren Zeit kein Mittel gegeben, um aus den allgemeinen Summen den Werth der Rohproducte und der industriellen Arbeit von dem eigentlichen Handelsgewinne zu sondern. Genug, wenn wir uns das Verhältniß im Großen durch die summarische Angabe anschaulich machen, daß nach den Registern der Douane kurz vor der Revolution die jährliche Einfuhr auf 576, die Ausfuhr auf 540 Mill. stand, während schon 1836 jene auf 905, diese auf 961 Mill., 1857 aber eine jede derselben auf mehr als 1800 Mill. gestiegen war.

Alles zusammen genommen war also Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirthschaft dreifach, in dem Handel mehr als dreifach so arm als in der Gegenwart. Dies Ergebniß muß man wohl im Auge behalten, wenn man sich ein Urtheil über die Finanzen des alten Staates zu bilden unternimmt. Ein Budget von 600 Millionen bedeutete für die ökonomische Kraft des Landes damals ungefähr so viel wie heute eine Abgabenmasse

---

[1]) Mémoire remis aux notables, 1787. Young Reise III, 111. Moreau, agriculture 366.

[2]) Damit stimmt die Berechnung Young's. Tolosan, Dedeley d'Agier, Lavoisier kommen zu höheren Erträgen (Boiteau, état de la France en 1789, S. 481 ff. stellt ihre Angaben zusammen). Doch ist die Unsicherheit ihrer Berechnung leicht erkennbar.

[3]) Mittheilungen des (preuß.) statist. Bureaus 1851.

von 1800, und folglich auch eine Jahreslücke von 100 nicht weniger als in unserer Zeit ein Deficit von 300 Millionen. Ein solches aber war vorhanden, als Ludwig XVI. die Regierung antrat: es ist also sehr begreiflich, daß er mit ängstlichem Eifer auf die Herstellung des Gleichgewichtes Bedacht nahm, und mit den Versuchen dazu das Staatsgebäude endlich bis zu völliger Umwälzung erschütterte.

Es würde ein Buch für sich allein erfordern, wollte man die Reformbestrebungen von der Thronbesteigung Ludwig's bis zum Ausbruche der Revolution im Einzelnen darstellen. Für unsern Zweck aber ist es genug, die Momente zu bezeichnen, welche zuerst für die Möglichkeit, und dann für den Verlauf der Revolution wichtig geworden sind.

Ludwig XVI. selbst, daran kann nur der zweifeln, welcher den geschichtlichen Quellen dieser Zeit niemals nahe getreten ist, brachte zu der Regierung ein Herz, erfüllt von Gottesfurcht, Menschenliebe und Gemeingeist, mit. Er war ernsthaft, sittenrein, von seiner Würde und von deren Pflichten durchdrungen, und fest in dem Entschlusse die schandbaren Wege seines Vorgängers für immer zu schließen. Leider stand seine Fähigkeit bei Weitem nicht zu seinem Willen im Verhältniß. Er war ohne sicheres Urtheil, dürftig unterrichtet, und unbehülflich wie in der äußern Erscheinung, so auch in Sprache und Gedanken. Da er von den Personen so wenig wie von den Zuständen seines Reiches eine ausreichende Kenntniß hatte, so bestimmte von Anfang an das Ungefähr die Wahl seiner Minister, der Einfluß seiner Tanten, seiner Gemahlin, der streitenden Hoffactionen, und gerade bei ihm, der sich in jeder sittlichen Beziehung unerschütterlich, in jeder technischen aber rathlos zeigte, wäre so unendlich viel auf die Hülfe der nächsten Rathgeber angekommen. So bewährte er gerade so viel Rechtlichkeit und Wohlwollen, um jedes Streben auf nützliche Reform zu ermuthigen, und entbehrte überall der Festigkeit des klaren Urtheils, welche trotz der Opposition des Bestehenden ein positives Ergebniß herbeizuführen weiß. Was hiemit kommen mußte, kam. Die Anarchie, welche unter Ludwig XV. in den Gemüthern geherrscht, gelangte in öffentlichen Thatsachen zur Erscheinung. Das Leiden des Volkes, welches die Einzelnen bisher in stummer Abspannung getragen, trat in das Bewußtsein der Massen.

Jener Zufall, der unter ihm die Lenkung der Geschäfte bestimmte, führte ihm zuerst den größten Reformer seiner Tage, Turgot, als Minister zu. Dessen Streiche fielen nach allen Seiten. Freigebung des Kornhandels und Beseitigung der Wegefrohnden für das platte Land,

Aufhebung des Zunftzwanges und Errichtung eines großen Creditinſtitutes, der Discontocaſſe, für Induſtrie und Gewerbe, eine Menge von Verbeſſerungen und Milderungen in dem Steuerweſen des Staates, Ausſicht auf allmäliche Betheiligung aller beſitzenden Einwohner an den politiſchen Rechten: unter dieſe Hauptrubriken läßt ſich die raſtloſe Thätigkeit des liberalen Staatsmannes ordnen. Man begreift, daß unter den Privilegirten kaum eine Claſſe war, die nicht ihre ganze bisherige Exiſtenz gefährdet ſehen mußte: der Widerſtand erhob ſich von allen Weltgegenden her; Hofleute, Parlamente, adlige Grundherren und zünftige Handwerke ſetzten ſich mit hitzigem Geräuſche zur Wehre. Der Hader drang bis in das Innere der königlichen Familie ſelbſt: Ludwig's jüngerer Bruder, Graf Carl von Artois, ſchmähte über den Miniſter, welcher den Adel, die Stütze und den Wall des Thrones unterwühle, und ein Vetter des Königs, der reiche und ſittenloſe Herzog Philipp von Orleans, fing bei der allgemeinen Aufregung an, Demagogie auf eigene Rechnung zu treiben. Zum erſten Male ſah man damals in Paris, was ſeitdem in ſo furchtbarer Steigerung ſich wiederholen ſollte, daß die Polizeibehörden der Hauptſtadt, dieſes Mal im Intereſſe der Privilegirten, ſelbſt den Pöbelaufſtand gegen die Krone anfachten. Ludwig XVI. fand im Anfange, daß er und Turgot allein das Volk liebten, und war feſt gegen den Straßentumult und das Parlament, hatte dann aber keine Waffe gegen die eigene Ermüdung und den bohrenden Einfluß ſeiner täglichen Umgebung. Nach kaum anderthalbjähriger Verwaltung mußte Turgot der Reaction des alten Staatsweſens weichen; faſt alle ſeine Schöpfungen brachen wieder zuſammen.

Es folgte eine lange Zeit der Experimente und Palliative: man wäre gerne in dem breiten Geleiſe des privilegirten Herkommens fortgegangen, wenn nur die wachſende Finanznoth Ruhe gelaſſen hätte. Eben damals entſchloß ſich Ludwig zur Unterſtützung der Nordamerikaner gegen England, im Grunde gegen ſeinen Willen und die Einſicht ſeiner Miniſter, welche die Koſten eines großen Krieges ſcheuten und in der Befreiung der Colonien keine Schwächung Englands erblickten. Aber der unbeſtimmte Freiheitsdrang und die liberale Staatslehre, welche weit und breit im Lande Wurzel gefaßt hatte, trug es davon. Der junge Marquis von Lafayette, damals ein junger hochaufgeſchoſſener Blondkopf, äußerſt eitel und ehrgeizig, der bei Hofe wegen ſeiner eckigen Formen kein Glück machte, rüſtete ein Schiff aus eigenen Mitteln und fuhr hinüber; eine Menge einflußreicher Perſonen riefen nach Rache an England für den Schimpf des ſiebenjährigen Krieges; genug,

dieſe Meinung ſiegte, und der Krieg gegen England wurde erklärt. Für Frankreich ergab ſich daraus eine ſtarke Verbreitung des demokratiſchen Sinnes nach dem Muſter der amerikaniſchen Anſchauungen. Die Anhänger Rouſſeau's frohlockten: hier ſehe man die Möglichkeit einer breiten Demokratie, die Einrichtung eines Staates auf der Grundlage der natürlichen Menſchenrechte. Eine weitere Folge des Krieges war eine neue Belaſtung des Staatshaushalts. Damals war Necker Finanzdirector, ein Genfer, welcher einſt als armer Commis nach Paris gekommen war, ſich durch Verſtand und Handelsgeſchick zu einem reichen Bankier emporgeſchwungen, und mit großer Selbſtgefälligkeit ſein Haus zum Mittelpunkte der vornehmen Liberalen gemacht hatte. Durch ſein Anſehen auf der Börſe verſchaffte er dem Staate einen gewiſſen Credit, und machte Anlehen auf Anlehen, bis zu 500 Millionen, ohne eine Vermehrung der Steuern, ohne eine Vorkehrung zur Tilgung. Es hieß offenbar die Zukunft der Gegenwart opfern, da das Deficit durch die Vermehrung der Zinslaſt mit jedem Jahre anwuchs. Necker hatte das wirkliche Verdienſt, einige Zweige der Finanzverwaltung in verſtändigere Ordnung zu bringen, genoß für den Augenblick ein unermeßliches Anſehen und ſonnte ſich gerne in der ihm allſeitig gezollten Anerkennung, daß er der erſte Staatsmann Europas ſei. Das öffentliche Vertrauen kam dem Miniſter entgegen, der ſeine Verwaltung allein auf den Credit, alſo eben auf das Vertrauen der Menſchen zu gründen ſuchte: er wurde vollends ihr Held, als er mit gutem Erfolge in Berry und Guyenne Provinzialſtände einrichtete, und bald nachher, alle Ueberlieferungen der alten Monarchie durchbrechend, einen ausführlichen, leider ſehr ungenauen, ſehr ſchön gefärbten Bericht über die Lage der Finanzen veröffentlichte. Aber da er nirgends die Axt an die Wurzel der Schäden legte, ſo regte er zwar eine Menge ſtarker Intereſſen durch ſeine Neuerungsverſuche gegen ſich auf, vermochte aber ſchlechterdings nicht die Quelle der ökonomiſchen Zerrüttung zu ſchließen. Bald wußte auch er keinen andern Rath, als Einſchränkung des Budgets und Sparſamkeit in den Ausgaben des Hofes, machte ſich aber dadurch bei allen Großen des Vorzimmers verhaßt und wurde im Mai 1781 beſeitigt. Nachdem in den nächſten Jahren zwei unbedeutende und unerfahrene Miniſter ihre Kräfte erſchöpft hatten, kam der Intendant von Lille, der geiſtreiche und frivole Calonne, an das Ruder. Er begann mit dem Satze, daß wer Credit begehre, Luxus treiben müßte, und erneuerte auch für das höfiſche Treiben die Verſchwendung im glänzendſten Style Ludwig XV. Nachdem man in ſolchem Zuge einige Jahre

fortgejubelt, die Schuldenmaſſe um mehr als 400 Millionen, die Steuerlaſt um 21 Millionen vermehrt hatte, war mit dem Anfang des Jahres 1787 das Verderben vorhanden, die Kataſtrophe unabweislich.

Werfen wir hier einen Blick auf das Budget des alten Staates, deſſen Verwirrung das Signal zu einer Erſchütterung aller civiliſirten Welttheile geben ſollte. Es liegt, nachdem Necker und Calonne, die Notabeln und die Revolution über ſeinen Inhalt mit gleicher Unwahrhaftigkeit geſtritten, jetzt in ſeinen geheimſten Theilen der geſchichtlichen Betrachtung vor [1]).

Was zuerſt die Einnahmen betrifft, ſo iſt die Vergleichung allgemein bekannt, nach der ſie vor 1789 etwas über 500, unter Napoleon nahe an 800 betragen und dann zwiſchen 1815 und 1848 bis 1500 Millionen zugenommen hätten. So beſtimmt ſich dieſe Ziffern ausnehmen, ſo wenig läßt ſich ein Schluß auf die Wohlfeilheit der verſchiedenen hier betheiligten Regierungsweiſen darauf begründen. Das Eine bemerkten wir ſchon, daß im Verhältniß zum Nationalreichthum eine Abgabe von 500 Millionen vor 1789 ungefähr das Gewicht einer heutigen von 1500 Millionen hatte. Sodann iſt aber die runde Summe von 500 Millionen bedeutend zu erhöhen. Die Solleinnahme des Staates ſtand nämlich im Jahre 1785 auf 558 Millionen, wozu noch 41 Millionen für die Lokalverwaltung der Provinzen kamen, die, ohne in den Schatz zu gelangen, gleich an den Erhebungsſtätten wieder verausgabt wurden. Dies ergab für die Nation eine jährliche Laſt von 599 bis 600 Millionen. Daneben erhob die Kirche, deren Koſten ſich jetzt auf dem Budget des Staates finden, 133 Millionen an Zehnten und 16 Millionen an ſonſtigen Gebühren [2]): die Sporteln, welche zur Ergänzung der richterlichen Beſoldungen dienten, trugen 29 Millionen [3]): die Grundherren bezogen an Zöllen $2^1/_2$, und an Stempelgebühren [4]) wenigſtens 37 Millionen. Ich ſehe hier ab von den Grundzinſen, Renten und Dienſten, deren Schätzung ganz unmöglich iſt, die aber auch ihrer Natur nach nicht bei den öffentlichen Laſten zur Sprache kommen können, ſondern eher gegen die Hypothekſchulden der heutigen

---

[1]) Bailly, hist. financ. de la France II, 278 ss.

[2]) Nach anderen Angaben bei L. Blanc Buch III, Cap. 3 nicht 16, ſondern 30 Millionen.

[3]) Nach anderen Angaben 42 Millionen. Boiteau, état de la France en 1789. Paris 1861.

[4]) So bezeichne ich der Kürze wegen die Abgaben bei Beſitzveränderungen, lods, relods, quints u. ſ. w.

Bauern aufzurechnen ſind. Die genannten Poſten aber, nebſt einigen kleineren von ähnlichem Charakter, betrugen zuſammen 280 Millionen, ſo daß alſo das franzöſiſche Volk damals im Ganzen eine jährliche Abgabenmaſſe von 880 Millionen zu tragen hatte. Vergleicht man dieſe Summe mit dem allgemeinen Nationalreichthum, ſo kann man ſie unbedenklich einem heutigen Betrage von 2400 Millionen gleich ſetzen, und erhält ſo das Ergebniß, daß von Ludwig XV. bis auf Napoleon III. nur eine einzige Regierung in Frankreich exiſtirt hat, welche einen noch größeren Betrag des Geſammtvermögens als das alte Regime für ſich in Anſpruch genommen, die Schreckensherrſchaft nämlich der Jakobiner. Kaiſerthum, Reſtauration und Louis Philippe haben ſich mit ungleich niedrigeren Sätzen begnügt; der Feudalſtaat findet auch hier ſein Gegenbild bei den Socialiſten.

Fragt man nach der Vertheilung dieſer Abgaben auf die einzelnen Theile der Nation, ſo tritt eine grelle Ungleichmäßigkeit zu Tage. Die Vornehmen waren nicht frei von Steuern, wohl aber in vielen Beziehungen hoch begünſtigt. An den Verbrauchsſteuern, welche auf 308 Millionen geſchätzt waren, nahmen ſie natürlich ihren vollen Antheil, bei der Grund- und Kopfſteuer aber, 171 Millionen, hätten ſie, wie ſich während der Revolution herausſtellte, bei gleicher Vertheilung etwa 33 Millionen mehr bezahlen müſſen, als geſchah. Sodann fiel die Laſt des Straßenbaues, die ausſchließlich durch die Frohndienſte der Bauern getragen, und auf 20 Millionen geſchätzt wurde, ferner die Koſten der Provinzialmiliz, etwa $6^1/_4$ Millionen, allein auf die Schultern der niedern Claſſen. Nimmt man die oben angeführten 40 Millionen hinzu, welche die Grundherren ihrerſeits von den Bauern bezogen; erwägt man, daß die kleinen Leute jedes Ortes verpflichtet blieben, den Steuerbetrag ihrer Gemeinde aufzubringen, auch wenn reiche Mitbürger ſich durch Ankauf privilegirter Aemter ihrerſeits der Zahlung entzogen; bringt man endlich die entſetzliche Willkür bei der Erhebung der Verbrauchſteuer in Rechnung, bei der wieder große bevorrechtete Claſſen der wehrloſen Volksmenge gegenüber ſtanden: ſo wird man den jubelnden Ingrimm verſtehen, womit 1789 vor Allem die Bauern die Freudenkunde von dem gänzlichen Sturze dieſes Syſtems empfingen.

So gewaltig nun der Antheil war, welchen der Staat von den Einnahmen des Volkes erhob, ſo ſah er ſich ſelbſt dennoch in immer wachſender Bedrängniß und Verlegenheit. Unordnung von der einen, und Selbſtſucht von der andern Seite löſten ſeine Schätze in Staub auf. Es war in der Finanzverwaltung, wie in der Juſtiz: nie hatte

Jemand es verſucht, ihre Organiſation nach einem großen Geſichtspunkte der Zweckmäßigkeit zu ordnen, vielmehr ſchleppten ſich eine Menge einzelner Verwaltungen, bald nach Provinzen, bald nach Einnahmequellen, bald nach der Beſtimmung der Fonds geſondert, neben einander fort, kreuzten ihre Wirkung, und vernichteten jede Verantwortlichkeit. Den Belauf der Caſſenrückſtände, der vielleicht einem halben Jahresbudget gleich kam, hat auch die Revolution nicht zu ermitteln vermocht. Den Gewinn der Steuerpächter hat ſie nur mit der Guillotine herbeizubringen gewußt. Einmal im Zuge des Deficits kam die Regierung ſchnell genug auch in den Strom der ſchwebenden Schulden hinein; die Vorausnahme künftiger Jahreserträge gegen wucheriſche Zinſen bei ihren eigenen Erhebern, und die Verſchleppung fälliger Schulden und geſetzlicher Ausgaben hatten die eine immer größere Verluſte als die andere bei der endlichen Saldirung im Gefolge. Wie weit dieſe Verwirrung um ſich gegriffen, zeigt das Budget über die wirkliche Caſſenführung von 1785. Neben einer regelmäßigen Einnahme des Schatzes von nicht ganz 327 Millionen geht eine Rechnung von 340 Millionen in der Einnahme, von 407 Millionen in der Ausgabe, über Poſten, die entweder früheren oder ſpäteren Jahren von 1781 bis 1787 angehören, ſo daß die Generalſumme der Rechnung mit nahe an 850 Millionen abſchließt. Man ſieht, welch ein Feld hier den Spekulanten und Beuteluſtigen eröffnet war, man ſieht, wie weit es bei einem ſolchen Verfahren mit dem Wohlſtande eines Reiches kommen mußte, welches hundert Jahre früher und zwanzig Jahre ſpäter Europa ſeinen Willen als Geſetz diktirte.

Den letzten Zug für die Würdigung dieſes Haushaltes gibt aber die Art der Ausgaben, für welche die mühſam aufgebrachten Schätze verwandt wurden. Der Hof ſtand auf dem officiellen Budget mit 33 oder 35 Millionen, in Wahrheit verbrauchte er 40, ohne die Koſten der königlichen Jagden und Reiſen, ohne den Lohn der Großwürdenträger, ohne die Unterhaltung der königlichen Schlöſſer. Das Kriegsminiſterium, welchem Necker 99, Calonne 114 Millionen zuweiſt, empfing 131 Millionen; davon nahm die Verwaltung etwas über 39, der Sold und Unterhalt der Truppen 44, der Gehalt aber der Officiere 46 Millionen hinweg. Außer allen miniſteriellen Berechnungen lagen die perſönlichen Anweiſungen des Königs „für Geſchenke u. dgl. an Hofleute, an den Finanzminiſter und Magiſtrate, Rückzahlung auswärtiger Anleihen, Zinſen und Discontirungen an die Schatzbeamten, Nachlaß einzelner Perſonalgefälle, unvorhergeſehene Ausgaben aller Art".

Dieſe Rubrik, die ſich durch ihre Ueberſchrift charakteriſirt, belief ſich 1785 auf 136 Millionen; in anderen Jahren war der Betrag etwas geringer, immer aber muß der Durchſchnitt auf etwas mehr als 100 Millionen jährlich angenommen werden[1]). Während auf dieſe Art in den höchſten Regionen der Geſellſchaft nichts als als Ueberfluß und Fülle erſcheint, treten die Brücken und Chauſſeen mit 4, die öffentlichen Bauten mit kaum 2, wiſſenſchaftliche Anſtalten mit etwas über 1 Million auf. Dagegen wirft das Budget von 1832, und in ähnlicher Weiſe die folgenden für dieſe Zwecke 59 Millionen aus. Hoſpitäler und Findelhäuſer erhielten 6 Millionen vom Staate, 6 von der Kirche und hatten 24 Millionen eigene Einkünfte, während die Wohlthätigkeitsanſtalten des modernen Frankreich (1832) über einen Jahresbezug von 119 Mill. verfügten. Kurz, wo man in die Vermögensverhältniſſe dieſes Feudalſtaates eingeht, erhält man immer das gleiche Ergebniß; er trennt das Volk in zwei geſonderte Hälften, und bereichert die bevorzugte Minderheit auf Koſten der gedrückten Maſſe.

Da aber jede Ausſaugung dieſer Art in ſich ſelbſt den Keim des Verderbens trägt, da ſie ihre Einnahmequellen verdirbt und ihre verſchwenderiſchen Leidenſchaften ſteigert, ſo fand man auch hier ſich Ende 1786 in folgender Lage. Die ordentliche Jahreseinnahme ſtand auf 357 Millionen. Die Jahresausgabe, wie ſie die Tabellen des Schatzes darſtellten, ſtieg auf 442 Millionen. Dazu kamen 27 Millionen Penſionen, 72 Millionen drängende Rückſtände der Vorjahre, endlich mit 1787 der Ausfall einer nur bis hierhin ausgeſchriebenen und einregiſtrirten Steuer von 21 Millionen. Das Deficit belief ſich alſo auf 198 Millionen. Man hatte bis zu dieſem Augenblicke ſich durch alle guten und ſchlechten Künſte eines übermäßig angeſpannten Credites fortgeholfen: dieſer aber zeigte ſich auf das Gründlichſte erſchöpft. Eine Vermehrung der Steuern war bei der Maſſe der Laſten, welche die Nation bereits erdrückten, ganz undenkbar. In dieſer Lage griff Calonne mit geiſtreichem Leichtſinne auf Turgot's ernſte und edle Gedanken zurück. Hatte er bisher von der Gunſt der Privilegirten gelebt, ſo trachtete er jetzt durch ihre Aufopferung das Gemeinweſen zu erleichtern. Er wünſchte dem Staate Glück, daß er ſo viele und große Mißbräuche in ſich ſchließe, durch deren Beſeitigung man neue Quellen des Wohlſtandes eröffnen könnte.

[1]) Zu dieſem Ergebniß führen die Verhandlungen der Assemblée constituante, April 1790 über die Penſionen, die ordonnances à comptant und das livre rouge. Eine Reihe Details daraus hat L. Blanc Buch IV, Cap. 5.

Natürlich geſchah ihm in doppeltem Maße, was Turgot erfahren hatte. Die dichtgedrängte Menge der Vorrechte erhob ſich tumultariſch gegen ſeine Pläne. Hofadel, Provinzialſtände, Steuerbehörden, Gerichte, Polizeibeamte, Gemeinderäthe, Handwerksmeiſter eröffneten den Kampf gegen den Willen des Königs und ſeiner Miniſter. So weit aber war die Entwickelung der modernen Gedanken gediehen, daß ſich beide Parteien um die Wette an die Kraft der öffentlichen Meinung wandten. Das Miniſterium ſelbſt war es, welches die Preſſe befreite, damit ſie die Anhänger des alten Zuſtandes der nationalen Verachtung Preis gebe. Der jüngere Adel bei Hofe und in den Provinzen war es, der gegen die Miniſter den Pariſer Pöbel und die Bauern der Auvergne bewaffnete und zu gewaltſamen Unordnungen aufregte. Eine Verſammlung ariſtokratiſcher Notabeln, welchen Calonne ſeine Reformentwürfe vorlegte, weigerte ihre Zuſtimmung, forderte Einſicht und Aufſicht über alle Zweige des öffentlichen Dienſtes, und endigte mit der Erklärung, daß ſie, weil vom Könige ernannt, und nicht Vertreterin der Nation, keine Befugniß zu neuen Bewilligungen habe. Was ſie in negativer Form nur angedeutet hatte, ſprach gleich nach ihrer Entlaſſung das Pariſer Parlament, alſo nach dem Miniſterium die mächtigſte Behörde des Staates, als poſitives Begehren aus: in feierlichem Beſchluſſe forderte es die Verſammlung der allgemeinen Stände des Reiches, deren ſich das Königthum ſeit zwei Jahrhunderten entledigt hatte. Das Miniſterium nahm den Antrag zuerſt mit höchſter Ungnade auf, da aber die Geldnoth immer heftiger drängte, ſo trat bald der lockende Gedanke hervor, an dem großen Theiles bürgerlichen Reichstage eine kräftige Stütze gegen die Privilegirten zu finden. Niemals würde man den unermeßlichen Erfolg der erſten revolutionären Schläge verſtehen, wenn man ſich dieſe Verhältniſſe nicht ſtets vergegenwärtigte: welch einen ſtarken Antheil an der Beherrſchung des Landes die privilegirten Stände und Corporationen hatten, und wie dieſe jetzt mit dem Miniſterium wetteiferten, ſich gegenſeitig den Staub zu zerreiben.

Calonne hatte dieſer brauſenden Bewegung nicht lange Stich gehalten. Den letzten Anſtoß zu ſeinem Falle gab die Königin, die er ſeitdem mit unvertilgbarem Haſſe verfolgte. Sein Nachfolger Brienne nahm, nach heftigem Streite mit den Parlamenten, den Abſchied, als die Berufung der Reichsſtände bereits entſchieden, und in finanzieller Beziehung der Bankerott ſo gut wie ausgeſprochen war. Da kam Ludwig wieder zu Necker zurück, der denn auch die Geldverlegenheit beſchwichtigte, die Nothwendigkeit einer liberalen Politik anerkannte, und

das Zusammentreten des Reichstages auf den 27. April 1789 festsetzte. Die Gährung, welche durch die vorhergegangenen Streitigkeiten zum ersten Male seit den Religionskriegen in die Volksmassen gedrungen, wuchs seitdem von Stunde zu Stunde. Sie knüpfte sich vor Allem an die Frage, ob die Reichsstände, wie früher in drei Kammern, oder ob sie in einer einzigen Versammlung mit doppelter Stimmenzahl des dritten Standes tagen sollten: hier schieden sich die bisher verbundenen Oppositionen, indem die Aristokraten die Sonderung, die Liberalen die Vereinigung der drei Stände begehrten. Necker hatte das Ungeschick, seine Ansicht durch die Verfügung der doppelten Stimmenzahl zu verrathen, aber über den Hauptpunkt die Regierung hartnäckig schweigen zu lassen. Die öffentlichen Debatten darüber wurden im Lande nur um so heftiger und heißer; in der Bretagne kam es zu offenem Bürgerkrieg zwischen dem Adel und dem Bürgerstande. Was von radicalen Elementen in Frankreich war, sah seine Zeit gekommen, und eine starke Theuerung während der Wintermonate stellte jedem Conspiranten verzweifelnde und schlagfertige Massen zur Verfügung. In Paris schaarte sich die revolutionslustige Demagogie um die Agenten des Herzogs von Orleans, und erprobte Ende April ihre Kräfte in einem blutigen Straßenauflauf, der angeblich gegen die wucherische Habsucht eines reichen Fabrikherrn gerichtet war, in der That aber keinen andern Zweck hatte, als bei den bevorstehenden Reichstagswahlen die gemäßigte Partei einzuschüchtern[1]). Sonst herrschte in den Provinzen noch äußere Ruhe, aber jeder Tag steigerte die grenzenlose Aufregung der Gemüther. So begannen die Wahlen, beinahe nach allgemeinem Stimmrechte. Jedes Wahlcolleg hatte nach mittelalterlichem Brauche seinen Abgeordneten Aufträge und Beschwerden mitzugeben: da wurde dann in allen Amtsbezirken die lange Liste der Uebelstände aufgestellt, geprüft und durch diese Verhandlungen ein Gemeingut des populären Bewußtseins. Mit Recht bemerkt ein neuerer Geschichtschreiber, daß diese Beschwerden nicht eine Partikel des alten Staates verschonen, daß Alles, Alles von dem unruhig suchenden Drange der Neuerung verworfen, und daß leider die Möglichkeit, die Art und die Mittel des Neuen an keiner Stelle bezeichnet werden. Die Revolution, die allgemeine und gründliche Revolution redet aus diesen Heften. In ganz Frankreich war nur der eine Gedanke, daß von hier an ein neues Zeitalter für das Volk und das

---

[1]) Dies hat Croker, Essays on the French revolution, S. 50 mit größter Bündigkeit nachgewiesen.

Reich beginne, und, trete in den Weg wer da wolle, ſich vollenden müſſe.

Während ſo die Millionen in allen Landſchaften ſich aus den Banden des hergebrachten Rechtes erhoben, ungewiß über ihre Zukunft, aber ſicher in ihrem Entſchluſſe zum Vorangehen, ſank die Regierung mit jedem Tage in immer tiefere Ohnmacht. Sie ahnte, welche Gefahren in dem Anbrechen der neuen Epoche lägen, aber ihre Entblößung war ſo dringend, daß ſie den Beginn der Kriſis eifrig herbeiſehnte. Das eine große Mittel der materiellen Macht, das Geld, war in ihren Caſſen nicht vorhanden. Aber auch das zweite, die Armee, war bereits von dem allgemeinen Zerſetzungsprozeſſe ergriffen. Es iſt dies vielleicht der wichtigſte Umſtand für den weiteren Verlauf der Revolution und deſſen Verſchiedenheit von allen ſeitdem in Europa erfolgten Umwälzungen. Der Grund deſſelben iſt einfach: das franzöſiſche Heer war im Weſentlichen nach keinen anderen Grundſätzen als die übrigen Zweige des Staatsweſens organiſirt, und wurde wie dieſe durch die Kämpfe zwiſchen Krone und Feudalſtänden längſt vor dem Ausbruche der Revolution aus allen Fugen gehoben. Der Adel allein hatte Zutritt zu den Officierſtellen, und wenn von dieſer Regel einzelne thatſächliche Ausnahmen vorkamen, ſo hatte man doch geſetzlich 1781 das Monopol ſogar auf den Adel von vier Ahnen beſchränkt. Nun gehörten 27 Regimenter fremden oder einheimiſchen Großen; bei ihnen ernannte der Inhaber aus einer vom Kriegsminiſter aufgeſtellten Liſte den Oberſten, dieſer aber die übrigen Officiere des Regiments. Der Einfluß der königlichen Regierung auf die Auswahl der Officiere beſchränkte ſich alſo auf die Zuſammenſtellung jener Candidatenliſte zu dem einzigen Amte des Oberſten. Bei den übrigen Truppentheilen vergab allerdings die höchſte Stelle allein der König; die andern Chargen aber wurden nur zur Hälfte durch den König, zur Hälfte durch den Oberſten beſetzt. Endlich empfing auch der Officier ſein Amt, auf Nachweis ſeiner Befähigung, gegen Erlegung einer Geldſumme: es war ein Kauf auf Lebensdauer, wie er bei den Gerichten auf Erblichkeit Statt fand. Hierdurch wurde nun die Pflicht des unbedingten Gehorſams formell nicht aufgehoben: es konnte aber, namentlich unter einer ſchwachen Regierung, nicht ausbleiben, daß das Officiercorps ſich als das, was es war, auch fühlte, als Theil der großen Ariſtokratie, welche ſich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit dem Könige in die Beherrſchung Frankreichs theilte. Die Kämpfe dieſes Adels gegen das Miniſterium, welche die letzten Jahre erfüllten, mußten demnach in

die Armee auf das Tiefſte eingreifen. Vielfach kam es vor, daß wie die Richter ſo auch die Officiere, ihre Oberſten an der Spitze, den Gehorſam verſagten. Wie aber hinter der ariſtokratiſchen Oppoſition in den Landſchaften die Bauern und in den Städten die Arbeiter zu gähren begannen, ſo ergoß ſich neben der ſtändiſchen Widerſetzlichkeit der Officiere die populäre Bewegung in die Gemüther der Soldaten. Sie hatten den Druck des alten Regime vielleicht noch härter als die Bauern gefühlt, denn ſie darbten ſo arg wie dieſe bei einer Löhnung von 10 Sous, während namenloſe Summen zur reichen Ausſtattung von 1171 Generalen verwandt wurden; ſie empfanden allen Uebermuth des Adels gegen die Canaille, verſchärft durch die Wucht einer harten und oft brutalen Disciplin, und blickten ebenſo wie ihre Mitbürger auf den Beginn der Reichsſtände als auf die Befreiung aus einer unerträglichen Sclaverei. Die Zahl der Regimenter, auf welche die Regierung rechnen konnte, war äußerſt gering, die Disciplin hatte ſich auf allen Stufen gelockert: die Officiere ſchmähten auf den Despotismus der Miniſter, nnd die Soldaten verſprachen ſich, dem Volke nichts zu Leide zu thun.

Der alte Staat war alſo in ſeiner inneren Zwietracht und Auflöſung vernichtet, ehe noch ein revolutionäres Wort geſprochen war. Die Regierung war entblößt von Geld und Truppen, um ihren Beſtand zu vertheidigen: die Feudalſtände hatten große Einzelnrechte, aber keine Geſammtorganiſation, um die Regierung zu erſetzen. Sobald die öffentliche Meinung, welche nach ihren radicalen Theorien beide gleich nachdrücklich verwarf, in dem Reichstage ein Organ ihrer Kraft erhielt, brauchte ſie nur ihren Willen zu erklären, ja die vorhandene Thatſache nur auszuſprechen, und der alte Staat fiel rettungslos in ſeiner eigenen Fäulniß zuſammen. Was dann aber kommen würde, vermochte damals kein Menſch vorauszuſehen. Da die Meiſten über den Zuſtand des Landes höchſt ununterrichtet waren, ſo ſchwelgten ſie in unbeſtimmten und deſto feurigeren Hoffnungen. Manche aber kannten die Armuth und Rohheit der Maſſen, den bitteren Haß zwiſchen Beſitzern und Nichtbeſitzern, und das ſelbſtſüchtige Sittenverderbniß der höheren Stände, und blickten die Einen mit ehrgeiziger Luſt, die Andern mit patriotiſcher Sorge, in eine ſturmbewegte Zukunft.

Zweites Capitel.

Sturz des Feudalstaates.

Die Eröffnung der französischen Reichsstände war auf den 5. Mai 1789 anberaumt und Versailles zum Orte der Sitzungen bestimmt. Am 4. war halb Paris hinübergeströmt, um den Hof und die Abgeordneten zu dem feierlichen Gottesdienste, welcher die große Epoche einweihen sollte, hinziehen zu sehen. Eine unübersehbare Menschenmasse erfüllte die Straßen, die Fenster, die Dächer; als die Abgeordneten des dritten Standes erschienen, dröhnte die Luft von weithin hallenden Jubelrufen; der prunkende Zug des Adels und Clerus wurde dagegen mit tiefem Schweigen empfangen, und erst bei dem Herannahen des Königs begann das grüßende und dankende Tosen auf's Neue. Den folgenden Tag traten die Stände, im Ganzen 1200 Personen, in dem festlich geschmückten, weiten Sitzungssaale zusammen: der König erschien, umgeben von seiner Familie und dem vollen Prunke des alten Hofstaates, und von begeistertem Beifall der Abgeordneten und der Zuschauer begrüßt. Auf das Zeichen des Ceremonienmeisters, daß der König sprechen werde, folgte dem brausenden Lärmen eine lautlose Stille, und Ludwig begann seine Thronrede, deren Sätze, reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken, ein neues Zeitalter für Frankreich und Europa eröffnen sollten.

Nachdem er geschlossen, erhob sich der Großsiegelbewahrer Barentin, welcher den Abgeordneten eine weite und nur zu unbestimmt umzeichnete Thätigkeit in Aussicht stellte. Sie werden, hieß es, über die Freiheit der Presse und der Personen, über Criminal- und Civilrecht, über Erziehung und Unterricht berathen. Sie werden, setzte er warnend hinzu, von diesen schöpferischen Reformen die gefährlichen Neuerungen zu unterscheiden wissen, welche die Feinde des öffentlichen Wohls

damit vermiſchen möchten. Ueber die nächſte entſcheidende Frage, über die Befugniſſe der Verſammlung und ihr Verhältniß zu ihren Theilen, über die Privilegien des Clerus und des Adels, über die Art der Abſtimmung endlich, ſprach der Miniſter keinen Willen, ſondern nur Wünſche und Hoffnungen aus.

War dies ſchon ein Zeichen der Rathloſigkeit und Uneinigkeit im Miniſterium, ſo machte Necker, der ſich mit einem dreiſtündigen Vortrage anſchloß, die Sache noch ſchlimmer. Sein Fehler war nicht bloß, daß er die Verſammlung ermüdete, daß er über die Frage des Augenblicks, über die Abſtimmungsweiſe, der Regierung das Entſcheidungsrecht ſo wenig wie der Siegelbewahrer vorbehielt[1]), daß er ſich mit hoffendem Glauben an die Verträglichkeit des Adels und Clerus begnügte, daß er über die Reform der Finanzen keine beſtimmten Anträge vorlegte, und wenigſtens auf dieſem Gebiete die Initiative der Regierung feſtſtellte. Dies Alles war fehlerhaft, es hätte für ſich allein ſchon gefährlich und verderblich werden können. Aber er fügte ein Schädlicheres hinzu: er brachte es nicht über ſich, die Wahrheit der Lage auszuſprechen.

Er meldete ein jährliches Deficit von 56 Millionen an, und verwirrte damit die öffentliche Meinung, die ſeit den Notabeln ſtets über ein Deficit von 120 bis 140 Millionen verhandelt hatte. Er hatte ganz Recht, wenn er jene 56 Millionen durch Erſparniſſe an den Ausgaben decken zu können meinte, aber es war aufregend und unwahr, wenn er deshalb die Nothwendigkeit des Reichstags läugnete und deſſen Berufung einen freien Act der königlichen Gnade nannte. Er ſprach nicht von dem eigentlich freſſenden Schaden des Staatshaushaltes, weil er ſelbſt vor Allen ihn angerichtet, und doch nicht ſeinen Ruf als Retter der Finanzen verlieren wollte. Wenn das künftige Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben leicht herzuſtellen war, ſo hatte man bisher, und Necker am meiſten, das Deficit der früheren Jahre planlos auflaufen laſſen. Man fand ſich einer ſchwebenden Schuld von 550 Millionen gegenüber[2]); man hatte alſo viel mehr als eine ganze Jahres-

---

1) L. Blanc B. I, S. 8: *son vrai tort, ce fut de n'avoir pas décidé, par voie d'initiative, que les ordres vérifieraient leurs pouvoirs en commun, et formeraient, dès l'origine, une même assemblée.*

2) Anticipationen . . . . 271½ Mill.
Rückſtändige Renten . . 160 „
Rückſtände der Miniſterien 120 „
551½ Mill.

einnahme vorausverzehrt. Die Lage war ſchlimmer, als wenn das heutige franzöſiſche Budget ſtatt 600 über 2000 Millionen ſchwebender Schuld zu tragen hätte.

Von jener Maſſe mußten contractmäßig im Jahre 1789 an Anticipationen 71 und außerdem an fälligen Schuldcapitalien 72 Millionen bezahlt werden[1]). Das wahre Deficit des Jahres nach ſeinem geringſten Anſatze belief ſich alſo auf mehr als 200 Millionen, beinahe die Hälfte der Jahreseinnahme. Es war ſo ſchwerbedeutend, als wenn heute der Schatz eine Jahreslücke von 600 Millionen zu decken hätte.

Dies alſo wurde bemäntelt, die Stellung des Miniſteriums zu den Ständen nothwendig verfälſcht, die Fortſchleppung des bisherigen Unweſens verewigt, oder eine ſcharfe Kataſtrophe ſchon an dieſem Punkte vorbereitet. Es war ein verhängnißvolles Beiſpiel, wodurch Unredlichkeit und Unordnung an dieſem Brennpunkte des Staatslebens für ein Menſchenalter eingeſetzt wurde.

Für den Augenblick war keine Rede davon. Alles trat zurück vor dem Gewichte der Verfaſſungsfrage, ob die drei Stände gemeinſam oder geſondert, ob eine einzige Nationalvertretung oder ſelbſtſtändige Körperſchaften neben einander berathen ſollten. Sie brach ſogleich mit voller Bedeutung bei der Formfrage herein, von wem die Wahlzeugniſſe der Abgeordneten zu prüfen wären, ob von jedem Stande für ſich, oder von der ganzen Verſammlung.

Den Rechtspunkt brauchen wir nicht zu erörtern. Zweifellos feſt ſtand Eines: das formelle Recht der Regierung, welche die Stände ſo gut wie neu erſchuf, ſie in der einen oder der anderen Weiſe zuſammen zu rufen. Die Regierung wollte Reformen, theils nach dem politiſchen Syſteme des Hauptminiſters, theils weil ſie Geld bedurfte, und dies ohne Reformen nicht zu haben war. Vergab ſie ihrem Anſehen unermeßlich, indem ſie die wichtigſte Verfaſſungsfrage dem Gutdünken und dem Hader der Stände überließ, ſo hob ſie ihre materiellen Zwecke auf, wenn ſie ſich nicht entſchieden für die Vereinigung der Stände zu einer Verſammlung erklärte. Denn jede erhebliche Reform im Sinne der ökonomiſchen und finanziellen Hebung des Landes wäre beim Clerus verkümmert, beim Adel verworfen worden. Das zeigten ſchon die Aufträge der Wähler.

Was die Regierung verſäumt hatte, mußten alſo die Stände ſelbſt zu thun übernehmen. Was die Regierung mit freier Geſetzlichkeit

---

1) Dies ſind die Rembourſemens, von denen Calonne redet.

hätte befehlen können, führte jetzt zu reißender Revolution. Aber es gab keine Wahl. Die Gemeinen wollten die Fortdauer der privilegirten Stände nicht dulden, der Staat hätte sie nicht dulden können, wollte er nicht zu Grunde gehen.

Die Communen, hier ohne eine abweichende Stimme einig, betrachteten das System einer einzigen Versammlung als sich von selbst verstehend. Sie vermieden es, als dritten Stand sich zu constituiren, sie blieben unthätig, und erklärten, die Constituirung der gemeinsamen Versammlung zu erwarten. Langsam also und vorsichtig begannen sie ihren Gang. Sie fühlten sich im Bewußtsein der guten Sache, sonst aber noch unsicher nach allen Seiten hin. Die Personen waren sich fremd, der Schauplatz des Handelns den Meisten völlig neu, feste Planmäßigkeit lag in der Natur der Wenigsten. Sie kannten den Wunsch ihrer Wähler, nämlich fast aller erwachsenen Männer des Reiches, sie empfanden die Gährung des öffentlichen Sinnes, sie wußten, welch eine Fülle von Verzweiflung und Begeisterung sie hinter sich hatten. Einige der Führer waren bereits in den Gassen und Winkeln der Hauptstadt accreditirt, einige Versuche des Aufruhrs waren gut gelungen, man sah wenigstens die Möglichkeit auch eines materiellen Widerstandes. Aber die Masse der Deputirten war ungewiß über den Umfang der eigenen Pläne, verlegen sie selbst bei dem Anblick des Schwankens in der Regierung.[1]) Würde der König unvermuthet umschlagen, so gab es doch nur Wenige, die sich von dem Gedanken der gewohnten Ehrfurcht und dem Bilde der überragenden Regierungsgewalt losmachen konnten.[2]) Noch mancher Fehler der Monarchie mußte ihnen das Bewußtsein steigern. Ohne Zweifel der Bedeutendste und Einflußreichste war Graf Mirabeau, Vertreter der provenzalischen Stadt Aix, ein ungestümer Gegner des Feudalstaates und unruhiger Theilnehmer an allen populären Bewegungen der letzten Zeit. Wenn irgend einer, hätte er die Kraft gehabt, die Versammlung anzutreiben und fortzureißen, aber auch er zauderte, und hielt die Genossen von allen kräftigen Schritten zurück, weil er von der Haltlosigkeit und Unerfahrenheit der Meisten den Ruin des Staates befürchtete. Hätte

---

1) Uebereinstimmend in den Aussagen Bailly's, Mirabeaus und Barentins.

2) Sieyès hoft damals, sie würden die Keime legen, und die nächste Generation den Adel abschaffen können. Beaulieu, essais I, 139. Robespierre hält Mounier, Malouet, Target für verdächtig, hat geringes Zutrauen zu Mirabeau, und tröstet sich, daß es in der Versammlung 100 Patrioten gebe, bereit für das Vaterland zu sterben. Ungedruckte Briefe Robespierre's, angeführt bei L. Blanc Buch I, Cap. 8.

Necker einen Schatten von Kraft und Talent, ſchrieb er damals, in acht Tagen könnte er 60 Millionen Auflagen, 150 Millionen Anleihen haben und uns am neunten auflöſen: wäre der König gewandt genug ſich an unſere Spitze zu ſtellen, ſtatt entgegengeſetzte Wünſche bei ſich errathen zu laſſen, ſo wäre die Verſammlung bereit, den zweiten Theil der däniſchen Revolution von 1660 zu machen.

Nur allmählig kamen Verhandlungen mit den andern Ständen in Gang. Der Adel zeigte ſich herb, abſprechend, vorwärts drängend, der Clerus behutſam, ſalbungsvoll und zähe. Man verſuchte gemeinſame Conferenzen, man war nach drei Wochen keinen Schritt weiter, und ließ die Berathung fallen (25. Mai). Die öffentliche Ungeduld und die Noth des Schatzes wuchs, die Regierung trat noch einmal dazwiſchen, und Necker mußte einen Mittelweg vorſchlagen. Die Vollmachten ſollten von jedem Stande geprüft, das Ergebniß den beiden andern mitgetheilt, und im Falle einer hier ſich erhebenden Anfechtung durch den Miniſterrath entſchieden werden. Es wäre ein geringer Gewinn geweſen, da die Hauptfrage über die Abſtimmung unerledigt blieb. Der Clerus nahm alſo den Vorſchlag unbedenklich an, der Adel aber, durch das Zuſammenſein geſteift und geſteigert, erklärte, er habe längſt geprüft und ſich conſtituirt. Er erſparte ſo den Communen die gefürchtete Ehre, zuerſt mit der Krone zu brechen. Die Conferenzen ſchloſſen am 9. Juni von Neuem.

Die Führer der Communen ſahen, daß man ſich dem Adel unterwerfen oder die Unterwerfung der Stände erzwingen müſſe. Am 10. kündigte Mirabeau an, der Abgeordnete von Paris, Abt Sieyès, habe einen wichtigen Antrag zu ſtellen. Es war die Erklärung, die Zeit ſei gekommen, die Verſammlung zu conſtituiren, die beiden anderen Stände zur gemeinſamen Wahlprüfung aufzufordern, die Operation ohne Aufenthalt zu beginnen, und über die Ausbleibenden hinwegzuſehen. Es wurde angenommen, dem Könige Nachricht gegeben, die Wahlprüfung am 12. Abends angefangen, und am 14. beendigt. Die Alles entſcheidende Frage mußte jetzt zur Löſung kommen. Die Verſammlung war in der Lage, ſich zu conſtituiren: als was conſtituirte ſie ſich?

Zwei Denkweiſen, deren Kampf von nun an den ganzen Verlauf der Revolution beherrſchen ſollte, traten hier auf der Schwelle der Ereigniſſe ſich entgegen, eine jede durch ihr beſtes Organ, welches ſie in Frankreich beſaß, vertreten. Auf der einen Seite erhob ſich Sieyès, ein politiſcher Theoretiker von geringer Kenntniß der wirklichen Dinge, welcher die Welt und die Menſchen überall nur nach ſeinem

Syſteme beurtheilte, in einſeitiger Beſchränktheit folgerichtig vorwärtsſchritt, und nach der Weiſe ſolcher Doctrinäre mit verborgenem und hochmüthigem Ehrgeize erfüllt war. Seine Rede bewegte ſich um die einfachen Sätze: wir ſind laut Ausweis unſerer Vollmachten Vertreter von 96 Procent des Volkes, das Volk iſt ſouverain, folglich haben wir als ſeine Vertreter zu handeln, und uns als Nationalvertretung zu conſtituiren. Es war die Erklärung des offenen Krieges der willkürlichen Principien gegen die beſtehenden Rechte. Der Vernunft iſt es allein gemäß, daß die Mehrheit des Volkes herrſche; was nicht vernünftig iſt, ſoll nicht weiter exiſtiren; wenn der König und die höheren Stände unvernünftig bleiben, ſo ſchreitet das herrſchende Volk über ſie hinweg.

Dagegen wollte Mirabeau allerdings um jeden Preis die Einführung einer neuen Regierungsform und die Beſeitigung des ganzen Feudalſtaates. Aber er war der Mann der Ordnung ſo gut wie der Todfeind der alten Ordnung. Er war, wenn es unvermeidlich wäre, auch zur Revolution entſchloſſen, aber er ſuchte mit raſtloſer Sorge die Heftigkeit des Stoßes zu brechen. In ſeinem unaufhörlich ſchaffenden Geiſte ſpiegelte ſich das Bild der ſegensreichen Thätigkeit, die ſich bei Erhaltung der Ruhe unabſehbar nach allen Seiten ausdehnen ließ, aber auch der entſetzlichen Zerſtörung, die mit dem Zuſammenſtürzen der Ordnung hereinbrechen mußte. So eben noch hatte er Necker, der in ſeinen Augen ein verächtlicher Staatsmann war, aufgeſucht, um ihm ſeine Unterſtützung auf der richtigen Bahn zu bieten; Necker aber, der Mirabeau's unſittliches Privatleben verachtete und in dem gewaltigen Talente deſſelben nur eine gefährliche Nebenbuhlerſchaft erblickte, hatte ihn trocken zurückgewieſen. Mirabeau ließ ſich durch den Zorn darüber nicht aus ſeinen Wegen bringen; indem er ſich überzeugte, daß ein Gewaltſchritt nicht zuvermeiden war, ſtrebte er die Gewalt der Mehrzahl wenigſtens nicht als höchſtes Recht erklären zu laſſen. Das Volk iſt noch nichts, rief er, aber es wird groß und majeſtätiſch werden; noch ſtehen wir unter den vom Könige beliebten Rechten und können ſeine Genehmigung bei unſerem Schritte nicht entbehren; wir müſſen uns jetzt mit unſerem jetzigen Rechte begnügen, an die Zukunft aber einen unwiderſtehlichen Anſpruch ſtellen. Alſo nennt Euch Vertreter des Volkes in der Nationalverſammlung, verſchafft dem Volke den Zugang zu ſeinen Rechten und wachſet dann ſelbſt mit dem Volke heran.

Es gab in der Verſammlung nur wenige Stimmen, denen auch

Mirabeau's Faſſung zu viel zu ſagen ſchien; aber ſelbſt dieſe gingen indem ſie die Benennung Vertreter der Mehrheit vorſchlugen, von der in jedem Falle nöthigen und vorausgeſetzten Einheit der Verſammlung aus. Es gab darüber keinen Zweifel, keine Abweichung. Draußen gährte es lebhafter: in Paris ſchlugen kecke Redner ihre Tribünen in den Gärten des Palais Royal auf, und ſetzten unaufhörlich zuſtrömende Maſſen in Bewegung; in den Provinzen wuchs die Hungersnoth und bewirkte zahlreiche Rottirungen der Meier und Ackerknechte, die an keiner Stelle Ausſicht auf Beſſerung hatten, und in großen Banden zuerſt die reichen Pächter, dann die Schlöſſer der Gutsherren, endlich kleine Städte brandſchatzten. Die Truppen wurden unaufhörlich dadurch in Athem gehalten, und richteten doch nur wenig aus. In Marſeille ließ die Stadtbehörde auf Mirabeau's Rath die Bürger zu den Waffen greifen, um ſolche Banditen von der Stadt abzuhalten. Weit und breit ſtand die Jugend der Bretagne noch aus den Zeiten der Wahlkämpfe her in Waffen, man wollte ihre Zahl auf 40,000 angeben, ſie ſchworen auf Unterſtützung der Communen, wenn die Ariſtokratie ſich denſelben in den Weg ſtellen würde. Nachrichten ähnlicher Geſinnung floſſen von allen Seiten in Verſailles zuſammen; in Paris herrſchte die Meinung, der Hof ſei ſchuldig durch Verrätherei, die Communen durch Langſamkeit. Jede Stunde drängte die Verſammlung unaufhaltſamer zu den äußerſten Schritten, der Hof hatte allen Grund zu der Sorge, daß mit der Vereinigung der drei Stände die Allmacht der Nationalverſammlung auch über die Krone hinauswachſen werde. Dazu fand ſich das Miniſterium von ſehr reellen Sorgen gepeinigt, da ſchon ſechs Wochen ſeit Eröffnung der Stände vergangen, für keine Einnahme geſorgt, die Kaſſe der völligen Erſchöpfung nahe war. Artois und ſeine Freunde pochten auf die raſche Erfüllung ihrer düſteren Weiſſagungen, und meinten, es ſei die höchſte Zeit, die königliche Gewalt vor den ſtündlich wachſenden Gefahren zu ſichern. Unter ſolchen Stimmungen vollendete ſich die Verhandlung der Communen. Am 16. Juni faßte ſie Sieyès in kurzen Bemerkungen zuſammen. Vielen war der Muth gewachſen, Andere zürnten über die ſich ankündigende Hinneigung des Miniſterraths zu dem Adel. Mit einer an Einſtimmigkeit grenzenden Mehrheit, unter dem Beifalle aon 4000 Zuſchauern, ſiegte Sieyès am 17. Die Communen conſtituirten ſich als die Verſammlung der Nation.

Wohl war es ein Beſchluß, welcher die Regierung zu ernſten Erwägungen aufforderte. Denn er enthielt nicht bloß die Vereinigung

der drei Stände zu einer Verſammlung: es war die Erklärung, daß die Erwählten der Mehrzahl über jedes beſtehende Recht hinüber zu den Beherrſchern Frankreichs erhoben ſeien. Es war etwas Anderes, durch das Einverſtändniß aller Betheiligten und die Genehmigung des Königs zu dem Ziele zu gelangen, oder aus eigener Kraft ſich ſelbſt und vielleicht ſich allein die geſetzgebende Gewalt über Frankreich beizulegen. Es war eine Uſurpation, wenn je eine geſchehen iſt, es war, wie einer der Pariſer Abgeordneten, der große Naturforſcher Bailly ſelbſt es ſagte, die Uebertragung der königlichen Gewalt auf die Verſammlung. Es war die Revolution. Die Gemäßigten in der Verſammlung konnten mit vollem Rechte die Verantwortung dafür den Miniſtern zuſchieben, die ihnen keine Wahl außer der Ungeſetzlichkeit oder dem politiſchen Tode gelaſſen: für die Regierung, die ſich durch Unklarheit und Nichtsthun, ohne es zu wollen, in eine Linie mit den höheren Ständen geſtellt, blieb das Ereigniß ein vernichtender Angriff.

Seit mehreren Tagen ſah man den Zuſammenſtoß auf allen Seiten voraus. Der Adel rührte ſich bei dem Könige auf das Heftigſte, um ſich und ſeine Rechte zu behaupten. Ein Theil der Miniſter, ſonſt ihm wenig geneigt, glaubte jetzt in ſeinem Sinne verfügen zu müſſen, um die Selbſtſtändigkeit der Krone zu wahren. Eine Berathung folgte der andern, man kam ſehr langſam vorwärts, denn man verkannte die Schwierigkeiten nicht, und vor Allem, man war nicht einig. Necker war es, der eifrigen Widerſpruch erhob. Mit einem Theile des Adels und einigen Mitgliedern der Communen hegte er längſt den Wunſch, eine der engliſchen ähnliche Verfaſſung einzuführen, und den hohen Clerus mit dem Adel zu einem Oberhauſe zu vereinigen. Das demokratiſche Syſtem des Abtes Sieyès aber gab dazu ſo wenig Hoffnung, wie die eigenſinnige Abſonderung der beiden höheren Stände; er hatte bei der jetzigen Lage der Dinge weder hüben noch drüben Ausſicht: am Schlimmſten dünkte ihn jedoch der Verluſt ſeiner Volksgunſt, der ihm fernere Einwirkung auf die Communen unmöglich gemacht, und ihn bei entſchiedener Parteinahme für den Adel ſicher betroffen hätte. Er drang alſo jetzt endlich auf die Maßregel, die er vor fünf Monaten als die Lebensfrage ſeines ganzen Thuns hätte durchſetzen müſſen, auf das Einſchreiten des Königs zu Gunſten des richtigen Syſtems. Der König müſſe aus eigner Macht die Vereinigung der Stände befehlen, ſonſt aber ſeine bisherige Machtſtellung wahren. Jetzt aber war es zu ſpät. Alle Empfindlichkeit der bedrohten Rechte und Privilegien war durch den Angriff der Communen erwacht. Der

Ministerrath beschloß, im Uebrigen zwar alle erdenkbaren Reformen zuzugestehen, aber auf der Sonderung der Stände zu beharren. Nicht bloß der Einfluß der Königin, wie man erzählt hat, sondern der Eifer gegen die Revolution brachte den Beschluß zu Stande [1]).

In der That, blind genug mußte der Schrecken und der Abscheu sein, um königliche Beamte zu einem solchen Schritte fortzureißen. Man hatte die Versammlung berufen, um der Regierung des Königs gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen eine starke Unterstützung zu geben. Jetzt, um den Adel zu decken, stellte man den König vor die Bresche. Indem man den Beschluß der Communen kassirte, zog man den Unwillen der Nation auf die Gesinnung des Königs, und um diesen Zorn zu beschwichtigen, opferte man wesentliche Theile der Macht des Königs, denn dies war, die Existenz irgend welcher Reichsstände vorausgesetzt, die Folge einer jeglichen Reform.

Neckers Meinung lieferte allerdings ein Ergebniß, welches die königliche Autorität nur sehr nothdürftig gedeckt hätte. Aber man hatte dies Mißgeschick allein sich selbst zugezogen, und wenn man nur leidlich aus der Verlegenheit entkam, so hatte man Grund genug, sein Glück zu preisen. Entscheidend aber war, daß man zur Durchführung des ministeriellen Beschlusses nur so lange die Macht besaß, als man keinen Widerstand erfuhr. Die Kasse des Staates war leer, und die Truppen in Paris vollkommen unzuverlässig. Man wußte es, aber man schritt blind vorwärts. Ludwig XVI. ging auf die Jagd, die Hofjunker freuten sich, daß den Schwätzern und Demagogen das Maul gestopft würde.

Daß man aber Widerstand erfahren würde, zeigte der erste Schritt auf der neuen Bahn. Als der Saal der Versammlung am 20. geschlossen wurde, um die Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung zu treffen, brachten die Führer des dritten Standes den größten Theil ihrer Genossen in einem Nachtbarhause zusammen, wo ein großer Saal zum Ballspiel hergerichtet war. Die Stimmung wogte auf und nieder; Anfangs war sie bei der Mehrzahl bei weitem nicht so begeistert, wie sie gewöhnlich geschildert wird. [2]) Nicht alle wußten, wie tief

---

[1]) Memoiren des Ministers Barentin.

[2]) Die gleichzeitigen und unwiderleglichen Beweise hat Granier de Cassagnac zusammengestellt, histoire des causes etc. III, 63. Auch Louis Blanc stimmt zu, Buch I, Cap. 8.

die Macht des Königs schon damals untergraben war, den Meisten war es unheimlich genug bei dieser Eröffnung des Kampfes gegen den Enkel Ludwig XIV. Einige Eifrige riefen, man solle nach Paris hinüber, wo das Volk sie mit Begeisterung erwarte. In der That war dort die Aufregung auf dem höchsten Punkte, die Massen in wilder Gährung, die Soldaten, hundertweise jeden Tag im Palais Royal bewirthet, in voller Zuchtlosigkeit. [1]) Die Gemäßigten in der Versammlung erschraken vor dem Bilde der Katastrophe, welche ihr Erscheinen auf solchem Boden veranlassen würde, und Mounier, Abgeordneter der Provence, rief lebhaft aus, man müsse hier bleiben, man dürfe sich nicht trennen bis die Verfassung des Reiches und die Wiedergeburt der öffentlichen Ordung vollendet sei. Er stellte den Antrag, diesen Entschluß mit feierlichem Eidschwur bekräftigen. Das Wort zündete ringsum; man erinnerte sich, wie viel befreundete Kräfte zur Unterstützung bereit seien, eine eifrige Minderheit des Adels, eine überwiegende Masse im geistlichen Stande, eine stille aber thätige Einwirkung des leitenden Ministers. Von einem Tische herunter las Bailly die Eidesformel vor und forderte für sich die Ehre, sie zuerst zu beschwören. Da brach die Begeisterung von allen Seiten hervor; mit stürmischem immer erneuertem Zuruf wiederholten die Männer das Gelübde, mit welchem der Pulsschlag einer neuen Zeit für Frankreich begann, das Gelübde, mit welchem die Meisten das eigne Haupt als Opfer für Vaterland und Freiheit weihten.

Zwei Tage nachher kamen 148 Geistliche, Bischöfe, Aebte und Pfarrer, es kam der gesammte Adel der Dauphiné, sich mit den bedrohten Gemeinen zu vereinigen. Das Ministerium that nichts, um es zu hindern, nichs, um seine Vorsätze danach zu ändern. Am 23. wurde der König feierlich in den Saal geführt, um hier, zum letzten Male, sein königliches Belieben zu verkünden.

Was er damals sagte, hätte die Monarchie in Frankreich begraben, und den Reichsständen die Souveränität gegeben. Das ganze Finanzwesen wurde ihnen überlassen, der König erklärte sich zur Aufhebung der drückendsten Steuern, zu Reformen im Justiz- und Militärwesen, zur Einrichtung von Provinzialständen, zur Abschaffung der Verhaftbefehle und der Censur seinerseits bereit. Alles sollte erst entschieden und geregelt werden durch die Stände — das schien an sich eine reiche Bewilligung — aber durch die Stände in gesonderter Berathung.

---

[1]) Sie sind alle zu Philosophen geworden, schrieb Camille Desmoulins.

Dieſes Verbot der Nationalverſammlung war das erſte und das letzte Wort der Sitzung. Es war die Abdankung der Monarchie zu Gunſten des Adels. Es war die Ueberantwortung des franzöſiſchen Staates an das Belieben der privilegirten Stände. Dieſer Alles beſtimmende Punkt wird nur in zu vielen Darſtellungen überſehen. Er entſchied aber über den Werth aller jener Verheißungen des Königs, die unter dem Syſteme der drei Curien ſicher nur Verheißungen geblieben wären.

Es war kein Wunder, daß die Communen widerſtanden. Als nach der Entfernung des Königs der Ceremonienmeiſter Marquis Brézé die Abgeordneten zum Auseinandergehen aufforderte, nahm Mirabeau das Wort, und antwortete dem Hofbeamten mit ruhiger Feſtigkeit: wenn Sie Auftrag haben, uns aus dem Saale zu entfernen, ſo laſſen Sie ſich auch den Befehl zur Anwendung der Gewalt geben; denn wir werden unſere Plätze nur vor den Bajonetten räumen [1]). Die Verſammlung beſchloß dann auf ſeinen Antrag die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Es war hinreichend, den ganzen Apparat der königlichen Sitzung in Trümmer zu werfen.

Zunächſt ſchrak der König vor der erſten Gewaltthat zurück. Sie wollen den Saal nicht verlaſſen? ſagte er, nun ſo laſſe man ſie. Dann wurde Necker lebendig. In der Sitzung war er nicht geweſen, ſondern hatte ſeine Entlaſſung eingereicht. Abends nahm er den Jubel unzähliger Volksmaſſen in Empfang, die den König kurz vorher mit Murren und Schmähen begleitet hatten, und ließ ſich darauf von Ludwig zum Bleiben beſtimmen. Stunden lang waren die Häupter der Communen in ſeinem Saale vereinigt, und am 24. dankte er der Verſammlung, welche Sitzung hielt, als wäre nichts geſchehen, für die Zeichen ihrer Achtung. Wieder ein Theil des Clerus und am folgenden Tage die liberale Minderheit des Adels, Neckers Freunde, traten herzu. Dann aber dröhnte es in Paris. Die Aufregung war tief und allgemein, es waren nicht bloß die Literaten und Weiber des Palais Royal mit dem beweglichen Haufen, der ſich um ſie ſammelte, ſondern aus der Bürgerſchaft erhoben ſich die Wähler des dritten Standes, Alles beſitzende und hochgeachtete Männer, um der Verſammlung ihre Unterſtützung zuzuſagen. Schon am 25. meldete ſich die Empörung. Ein Volkshaufen ſtürmte den erzbiſchöflichen Palaſt in Paris, und die Garden weigerten ihr Feuer. In Verſailles wollte eine ähnliche

[1]) Mirabeau, lettres à ses commettans. Die vielfachen Varianten des berühmten Satzes ſind ſämmtlich unbeglaubigt.

Schaar die Truppen von dem Eingang des Sitzungssaales verjagen, und die Officiere fühlten sich ihrer Mannschaft nicht sicher. Die Minister waren durch Necker's, der König durch den offenen Abfall der Truppen gebrochen. Ludwig ließ den Präsidenten des Adels, den Herzog von Luxemburg kommen, und befahl ihm selbst die Vereinigung mit den Communen. Ich habe kein Geld, setzte er hinzu, und das Heer ist voll von aufrührerischer Gesinnung, ich kann Euch nicht schützen, mein eignes Leben ist in Gefahr. Ueberrascht und erschreckt rief der Herzog: aber das heißt die Allmacht der Versammlung erklären, so stark ist die öffentliche Meinung; der Adel ist bereit, sein Leben für den König dahinzugeben. Ich will nicht, schloß Ludwig, daß Jemand für mich umkomme.

Die Niederlage war vollständig. Die Partei trug den Gedanken nicht, ohne Wiederstand an eigner Schwäche schimpflich gestorben zu sein. Zwar erfolgte jetzt die Vereinigung, und der Clerus beschloß noch vorher sich zum Verdienste, künftig Steuer zu zahlen und seine Güter der Nationalschuld als Pfand zu stellen. Dann aber kamen allerlei Verwahrungen, Proteste, Gewissenscrupel, und die Erbitterung blieb auf allen Seiten. Wichtiger war noch, daß auch in Paris die Anarchie sich fortsetze, die man an das Tageslicht beschworen hatte. Keine Behörde konnte sich geltend machen, die Truppen wurden immer zuchtloser, fremde Vagabunden strömten von allen Seiten in die Stadt, zwölftausend heißt es in einigen, dreißig-, ja vierzigtausend Menschen, in andern Berichten. Dabei hungerte das Volk, das Brod kostete vier Sous und darüber, Tumulte vor den Bäckerläden kamen fast täglich vor, es gab für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht den geringsten Schutz mehr. Es war ganz richtig, wenn die Minister einem solchen Zustande gegenüber auf Herstellung ihrer materiellen Macht bedacht waren, es war ganz pflichtgemäß, daß sie aus verschiedenen Provinzen neue Regimenter heranzogen. Aber sogleich heftete sich die Adelspartei an diesen Punkt. Der Streich des 23. war mißglückt, weil die Garde versagt und Necker seine Collegen im Stiche gelassen hatte. Wie nun, wenn man ein Ministerium aus neuem festerem Stoffe bildete, und in dessen sichere Hand die Verfügung über neue imposante Streitkräfte legte, die von den Demagogen noch nicht bearbeitet wären? Dann wäre doch das Mißgeschick des 23. nach jeder Seite hin unmöglich? Dann würde man doch die Mittel besitzen, den Maulhelden der Versammlung die thätige Kraft der Krone fühlen zu lassen, das gute Recht des Adels zu sichern und dadurch von selbst die wahre Freiheit vor der Anarchie zu schirmen?

Die Dinge gingen dann ihren Weg. Die Truppen mehrten ſich von Tag zu Tag, den Oberbefehl erhielt der greiſe Held des ſiebenjährigen Kriegs, der Marſchall Broglie, denn dieſem, glaubte man bei Hofe, werde die Gunſt und der Gehorſam des Soldaten nicht fehlen. Man hätte ſchnell genug dieſe Täuſchung berichtigen können, wenn man hier überhaupt die Fähigkeit zum Lernen beſeſſen hätte. Am 30. ließ der Oberſt der franzöſiſchen Garden eilf ſeiner Leute verhaften, weil ſie in Verbindung mit dem Palais Royal im Regimente einen Club zur Verführung der Soldaten gebildet hatten. Solcher Clubs gab es damals ſchon, von Paris her angeregt, in vielen Städten und Garniſonen der Provinz, alle hingen mit dem Palais Royal als Mittelpunkt zuſammen; hier war man ſogleich entſchloſſen, die Eilf zu befreien, um nicht ſelbſt in die Unterſuchung verwickelt zu werden. Ein Haufen von einigen Tauſenden erbrach das Gefängniß, die Garden jubelten, eine Colonne Dragoner, die zur Herſtellung der Ordnung abgeſchickt wurde, vereinigte ſich mit dem Volke. Das Regiment der Leibwachen ſelbſt, erfuhr man in Verſailles, ſei nicht zuverläſſiger, ein Linienregiment in Bethune verſagte bei einem Brodtumulte, und die Bürgerſchaft ſetzte ihm zum Dank eine Soldzulage aus.

Broglie hatte kein anderes Mittel dagegen, als immer neue Regimenter kommen zu laſſen; die Folge war nur, daß die Berührung mit Paris die Auflöſung im Heere immer weiter verbreitete [1]). Noch einmal erhob ſich unter dieſen Umſtänden in der Nationalverſammlung Mirabeau. Er gehörte nicht zu den eigentlichen Leitern der Demagogie, welche damals die Soldaten dem Throne abwendig machte, immerhin war er ſo weit betheiligt, um den Umfang ihrer Erfolge zu kennen, und ſtets noch entſchloſſen, wenn es zum Sturze des Feudalſtaates unumgänglich nöthig wäre, die ärgſten Uebel der Revolution in den Kauf zu nehmen. Aber ſeine mächtige Adreſſe an den König um Entfernung der Truppen entſprang nicht aus dem Wunſche, ein kräftiges Mittel gegen die Pariſer Anarchie zu beſeitigen, ſondern zum Theil aus dem Streben, von der Verſammlung jeden Schein einer Gefahr

---

1) Journal and correspondance of Lord Auckland II, 326. What has certainly contributed to this quick and wonderful revolution, is the defection of those troops who were depended upon and applied to to support cœrcive measures, and a more than probability that the whole army is ready to do the same. The most seriors informations on that head are daily coming to the ministers from the provinces. So ſchreibt am 5 Juli ein mit Necker täglich verkehrender Diplomat.

zu entfernen, vor Allem aber aus der Ueberzeugung, daß jeder Gewaltſchritt die Armee auf der Stelle ſprengen und die Anarchie über ganz Frankreich verbreiten würde. Indem er den Verſuch machte, mit der Adreſſe einen Antrag auf Errichtung von Bürgergarden in Paris zu verbinden, hatte er zugleich ein Streitmittel gegen die alte, und eine Gewähr für die neue Ordnung im Sinne. Aber weder der König, welcher von der Zerſetzung des Zuſtandes gar keinen Begriff hatte, noch die Verſammlung, die durch die Umtriebe des Adels erſchreckt und erbittert war, ging darauf ein.

Am 11. machte die Feudalpartei ihren Staatsſtreich. Necker und drei andere Miniſter wurden entlaſſen, Breteuil, Broglie, Foulon und Laporte dafür in den Rath der Krone berufen. Dieſe Männer gehörten nicht gerade zu dem Kerne der Partei, ſie waren vielmehr perſönlich ſtramme Monarchiſten, und zunächſt nur dazu beſtimmt, die Verſammlung in Verſailles und die Demagogen in Paris zu unterwerfen: die Dinge hatten ſich aber ſchon ſo unnatürlich verwickelt, daß die Frucht eines ſolchen Sieges nicht der Krone, ſondern dem Adel zugefallen wäre. In dieſem Sinne verſtand die Ernennung Jedermann, und der ganze Haß gegen die Privilegirten brauſte augenblicklich gegen die neuen Miniſter auf. Tags vorher hatte in Paris ein coloſſales Gaſtmahl im Palais Royal ſtattgefunden, wo Garden, Reiter aller Waffen, Canoniere und Linientruppen in buntem Gemiſch von den Bürgern bewirthet worden. Tief in der Nacht am 11. verhandelten dann die Wähler des dritten Standes über Mirabeau's Antrag, und die Bildung einer Bürgergarde. Nun am Mittag des 12. kam die Nachricht von Necker's Entlaſſung, im Palais Royal brach der Tumult los, und aus den Fenſtern des Café Foy rief Camille Desmoulins das Volk zum Widerſtande auf. Nach ſo gründlicher Vorbereitung war der Erfolg gewaltig. Viele Tauſende waren auf der Stelle in Bewegung, muthige Männer aus allen Klaſſen, Arbeiter und Studenten, Kaufleute und Handwerksburſchen, freilich auch Bettler, Vagabunden und Diebe; überall wurden die Waffenläden geplündert, kleine Wachpoſten aufgehoben, die Zollhäuſer an den Barrieren in Brand geſteckt, die Reiterangriffe, die Prinz Lambeſc auf den Tuileriengarten unternehmen ließ, abgewehrt. Gleich in dieſen erſten Augenblicken war die Niederlage des Miniſteriums entſchieden. Denn alle Truppen bis auf wenige Compagnien Ausländer verſagten, ſo daß man vor Dunkelwerden ſich veranlaßt ſah, die Stadt gänzlich zu räumen und die Truppen auf dem Marsfelde bivouakiren

zu lassen [1]). Der 13. war ein elender Tag, sowohl für den Hof, der die Meldung über den bevorstehenden Abfall der Soldaten empfing [2]), als für die besitzende Bevölkerung in Paris, die sich auf der einen Seite von dem Heere des Marsfeldes, auf der andern von den stets wachsenden Massen der Revolutionäre bedroht sah. Die letzte Gefahr war bereits die dringendere. Die Banden plünderten nicht nur die Waffenläden allein, sondern außerdem die Getreidemagazine, und bald auch die Bäckerläden, und in raschem Fortschritt dann einzelne Weinkeller, und endlich vernahm man von allen Enden von Diebstählen aller Art, mit denen die Freiheitsbewegung begleitet wurde. Da war denn die Einrichtung der Bürgergarde ein mit dankbarem Jubel begrüßtes Rettungsmittel [3]). Die ersten Patrouillen zeigten sich in der Nacht des 12., am Morgen des 13. nahmen die Wähler von dem Rathhause Besitz und setzten einen parmanenten Ausschuß ein, welcher die Regierung der Stadt übernahm, sofort 200 Mann aus jedem der sechzig Districte bewaffnete, und die weitere Ausrüstung einer vierfachen Stärke beschloß. Ein Theil der bisher ganz zuchtlosen Rotten trat auf der Stelle ein, die übrigen zu entwaffnen war die Hauptthätigkeit des neuen Instituts. Indeß war der Tumult noch immer im Wachsen, das ganze Regiment der französischen Garden trat zum Volke über, zahlreiche Deserteure der anderen Truppentheile langten an [4]), diese Menschen waren bei Weitem am Schwierigsten in Zucht zu halten. Wieder war Rede davon, alle Häuser der Aristokratie auszurauben; das Lazaristenkloster wurde verheert, die Waffensammlung des Kronschatzes entwendet, eine Anzahl Schuldgefängnisse geöffnet. Das war der 13. Juli, sagt Bailly, der Tag, an welchem Paris fortwährend Gefahr lief, geplündert zu werden, und nur durch die Bürgergarde vor den Banditen gerettet wurde [5]). Derselbe Tag entschied auch über die Monarchie.

---

[1]) Poisson l'armée et la garde nationale I, 32 hat die Berichte der gleichzeitigen Presse über den Abfall der Truppen übersehen, und führt den Abmarsch auf eine frühere Ordre des Königs zurück, was nach den positiven Aussagen Besenval's (Mémoires III, 300) ganz unmöglich ist.

[2]) Selbst die fremden Regimenter Royal-Allemand und Chateauvieux kündigten den Gehorsam. Revol. de Paris.

[3]) L. Blanc sieht darin nur den „Argwohn" der „Bourgeoisie" gegen das „verläumdete Volk". Die oben erwähnten Unordnungen scheint er nicht zu kennen.

[4]) In der Correspondence of Auckland, II, 330 sagt der Correspondent, ein Regiment Schweizer-Garde, ein Regiment Dragoner und zwei Infanterie-Regimenter seien zum Volke übergetreten. Loustalot redet von 3000 Mann.

[5]) Mem. I, 113, 115 (edit. 1804).

General Beſenval, welcher die Truppen auf dem Marsfeld befehligte, wagte mit den verwilderten Bataillonen ſich nicht zu rühren, ſchickte vergeblich Meldung auf Meldung nach Verſailles, und entſchloß ſich endlich am 14. ſich aus der gefährlichen Nähe der Hauptſtadt zurückzuziehen [1]). Der Sturz der Adelspartei, die Beſiegung des alten Königthums, die Auflöſung der alten Armee war beſiegelt. Das bisherige Syſtem war zum zweiten Male, ohne Kampf, an ſeiner eigenen Zerrüttnng, es war durch den Abfall ſeiner Regimenter am 13. Juli erlegen.

Die Ereigniſſe des 14. gehörten bereits einer neuen Epoche und einem neuen Kampfe an.

In Paris ging die populäre Bewegung unaufhaltſam vorwärts. Die unermeßliche Stadt war von einem Ende zum anderen in der Hand der Inſurrection; alle Leidenſchaften der menſchlichen Bruſt, Freiheitsliebe und Patriotismus, Haß und Rache, Habgier und Ehrgeiz arbeiteten in der wogenden Menſchenmaſſen; unaufhörlich flogen die wildeſten Gerüchte umher, von den Anmarſch feindlicher Heeresmaſſen, der Sprengung der Nationalverſammlung, der blutdürſtigen Wuth der Ariſtokraten: und drohende und abenteuerliche Pläne antworteten ihnen, alle Volksfeinde zu ächten, nach Verſailles hinauszuziehen, den König von ſeinen ſchlechten Rathgebern zu befreien. Die Wähler auf dem Stadthauſe wünſchten inne zu halten, und ſich zunächſt mit der Nationalverſammlung in Berührung zu ſetzen: draußen aber ging das Toben fort, man dürfe nicht raſten, bis der König ſein Miniſterium aufgelöſt hätte, man müſſe kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen, man müſſe vor Allem Waffen für die Maſſen des entfeſſelten Volkes haben. So warf ſich ein Schwarm, geführt von dem Procurator Corny und und dem Pfarrer der Stephanskirche [2]), auf den Palaſt der Invaliden, wo 20 Kanonen und 28,000 Flinten erbeutet wurden; ein anderer eröffnete von der Antonsvorſtadt einen Angriff auf die Baſtille, wo

---

1) Wenn Lafayette II, 22 ſagt, die Ankunft einer Escadron Huſaren am 14. hätte den Alarm erneuert, und Anlaß zum Baſtillenkampfe gegeben (auch der Moniteur weiß von dieſen Huſaren), ſo giebt er II, 53 den wahren Maßſtab für die Bedeutung dieſer Verſion: „die plötzliche Entſtehung der Bürgergarden wurde wahrlich nicht durch die Gerüchte über die Banditen verurſacht, ſondern höchſtens beſchleunigt, wie das Gerücht von der Ankunft der Huſaren die Pariſer Bewegung beſchleunigte.“ Vgl. Bailly I, 139. Es war ein falſcher Lärm, wie ſie zu tauſenden täglich vorkamen.

2) Ein großer Freund und Verehrer Lafayettes (vgl. ſeine Thätigkeit nach dem 22. Juli, Lafay. II).

man ebenfalls große Waffenvorräthe vermuthete. Das Schloß war berufen als Gefängniß für willkürlich Verhaftete, beſonders für vornehme Staatsgefangene, Opfer der höfiſchen Parteien, und nicht ſelten der Laune der Machthaber. Mit ſeinen ſchweren Mauern von zehn Fuß Dicke, mit ſeinen acht dunkeln und maſſiven Thürmen lag es gerade am Eingange des eigentlichen Paris, und beherrſchte mit den von ſeinen Zinnen hinunter blickenden Geſchützen die Antonsvorſtadt, das Quartier der Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Es war ein lebendiges Zeichen der despotiſchen Willkür im alten Staate; es war ein ſtarkes Bollwerk gerade in dem Hauptbette für den Strom der Pariſer Revolution. Der Freiheitsſinn der Maſſen und die Berechnung der Demagogen vereinte ſich in dem bald durch ganz Paris weiterhallenden Rufe: nieder mit der Baſtille! Trotz der Gräben, Mauern und Kanonen des Schloſſes war die Schwierigkeit der Aufgabe nicht groß. Die Beſatzung war 138 Mann ſtark, davon ein Drittel Invaliden [1]), hatte zwei Säcke Mehl als Proviant, und konnte das Abſchneiden des Waſſers nicht hindern. Hülfe und Entſatz war unmöglich. Aus der Vorſtadt wälzten ſich unabſehbare Maſſen bewaffneten Volkes gegen den Eingang heran; aus Paris kamen mehrere Compagnien der zur Revolution übergetretenen Regimenter, an ihrer Spitze die franzöſiſchen Garden. Indeß weigerte der Befehlshaber de Launay die Uebergabe; der Kampf begann, und nachdem einige Bürger mit waghalſiger Kühnheit die Ketten der Zugbrücke durchſchnitten, wurde der erſte Hof des Schloſſes genommen, dann aber zum grimmigem Zorne der Angreifer ein Sturm auf den zweiten blutig zurückgeſchlagen. Damit aber war der Muth der Beſatzung zu Ende. Die Invaliden begehrten zu capituliren; de Launay, durch ſeine Offiziere verhindert, ſich mit dem Schloſſe in die Luft zu ſprengen, ließ auf Verſprechen freien Abzugs die zweite Brücke nieder, und nun fluthete die ſiegende Maſſe, die Einen Freiheit jubelnd und begeiſtert, die Andern blutgierig und mordluſtig in das alte Gebäude. Auf der Stelle war das Leben der Beſatzung bedroht; die gemeinen Soldaten wurden mit Mühe durch die franzöſiſchen Garden errettet, de Launay aber und ſeine Offiziere trotz langen heldenmüthigen Ringens der ſie beſchützenden Volksführer niedergemacht und die Köpfe im Triumph umhergetragen. Gleich nachher fiel im Rathhauſe der Präſident des Ausſchuſſes Fleſſelles, auf welchen das Volk

---

[1]) Nach andern Angaben 82 Invaliden und 32 Schweizer.

den Argwohn geworfen hatte, daß er der revolutionären Bewaffnung Hindernisse in den Weg gelegt und de Launay Beistand versprochen [1]). Das Einzige, was die improvisirte Behörde zum Schutze der Privatsicherheit noch veranstalten konnte, war der Befehl, die Häuser während der Nacht zu erleuchten. Sonst wogte die entfesselte Bewegung tosend durch alle Quartiere der Stadt. Die Gerüchte jagten sich: die Truppen von Versailles seien gegen Paris im Anmarsche, die liberalen Deputirten gefangen, die Beschießung der Stadt befohlen. Die Hauptstraßen bedeckten sich mit Barricaden, auf den großen Plätzen wurden Redouten aufgeworfen und mit Geschützen besetzt, Männer und Weiber zogen bewaffnet, drohend und jauchzend durch die Straßen. Man sagte am 16., wenn der König jetzt nicht nach Paris käme, so würden 80,000 Bürgergarden ihn in Versailles abholen, und den Schwarm der Aristokraten in alle Winde verjagen.

Es war nicht mehr nöthig. Schon am 15. erschien der König, nur von seinen Brüdern begleitet, in der Nationalversammlung, zeigte den Rückmarsch der Truppen und die Wiederberufung Necker's an, und bat um Vermittlung in Paris. Am 16. traf dort eine Deputation der Versammlung ein, fand noch alle Straßen voll von Barricaden, und die Agenten des Herzogs von Orleans mit dem Zuge auf Versailles beschäftigt, entzündeten aber durch ihre Nachrichten auf dem Stadthause unermeßlichen Jubel. Mitten in dieser Begeisterung wurde durch Zuruf der Präsident der Communen am Tage des Ballhauses, Bailly, zum Maire der Hauptstadt, und General Lafayette zum Führer ihrer Nationalgarden proclamirt. Beide Männer wollten nun von dem Herzoge von Orleans weder als König noch als Generalstatthalter etwas wissen, und man beschloß, Ludwig XVI. persönlich in Paris auftreten zu lassen, um durch einen solchen Schritt der Hingebung jede Hoffnung auf einen Thronwechsel abzuschneiden. In der Nacht flohen die Minister, die Generale der letzten militärischen Operationen, die Prinzen von Artois und Condé, aus dem Lande, und am 17. schickte sich der König zu der gefährlichen Reise in seine Haupstadt an, nachdem er sein Testament gemacht und das Abendmahl genommen hatte. Indeß gelang der Zug. Unter dem Schutze Bailly's und anderer populärer Abgeordneten kam der König in anderthalbstündiger Fahrt von den Barrieren bis zum Stadthause, unter dessen Fenstern Hunderttausende den Platz und die

---

[1]) Daß es nicht bewiesen war, zeigt die genaue Untersuchung bei L. Blanc, Buch I, Cap. 11.

Straßen füllten. Er ſelbſt vermochte nicht zu ſprechen, Bailly und Lally-Tolendal thaten es für ihn, und unzählige Vivats antworteten aus der Menge. Von Philipp von Orleans war keine Rede weiter.

Der König war unterworfen, die Regierung an die Nationalverſammlung übergegangen. Ob aber in dieſem Augenblicke das Wort Regierung noch etwas bedeutete, wußte kein Menſch. Denn wie der Funke in der Mine hatte der Pariſer Aufſtand eine unermeßliche Exploſion in ganz Frankreich hervorgebracht, in welcher binnen wenigen Tagen der alte Staat für alle Zeiten zu Grunde ging. In allen Provinzen ohne irgend eine Ausnahme erhoben ſich die Stände, die Ortsbehörden, die Bürgerſchaften, die Bauern und die Proletarier. In der Bretagne, wo alle Anſtalten zur Revolution ſeit Monaten getroffen waren, ſetzten die Städte neue Municipalitäten ein und rüſteten aus den königlichen Waffenmagazinen die Bürgergarde. In Caen ſtürmte das Volk die Citadelle, zertrümmerte die Bureaux der Salzſteuer, und hätte die Beamten ohne Dazwiſchenkunft der Nationalgarde erſchlagen. In Rouen, Vernon, Nevers bildeten ſich in der Aufregung des Parteienhaders mehrere Gemeinbehörden, ja mehrere Nationalgarden nebeneinander, die ſich mit heftiger Eiferſucht anfeindeten. Im Allgemeinen war die Ausrüſtung der Bürgerwachen binnen acht Tagen in ganz Frankreich vollſtändig, mit Waffen, wie man ſie eben zur Hand hatte, Flinten, Piken, Dolchen, Säbeln, in der Regel ausreichend gegen zu unbändige Tumultuanten, zu weiteren Zwecken nicht erforderlich, da im ganzen Reiche nicht ein einziges Regiment gegen ſie ausgerückt wäre. Die königlichen Intendanten ließen ſich nicht blicken, die Parlamente ſtrebten vergeſſen zu werden, die alten Gerichtsbehörden verſchwanden ſpurlos. Das Bedürfniß der privaten Sicherheit rief dann, wie in Paris, aller Orten permanente Ausſchüſſe in das Leben, ſelten durch regelmäßige Wahl der Bürger, meiſtens durch Zuruf oder eigene Machtvollkommenheit ernannt. Dieſe brachten, von den Nationalgarden unterſtützt, in den meiſten Städten eine leidliche Ordnung zu Stande, d. h. ſie verhüteten in der Mehrzahl der Orte Todtſchlag und Plünderung. Was aber mit dem alten Staatsweſen zuſammenhing, hatte auf keinen Schutz zu rechnen. Die Zollhäuſer an den Stadtthoren, wie an den Reichsgrenzen, wurden zu großem Theile demolirt, mißliebige Officiere und Beamte verfolgt und niedergemacht, in einigen Orten, St. Denis, Poiſſy, St. Germain, ſogenannte Kornwucherer aufgehängt. In Poiſſy rettete eine Deputation der Nationalverſammlung einen ſolchen Unglücklichen, einen braven Mann, wie ſich ſpäter heraus-

ſtellte, der 40 Arbeiter ernährte, nur durch fußfälliges Flehen aus den Händen einer wüthenden Rotte. Ueberhaupt trat bei der drückenden Theuerung die Sorge um Brod mit furchtbarem Gewichte hervor. Die Bauern fürchteten ſich, ihr Korn in die brauſenden Städte, vielleicht zur Plünderung zu führen, die ſtädtiſchen Behörden, dann ihres Lebens nicht ſicher, ſchickten heimliche Agenten, um Getreide zu jedem Preiſe zu kaufen, dieſe kreuzten ihre Operationen, trieben die Preiſe in die Höhe, erregten die Aufmerkſamkeit der Dörfer, wurden angehalten, auch wohl als Kornwucherer todtgeſchlagen. Kurz es war Verwirrung, Aufregung, immer anwachſendes Getümmel an allen Punkten.

Alles dies aber ſchien gelinde und leichte Unbequemlichkeit, wenn man es mit dem Zuſtande der Landſchaften verglich. Hier hatte der Druck des Feudalſtaates am Stärkſten gelaſtet, alle Einzelnen am Schwerſten getroffen, hier war auch, ſobald die zwingende Macht der Obrigkeit nicht mehr empfunden wurde, der Ausbruch über alle Beſchreibung entſetzlich [1]). Im Norden, wo der größte Theil der Aecker von wohlhabenden Pächtern mit gut bezahlten und gehaltenen Knechten betrieben wurde, blieb es bei der plötzlichen Verſagung aller Leiſtungen, Zehnten, Dienſte und Frohnden, ſo daß bald die Pächter, bald die Gutsherren ſich mit einem Schlage vermögenslos ſahen. Anderwärts brachen die Bauern in die Grundſtücke, die ſich der Gutsherr zur eigenen Bewirthſchaftung vorbehalten hatte, und richteten ſich dort mit voller Bequemlichkeit ein. Immer jedoch wurde das Leben der Gutsherren und ihre Wohnung geachtet. Im Centrum aber und im Süden des Reiches, in den Gegenden der Meierwirthſchaft und ihres Elendes, hatte die Erbitterung und die Rohheit der Bauern nicht Maß noch Ziel. In Auvergne und Dauphiné rotteten ſie ſich zuerſt in den Bergen zuſammen, und ſtiegen dann tumultuariſch bewaffnet in die Thäler und Ebenen hinab. Da gingen die Schlöſſer in Flammen auf, die Klöſter wurden zerſtört, die Edelleute, wo man ihrer habhaft wurde, oft unter gräßlichen Martern zu Tode gebracht. In der Franchecomté brannte bis zum Ende des Monats jeden Tag ein adliches Schloß, und als die Bürgergarde von Veſoul einſchreiten wollte, wurde ſie beſiegt und der Ort ſelbſt von den Rotten der Landleute mit ſtürmender Hand genommen. Nicht weit davon, in Maconnais, ſammelte ſich ein Haufen Banditen, der bis auf 6000 Mann anwuchs, den Bauern, die ſich nicht anſchließen wollten, den rothen Hahn ſelbſt auf's Dach ſetzte, ihrer

[1]) Gute Details bei Buchez IV. 1. edit.

230 niedermachte [1]), in vierzehn Tagen 72 Schlösser verbrannte und erst am 29. durch die vereinten Bürgergarden aller benachbarten Städte in förmlichem Treffen auf das Haupt geschlagen wurde. Die Wogen einer fesselloſen und blutdürſtigen Anarchie ſchlugen über dem Reiche zuſammen.

Dahin hatte es in wenigen Wochen der unſinnige Verſuch gebracht, ein Syſtem, welches den Staat dem Bankerotte und das Volk der Verarmung überlieferte, mit offener Gewalt zu behaupten. Das Schwert, welches das Wachsthum der Nation treffen ſollte, war bei dem erſten Verſuche gebrochen. Behörden und Truppen waren von der Oberfläche des Bodens verſchwunden, kein Geſetz, kein Gericht, keine Autorität exiſtirte, die Geſellſchaft löſte ſich in ihre Naturelemente auf. Es iſt der Nationalverſammlung nicht ſelten der Vorwurf gemacht worden, daß ſie in ihrem Neuerungseifer an Alles die Hand gelegt, nichts Beſtehendes geachtet, keinen Uebergang vom Alten zum Neuen geſucht habe. Wir werden, wo es ſich gehört, dieſen Vorwurf nicht verſchleiern, aber in den meiſten Richtungen gebührt er nicht ihr, ſondern den Gegnern ihrer erſten Tage. Was denn hatte der Sturm, den das Miniſterium Breteuil erregte, von dem alten Staate übrig gelaſſen, um es nun langſam zu verbeſſern und verbeſſernd zu erhalten?

Mirabeau hatte wieder Recht, als er am 17. Juli dem wohlgemeinten Antrage Lally's, das Volk durch eine kräftige Proclamation, nachdem es die Freiheit gewonnen, zur Ordnung und Geſetzlichkeit zu ermahnen — als er dieſem Wunſche mit der Antwort entgegentrat, nicht auf Ermahnungen komme es an, ſondern auf neue Organe der Geſetzlichkeit, die Gemeindebehörden ſeien ſo ſchnell wie möglich neu zu ſchaffen, die Verſammlung möge einige kurze Sätze als allgemeine Richtſchnur geben, das Einzelne ſonſt den einzelnen Orten überlaſſen, und nur die ſchleunige Vornahme der Wahlen befehlen. Ueber dieſem Streite geſchah aber gar nichts. In Paris vor Allem blieb der anarchiſche Zuſtand im Wachſen; die Wähler, die im erſten Augenblicke die Leitung ergriffen, ſahen ſich durch die ſtädtiſchen Diſtricte in ihrer Competenz angefochten, und die Tumultuanten hatten wieder völlig freie Hand. Fünf Mal in fünf Tagen rettete nur Lafayette's ſchmeichelnde Popularität ein Opfer der Volksjuſtiz, endlich aber, am 22. wurden trotz aller ſeiner Anſtrengungen der Miniſter Foulon und ſein Schwiegerſohn Berthier unter greuelvollen Mißhandlungen ermordet. Das

[1]) Bericht an die A. N. Sitzung vom $^{22}/_{3}$. 91.

Verbrechen kam nicht bloß aus der aufwallenden Leidenschaft der Massen; die Führer, welche die Fortdauer der Unordnungen wünschten, hatten es sich große Summen kosten lassen[1]), immer aber gab es viele Tausende, die für einen solchen Preis zu haben waren. Auf die Nationalversammlung und die Ordnungspartei in Paris machte es den stärksten Eindruck. In Paris dankten die Wähler ab, und 180 von den Districten gewählte Vertreter bildeten einen neuen Gemeinderath, der auf der Stelle und nach allen Seiten hin den Unordnungen in den Weg trat. Die Nationalversammlung erließ jetzt ihre Proclamation, in den Provinzen jedoch, wie Mirabeau vorausgesagt hatte, ohne irgend eine Wirkung. Unaufhörlich wiederholten sich die Berichte von dem Brande der Schlösser und der Mißhandlung der Edelleute, von Verwüstung der Kirchen, wo sich unbeliebte Geistliche, von Plünderung der Pachthöfe, wo sich reiche Getreidevorräthe fanden. Der Ausschußbericht sagte darüber am 3. August: in allen Provinzen ist jede Art des Eigenthums dem schändlichsten Raube zur Beute, die Auflagen, die gutsherrlichen Rechte, Alles ist zerstört, die Gesetze sind ohne Kraft, die Magistrate ohne Ansehen, die Rechtspflege ein eiteles Scheinbild. Der Ausschuß wußte wieder nichts besseres als eine nachdrückliche Proclamation, dieses Mal aber griff eine weitere und praktischere Auffassung durch. Man sah ein, daß sich überhaupt nichts würde erhalten lassen, ehe das Unhaltbare völlig und gesetzlich abgethan wäre; daß eine Regierungsgewalt erst dann wieder möglich würde, wenn sie sich die freie Zustimmung der Nation erobert hätte. Man stand aber in diesem Augenblicke an dem eigentlichen Brennpunkte der Revolution. In all jenen Gräuelscenen brach das tiefe Elend der Tausende und hundert Tausende an den Tag, welche das System der feudalen Rechte, nicht durch seine Mißbräuche, sondern durch sein Dasein, zu Knechtschaft und Hunger die Jahrhunderte hindurch verurtheilt hatte. Alle anderen Nöthe, die Verlegenheit des Staatsschatzes, die Ohnmacht und die Gewaltthätigkeit der Monarchie, die Erniedrigung Frankreichs im Auslande, Alles ging zuletzt auf die eine Quelle zurück, aus welcher die leibliche und geistige Verarmung des französischen Volkes entsprang. Wer über die

---

[1]) In Mirabeau's Correspondenz kommt die Aeußerung vor: Foulons Tod hat hunderttausende, der Mord des Bäckers François nur wenige tausend Livres gekostet. Auch Bailly hat dieselbe Ansicht II, 293. Berthier reiten 600 Mann zu Pferde entgegen, um die Bemühungen der Escorte, ihn direct in die Abtei zu bringen, zu vereiteln. Vgl. Croker's Essays S. 70.

Grenzen des Reiches und die Schranken des Augenblickes hinausſah, mußte ſich ſagen, daß die Geſchichte des Jahrhunderts in Europa kaum einen anderen Inhalt als die Vernichtung des Feudalſyſtemes hatte, und daß die Revolution, wenn ſie eine Geſchichte haben ſollte, die Vernichtung des Feudalſyſtemes ausſprechen mußte. Thatſächlich war es bereits durch die Thorheit des Miniſteriums Breteuil in alle Lüfte geſprengt: welcher Menſch von Einſicht und Gewiſſen hätte einen heißeren Wunſch haben können, als die Beſiegelung des Umſturzes durch ein feierliches Geſetz? Wer die Frevel, welche den Ausbruch begleitet hatten, beſeufzte, konnte er, wenn er ein Herz für ſein Land und ſein Volk hatte, zu Strenge und Strafe ſchreiten auf einem anderen als einem befreiten und gereinigten Boden? Der ganze Kampf, den man um die Vereinigung der drei Stände zu einer Verſammlung geführt, hatte keinen anderen Zweck gehabt. Die Abſchaffung des Feudalſyſtemes war der Gährungsſtoff für das politiſche Leben Frankreichs vom Tode Ludwigs XIII. bis zum Eröffnungstage der Reichsſtände geweſen. Hier war kein Zaudern noch Innehalten möglich.

Der Adel in ſeiner liberalen Minderheit ehrte ſich ſelbſt durch die Initiative, die er in der Nachtſitzung des 4. Auguſt ergriff. In materiellem Sinne gehörte kein großer Opfermuth dazu, auf Dinge zu verzichten, die durch Schwert und Feuer ſchon völlig zu Grunde gegangen waren, aber man ſoll die patriotiſche Einſicht anerkennen, die, um dem Vaterlande ſeine Zukunft zu gründen, ſelbſt den Stempel der Geſetzlichkeit auf die eigenen Verluſte drückte. Nachdem Noailles und Aiguillon die erſten Anträge geſtellt [1]), erhob ſich ein maßloſer Wetteifer, alle Theile des Syſtems zur Sprache und zum Gerichte zu bringen. Vielleicht Niemand in der Verſammlung hatte geahnt, wie lang und mannichfaltig das Verzeichniß der Laſten war, welches ſich jetzt in erſchreckendem Ueberblicke heraus ſtellte. Ich will das unzählige Mal Beſchriebene nicht wieder beſchreiben, wie der Eifer von Stunde zu Stunde ſtieg, wie man ſich mit der Redaction der Decrete nicht aufhielt, in athemloſer Eile endlich, um gar nichts auszulaſſen, nur noch Principien, Wünſche und Hoffnungen decretirte, nach allen Seiten hin die vernichtenden und befreienden Schläge richtete. Leibeigenſchaft, Herrengerichte, Grundrenten, Zehnten, Jagdrechte, käufliche Aemter, Sporteln. Stolgebühren, Gemeinde- und Provincialprivilegien, Standesvor-

---

[1]) Daß ſie vorher bei Orleans dinirt, worauf ihre Gegner ein großes Gewicht gelegt, kann an dem Werthe ihres Antrags nicht ändern.

rechte, Steuerexemtionen, Häufung der Aemter und Pfründen, Alles in einer Nacht, in einem unaufhaltsamen Zuge beseitigte, und endlich in brausender Begeisterung den Dank der Nation an Ludwig XVI., den Hersteller der Freiheit, und die Abhaltung eines Te Deum votirte.

Es war das kein Act gewöhnlicher Gesetzgebung. Nach dem Maße einer solchen gemessen, würde es Anlaß zu reichlichem Tadel bieten. Ein Theil der Beschlüsse vertilgte wohlerworbene Rechte und Einkünfte; man setzte wohl hinzu, sie sollten fortbezogen werden, bis man eine Entschädigung und Ablösung geregelt hätte, man wußte aber wohl, daß bei dem jetzigen Zustande an die Erhebung nicht zu denken war. Eine andere Reihe hob organische Einrichtungen auf, die für den Staat ebenso wesentlich waren wie für die bisherigen Begünstigten, die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Käuflichkeit der Aemter, die Gerichtssporteln, das Jagdrecht. Es ist mit leichter Weisheit oft gerügt worden, daß man nicht vorher die neue Ordnung geschaffen, weil der Zusatz, es solle bis zu deren Einführung das Alte provisorisch fortbestehen, ohne alle Wirkung sein mußte. Es ist allerdings ganz wahr, daß nach dem 4. August kein Herrnrichter mehr fungiren, kein Zehntpächter mehr erheben, kein Lehnsherr seine Gefälle erlangen konnte, daß sich ganz Frankreich mit Schützen bedeckte, welche die Felder zertraten, die Forsten beschädigten, das erlegte Wild im Walde selbst mit gefreveltem Holze brieten: aber es ist ebenso unzweifelhaft, daß alle diese Ungesetzlichkeiten auch vor jener Sitzung sich ohne Halt und Scheu vollzogen, keine abwehrende Gewalt sich gegenüber hatten, und sich auch ohne die Beschlüsse der Versammlung fortgesetzt hätten. Unvermeidlich also waren bei Weitem die Meisten der Decrete und höchst dringend ihr sofortiger Erlaß. Was man tadeln kann, und was selbst Mirabeau die Nacht des 4. als eine Orgie bezeichnen ließ, war der Taumel der Aufregung, der ihre Entstehung begleitete, manche unnöthige und rechtswidrige Einzelnheit in das Leben rief, mehrere nachher beseitigte Anträge als neuen Zündstoff in die Gährung des Volkes warf, und vielen späteren Unbesonnenheiten der Versammlung als gefährliches Muster gedient hat.

Immer aber hatte die Versammlung am 4. August das bleibende Interesse des Staates und die großen Gesetze der nationalen Entwickelung für sich. Ihre Beschlüsse waren das große Manifest, womit die Versammlung die gerechten Wünsche der Nation zusammenfaßte, und sich an die Spitze aller wahren Bedürfnisse und Hoffnungen des Volkes setzte. Nicht auf die Zerstörung des Alten, durch welche die Bahn zur Zukunft hindurch führte, ist die Reihe der Anklagen zu gründen, die

sich mit Recht gegen die Versammlung erheben lassen. Ihre Schwäche kam erst dann zu Tage, als sie unter den verschiedenen Gestaltungen des Neuen mit voller Freiheit das Unrichtige wählte. Was sie hier geschaffen, ist längst der Zerstörung anheimgefallen; der Gewinn des 4. August aber ist für alle Zeiten gewonnen, die Freiheit der Arbeit, die Gleichheit des Rechtes, die Einheit des Staates.

Mehrere Tage wurden übrigens verwandt, um die Decrete jener Nacht zu redigiren. Einiges fiel, als zu unbestimmt, ganz hinweg, Anderes, wie die einstweilige Fortdauer der aufgehobenen Institute, wurde genauer gefaßt. Die lebhafteste Verhandlung entstand über die Kirchenzehnten, wo zum ersten Male eine herbe Abneigung gegen alles Kirchliche in der Versammlung anschlug. Umsonst forderte Sieyès im Namen der Gerechtigkeit und des Staatsnutzens, daß man nicht ohne Ablösung den Grundbesitzern ein Geschenk von 130 Millionen machen solle: Buzot entgegnete, die Geistlichkeit möge bei einer verlorenen Sache den Anstand freiwilligen Verzichtes wahren, und sich erinnern, daß all ihr Besitz doch Eigenthum des Volkes sei. Aus ähnlicher Stimmung entsprang das Decret, welches alle Zahlung kirchlicher Abgaben an den Papst verbot: hier war man ganz außerhalb der geschichtlichen Nothwendigkeit, welche sonst diese Decrete sanctionirte; es war ein rechtswidriger und willkürlicher Angriff, bei dem sich die gefährlichsten Hinneigungen der Revolution, Anfeindung der Kirche und Mißachtung des Völkerrechtes in enger Verbindung offenbarten.

Drittes Capitel.

Die Menſchenrechte.

In die Zukunft, welche der 5. Mai 1789 den Franzoſen eröffnete, trat wohl kein Menſch mit unruhigeren Hoffnungen als General Lafayette. Seitdem der amerikaniſche Befreiungskrieg unter ſeinen Augen zum glücklichen Ausgang gediehen, trug er ſich mit dem Gedanken an eine ähnliche Umwälzung in Frankreich. Die Mißbräuche des alten Staates lagen offen vor Jedermanns Augen, auch er kannte ſie gerade ſo weit, um ſeine Neigungen für durchaus patriotiſch halten zu können. Bei den Notabeln und den Ständen ſeiner Provinz redete er gegen die Gefahren der Verhaftsbefehle, über die Nothwendigkeit der Steuerbewilligung und für die Berufung der Reichsſtände: Brienne's Gewaltſchritte gegen die Parlamente verſtand er nach ihrer Ungeſetzlichkeit und Rechtsverletzung zu beurtheilen, und ſich in dem Widerſpruche dagegen bemerklich zu machen. So erweiterte er den liberalen Ruf, der ihm aus ſeinem Ritterzuge nach Amerika erwachſen war; er trat mit allen Mißvergnügten der Zeit in Verbindung, wurde ein naher Freund des Gerichtsrathes Duport, der die eigentliche Seele jener parlamentariſchen Unruhen geweſen, und gehörte bald zu dem engeren Kreiſe der Männer, welche die Fäden aller damaligen Oppoſition in der Hand hielten. Es verſtand ſich damit von ſelbſt, daß ſeine Popularität in raſchem Fortſchritte wuchs, zumal er ſelbſt ein entſchiedenes Talent zu vorſichtiger Demagogie entwickelte, die ihn ſehr verſchiedenen Beſtrebungen als künftigen Führer bezeichnete, ohne ihn gegen Oben irgend bloß zu ſtellen. Mit jeder Art des Widerſtandes, ſchrieb er einem Freunde, hab' ich mich verbunden, oft habe ich Werkzeuge gebraucht, die bald zerbrochen

werden müſſen, Alles habe ich verſucht, außer dem Bürgerkrieg, und auch den hätte ich führen können, wenn ich ihn nicht verabſcheute.

So kam er als ein Mann nicht bloß des Rathes, ſondern auch zur Revolution gerüſtet, in die Verſammlung der Reichsſtände. Anfangs machte er ſich wenig bemerkbar, er hatte, um ſeiner Erwählung ſicher zu ſein, ſich einem adlichen Wahlkreiſe gegenüber zu dem Verſprechen bequemt, nur auf einen förmlichen Beſchluß der Adelskammer für Vereinigung der drei Stände zu wirken, und damit von vorn herein ſich jede offene Thätigkeit abgeſchnitten. Noch am 27. Juni, als der König die Vereinigung befohlen, ließ er ſich von der Kammer beſcheinigen, wie gehorſam er ſeinem Auftrage nachgelebt, und dachte, da ihm bereits ſeine Eigenſchaft als Adelsdeputirter ein unberechenbares Unglück erſchien, ſich in irgend einer Erſatzwahl des dritten Standes neu ernennen zu laſſen. Dieſe Schwierigkeiten hinderten ihn jedoch nicht, ſeine populären Verbindungen im Stillen zu pflegen. Um ſeinen Freund Duport ſammelte ſich jetzt der Bretoniſche Club, ein Verein liberaler Abgeordneter, der Mehrzahl nach Vertreter der Bretagne; Duport überlieferte demſelben die allmälig durch und um ihn organiſirte Pariſer Demagogie, und Lafayette verſtand, durch ſeinen Ruf und Reichthum gleich ſehr befördert, davon den größten Vortheil für ſeinen Einfluß zu ziehen. Der Herzog von Orleans, deſſen Oppoſition gegen den Hof den meiſten dieſer Umtriebe damals zum Aushängeſchild diente, ſuchte ſich bereits in den erſten Tagen des Juli dem jungen Generale anzunähern; Lafayette aber, der ſchon ſeine eigene Stärke kannte und den Herzog tief verachtete, wies ihn kalt und wegwerfend zurück. In der Verſammlung votirte er, ſeines Wahlmandates eingedenk, auch jetzt noch nicht, ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, einen Lieblingsgedanken, der ihn völlig charakteriſirte, und ihm den begeiſterten Jubel, nicht aller Liberalen, wohl aber aller Revolutionäre zuwandte, vor die Verſammlung zu bringen. Er beantragte am 11. Juli den Erlaß einer Erklärung der Menſchenrechte, nach amerikaniſchem Muſter. Ehe es aber hierüber zu einer Beſtimmung kam, entſchied derſelbe Tag in anderer Weiſe über ſeine Stellung. Die Einſetzung des Miniſteriums Breteuil bewies dem dritten Stande, daß andere Waffen als die der Tribüne zur Anwendung kommen, und die Entſcheidung von den Pariſer Barrikaden und der Haltung des Heeres abhängen würde. In dieſer Lage erſchien es zweckmäßig, einen Mann an die Spitze der Verſammlung zu ſetzen, der volksthümliche und militäriſche Vorzüge zugleich vereinte: ſo ſchuf man, weil das Präſidium bereits beſetzt war,

die ſonſt nicht vorkommende Würde eines Vicepräſidenten, um Lafayette, damals innerhalb der liberalen Partei den einzigen General von Ruf, damit zu bekleiden. Er nahm es an und erklärte, die Gewalt der Umſtände nöthige ihn, auf ſein Wahlmandat keine Rückſicht weiter zu nehmen, ſondern das Vaterland erretten zu helfen. Dieſe Ernennung war nichts als die Stufe zu einer praktiſch wirkſameren Machtſtellung; am 15. wurde er durch den begeiſterten Ruf der Volksmaſſen auf dem Greveplatz zum Befehlshaber der Pariſer Volksbewaffnung gemacht. Man nannte ſie damals ſtädtiſche Miliz; er taufte ſie, die Einheit aller Milizen des Reiches im Auge, zur Nationalgarde um. Sie trug die Farben der Stadt, Blau und Roth; er fügte, um ſie von den gleichen Farben des Hauſes Orleans zu unterſcheiden, das bourboniſche Weiße hinzu, und elektriſirte dann die revolutionäre Stimmung durch das Wort, dieſe Cokarde werde die Reiſe um die Welt machen. Es war keine leere Redewendung, denn er hatte bereits Verbindungen in Holland und Irland, um durch Unruhen in beiden Ländern den ihm ſeit Amerika verhaßten engliſchen Einfluß zu brechen [1]). Nur die Bitten der Miniſter Necker und Montmorin, die ſich nichts weniger als auswärtige Verwickelungen zu ihren inneren Nöthen wünſchten, hielten ihn damals von weiterer Propaganda ab. Immer ſieht man, wie wenig er geeignet war, der Revolution die Achtung vor dem Völkerrechte zu lehren.

Verhängnißvoller aber für den Augenblick wirkte in denſelben Tagen ſein Antrag auf eine Erklärung der Menſchenrechte.

Er war nicht der Erfinder des Gedankens, dieſes von den Amerikanern gegen England gerichtete Manifeſt in Frankreich nachzuahmen. Der Vorſchlag findet ſich vielmehr in verſchiedenen Wahlcahiers; im Verfaſſungsausſchuß ſetzte Sieyès, deſſen abſtracten Neigungen er höchlich entſprach, die Ankündigung deſſelben durch. Ueberhaupt lag die Beſchäftigung mit theoretiſcher Politik, und die unmittelbare Anwendung derſelben auf die einzelnen Dinge des Tages in der Luft. Alles überlieferte Recht war ſtreitig, unſicher, dem neuen Freiheitsbewußtſein verhaßt: man hatte das tiefe, heiße und richtige Gefühl, daß der künftige Staat auf dem Grunde einer völlig anderen Anſchauung der Welt und der Sitte auferbaut werden müſſe, und nichts lag näher als der Wunſch, vor Allem die leitenden Grundſätze dieſer Anſchauung ſich ſelbſt, den Zeitgenoſſen und den Nachkommen klar zu ſtellen. In dieſem Sinne

[1]) Mémoires IV, 92.

wird die Erklärung der Rechte, trotz all ihrer verderblichen Fehler und Unvollkommenheiten, ein gewaltiger Markstein auf der Grenze zweier Weltalter bleiben, und für immer den Ausgang und die Richtung einer neuen unaufhaltsamen Strömung in dem europäischen Staatsleben bezeichnen.

Dennoch aber ist es wahr, daß die Behandlung und die Form derselben die tiefe Krankheit des damaligen Frankreich und die Furchtbarkeit ihrer bevorstehenden Krisen in der schärfsten Fassung erkennen läßt.

Der Antrag auf eine Erklärung der allgemeinen Menschenrechte war ein Zeichen dieser Krankheit, nicht ein Schritt zu ihrer Heilung. Das Uebel bestand darin, daß in Frankreich Niemand mehr ein lebendiges Verhältniß zu dem Staate, dem realen, französischen Staate, besaß, daß eine mehrhundertjährige Entwicklung die politische Thätigkeit der Einen in eine genießende Ausbeutung des Staats, und das politische Streben der Anderen in die Sehnsucht nach gleichem Genusse verwandelt hatte, daß Jeder an sich und die Seinen, an seine Sicherheit und Freiheit dachte, und Niemand sich die Frage stellte, zu welcher Arbeit und welcher Leistung er selbst und jeder andere Bürger in den gegebenen Zuständen sich verpflichten müsse, um den Staat zur Ausführung jener Wünsche fähig zu machen. Einige Stimmen in der Versammlung, der Abbé Grégoire und der Jansenist Camus, forderten allerdings eine Erklärung der Pflichten: es war aber begreiflich genug, daß sie keinen Eindruck damit machten, da auch sie auf dem Boden der allgemeinen Sittengesetze blieben, und damit den wahren Fehler und die eigentliche Gefahr der Erklärung der Rechte schlechterdings nicht beseitigten. Alle theoretischen Bestimmungen der allgemeinen sittlichen Grundbegriffe brachten die wirkliche Aufgabe keinen Schritt der Lösung näher; im Gegentheil, sie bedrohten das Land mit einer Fluth verderblicher Mißverständnisse, da auch die beste philosophische Begriffsbestimmung nicht ohne tiefe Modificationen sich auf die Wirklichkeit der menschlichen Bedürfnisse und Leidenschaften anwenden läßt. Sollte aber die Erklärung der Rechte zur sofortigen Anwendung fähig sein, sollte sie feststellen, welche Befugnisse und Leistungen jedem Franzosen, je nach seiner Lebenslage in dem damaligen Staate zukämen, so war sie nichts Anderes als die künftige Verfassung selbst, und nichts war zutreffender als Mirabeau's Antrag, wenn überhaupt eine Erklärung der Grundsätze beliebt werde, dieselbe erst nach der Verfassungsarbeit als deren Zusammenfassung und Abschluß vorzunehmen.

Lafayette's Antrag geht auf drei Hauptſätze zurück:

alle Menſchen ſind frei und gleich, nur das Geſammtwohl darf einen Unterſchied begründen; —

alle Menſchen haben das Recht zum Widerſtand gegen Unterdrückung; —

alle Souveränität hat ihren Urſprung im Volke, kein Einzelner darf eine Autorität ohne ausdrückliche Uebertragung ausüben.

Er folgert hieraus dann für die Einzelnen Religions- und Preßfreiheit, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Unterwürfigkeit gegen das Geſetz, wenn man ſelbſt oder durch ſeine Vertreter zugeſtimmt hat, Theilung der geſetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt. Dies Alles endlich nicht als das Programm einer neu einzuführenden Verfaſſung, ſondern als überall geltendes Urrecht, deſſen bisherige Unterdrückung recht- und ſittenwidrig ſei.

Die Grundanſchauung, auf welcher dieſe Anträge beruhten, war eine höchſt bedeutſame. Die Bewegung, die zum Sturze des Feudalſyſtems führte, ließ ſich in die drei Worte zuſammenfaſſen: Alles für das Volk. Lafayette ſetzte nun mit gleichem Nachdruck die weitere Forderung hinzu: Alles durch das Volk. Er überſah dabei den tiefen Unterſchied, welcher die Erreichbarkeit des einen von der des andern Satzes trennt. Die Richtung auf das gemeine Wohl kann auf der Stelle jede einſichtige Regierung den Einrichtungen jedes Staates geben, ſobald ſie will. Eine gedeihliche Verwaltung aber wird ſich mit eigenen Kräften eine Nation erſchaffen, nicht ſobald ſie will, ſondern ſobald ſie kann. Die Maſſe der Menſchen wird nicht politiſch fähig durch den bloßen Ausſpruch des Geſetzes, daß ſie politiſch mündig ſei, ſondern erſt durch verbreitete Bildung des Geiſtes und mehr noch des Charakters. Damals aber war die franzöſiſche Nation zur Selbſtregierung ſo ſchlecht wie möglich vorbereitet, die Maſſen in tiefe Unwiſſenheit, die höheren Stände in beiſpielloſe Sittenverderbniß verſunken, überall eine brennende Gier bald nach Rache und Zerſtörung, bald nach Herrſchaft oder Bereicherung, an keiner Stelle aber ein aufgeklärter Gemeingeiſt, und bei den Meiſten gerade ſo viel Vaterlandsliebe, als ſich aus friſcher Verachtung der Kriegsgefahr und inſtinktivem Abſcheu gegen das Ausland zuſammenſetzte. Solch ein Volk zur ſofortigen und umfaſſenden Souveränität berufen, hieß es durch abhetzende Anarchie zu errettendem Deſpotismus führen.

Doppelt ſtark wurde dieſer Fehlgriff aber durch die weltumfaſſende Form, in welcher der Antrag auftrat. Gewiß nicht bloß die Franzoſen,

ſondern alle Völker ſollen ſich zur Selbſtherrſchaft erziehen. Aber die Selbſtherrſchaft durch ein Geſetz zur ſofortigen Geltung decretiren, kommt jedem Staate für ſich allein zu, und die Eitelkeit, womit Lafayette ſich und ſeine Revolution als weltbefreiend betrachtete, war ein wühleriſcher Eingriff nicht bloß in die Ordnung, ſondern auch in die Freiheit aller Staaten. Man möchte es entſchuldigen mit dem Gedanken, der gewaltige Vorgang dort in Verſailles habe wenigſtens den großen Werth gehabt, den Völkern und Herrſchern ein nachdrückliches Beiſpiel zu geben, nach dem ſie ihre politiſche Weiterbildung einzurichten hätten: dann aber wird man um ſo tiefer bedauern, daß dieſes ideale Staatsrecht nicht im Einzelnen ſchärfer gedacht und beſſer redigirt war.

Denn wenn Lafayette von dem richtigen Grundgedanken ausging, daß in jedem Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und Beſitzes, die Würde des menſchlichen und das Ebenbild des göttlichen Geiſtes ſich abſpiegele, ſo verfälſchte er ihn faſt in jeder ſeiner Anwendungen. Statt der Gleichheit der Rechtsfähigkeit und des Rechtsſchutzes ſetzte er, alles beſtehende Recht vernichtend, den Anſpruch auf thatſächliche Gleichheit. Statt der Pflicht der Regierung, politiſche Fähigkeit in immer weiterem Kreiſe zu verbreiten, ſetzte er die Befugniß der Einzelnen, gegen jedes mißliebige Geſetz ſich aufzulehnen und jede beſtehende Herrſchaft zu beſeitigen. Er erhob damit nicht den Willen der Geſammtheit, ſondern die Willkür der Einzelnen auf den Thron, nicht die Allen gemeinſame Vernunft, ſondern die Maſſe der individuellen Leidenſchaften. Er gab dieſen nicht bloß den Staat, ſondern auch das Privateigenthum, als den Grund der fühlbarſten Ungleichheiten, Preis. Er zerſtörte, was er damals zunächſt bezweckte, die Möglichkeit einer parlamentariſchen Verfaſſung und eines demokratiſchen Staates. Denn nach ſeinen Sätzen iſt es ebenſo gut Sklaverei, dem Willen erwählter Vertreter wie den Geboten des erblichen Königs gehorchen zu müſſen. Nach ihnen iſt nur ein ſolches Gemeinweſen möglich, wo die Maſſe des Volkes nicht bloß zur Geſetzgebung und Verwaltung, ſondern auch zum Bruche jeder eigenen Verpflichtung und zur Verfügung über alles Eigenthum befugt iſt. Es wird das Ideal der ſocialen Republik ſein; gerade im Gegentheile aber bedarf der in Wahrheit demokratiſche Staat am Meiſten den Gehorſam des Einzelnen gegen das einmal gegebene Geſetz, und die Achtung des Staates vor einmal erworbenen Einzelrechten. Je demokratiſcher eine Verfaſſung angelegt iſt, deſto mehr Grund hat ſie, Lafayette's Menſchenrechte von ſich abzuweiſen.

Lafayette selbst und seine Freunde waren über dies Verhältniß völlig im Unklaren. Bei allem Drange nach demokratischem Ruhme fühlte er sich doch stets als großen Herrn, und hatte in seinem populären Eifer keine Ahnung von der communistischen Bedeutung seines Thuns. Es machte ihn nicht irre, daß die beiden Menschen, die mehr als alle Anderen zu seinem späteren Sturze beigetragen, Marat und Robespierre, die Erklärung der Rechte als die einzig gute That der Versammlung und jede andere Verfassung als überflüssig bezeichneten. Um so trauriger war es, daß auch die gar nicht maratistische Mehrheit der Versammlung gleich nach den Stürmen des Juli den Antrag des Generals mit großem Eifer vornahm. Eine Unzahl Redner hatten sich gemeldet, ein Entwurf drängte den andern. Nichts Peinlicheres, Langweiligeres, Beschämenderes kann man lesen, als die Verhandlung, wo man durch Stimmenmehrheit ermitteln wollte, was Recht und Freiheit bedeute, zum Maße des Gehorsams jedes Bürgers gegen das Gesetz in allen Staaten und Zeiten. Der Eifer, allen historischen Schutt zu beseitigen, und den reinen Vernunft- und Weltstaat zu erbauen, war unaufhaltsam. Es war vergebens, daß Malouet und Clermont vor der Selbstüberhebung dieser Metaphysik warnten, vergebens, daß Mounier und Lally an die bestehenden Rechte des Königs erinnerten. Es gab ein tiefes Mißvergnügen, als Mirabeau sich immer entschiedener von dieser Aufhebung aller Staatsordnung lossagte, es gab endlich Ausbrüche des heftigsten Zornes, als er immer und immer wieder von der Rednerbühne und in der Presse auf die Forderung zurückkam, die Erklärung der Rechte auf ruhigere Zeiten und bis an das Ende der Verfassung zu versparen. Man watete unermüdlich durch das Elend dieser langen Debatte hindurch. Ein Paragraph nach dem anderen kam bei allen Verbesserungsanträgen zuletzt doch zu Stande, am 27. August war die Erklärung vollendet.

Sie wich in der Fassung überall von Lafayette's ursprünglichem Antrage ab, beseitigte jedoch keinen einzigen seiner Uebelstände, sondern fügte noch manches Samenkorn der Verwirrung und Auflösung hinzu. Denn nicht bloß die Kritik, sondern auch die Schöpfung der wichtigsten Regierungshandlungen überwies sie der augenblicklichen Willkür der Einzelnen und der Massen. Jeder Bürger, sagt der sechste Artikel, hat das Recht, persönlich oder durch seine Vertreter an der Entstehung der Gesetze Theil zu nehmen. Jeder Bürger, sagt der vierzehnte, hat das Recht, persönlich oder durch seine Vertreter die Nothwendigkeit der Steuer zu erwägen, sie frei zu bewilligen, die Anwendung zu beauf-

sichtigen, sowie die Auflage und den Umschlag derselben zu bestimmen. Die Versammlung hatte bei dieser Feststellung keinen anderen Gedanken, als daß die Volksvertreter Gesetzgebung und Steuerbewilligung haben, und mit dem Erlaß ihres Beschlusses die einzelnen Bürger sich beruhigen sollten: es ist aber offenbar, daß der Artikel selbst auch den einzelnen Bürgern volle Befugniß gab, nach Umständen das Verhältniß umzukehren, jene Rechte selbst in die Hand zu nehmen, und dann ein weiteres Handeln der Abgeordneten für unnöthig zu erklären. Was endlich das Verhältniß der Bürger unter einander betraf, so suchte man Lafayette's allgemeinen Ausdruck: alle Menschen sind gleich — in etwas zu mildern, indem man hinzusetzte: gleich an Rechten. Allein man gab damit nur die Möglichkeit einer besseren, nicht die Unmöglichkeit der verderblichen Auslegung. Wer es wünschte, mochte jetzt den Artikel dahin verstehen, daß der Staat jedem Bürger den Weg zur Erwerbung aller Rechte gleich offen lasse: wer aber mit seinen Wünschen höher stieg, fand in dem Wortlaute des Artikels allen Grund, um auf Gleichmachung der thatsächlichen Rechtsverhältnisse zu bestehen, und an keiner Stelle eine thatsächliche Ungleichheit weiter zu dulden.

Wie sich an diesem Punkte der Gang der Revolution entschied, so charakterisirte sich hier auch im Wesentlichen der Gehalt aller Parteien der Revolutionszeit. Es waren drei Gruppen, welche von nun an um die Herrschaft rangen, und bald auch räumlich sich im Locale der Nationalversammlung schieden. Auf der Rechten saßen die meisten Edelleute und Bischöfe, die unbedingten Anhänger des Alten, bereit zu manchen einzelnen Reformen, grundsätzlich aber fest in den Anschauungen des 23. Juni, nach welchen das Volk dem Könige, und dieser den alten Ständen unterworfen werden sollte. An Zahl schmolzen sie täglich zusammen, weil immer mehr Edelleute theils aus Furcht vor den Tumulten, theils aus Haß gegen die Revolution auswanderten; desto mehr steigerten sie sich an blinder und eifriger Heftigkeit, und vermehrten dadurch die Leidenschaftlichkeit und Erbitterung der Gegner. In der Versammlung waren ihre besten Vertreter der Abt Maury, ein von Geist überströmender, kecker und frecher Redner, ein Mensch von ausgelassenem Lebenswandel und ohne allen sittlichen Ernst, welcher dann später auch bereitwillig die Farbe wechselte, einstweilen aber bald witzig, bald salbungsvoll die Monarchie, das Recht, die Religion vertheidigte; sodann der Hauptmann Cazalès, ein ritterlicher Officier ohne Furcht und Tadel, von engem aber geradem Urtheil, von warmem Herzen und aufbrausendem Willen, ein stets schlagfertiger Redner, und

bereit, gegen jeden Widerſacher ſein Wort auch mit dem Degen zu vertreten. Im Allgemeinen zeigte die Partei alle Tugenden und Fehler des alten Regime, hingebenden Muth, frivolen Leichtſinn, unbezähmbare Eigenwilligkeit. Sie waren bereit, für ihre Sache den Kopf zu verlieren, aber nicht ihn ernſt zu gebrauchen; ſie ſtritten für das Banner der Zucht und Ordnung, und waren außer Stande, ein Vorurtheil oder eine Stimmung dem Bedürfniß des Landes oder der Partei zu opfern.

Im Centrum begegneten ſich dann die Gemäßigten von Rechts und Links, die Abgeordneten, die, von der Schlechtigkeit des alten Zuſtandes überzeugt, die Gewaltthaten Breteuil's durch die Erhebung des Juli gebrochen hatten, die Revolution aber als Nothwehr und nicht als Recht begriffen, und ſo ſchnell wie möglich auf den Sturz des alten die Gründung des neuen Staatsweſens folgen zu laſſen wünſchten. Es gab unter ihnen einzelne an Charakter und Talent hervorragende Politiker, den beredten und begeiſterten Lally-Tollendal, den ſtets thätigen, ſtets zuverläſſigen Malouet, den geiſt- und kenntnißreichen Mounier, der in ſeiner Provinz früher als ein Anderer den Sturz des Feudalſtaats verkündigt hatte, und jetzt in der Verſammlung deutlicher als ſeine meiſten Genoſſen die Gefahren des neuen Zuſtandes vorausſagte. Leider war ſein Erfolg gering. Die große Mehrzahl der ihm Gleichgeſinnten waren ehrenwerthe Männer, für die Freiheit begeiſtert, die Ordnung erſehnend, aber ohne ausreichende Kenntniß des Landes, mehr juriſtiſch als ſtaatsmänniſch gebildet, und ununterrichtet über die erſten Erforderniſſe einer guten Verwaltung. Sie litten dabei unter allen jenen Schwierigkeiten, welche in ſtürmiſchen Zeiten die Bildung jeder Mittelpartei erſchweren, der Ohnmacht des wägenden Verſtandes gegenüber der vorwärts ſtürmenden Leidenſchaft, dem Mangel an feſter Eintracht in den eigenen Reihen, der hemmenden Sorge vor entgegengeſetzten Gefahren. Indeſſen dies Alles hätte man wohl überwunden, wäre nicht ein weiterer, ſtets wichtiger, für die Aufgabe der Partei entſcheidender Uebelſtand hinzugetreten. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß gerade für ihr Streben die erſte, ja die ſchlechthin unerläßliche Bedingung eine unmittelbare Einheit zwiſchen der Nationalverſammlung und der Regierung war. Das Miniſterium des 15. Juli zählte nun einige Deputirte eben dieſer Farbe, ſein Haupt war Necker, der von jeher ſich zu ihnen gehalten hatte. Jedermann mußte erwarten, daß eine ſolche Regierung keine dringendere Aufgabe kennen würde, als die Erweiterung und Organiſation der Partei, daß vor allen

Anderen ſie darauf bedacht ſein würde, jene perſönlichen Reibungen durch ihren Einfluß auszugleichen, jene Verſchiedenheiten der Meinung durch ihr Anſehen mit ſich fortzureißen. Weder das Eine noch das Andere überſtieg menſchliche Kräfte, ſo vielerlei Schwierigkeiten es auch bieten mochte. So ſchwach die Regierung im Augenblicke war, das Anſehen der formellen Sachkunde und der überlegenen Technik beſaß ſie auch jetzt noch: ſo viel Mißtrauen in der Verſammlung wucherte, Reiz- und Leitungsmittel gab es für alle Mitglieder ohne Ausnahme. Der Hof machte gerade in dieſem Augenblicke keine Schwierigkeit; die Coterie Polignac war in alle Weltgegenden zerſtreut, die Königin tief gebeugt, Ludwig XVI. ohne Anſicht und Willen. Necker hatte nach dieſer Seite freie Hand. Aber von Neuem kam ſeine vollkommene Unfähigkeit an den Tag. Nicht bloß hat er nichts Weſentliches geleiſtet, ſei es, daß man Bildung einer liberalen Regierungspartei, ſei es, daß man eine einſichtige Initiative der Regierung in Betracht zieht: ſondern er hat weder das Eine noch das Andere jemals verſucht, ja, ſo unglaublich es ſcheint, er iſt in beiden Beziehungen ein weſentliches Hinderniß geweſen. Gab es unter den Deputirten Verſtimmung und Reizbarkeit, ſo war er empfindlicher und verletzbarer als ſie Alle. Waren die übrigen Miniſter nicht gerade ſchöpferiſche Talente, ſo ſchien es bei ihm Grundſatz, jedes eigene Lebenszeichen der Regierung zu vermeiden. Selten genug kam er zum Vorſchein; Alles, was ſich von ſeinem Thun berichten läßt, beſchränkt ſich auf weiteres Laviren mit den alten Finanzmitteln, unnöthiges Reizen der Verſammlung durch Tadel unweſentlicher Kleinigkeiten, muthloſes Nachgeben bei allen wichtigen Forderungen der Anarchiſten, unvernünftige Zähigkeit endlich in dem Feſthalten an ſeinem Amte. Es war kein Wunder, daß er in einer Woche ſeinen Einfluß, in einem Monate ſeine Volksgunſt, in einem Jahre ſein politiſches Daſein einbüßte. Es war kein Wunder, daß eine ſolche Regierung der Revolution keinen anderen Ausgang als Anarchie und Terrorismus zu bereiten wußte. Perſönliche Mängel und vermeidbare Fehler, aber nicht die gebieteriſche Kraft eines Princips oder der unaufhaltſame Drang einer Naturgewalt hat das fernere Unheil geſchaffen. Eine ſchöpferiſche Politik des Centrums iſt 1789 unmöglich geworden, nicht weil es am 14. Juli, wie die Rechte murrte, mit dem Princip der Autorität gebrochen, nicht weil es, wie die Linke polterte, durch inconſequenten Verrath an der Freiheit die Kraft verloren, ſondern weil es durch die Regierung ſelbſt an der Wiedergeburt der Regierung verhindert worden iſt.

Endlich auf der Linken folgten die Verehrer der Menschenrechte und der reinen Volkssouveränität, die unbedingten Gegner der Kirche und der Aristokratie, die Enthusiasten für grenzenlose Bewegung der Volksmassen. Der großen Anzahl unter ihnen klangen die Worte Nation, Freiheit, Rechte unter allen Umständen begeisternd; es schien ihnen unmöglich, daß man darin zu viel thun, einen Staat durch zu starke Rechte der Unfähigen beschädigen, ein Volk durch zu große Freiheit der Nichtsnutzigen zerrütten könnte. Sie waren noch mitten im Jubel des Bastillesturms; sie hatten stets noch das Elend des alten Regime vor Augen; sie meinten, die Vernichtung könne nicht gründlich, der Sieg nicht vollständig genug sein. Alles was mit dem früheren Zustande in irgend einer Verbindung stand, Hof und Clerus, Adel und Parlamente, sahen sie mit Mißtrauen und Ungunst, Alles was dagegen ankämpfte, mit Bewunderung oder beschönigender Nachsicht an. Die Meisten waren persönlich unbescholtene Männer, deren Einsicht und Character nur für ihren damaligen Beruf nicht ausreichte, deren Erregbarkeit vor Allem einer festen Leitung durch eine liberale Regierung bedurft hätte. Da es an dieser, wie wir sahen, völlig fehlte, so blieb die Partei in der Hand ihrer demagogischen Häupter, deren keines durch Talent und Gesinnung eine so bedeutende Machtstellung verdiente. Sieyès, welcher früher und später erfolgreich eingegriffen, hielt sich damals in übellauniger Zurückgezogenheit. Statt seiner trat ein anderer Cleriker hervor, der Bischof Talleyrand von Autun, ein großer Edelmann, der wegen eines Körpergebrechens mit der profansten Gesinnung von der Welt in den geistlichen Stand getreten war, ein Ausbund von geschmeidigem Verstande und kühler Menschenberechnung, gutmüthig im Privatverkehr, gewissenlos und habsüchtig in den großen Geschäften. Mit radicalerer Heftigkeit machten sich die Leiter des bretonischen Clubs bemerklich, neben dem scharfen und consequent entschlossenen Logiker Duport der Ritter Lameth und der Advocat Barnave, jener ein flacher und leerer aber höchst unruhiger und breit auftretender Mensch, dieser ein begeisterter und schwungvoller Redner, ein sittlich reiner und liebenswürdiger Character, für den Augenblick aber von schrankenlosem Fanatismus fortgerissen — ihre Freunde pflegten damals die Drei durch das Wort zu characterisiren: was Duport denkt, führt Barnave durch Reden und Lameth durch Thaten aus. Weiterhin fand sich eine kleine Gruppe von Freunden des Herzogs von Orleans, durchgängig ebenso verworfene Menschen wie ihr Patron, in der Versammlung ohne Einfluß, aber gefährlich durch ihre Verbindung

mit dem ärgsten Pariser Pöbel. An sie reihte sich schließlich eine kleine Gruppe der äußersten Linken, welche für's Erste wenig hervortrat, in allem bisher Geschehenen nur den oberflächlichen Anfang der eigentlichen Revolution sah, und auf eine demokratische Zukunft hoffte, an ihrer Spitze die Advocaten Pethion und Chartres, Buzot aus Evreux und Robespierre aus Arras [1]).

Der einzige Staatsmann in der Versammlung, der einzige, welcher ihrer Aufgabe hätte genügen können, war Mirabeau [2]). Dieser gewaltige Mensch war 1749 geboren, stand also jetzt auf der Höhe seines Lebensganges. Die Natur hatte ihn mit üppiger Verschwendung ausgestattet; sein Vater, ein geistreicher aber eigenwilliger und querköpfiger Sonderling, sah mit Erstaunen die überströmende Begabung des Sohnes, die Fülle des Talents, die hinreißende Liebenswürdigkeit, die lodernde Leidenschaft; er meinte, ein solches Wesen durch strenge Zucht regeln und bändigen zu müssen, und ließ sich durch den heftigen Widerstand des Sohnes von Schritt zu Schritt bis zur ärgsten Tyrannei verhetzen. Die unausbleibliche Folge trat ein: der Sohn riß sich völlig von dem Vater, von Haus und Familie los, warf sich in den Strudel der wildesten Ausschweifungen, und büßte darin für immer den Adel sittlicher Reinheit und Unschuld ein. Aber so mächtig angelegt war diese Natur, daß seine geistige Kraft wie unberührt durch den Schlamm seines Lebens hindurchging. Niemals hatte er regelmäßige Studien gemacht, aber inmitten seiner Saturnalien vermochte er Jegliches, womit er in Berührung kam, Politik und Geschichte, Verwaltung und Finanzen, Rechts- und Verfassungsfragen, mit überlegenem Genius zu ergreifen. Lange vor der Revolution war er im Klaren über die Nothwendigkeit ihres Ausbruches und die Richtung ihres Laufes. Ein so stolzer Aristokrat, wie irgend einer der altgläubigen Cavaliere, verfolgte er die Fäulniß des feudalen Staates mit glühendem patriotischem Hasse, und zeigte in einer Reihe überwältigender Streitschriften das Bild des künftigen Frankreich mit einschneidenden, leuchtenden Zügen. Er gab Calonne's gewissenloser Finanzpolitik den Todesstoß, er brandmarkte Necker's Schwäche, als noch alle Welt ihn als den

---

1) L. Blanc Buch I, Cap. 8, nach ungedruckten Briefen Robespierre's (bei dem Festzug am 4. Mai 1789): un seul dans ce cortège, un seul pressentait alors, illuminé qu'il était par sa conviction, les conséquences suprèmes.

2) Blanc sagt: Il y avait dans l'assemblée un quatrième parti — ce parti était un homme, et cet homme était Mirabeau.

untrüglichen Gott des Staatshaushalts verehrte. Schon damals nahm er in der öffentlichen Aufmerksamkeit die erste Stelle ein. Unterſetzt, blatternarbig und cyniſchen Weſens wie er war, bezauberte er bei jedem Geſpräche, und erſchütterte durch eine Beredtſamkeit ohne Gleichen. Wohl niemals wieder hat ein parlamentariſcher Staatsmann ſo heiße Bewunderung und ſo grimmigen Haß erregt. Während die Liberalen ihn ſchon 1785 als den einzig befähigten Finanzminiſter begehrten, galt er den Anhängern des Alten als der wahre Feuerbrand der Revolution: das Miniſterium wollte ihn bei dem Beginne der Wahlen als den gefährlichſten aller Demagogen nach Oſtindien deportiren laſſen, als die Gutmüthigkeit des Königs hindernd dazwiſchen trat. Es gehörte zu der geſunden Stattlichkeit ſeines Weſens, daß ſolche Erlebniſſe bei ihm nicht den mindeſten Eindruck machten: ſo unermeßlich ſein Ehrgeiz war, ſo kannte er doch keine perſönliche Empfindlichkeit und ſelbſtſüchtige Reizbarkeit. Er wollte Frankreich beherrſchen, weil er ſich und keinem Anderen die Kraft dafür zutraute; er traf jede ſich ſpreizende Mittelmäßigkeit mit zermalmenden Schlägen, für ſich ſelbſt aber hatte er keinen anderen Gedanken, als daß ſeine Macht das Wohl des Landes fördern müſſe.

So war die Verſammlung beſchaffen, die ſich jetzt dazu anſchickte, auf die Erklärung der Rechte die Redaction der Verfaſſung folgen zu laſſen. Wird man die Grundſätze der Erklärung entwickeln, oder ſchon bei den erſten Schritten inconſequent werden?

Man wollte zuerſt ſehr methodiſch und langſam vorwärts gehen, von den Rechten der Bürger zu der Nation, zu deren Vertretern, zum Könige gelangen. Allein ein ſolches Verfahren war nicht die Sache dieſer geſpaltenen, entzündbaren, unerfahrenen Verſammlung, auch drängte die ganze Lage der Dinge auf die Feſtſtellung einiger großen Leitpunkte. So brach die Verhandlung raſch durch alle Dämme des Geſchäftsganges hindurch, und ehe man es ſich verſah, war man im Kampfe um die umfaſſendſte aller politiſchen Fragen, über das Verhältniß der Verſammlung zum Könige. Alle Gegenſätze der Syſteme und alle Brennſtoffe der Praxis fanden ſich dort zuſammen.

Allmälich ordnete ſich der Streit um folgende Fragen:

Wird der geſetzgebende Körper in mehrere Kammern zerfallen?

Wird zwiſchen ſeinen Sitzungen ein Zwiſchenraum ſein?

Wird der König einen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt empfangen?

Iſt ihm ein ſolcher an der conſtituirenden Gewalt der jetzigen Verſammlung zuzugeſtehen?

Der Ausſchußbericht darüber ging aus dem Kreiſe hervor, zu dem ſich früher auch Necker hatte rechnen laſſen, der ſich jetzt um Mounier ſammelte, und mehrere liberale Edelleute, Lally, Clermont u. A. zu ſeinen Organen zählte. Zum Sturze des Feudalſtaates hatten ſie Alle eifrig beigetragen, ihr Augenmerk war auf ein etwas demokratiſch umgeſtaltetes Nachbild der engliſchen Verfaſſung gerichtet. Alſo neben den Abgeordneten des Volkes ein Senat von lebenslänglichen Mitgliedern, dreijährige Sitzungen, ununterbrochene Aufeinanderfolge derſelben, kein Geſetz ohne Zuſtimmung beider Kammern und Genehmigung durch den König.

Von dieſen Anträgen war der eine, auf Permanenz gerichtete, der Annahme ſicher, da ihn das Centrum einbrachte, und er ganz im Sinne der Linken lag. Der andere, der zwei Kammern vorſchlug, wurde ſtürmiſch debattirt. Die Linke erhob ſich mit Ungeſtüm dagegen und proteſtirte gegen eine ſolche Verletzung der Grundrechte. Mirabeau, der allein ſo viel wog wie eine ganze Fraction, legte kein Gewicht darauf; ſeine Meinung ging auf eine Kammer, die in zwei Abtheilungen verhandeln ſollte: die Rechte endlich gönnte ihren liberalen Standesgenoſſen die Genugthuung nicht, die neue Adelskammer zu beſetzen. So zeigte ſich ſchnell genug, daß der Artikel durch eine erdrückende Mehrheit fallen würde. Alle Zweifel alſo, alles Intereſſe und alle Leidenſchaft ſammelte ſich auf den dritten Punkt, auf das Recht des Königs, einem Beſchluß der Kammer ſein Veto entgegen zu ſtellen.

Hier nämlich ſtand nicht das Centrum, ſondern die Linke allein. Nicht bloß die Rechte focht mit Eifer für den König, ſondern auch Mirabeau hatte ſchon im Juni, als es ſich erſt um die Vereinigung der Stände handelte, dieſelbe Anſicht mit durchgreifendem Nachdruck ausgeſprochen. Wenn er dies zu einer Zeit that, wo die Kraft und deren Mißbrauch noch ganz auf Seiten der Krone war, ſo war er um ſo weniger für die Schwächung derſelben, jetzt wo die Regierung null und das Parlament allmächtig war. Die Stimmung der Mehrheit zeigte ſich dann auch in dieſen Tagen unzweifelhaft, als bei der Präſidentenwahl ein entſchiedener Monarchiſt den Sieg davon trug [1]). Die

1) L. Blanc Buch II, Cap. 4 citirt Desmoulin's Wort: nous n'étions pas alors plus de dix républicains en France. Als Robespierre den Satz discutiren wollte: die franzöſiſche Verfaſſung iſt monarchiſch, bat er, ihm die ganze Entwickelung sans crainte de murmures zu geſtatten.

Linke ſah ihr Unterliegen vor Augen, und griff zu allen Mitteln, um, was die freie Entſchließung der Mehrheit verſagte, durch Einſchüchterung zu gewinnen. Ihre Anhänger in Paris drohten mit einem bewaffneten Auszuge nach Verſailles, um die Verräther aus der Verſammlung auszuſtoßen, und ein großer Schreier, der Marquis St. Huruge, ſuchte einen bewaffneten Schwarm zu dieſem Zwecke in Bewegung zu ſetzen. Allein die Nationalgarde machte dem Unfug auf der Stelle ein Ende, und St. Huruge lief vor ihren Patrouillen brüllend davon.

Man ſah in Verſailles, daß die wirkliche Macht der Hauptſtadt in der Hand des Führers dieſer Nationalgarde, des General Lafayette lag. Nicht wenige Abgeordnete, die ſehr ernſtliche Sorge vor den Wühlern hatten, erkundigten ſich doppelt ängſtlich nach den Anſichten dieſes einzigen Retters und Beſchützers, und wie die Abgeordneten, fragten auch die Miniſter den bürgerlichen Dictator nach ſeiner Meinung über das Veto. Er antwortete unter ſtarker Betheuerung ſeines Gehorſams und monarchiſchen Sinnes, er habe gegen das abſolute Veto an ſich nichts einzuwenden, doch ſei es möglich, daß Unruhen entſtänden, er rathe alſo den Mittelweg eines bloß aufſchiebenden Veto, und bitte nur, den König in Paris populär zu machen [1]). Hierauf glaubte Necker einen Meiſterſtreich zu führen, indem er im Namen des Königs ſelbſt der Verſammlung jenen Mittelweg vorſchlug, der König wolle auf das Veto verzichten, wenn auch die beiden folgenden Legislaturen auf demſelben Beſchluſſe beharrten.

Die Wirkung dieſes Vortrags war gewaltig. Alle farbloſen Geiſter verließen die Sache, die ſich ſelbſt aufgab: am 10. September fiel zuerſt das Zweikammerſyſtem, am 11. wurde das Suſpenſivveto mit großer Mehrheit angenommen. Vergebens hatten die Monarchiſten gegen Necker das verzweifelte Mittel ergriffen, der König habe über die Verfaſſung, die ihm erſt Sanction oder Veto verleihe, gar nicht mitzureden, die Verſammlung allein ſei conſtituirend: dieſe Behauptung gerade aus ihrem Munde konnte nur dazu dienen, die Verfahrenheit der Lage anſchaulich zu machen, nicht aber eine Niederlage der königlichen Stellung abzuwenden. Deſto nachdrücklicher erſah die Linke dabei ihren Vortheil. Als es ſich fragte, wie viel Kammerſitzungen hindurch das Veto dauern ſollte, begehrte Barnave, die Frage ausgeſetzt zu laſſen, bis der König

1) Neuerlich weiter beſtätigt durch ſeine Correſpondenz mit Latour-Maubourg, am Schluſſe des erſten Bandes bei Mortimer-Ternaux, hist. de la terreur.

die Beschlüsse des 4. August sanctionirt habe: Necker hatte darauf die Kurzsichtigkeit, dem Könige, dem er so eben das Veto entrissen, eine lehrhafte Kritik jener Beschlüsse in den Mund zu legen. Da kamen dichtgedrängt die Anträge, durch förmlichen Beschluß zu erklären, was Mounier und Mirabeau früher gegen Necker geäußert hatten, nämlich, daß der König mit der Feststellung der Verfassung nicht das Mindeste zu schaffen, sondern die Decrete des Nationalwillens lediglich bekannt zu machen hätte. Es wäre, sobald es in gesetzlicher Form verkündet wurde, die Absetzung des Königs gewesen. Dieses Mal rettete Mirabeau. Nicht als Vertheidiger trat er auf, es hätte der Sache und ihm selbst nur schaden können, und Necker zu demüthigen, nahm er mit zorniger Freude den Anlaß wahr. Mit donnerndem Nachdruck also stellte er die Allmacht der Versammlung den kritischen Erörterungen des Ministers entgegen. Wenn der König nicht gehorchen wolle, so werde man über ihn hinwegschreiten müssen, mit weiser Zurückhaltung habe man bisher die königliche Sanction der Verfassung nicht erörtert, weil man das beste Vertrauen zum Willen des Königs gehabt, möge dieser nicht selbst die Versammlung nöthigen, den Schleier hinwegzureißen. So in ihrem Selbstgefühle gesteigert, ließ sich die Versammlung, ohne zu entscheiden, beruhigen, und Necker beeilte sich, in kürzester Frist die unbedingte Annahme der Decrete nachzuliefern. Darauf wurde denn am 21. September nach seinem Wunsche die Dauer des Veto auf zwei Legislaturen erstreckt; immer aber hatte die Monarchie eine neue Niederlage erlitten, immer tiefer gruben sich die Grundsätze der Menschenrechte in die Praxis des Staatslebens ein.

Viertes Capitel.

Die Hauptstadt.

Die Verwirrung in den Provinzen dauerte nach den Augustbeschlüssen fort, da man die Wohlthaten derselben nicht durch feste Ordnung dem Volke zugänglich machte, sondern ihre formellen Rechtsverletzungen durch die Menschenrechte nur noch steigerte. Die Bauern hetzten ihre bisherigen Herren wie wilde Thiere, im Namen der heiligen Insurrectionspflicht, und hielten die am 4. verschonten Gefälle zurück, als ein Eigenthum, das nicht dem Gemeinwohl zuträglich sei. Sie bezahlten aber auch dem Staate wenig Abgaben, da sie persönlich noch nie eine Steuer bewilligt hatten, kurz, die Wildheit und Auflösung nahm mächtig überhand. Der Nationalversammlung erging es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wo der Arzt ein schmerzstillendes Mittel versucht, ohne den Grund des Uebels zu erfassen: gerade das Bestgemeinte schlug zuletzt am Schlimmsten aus. Um bei der Ohnmacht der Provinzialbehörden die Geschäfte nicht völlig stocken zu lassen, nahm sie dieselben durch einen Verwaltungs- und einen Polizeiausschuß selbst in die Hand. Die unausbleibliche Folge davon war die erklärte Nichtigkeit der Minister, die Niemand mehr als die Lenker der Regierung betrachten konnte. Um wenigstens die Sicherheit von Leib und Leben wieder herzustellen, gab sie den städtischen Behörden das Recht, die Linientruppen zu requiriren: da aber in dem Gesetze sonst Niemand genannt war, so sah sich das Ministerium selbst in seiner persönlichen Erhaltung von dem Stadtrathe der Residenz abhängig. Wir werden sehen, wie entscheidend später dieser Umstand geworden ist.

In Paris wuchs übrigens die neue Ordnung, langsam genug aber immer fortschreitend heran. Den gesetzlichen Mittelpunkt bildeten die

Vertreter der Districte, deren Versammlung, zuerst 120 Mitglieder stark, bald auf 240, dann auf 300 Personen vermehrt wurde, und über bleibende Einrichtungen und größere Ausgaben zu beschließen hatte. Die Sorge für die laufende Verwaltung, oder wie man lieber sagte, die ausübende Gewalt, lag in der Hand des Maire und Stadtrathes, der von jenen Vertretern aus ihrer Mitte erwählt wurde und sich nach Ausschüssen in die Geschäfte theilte. Der ehrliche Bailly, der sich auf seiner Studirstube gern mit politischen Erörterungen beschäftigt und mit patriotischem Stolze das Präsidium im Ballhause geführt hatte, sah sich mit einem Schlage an der Spitze einer Verwaltung, die eine unermeßliche Aufgabe, eine furchtbare Verantwortlichkeit und sehr geringe Mittel hatte. Es dauerte lange, bis irgend eine Arbeitsordnung hergestellt werden konnte, im Grunde mußte Jeder zu Jeglichem bereit sein, und hatte man alle Kräfte vom Morgen bis tief in die Nacht hinein angespannt, so mochte man dem Himmel danken, wenn die Sache nur noch ebenso leidlich, wie am vorigen Tage stand. Auf Anerkennung war vollends nicht zu rechnen, da seit Juli alle Welt die Leidenschaft und das Talent zu regieren besaß. Der Stadtrath kritisirte den Maire, der große Ausschuß den Stadtrath, Bailly begriff es nicht, wie sein Eifer alle die Mißtrauensvota verdiente. Sodann hatte jeder District seine Versammlung und seinen Vorstand, die sich um die Wette des gemeinsamen Wesens annahmen; von hier aus sah sich ein Dutzend Mal im Tage das Stadthaus mit Forderungen und Belehrungen unterstützt. Dazwischen regten sich die Gewerke. Die Schneidergesellen forderten Erhöhung des Lohnes und Einschränkung der Flickschneider. Die Haarkünstler begehrten Herabsetzung der Gesellensteuer; die Metzger richteten ihre Fleischbänke ein wie und wo sie wollten, unter der Erklärung keine Reaction gegen ihren souveränen Willen zu dulden, und der Stadtrath ließ es dabei bewenden.

Anfangs hatte man freilich allen Grund, leise genug aufzutreten, denn seit dem 14. Juli war Jedermann bewaffnet, und außer den Gewehren des Invalidenhauses etwa 50,000 Piken in den Händen der Proletarier. Es war die erste Sorge Lafayette's, diesen Zustand zu beseitigen, indem er die Einrichtung der Bürgergarde vollendete, und das übrige Volk allmälich entwaffnete. Jeder Bezirk stellte 4 Compagnien zu 100 Mann, die Officiere wurden in der Bezirksversammlung gewählt, die Mannschaft in ziemlich kostspieliger Weise uniformirt, und schon dadurch der ganz Besitzlose ausgeschlossen. Dazu kam in jedem Bezirke noch eine Compagnie besoldeter Truppen, Compagnie des

Centrums genannt, meist aus ehemaligen französischen Garden bestehend, deren jetzige Officiere von Lafayette angestellt wurden [1]). Der General verstand sie schnell an seine Person zu fesseln; auch die freiwilligen Garden widmeten ihm eine unbedingte Verehrung; an der Spitze dieser dreißig Tausend, der einzigen schlagfertigen Streitmacht damals im ganzen Königreiche, war er der wahre Beherrscher von Paris und dadurch ohne Frage der mächtigste Mann im Staate.

Diese Einrichtung vollbracht, konnte man etwas freier athmen, und sich auf einen Streit einlassen, den man bis jetzt nachgiebig hingehalten hatte. Die Versammlungen im Palais Royal gingen unaufhörlich fort; man hatte dort das Bewußtsein, durch die Julirevolution den Staat gerettet zu haben, man war also entfernt nicht gesonnen, sich von einer Stadtbehörde tyranniſiren zu lassen. Ihr Publicum, welches damals von Desmoulins, St. Huruge, Loustalot begeistert wurde, war von wesentlich anderer Beschaffenheit, als es gegenwärtig bei ähnlichen Verhältnissen erscheint. Auch die modernen Revolutionen kennen die Vagabunden, die bei dem Ausbruche der Unordnung plötzlich hervortauchen, und in Keckheit und Wildheit überall den Einheimischen voran sind. Aber die Masse derselben ist mit der damaligen gar nicht zu vergleichen. In den revolutionären Zuckungen von 1789 bis 1795 kann die Bedeutung der heimathlosen und wandernden Bevölkerung gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Die polizeiliche Aufsicht und die Armenpflege war bei Weitem mangelhafter, die Production und der Vertrieb der Lebensmittel ungleich weniger gesichert als in der Gegenwart; sehr häufig gab es Theuerung und Hungersnoth, welche colossale Menschenmassen aus ihren heimischen Verhältnissen hinauswarf. Unaufhörlich hatte die Verwaltung mit dieser Gefahr zu kämpfen. Unter Ludwig XIV. erschienen die Bettlerschwärme zu Hunderten und Tausenden, eine wahre Landplage für die Dörfer, die sie nicht selten mit offener Gewalt brandschatzten. Der Staat hatte kein Mittel gegen die Forderungen ihres Elends als harte Strafen; kein Wunder, daß der Uebelstand sich in seiner ganzen jammervollen Ausdehnung von einer Generation zur anderen fortschleppte, und daß die Emeute in den Schwärmen dieser verzweifelten Menschen überall eine zum Aergsten bereitwillige Heerschaar fand. Es giebt in Paris, sagte einmal Loustalot, 40,000 Fremde, die kein bestimmtes Gewerbe haben und zur Miethe

[1]) Außerdem noch 8 Compagnien Reiterei. Poisson I, 82.

wohnen, für diese ist das Palais Royal die Districtsversammlung [1]). Einen anderen Unterschied aber gegen das heutige Pariser Treiben machte der Umstand, daß es damals keine Fabrikarbeiter gab, die durch das Maschinenwesen von vorn herein zu disciplinirten Massen verbunden waren. Die feste Grundlage also der Versammlung im Palais Royal bildeten Handwerksgesellen und kleine Meister, deren äußere Lage in der Regel ärmlicher als die der heutigen Arbeiter war. Es war viel leichter als jetzt, unter günstigen Umständen diese losen Elemente in Brand zu setzen, zumal ihre politische Unbildung viel größer als heute war, es konnte ebenso aber auch gelingen, mit zutreffendem Geschicke eine furchtbare Aufregung ohne Mühe zu zerstreuen. Heute dauert es länger, bis die geschlossenen Massen der Arbeiter sich in Bewegung setzen, einmal aber aufgebrochen, greifen sie tiefer und nachhaltiger ein: Ereignisse wie die Junischlachten von 1848 wären in dem damaligen Paris schlechterdings unmöglich gewesen.

Es waren verschiedene Mittel, wodurch das Palais-Royal seine Getreuen in Athem setzte. Wie damals die Aufregung aus der ganzen Lage des Staates hervorging, alle Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften an sich auf das Höchste gespannt waren, bedurfte es nicht großer Künste und Mühen, um die Wellen unaufhörlich in Bewegung zu erhalten. Das Meiste that die Presse, die alle Häuser mit ihren Anschlägen bedeckte, die Straßen mit ihren Ausrufern erfüllte, ihre Zeitungen durch alle Classen verbreitete [2]). Man war in dieser Hinsicht noch viel genügsamer als heut zu Tage: die meisten Blätter erschienen in kleinem Octavformat, die wirksamsten nur ein Mal die Woche, nicht selten mit greulichen Holzschnitten geschmückt; man beschränkte sich auf möglichst drastische Besprechung der gerade brennenden Tagesfrage, richtete sich ohne Anspruch auf Belehrung oder System an die liebsten Leidenschaften des Lesers, und wirkte viel nachdrücklicher als die großen Journale der Gegenwart. Nimmt man etwa den französischen Mercur von Mallet du Pan und Mirabeau's Courrier der Provence aus, so zeigt diese Presse im Ganzen eine Farbe wie unsere demokratischen Localblätter von 1848, mag man nun nach Bildung und Geschmack, oder nach Gesinnung und Charakter ihrer Redacteure fragen. Ihre

---

[1]) Blanc Buch IV, Cap. 2 berechnet nach Monteil die Zahl der heimathlosen Bettler 1789 auf zwei Millionen.

[2]) Vgl. Deschien, bibliographie des journaux, und Hatin, histoire du journal en France.

geſchichtliche Bedeutung iſt größer als jene der deutſchen Zeitungen geworden, nicht vermöge der Ueberlegenheit ihrer Schriftſteller, ſondern durch die größere Leidenſchaftlichkeit ihrer Nation. Das reichſte Talent unter ihnen war ohne Zweifel Camille Desmoulins, in deſſen leichter Plauderei ſich Vaterlandsliebe und Lüſternheit, Freiheitsſinn und giftiger Hohn, Anmuth und Grauſamkeit unaufhörlich vermiſchten; ſeine Blätter waren wie Blüthen im Schlamme, ſein Leben wie ein farbiges, aber verſengendes und raſch verrauſchendes Feuerwerk. Gemeſſeneren Ganges ſchritt neben ihm Louſtalot einher, deſſen ungelenke Herbigkeit durch den Ernſt einer ächten, ihn ſelbſt verzehrenden Aufregung und Ueberzeugung geadelt wurde, während der Volksfreund Paul Marat's in jeder Nummer geifernden Haß, raſtloſen Argwohn und halbverrückten Eigendünkel mit großer Selbſtgenügſamkeit zur Schau trug. Ein eigenthümlicher Zug der Zeit war übrigens das Monopol dieſer Preſſe für ganz Frankreich. Nur allmälig entſtanden einzelne Zeitungen in den Provinzen, den Ton aber gaben ganz unaufhaltſam die Pariſer Blätter an, Louſtalot z. B. hatte eine Zeitlang 200,000 Abonnenten.

Neben der Preſſe begannen damals auch die Clubs ihre Thätigkeit. Der Bretoniſche hatte einige Verzweigungen in Paris und den Nachbarſtädten, ein anderer, der Club von Montrouge, machte ſich neben ihm in etwas gröberer Volksthümlichkeit bemerkbar; dies Alles ſtand aber noch in den erſten Anfängen und war ohne erheblichen Einfluß. Deſto mehr rührten ſich einzelne Coterien zu vorübergehenden Zwecken, vor Allem die Freunde des Herzogs von Orleans, Biron, La Clos, Sillery, die immer noch auf deſſen Erhöhung zum Generalſtatthalter oder Regenten dachten, gewaltige Geldſummen an die einflußreichen Demagogen wendeten, dadurch allen Volksbewegungen die Spur ihres Daſeins aufdrückten, und der Partei Orleans einen viel größeren Namen, als ihr wirklich zukam, machten. Im Palais Royal war St. Huruge ihre kräftigſte Lunge, jenſeits der Seine bewegte der Advocat Danton für ſie den Bezirk der Cordeliers, — komm, ſagte er damals einem guten Freunde, heule mit uns, du wirſt viel Geld verdienen und kannſt nachher immer noch deine Partei wählen [1]).

Die Gegenſtände, womit dieſe Führer ihre Schwärme entflammten, waren dieſelben, wie in allen Revolutionen, dieſelben, die auch in unſerer Zeit ihre Dienſte leiſten mußten. Bei uns ſprach man von der drohenden

---

[1]) Der Mann hieß Lavaux, Auszüge aus ſeinen Erlebniſſen hat Villenave mitgetheilt, biogr. univ. art. Danton.

Reaction und der ſocialen Frage, damals hieß es mit weniger Umſchweif, Verſchwörung der Ariſtokraten und vertheuertes Brod. Der kleinſte Anſchein, der nach dieſen Seiten fiel, führte zu Auflauf, Plünderung, Todtſchlag, und wie es nicht anders ſein konnte, die letzte Zielſcheibe aller Beſchwerden war die nächſte Behörde, die des Stadthauſes. Da hielt ein Volkshaufen einen Nachen an, in dem auf Befehl der Commune Schießpulver fortgeſchafft wurde; man las auf dem Begleitſcheine ſtatt Pulvervorrath, Pulververrath [1]), und ſogleich brach ein toller Aufſtand los, in dem nur mit unſäglicher Mühe das Leben des angeſchuldigten Officiers gerettet wurde. Nicht ſelten kam es vor, daß die Bäcker, die ihres Lebens nicht ſicher waren, wenn ihr Brod nicht ausreichte oder nicht wohlſchmeckend war, ſelbſt die auf Rechnung der Stadt veranſtalteten Mehlfuhren plünderten; im Palais Royal ſchmähte man dann über die elende Verwaltung, die nicht durch Aufhängen der Kornwucherer der Theuerung ein Ende mache. Als dann die Uniformen der Bürgergarde erſchienen, gab es einen Schrei des Entſetzens im Palais Royal: jetzt ſei die Freiheit verloren und die Ariſtokratie der Reichen an die Stelle des Adels eingerichtet. Genug, die Gemeindebehörden mußten ſich bald überzeugen, daß entweder ihre Autorität oder jene des Palais Royal ein Ende erreichen müſſe. Ihre erſte Maßregel ging gegen die Winkelpreſſe: ſie verboten jede Druckſchrift, die nicht einen verantwortlichen Herausgeber nenne. Als man im Palais Royal gegen eine ſo tyranniſche, unterdrückende, die erſten Rechtsgrundſätze vernichtende Verfügung donnerte, verbot die Commune alle aufrühreriſchen Verſammlungen. Darauf ein gewaltiger Proteſt im Palais Royal und offene Aufkündigung des Gehorſams. Nun endlich ſchritt die Bürgergarde ein, ihre Patrouillen ſäuberten den Garten und ſchloſſen die Café's, es gab eine Menge Verhaftungen und endloſe Hetzereien. Die Patrioten wüthcten; hier kam es zu der erſten Proclamation des Gegenſatzes, der in unſeren Tagen eine ſo große Rolle ſpielen ſollte. Sie riefen das Volk auf, ſich gegen die Tyrannei des Bürgerthums zu erheben. Die Redeweiſe ſtammte aus dem alten Regime, welches unter Bourgeoiſie die erblichen Inhaber der ſtädtiſchen Aemter, unter Volk die Maſſe der übrigen Bürger verſtand. Jetzt hieß Bürgerthum die frei gewählte Obrigkeit, die auf der frei eingeführten Ordnung beharren, Volk aber jede beliebige Zuſammenrottung, die mit ſouveränem Willen

1) Poudre de traitre, ſtatt poudre de traite, ſchlechtes Pulver, wofür die Sclavenſchiffe Neger einhandelten.

die Gesetze überschreiten wollte. Da es meistens Gesellen waren, so sieht man bereits den Uebergang zu dem heutigen Sprachgebrauche, welcher unter Volk die Lohnarbeiter, unter Bürgerthum aber die übrige Masse des Volkes begreift.

Uebrigens machte die sociale Frage auch ohne die Tumulte des Palais Royal den Behörden entsetzlich zu schaffen. Wenn schon früher der Privathandel bei Weitem nicht ausgereicht hatte, um die der Hauptstadt nöthigen Lebensmittel herbei zu bringen, so war jetzt gar nicht durchzukommen, weil in Folge der bürgerlichen Unruhen der Handel völlig stockte, die letzte mißrathene Ernte die Preise hoch gesteigert hatte und jede Stadt und jede Provinz ihre Vorräthe fest zu halten suchte [1]). Nichts aber war gewisser, als daß eine wirkliche Unterbrechung der Zufuhr einen furchtbaren Ausbruch der Volkswuth herbeiführen würde; kein Gegenstand lag mit schwererer Verantwortlichkeit als dieser auf den neuen Behörden. Um das Pfund Brod wie bisher zu drei Sous zu liefern, mußte die Stadt bedeutende Getreidemassen im Ausland theuer ankaufen, und dann den Bäckern billig ablassen. Dabei war es nicht genug, mit schweren Kosten Brod auf die Bäckerläden zu schaffen; man mußte sehr bald auch den Aermeren das Geld geben, um es zu kaufen. Bei dem Stocken vieler Gewerke waren eine Menge Arbeiter brotlos, und das Einströmen fremder Vagabunden dauerte immer noch fort. Um Ruhe zu behalten, richtete man auf dem Montmartre öffentliche Werkstätten ein, in welchen damals 17,000 Menschen einen Tagelohn von 20 Sous erhielten. Es ging hier ganz so wie in den Nationalwerkstätten des Jahres 1848, die Meisten erschienen nur, wenn der Wochenlohn gezahlt wurde, und suchten sonst anderweitigen Verdienst, oder politische Beschäftigung im Palais Royal. Solchen Ausgaben war denn die Stadtcasse um so weniger gewachsen, als ihre beste Einnahmequelle, das Octroi, mit der Zerstörung der Barrieren völlig versiegt war. Folglich wandte man sich an den Staat. Die Nationalversammlung hatte keinen anderen Rath, als durch ein Decret vom 29. August die Freiheit des Getreidehandels und das Verbot der Ausfuhr bei Strafe des Hochverraths zu erklären. Dies gab natürlich keine augenblickliche Hülfe. Necker war bekanntlich im ärgsten Deficit,

1) L. Blanc, der diese großen Ursachen übersieht, und in jedem Einschreiten gegen die Unordnung eine strafbare Bedrückung des peuple durch die bourgeoisie erblickt, donnert unaufhörlich gegen die Kornwucherer als die Urheber der Noth. Vergleiche dagegen unten Buch II, C. 4.

Bailly aber erklärte ihm, wenn er nicht zahle, ſo werde eine neue Revolution hereinbrechen. So übernahm es alſo der Staat, die Stadt Paris zu erhalten. Er deckte die Koſten der Getreidekäufe und ſollte den Erlös des Verkaufes zurückbekommen. Aber die Bedürfniſſe wuchſen, ſchon im September verzehrte die Stadt auch jenen Erlös und forderte dazu noch ſtets neue Millionen. Man zahlte dabei dem Privathandel Prämien für jede Korneinfuhr, machte den ärmeren Bäckern Vorſchüſſe und ſchloß große Lieferungen mit dem Auslande ab. Wenigſtens erreichte man ſo viel, daß man nicht mehr wie im Juli von einem Tage zum andern lebte, ſondern für einige Monate im Voraus verſorgt war. Aber Geld, und immer wieder Geld blieb der Inhalt jeder Depeſche, die Bailly an Necker abgehen ließ.

Rechnungen anderer Art brachte dann General Lafayette hinzu. Er war der Held des Tages, der Liebling der Hauptſtadt, der Mittelpunkt der Pariſer Politik. Eine ſolche Stellung war nicht ohne Gewandtheit und nicht ohne Ausgaben zu behaupten. Der General bewährte die eine, und verſtand die anderen zu beſchaffen. Der gutmüthige Bailly, der in allen mühſeligen Details faſt unterging, war in ewigem Streite mit dem großen Gemeinderath; Lafayette, der außer den Militäriſchen ſich nur mittelbar durch heimliche Vertraute, durch dieſe freilich an allen Punkten, geltend machte, Lafayette wurde von dem Rathe mit ausgeſuchter Abſichtlichkeit gefeiert. Gleich nach ſeinem Amtsantritte organiſirte er eine Polizei auf eigene Hand, die unter der Leitung der Herren von Semonville und Talon zuerſt ganz Paris, bald auch Verſailles, den Hof und die Nationalverſammlung unter Aufſicht nahm. An Talon, der Civillieutenant bei dem Gerichte des Chatelet war, hatte er ein getreues Organ bei dieſem Tribunale, welches ſo eben von der Nationalverſammlung den Auftrag erhalten, alle politiſchen Prozeſſe zu verfolgen. Als endlich auch die Stadt einen Ausſchuß für höhere Polizei einſetzte, fanden ſich wieder mehrere eng verbundene Anhänger des Generals in dieſem zuſammen. Durch all dieſe Mittel war er in der That Herr und Meiſter in Paris geworden, und es begreift ſich, daß er, bei der unendlichen Bedeutung der Hauptſtadt, neben dem Könige und der Nationalverſammlung ungefähr als die dritte Macht des Reiches betrachtet wurde. Geld freilich, und immer wieder Geld koſteten alle dieſe Dinge. Lafayette zog auf die Stadtcaſſe, dieſe auf den Staat.

Unter ſo vielfachen Arbeiten, Bewegungen, Intriguen, Tumulten, hatte man ſeine Tage zu friſten. „Welch eine Verwaltung, ſagte einmal

Mirabeau, welch eine Epoche! Alles muß man fürchten und Alles wagen. Man schafft einen Aufstand durch die Mittel, die man zu seiner Verhütung ergreift. Stets bedarf man der Mäßigung, und jede Mäßigung erscheint langsam und kleinmüthig; stets ist Kraft zu entwickeln, und jede Kraft erscheint Tyrannei. Man wird von tausend Rathschlägen bestürmt, und darf nur von sich selbst Rath nehmen; man muß die Gutgesinnten fürchten, weil Unruhe und Uebertreibung sie fast gefährlicher als Verschwörer macht. Aus Klugheit muß man weichen, die Unordnung führen, um sie zu bändigen, und unter den grausamsten Verlegenheiten noch eine heitere Stirne zeigen." In dieser Schilderung war kein Wort zu viel gesagt, und die Anerkennung derselben von den damaligen Behörden wohl verdient. Einige Wochen nach dem Bastillesturme war das bürgerliche Dasein in Paris wieder gesichert. Wohl gab es noch manchen Lärmen an den Bäckerläden, manche bittere Verlegenheit für den Ausschuß der Lebensmittel. Aber die Zufuhr war auf Monate festgestellt, die Nationalgarde zuverlässig, alle Theile der Verwaltung in Thätigkeit. Das Palais Royal war durch Lafayette's Patrouillen, die orleanistischen Umtriebe durch Lafayette's Agenten überwältigt. Die Debatte über das Veto gab zwar noch einmal frischen Anlaß zu Unruhe und Aufregung, die Redner im Palais Royal wurden wieder lebendig, es kam zu jenem Vorschlage, bewaffnet auf Versailles zu marschiren: aber die Masse der Bevölkerung blieb in ihrem Geleise und war der Meinung, daß Anarchie schlimmer als Despotismus sei [1]). So lange ihre Behörde keinen Anlaß fand, die Losung, Gehorsam und Ruhe zu ändern, gelang den Aufrührern nicht eine einzige belangreiche Demonstration. Ludwig XVI. hatte über dies Verhältniß keinen Zweifel. Als Breteuil, um die persönliche Sicherheit des Königs besorgt, ihn damals zur Verlegung der Residenz etwa nach Metz aufforderte, wies er den Vorschlag mit voller Entschiedenheit zurück. Er wußte, daß der Lärmen des Palais Royal ohnmächtig sei, und konnte sich also nicht denken, daß ihm, der nichts gegen die Nationalversammlung im Schilde führte, von Paris her eine ernstliche Gefahr drohte. Er beschied in gleichem Sinne eine Anzahl der gemäßigten Deputirten, welche von drohenden Verschwörungen in der Hauptstadt vernommen hatten, und ihm deshalb die Verlegung der Nationalversammlung nach Tours anriethen. Er hatte für den Augenblick Recht, für die Zukunft aber wäre es wohlgethan gewesen, dem Vulcane nicht

[1]) Loustalot 13. Sept.

zu trauen, und außer Breteuil einmal Mirabeau zu hören. Gerade die Pariſer Umtriebe waren es, welche dieſen mit krampfhafter Sorge erfüllten.

Die Wünſche des Herzogs von Orleans, darüber iſt kein Zweifel möglich, gingen darauf hin, den König entweder hinwegzuſchrecken, oder, wenn er in Verſailles Stand hielte, aus der Welt zu bringen, in jedem Falle aber den leer gewordenen Thron zu beſteigen. Hierin lag indeſſen noch nicht die bedeutendſte Gefahr. Denn wenn freilich ſeine Agenten damals all jenes Geſindel lenkten, welches ſpäter die Tuilerien ſtürmte und dann die Revolutionsarmee bildete, ſo war die Nationalgarde ſtark genug, ſie zu hindern, und Lafayette entſchloſſen, den Herzog nie zur höchſten Gewalt zuzulaſſen. Wie aber, wenn aus der Mitte dieſer Schutzwehren ſelbſt ſich Gefahren anderer Art entwickelten, an die bis dahin Ludwig noch gar nicht gedacht hatte? Den König wegzujagen oder gar zu ermorden, war den guten Pariſer Bürgern ein Greuel: aber gerade umgekehrt, ihn nach Paris zu holen, ihn dort zu hegen und zu bewahren, ihn von ſeinem reactionären Hofe zu trennen und zum rechten Bürgerkönige zu machen, dieſer Gedanke, der ebenſo vernichtend für die Pläne des Herzogs, wie für die Selbſtſtändigkeit des Königs war, fing im September an, in vielen Köpfen umherzuſchleichen. Wenn die Commune kein Brod hatte, ſo lag der Gedanke an die leicht verfügbare Civilliſte nahe; wenn Lafayette im Miniſterconſeil einmal nicht gehört wurde, ſo konnte er ſich ſagen, der König würde in Paris die Wünſche des Volkes deutlicher vernehmen. Eine Weile leiſtete man noch der Verſuchung Widerſtand. Als am 17. die franzöſiſchen Garden, welche ſeit ihrem Abfall am 13. Juli ihren Dienſt beim Könige verloren hatten und in die beſoldeten Compagnien der Nationalgarden eingetreten waren, auch einmal nach Verſailles wollten, war es General Lafayette ſelbſt, der ſie beſchwichtigte, und dem Miniſterium Nachricht darüber gab. Er deutete mit nicht mißzuverſtehenden Worten auf den Herzog von Orleans als den Mittelpunkt dieſes Treibens: in der That war deſſen Ehrgeiz wieder lebendig und deſſen Geld die Haupttriebfeder der Unruhen. Darauf hin veranlaßte der Miniſter St. Prieſt den Stadtrath von Verſailles, zum Schutze gegen ſolche Verſuche das Regiment Flandern von Douai kommen zu laſſen, 1000 Mann, ſo daß ſich jetzt die Anzahl der Linientruppen bei Paris auf 3600 Mann belief. Mit ſo geringen Kräften war kein Staatsſtreich zu machen; dennoch nahm das Palais Royal davon Anlaß zu beunruhigenden Gerüchten, der König wolle nach Metz, habe ſich der Hülfe der Oeſtreicher und

Preußen, der Spanier und Sardinier versichert. Es war kein wahres Wort daran, indeß fingen einige Districte und einige Arbeiterhaufen Feuer, und wollten nach Versailles. Allein noch immer hielt die Nationalgarde Stand, die Patrioten klagten über das reactionäre Bürgerthum, Bailly ärgerte sich über die anarchischen Umtriebe der Orleanisten.

Der 1. October aber brachte wesentliche Aenderung der Zustände. Zunächst lieferte er den Demagogen des Palais Royal neuen Stoff zur Aufregung der Massen. Die Officiere der königlichen Leibwache gaben ihren Cameraden von Flandern im Theatersaale des Schlosses zu Versailles ein Gastmahl, bei dessen Schlusse sich die königliche Familie zeigte, die Officiere in heißen Jubel begeisterter Königstreue ausbrachen, und die Versammlung sich endlich in geräuschvoller Weinseligkeit auflöste. Die Nachricht davon wurde im Palais Royal mit wilder Gier ergriffen, Marat, sagte Desmoulins, machte allein so viel Lärmen wie die vier Posaunen des jüngsten Tages; sie verbreiteten im Volke, das Mahl sei eine prunkende Orgie gewesen, die Officiere hätten die dreifarbige Cocarde von ihren Hüten gerissen und was der Lügen mehr waren[1]). Jetzt schienen alle Besorgnisse über die bevorstehende Gegenrevolution bestätigt, die Gährung griff weit in dem Volke um sich, wo eine einfarbige Cocarde erschien, war der Träger seines Lebens nicht sicher. Dazu kam der Brodmangel, der nicht stärker aber auch nicht schwächer als im Sommer war[2]), sodann die eben beliebte Auflösung der großen Werkstatt auf dem Montmartre, die eine Menge unbeschäftigtes Gesindel in die Stadt geworfen hatte; das Volk entdeckte mit einem Male, daß die Aristokraten allein die Noth verursachten, daß sie Dreschen und Backen hinderten, um die Nation

---

1) Das Couvert hatte 1 Thaler — $3^3/_4$ Fr. — gekostet, Loustalot, révol. de Paris N. 15. L. Blanc berichtet ohne Angabe einer Quelle, der Preis des trocknen Couverts sei 26 L. gewesen, citirt dann aber selbst die Erzählung eines Garde-du-Corps, daß Jeder von ihnen für die Speisen $7^1/_2$ L. bezahlt habe, was genau zu der Angabe Loustalot's stimmt. Die Truppen außer Paris hatten die dreifarbige Cocarde noch gar nicht angelegt.

2) Brissot im patriote français: il regnait depuis quelques jours cette même disette apparente dont nous avons déjà parlé, mais cette disette n'existait point réellement. Ebenso unzweideutig ist das Ergebniß der Acten der Getreidehalle (bei Poisson I, 122), so wie jenes der amtlichen Correspondenz zwischen Bailly und Necker über die Verpflegung von Paris, bei Buchez IV. Das Brod kostete 3 Sous das Pfund, was Jahre lang der Marktpreis in Paris blieb.

durch Hunger ihren Trabanten zur Beute zu überliefern. Bei der französischen Garden stieg wieder die Lust auf, nach Versailles zu marschiren, man bemerkte hier und da, daß ihre Mannschaften mit geringerem Eifer gegen die Tumultuanten einschritten. Indeß blieb die unbesoldete Nationalgarde, 24,000 Mann, vollkommen unberührt. Unermüdlich jagten ihre Patrouillen die tobenden Volkshaufen auseinander. Die Patrioten schrieen über diese Banden, die sich blindlings einem der Aristokratie verkauften Stadtrathe zur Verfügung stellten. Noch am Abend des 4. October vertheilten sich die Mitglieder des Gemeindeausschusses in ihre Bezirke, um Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht die Aufrührer die Wachthäuser der Nationalgarden entwaffneten, um dann nach Versailles hinaus zu ziehen [1]). Die Posten und Patrouillen wurden verdoppelt, die Nacht verging ruhig.

Allein in diesem Augenblicke waren die Führer bereits nicht mehr in der Stimmung, um sich einem neuen Ausbruche der Revolution ernstlich entgegen zu werfen.

Vor einigen Tagen hatte die Nationalversammlung dem Ministerium eine neue Steuer bewilligt. Da meinte Duport, nur das Deficit habe Frankreich zu den Reichsständen verholfen; es sei nicht wohlgethan, das Deficit so schnell zu beseitigen. Ein sonst namenloser Abgeordneter, Broustaret, erinnerte, daß die meisten Cahiers erst nach Vollendung der Verfassung von neuen Steuern wissen wollten, und hierauf setzte Toulongeon, ein naher Freund Lafayette's, den Antrag durch, vor Ausschreibung der Steuer dem Könige die Menschenrechte und die bis dahin beschlossenen Verfassungsartikel zur Annahme vorzulegen.

Von den Verhandlungen, welche dieser Beschluß im Ministerrathe hervorrief, ist das Einzelne unbekannt. Fest steht aber das Ergebniß, daß man im Allgemeinen keinen Widerstand wagte, eben so wenig aber zu einer unbedingten Annahme geneigt war, sondern dem Könige eine Kritik der gefährlichsten Punkte offen zu halten wünschte. Am 4. wurde die Antwort des Königs in diesem Sinne festgestellt, und der Nationalversammlung am 5. Vormittags eröffnet. Ludwig billigte die Decrete im Ganzen, machte aber einige Ausstellungen, und behielt sich die volle Ausübung der Executivgewalt vor. Die Linke griff diesen Bescheid mit Heftigkeit an, und klagte zugleich die höfischen Umtriebe der letzten Tage an. Die Rechte pochte hiergegen auf den Mangel jeglichen Beweises, und stellte den in jedem Falle unbesonnenen Antrag auf

---

[1]) Révolutions de Paris und Gorsas courrier vom 5. und 6.

Unterſuchung, den aber Mirabeau durch eine ſcharfe Hinweiſung auf den allgemeinen Verdacht gegen die Königin ſofort beſeitigte. Er ſuchte darauf die Verhandlung allein auf die Verfaſſungsartikel, mit Ausnahme der Menſchenrechte, zu beſchränken [1]). Allein es gelang ihm dieſes Mal ſo wenig wie im Auguſt. Die Verſammlung ließ ſich ihr Werk nicht verkümmern, und beſchloß, auf unbedingter Genehmigung des Ganzen zu beſtehen.

Wichtiger aber war es für den Augenblick, daß der Urheber der Menſchenrechte, der General Lafayette, dieſe Geſinnung im höchſten Maße theilte. Er war durch ſeine Freunde im Miniſterrathe noch früher als die Nationalverſammlung von der Entſcheidung des Königs unterrichtet. Er aber betrachtete die Menſchenrechte als den höchſten Schmuck ſeines Ruhms, er wollte kein Wort daran bemäkelt wiſſen. Wenn der König ſich dennoch eine Kritik unterfinge, ſo mochte er die Folgen tragen. Der General dachte nicht ſelbſt eine offene Empörung zu erheben, aber er fand keinen Anlaß mehr, ſich einer vorhandenen Gährung in den Weg zu ſtellen. Die Demokraten ſahen plötzlich die Bahn geöffnet: man kann ſich denken, daß ſie mit Eifer vorwärts ſchritten.

Noch ehe die Nationalverſammlung am 5. ihre Sitzung eröffnete, waren in Paris ſeit früh Morgens ſieben Uhr [2]) zuerſt einige hundert, dann einige tauſend Weiber auf dem Greveplatz verſammelt. Sie drangen in das Stadthaus, ſchrieen nach Brod, ſchimpften auf die Behörden, trieben allen denkbaren Unfug. Als ſie endlich die Sturmglocke zogen, eilten die franzöſiſchen Garden herbei und forderten Rache gegen die Beſchimpfer der Nationalcocarde. Ein anderer Auflauf bildete ſich, die Waffen in der Hand im Palais Royal, ein dritter in der Antonsvorſtadt um die ſogenannten Sieger der Baſtille, eine Anzahl der Kämpfer des 14. Juli, die ſich neben der Bürgergarde als freiwillige Schaar erleſener Patrioten geſondert hielten [3]). Es unterliegt keinem Zweifel, daß deren Führer im Solde Philipp's von Orleans ſtanden, der jetzt das Mißlingen des 17. Juli glänzend gut zu machen hoffte, und den Weg zum Throne auch durch das ſchmutzigſte Verbrechen hindurch zu beſchreiten bereit war. Die unbeſoldete Bürgergarde nahm keinen Antheil; auf dem Greveplatze wich ſie, als die Weiber Gewalt drohten,

1) Avant-moniteur. Courrier de Provence.
2) Moniteur.
3) Poisson I, 111.

und keine Behörde den Widerstand befahl; auf den beiden anderen Punkten aber war sie geradezu im Begriffe mit den Waffen einzuschreiten [1]). Jedoch ihre Oberen theilten diese Absicht nicht mehr. Als sie eben den Kampf eröffnen wollte, langten Beauftragte vom Stadthause an, Officiere von Lafayette's Generalstab und Volksmänner zusammen, um jeden Streit zu hindern [2]). Dann aber war gleich nach Beginn des Weibertumultes der Vicepräsident des Stadtrathes, Bauvillers, schleunigst nach Versailles abgereist [3]), wo er gegen 10 Uhr den Ministern die noch ganz unbegründete aber zur Einschüchterung sehr brauchbare Kunde überbrachte [4]), nicht etwa, daß ein Pöbelhaufe, sondern daß die Pariser Nationalgarde, besoldete und unbesoldete, von Artillerie und einer Menge Volkes begleitet, sich gegen Versailles in Bewegung setze, nicht bloß, um Brod zu fordern oder die Beschimpfung der drei Farben zu strafen, sondern — wovon in der Hauptstadt noch Niemand geredet hatte — um den König nach Paris zu holen. Die Tumultuanten des Greveplatzes, deren Führer ganz entgegengesetzte Wünsche hegten, wußten nichts davon, sondern im Augenblicke jener Meldung, eben um zehn Uhr, entschlossen sich die Weiber unter der Anführung eines Schreibers Maillard, Hauptmanns der Kämpfer der Bastille, zum Ausmarsch: denn man müsse, sagten sie, den König von der Aristokratie befreien, und sich Brod für das hungrige Volk bei ihm erwirken: man werde, mochte Orleans im Stillen hinzusetzen, den König entweder aus Frankreich oder aus der Welt hinweg bringen. Das Wort also, welches für den wirklichen Lauf der Revolution verhängnißvoll wie kein anderes werden sollte, der König nach Paris, ist nicht von den Weibern, sondern von Lafayette's Parteigenossen, nicht von dem Palais Royal oder den Orleanisten, sondern von dem Vicepräsidenten der Commune zuerst ausgesprochen worden. Im Ministerium war die Bewegung groß. St. Priest forderte kräftige Gegenwehr, der König schwankte, die Königin besorgte größeres Unheil: die drei Minister, welche damals mit Lafayette zusammenhingen, Cicé, Montmorin und Necker, erklärten, die Residenz in Paris sei bei der bekannten Anhänglichkeit des Volkes an die Person des Königs eher ein Vorzug als eine Gefahr. So kam man zu keinem Entschlusse.

---

1) Loustalot, révolution de Paris. N. 13.
2) Moniteur.
3) Loustalot l. c. p. 12.
4) St. Priest p. CXVIII ss.

Unterdeß trat in Paris die Bürgergarde in allen Bezirken zuſammen. Einige Abtheilungen erſchienen auf dem Greveplatz und ſäuberten dieſen von dem Geſindel, welches in großer Maſſe an die Stelle der abgezogenen Weiber getreten war. Mit deren Entfernung war vollendet, was orleaniſtiſches Element an der Bewegung geweſen, Cordeliers und Baſtillekämpfer waren mit ihnen abgerückt. Die Maſſen aber auf dem Greveplatze hatten noch kein beſtimmtes Ziel. Man war ungewiß über die wahre Lage der Dinge, und wußte nicht recht, mit welchem Worte der Knoten zu zerhauen wäre. Gerade in dieſen Stunden empfing die Nationalverſammlung die Antwort des Königs auf die Menſchenrechte; man kannte ſie aber auch ſchon hier auf dem Greveplatze zu Paris [1]) und ſteigerte damit die Unruhe: es iſt ein Beweis mehr für die weite Vorbereitung des Ausbruchs, deren Fäden wenigſtens mittelbar in den Miniſterrath ſelbſt gereicht haben müſſen. Gegen Mittag vereinten ſich die Dreihundert [2]), und ſandten eine Botſchaft an die Nationalverſammlung, daß die Emeute noch nicht beendigt, ein anderer Grund aber als der Cocardenſtreit und der Brodmangel nicht bekannt ſei. Gleich nachher aber kam der wahre Grund gewaltſam an das Licht. Die franzöſiſchen Garden forderten plötzlich den General Lafayette auf, ſie nach Verſailles zu führen. Der König müſſe nach Paris, damit das Treiben der Ariſtokraten zerſtört und in Paris das Brod wohlfeil werde: weigere er ſich, ſo müſſe er abgeſetzt, und der General im Namen Ludwig XVII. Regent werden. In dieſer Bewegung, durch welche die Botſchaft Bauvillers fünf Stunden nachher verwirklicht wurde, war keine orleaniſtiſche Ader, ſie lief im Gegentheil gerade den Wünſchen des Herzogs zuwider, und man kann höchſtens zweifelhaft ſein, ob ſie von Lafayette veranlaßt, oder gegen den Willen des Generals durch die Begeiſterung ſeiner Soldaten erzeugt war. Für die erſtere Anſicht ſpricht vor Allem Bauvillers verfrühte, und in Bezug auf die Nationalgarde lügenhafte Botſchaft, es ſpricht dafür das Bekanntſein der königlichen Antwort auf die Menſchenrechte, die Anſichten der mit ihm befreundeten Miniſter, und endlich Necker's beſtimmte Ausſage [3]), Lafayette habe des Königs Ueberſiedelung gewünſcht, um dadurch Einfluß auf die Regierung zu gewinnen.

---

[1]) Gorsas p. 107.

[2]) Protokoll der Commune. Lafayette ſagt falſch, um 9 Uhr.

[3]) Necker, sur la révol. II. sect. 2. Es gab, ſagt er, in Paris zwei Richtungen, die eine wünſchte den König hinwegzutreiben, um ſeine Stelle einzunehmen, die andere, ihn nach Paris zu bringen, um durch ſeinen Beſitz Einfluß zu üben.

Dagegen ſteht ſchlechterdings nur die eigene Verſicherung des Generals und ſein ſtundenlanges Sträuben, das er dem Begehren der Grenadiere entgegenſetzte. Er hielt unter ihnen zu Roß, und erklärte, er müſſe den Befehl der Commune abwarten.

Während draußen die Soldaten unabläſſig tobten, berathſchlagten die Dreihundert ſtundenlang über die Beſchaffung von Brod und Getreide. Mit der Tagesfrage hing dies eng genug zuſammen. Bailly hatte vor wenigen Tagen große Lieferungsverträge abgeſchloſſen, aber im Augenblicke ſtockten mehrere Zufuhren; die Nationalverſammlung hatte am 2. October ein Geſuch an die Ausſchüſſe gewieſen, was für ſie freilich das einzig Mögliche war, für Paris jedoch keine augenblickliche Hülfe ſchaffte; der Miniſter Necker endlich antwortete ſeit dem 1. October gar nicht mehr. So lagen dieſe Dinge äußerſt nahe, als es ſich um eine bewaffnete Sturmpetition an König und Verſammlung handelte. Da kam Nachricht, daß die Weiber unangefochten die Seinebrücke bei Sevres paſſirt hätten, und jetzt gegen 4 Uhr ſchickte Lafayette einen Adjutanten herauf, der Abmarſch ſei unvermeidlich, man ſolle ihm die nöthigen Befehle zuſchicken [1]).

Hier erſchien denn das vollſtändige Programm des Tages. Der Ausſchuß befahl nach Lafayette's Wunſch den Ausmarſch, gab dem General Vollmacht zu Allem, was ihm nützlich erſcheinen würde, und ordnete ihm Commiſſäre aus ſeiner Mitte bei, die dem Könige folgende Punkte als Begehren der Commune vortragen ſollten:

Ludwig möge den Dienſt in ſeinem Schloſſe nur durch die Nationalgarde verſehen laſſen;

er möge der Commune Einſicht in alle Acten über die Verpflegung von Paris gewähren;

er möge die Menſchenrechte einfach genehmigen;

er möge Paris zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte erwählen [2]).

Hier war Alles zuſammen: Unterſtützung der Pariſer Nahrungsſorgen, Beſtätigung des Lafayette'ſchen Staatsrechtes, Ueberlieferung der Reichsgewalt in die Hände der Nationalgarde, und des Generals ihres Führers. Auf ſolche Hoffnungen angewieſen, zog Lafayette hinaus. Auch jetzt noch ſammelte die unbeſoldete Garde ſich langſam, Viele

---

[1]) Er ſelbſt hat zwei Berichte über den Tag hinterlaſſen, und in beiden den Umſtand verſchwiegen. Er findet ſich in einem Protokoll der Commune.

[2]) Protokoll der Commune. Lafayette verſchweigt dies Alles und begnügt ſich mit der Notiz, die Commune habe ihm zwei Commiſſare mitgegeben.

wußten nicht, wohin es gehe, einige Abtheilungen mußte er unterwegs lange Zeit erwarten [1]). Nachdem er die Seine bei Sevres paſſirt, meldete er nach Verſailles, er komme von den Garden gezwungen, er würde umgekehrt ſein, wenn er die Brücke beſetzt gefunden hätte [2]). Seine Truppen aber ließ er von hier in kriegeriſcher Ordnung vorgehen, mit dem Befehle, Alles nieder zu werfen, was ſich dem Marſche widerſetzen würde [3]).

Die Weiber trieben indeß ſeit 3 Uhr in Verſailles ihr Weſen. Sie überſchwemmten den Saal der Nationalverſammlung, wo Mirabeau kurz vorher den Präſidenten vergebens gebeten hatte, die Sitzung aufzuheben, und auf ſeine Autorität hin den Hof zu benachrichtigen, daß Paris gegen ihn im Anzuge ſei. Maillard hielt den Volksvertretern eine donnernde Rede, in welcher er ihnen die Gebote des zürnenden Volkes verkündete und Rache an den Kornwucherern und adeligen Verräthern begehrte; draußen zechten die Maſſen auf Koſten des Herzogs von Orleans, und einzelne Führer beriethen im Stillen, wie man in der Nacht das Schloß erſtürmen und die Königin ermorden könne [4]). Dann ging eine Deputation der Weiber zum Könige [5]), bat um wohlfeiles Brod und ungeſchmälerte Freiheit, und kam von ſeiner Güte begeiſtert zurück. Andere Haufen aber hatten Raufereien mit den Leibwachen, die Lage des Schloſſes ſchien immer bedenklicher, der Miniſterrath verſammelte ſich von Neuem. Da kam auch Lafayette's Botſchaft, und St. Prieſt forderte den König zur ſofortigen Flucht nach Rambouillet auf. Wenn Sie morgen nach Paris geführt werden, ſagte er, ſo iſt Ihre Krone verloren. Necker rief aus: das iſt ein Rath, der Ihnen den Kopf koſten kann. Der König beſchloß die Abreiſe, als aber die Nationalgarde von Verſailles Schwierigkeiten erhob, verfiel man wieder in zuwartende Unthätigkeit. Jedoch meldete man jetzt ſchon der Nationalverſammlung die unbedingte Genehmigung der Menſchenrechte.

Gegen 11 Uhr Abends langte Lafayette mit 20,000 Mann Nationalgarde an. Als ſeine Trommeln gehört wurden, wußten die Pariſer

---

1) Gorsas, Courrier N. 91. p. 108.

2) St. Priest p. CXXV.

3) Lafayette IV. 117.

4) Aus den Proceßacten des Chatelet citirt bei L. Blanc Buch II, Cap. 10.

5) Der damalige preußiſche Geſandte Golz ſchreibt den 12. an Lord Auckland: (la citoyenne) qui portait la parole au roi le soir du 5. est reconnue à présent pour une démoiselle galante, connue et fréquentée par des gens connus. Que d'objets à réflexion!

Weiber nicht, was das zu bedeuten habe, und schickten eine Patrouille aus, um etwaige Feinde zu erkunden[1]). Der General erklärte dem Könige, er werde mit seinem Blute die Ordnung aufrecht erhalten, und die Commissäre des Stadtraths trugen ihre vier Punkte vor. Der König genehmigte den ersten, hatte die beiden folgenden schon erledigt, und gab über den vierten, den Umzug nach Paris, eine ausweichende Antwort. Die Nationalgarde besetzte darauf einen Theil der Posten im Schlosse, Lebensmittel wurden beschafft, mehrere Bataillone in Kirchen untergebracht, andere lagerten bei Wachtfeuern auf den Straßen. Zwischen ihnen trieb sich das Gesindel der Weibercolonne und die Vagabunden, die im Gefolg der Nationalgarde gekommen, herum; in einzelnen Straßen, besonders in der Nähe des Schlosses, ballten sich diese Massen zusammen, es war Rede, die Caserne der Leibwache zu stürmen und das verdächtige Regiment zu sprengen. Gegen Mitternacht verließ Lafayette das Schloß, war dann noch eine Viertelstunde bei dem Minister Montmorin, und begab sich, obgleich die Bedrohung der Caserne gemeldet wurde[2]), zur Ruhe, weil alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Allein kaum war er verschwunden, so wurde die Caserne angegriffen, genommen und geplündert[3]), zugleich gab es ein Scharmützel zwischen den Parisern und einer Abtheilung der Leibwache, wobei diese aus der Straße verjagt wurde, ihre Posten am Schlosse aber behauptete. Endlich gegen sechs Uhr fand eine Patrouille der Aufständischen einen Eingang zum Schlosse ohne Wache[4]), und auf der Stelle erfolgte der Einbruch. Die ersten Posten der Leibwache wurden niedergemacht und den Leichen die Köpfe abgeschnitten; die Masse fluthete durch Höfe, Gänge und Zimmer, Männer und Weiber mit Waffen aller Art gerüstet, plündernd, tobend, vor Allem der Königin Verderben drohend. Mit Mühe wurde das Vorzimmer derselben durch die Aufopferung einiger Leibwachen so lange vertheidigt, bis sie in eiliger Flucht halb nackt sich zum Könige gerettet hatte[5]). Endlich erschien,

---

[1]) Gorsas p. 107.

[2]) La Marck I, 116 ff. Augenzeuge. Lafayette hat eine ganz abweichende Chronologie.

[3]) Gorsas. Toulongeon.

[4]) Gorsas 110.

[5]) Es ist ein trauriges Zeichen für L. Blanc's historische Gewissenhaftigkeit, wenn er die nichtsnutzige Klatscherei des Lord Holland über die Anwesenheit des Grafen Fersen in dem Schlafzimmer der Königin wieder aufwärmt, eine Verläumdung, deren Grundlosigkeit und Unmöglichkeit bereits 1823 von Croker im Quarterly review unwiderleglich dargethan worden war. Vergl. Croker, essays 93.

durch die Nachricht des Tumultes aus ruhigem Schlafe aufgeriſſen, General Lafayette, und machte durch das energiſche Auftreten der Nationalgarde den Mord- und Raubſcenen im Innern des Schloſſes ein Ende. Draußen aber tobte die Menge, alle Höfe des Gebäudes erfüllend weiter; jetzt war der Ruf: der König nach Paris! in aller Mund, und der unglückliche Monarch mußte auf den Balcon hinaustreten, um durch zuſtimmende Geberden der dröhnenden Maſſe ſeine Unterwerfung anzukündigen. Gegen die Königin jedoch dauerten Flüche und Verwünſchungen fort, bis Lafayette auch ſie hinausführte, und ihr vor den Augen des Volkes die Hand küßte. Da erſcholl ſogleich der Jubelruf: es lebe der General, es lebe die Königin. Von dieſem Augenblicke an, ſagt Lafayette, war der Friede geſchloſſen. Einige Stunden ſpäter war die königliche Familie auf dem Wege nach Paris, vierzehn Tage weiter folgte ihr die Nationalverſammlung.

Ueberblickt man den ganzen Verlauf des Ereigniſſes, ſo wird man nicht glauben, daß Lafayette die ſo nahe an Königsmord ſtreifende Banditenthat des 6. vorausgeſehen oder veranlaßt habe. Schwerlich aber iſt er von dem Verdachte zu reinigen, daß er nicht auch in dieſem letzten Augenblicke, über die Weigerung des Königs erbittert, einen kleinen Schrecken für unſchädlich erachtet, und ſich deshalb ohne Rückſicht auf den beginnenden Tumult zur Ruhe begeben habe. Er iſt hier, wie bei dem ganzen Ausbruche. Er läßt die Unfugſtifter des Palais Royal gewähren, ſehr zufrieden, daß ſie ihm die paſſende Einleitung ſchaffen, um ſich der Beute zu bemeiſtern und noch dazu als Ordner und Retter zu erſcheinen. Sein Spiel war vorſichtig genug, um auf lange Zeit einen jeden Verdacht von ihm ferne zu halten; auch hatten er und ſeine Freunde ſeitdem die Macht in Händen, und richteten die Unterſuchung gegen wen ſie mochten. Zehn Monate lang wurde dieſe betrieben. Der Herzog von Orleans, an den Jedermann damals dachte, wenn von ſchlechten Streichen die Rede war, bot ſich vor Allen dem Argwohn dar; es war ſtadtkundig, daß das Geſindel der Weibercolonne, wenn nicht ſeine Inſtructionen, jedenfalls ſein Geld erhielt; verſchiedene Perſonen hatten ihn in dem ärgſten Getümmel der Mordnacht im Schloſſe erblickt; den bündigſten Beweis aber lieferte erſt mehrere Jahre nach ſeinem Tode die Auffindung eines Schreibens, in dem er am 6. ſeinen Bankier anwies, die verabredeten Summen nicht zu zahlen, „das Geld iſt nicht verdient, der Tropf lebt noch [1]).“ Ein weiterer Verdacht

[1]) Ducoin Philippe d'Orleans 72. nach einer Mittheilung des kaiſerlichen Polizeiminiſters Real. Courez vite, mon cher, chez le banquier, qu'il ne délivre pas la

richtete ſich gegen Mirabeau, der gewaltig genug in der Revolution daſtand, daß man einen wichtigen Act derſelben ohne ſeine Betheiligung faſt für unmöglich hielt. Allein damals ſtellte ſich nichts weiter heraus, als daß er, begreiflich genug bei ſeinen Verbindungen, im Allgemeinen unterrichtet war: jetzt aber ſteht es urkundlich feſt, daß er in der Bewegung von Anfang an ein öffentliches Unheil ſah. Damals ſchon wußte es, wenn kein Anderer, ſo doch Lafayette, und verſprach dem gefürchteten Nebenbuhler, als die Unterſuchung ſpruchreif wurde, ſein Zeugniß für Mirabeau's Unſchuld abzulegen. Allein an dem beſtimmten Tage fehlte der General in der Nationalverſammlung, und Mirabeau ſprach mit bitterer Schärfe über den ungezügelten Ehrgeiz des neuen Dictators. Gemeinſame Freunde tadelten dieſen Unmuth, da ſchrieb Mirabeau ſeinem nächſten Vertrauten, dem Grafen La Marck mit der beſtimmten Vollmacht, Lafayette das Schreiben vorzulegen: „ich konnte geſtern Lafayette einen unauslöſchlichen Flecken aufdrücken, den ich ihm bisher nur für die Geſchichte beſtimmt habe. Ich habe es nicht gethan, ich habe das Schwert gezeigt, den Hieb aber nicht geführt. Die Zeit wird es thun ſtatt meiner, ſoll ich es aber beſchleunigen, ſo möge er durch den kleinſten Angriff den Kampf gegen mich eröffnen."

Ich geſtehe, daß für mich kein Zweifel über das Urtheil der Geſchichte zurückbleibt. Nicht der ſchmutzige Lärm der Weiber, nicht der tückiſche Mörderanfall auf das Schloß ſind die weſentlichen Ereigniſſe des 5. October. In wie weit hiebei das Geld des Herzogs von Orleans und der Ehrgeiz ſeiner Freunde im Spiele geweſen: es iſt das eine Frage von criminaliſtiſchem, aber ſchwachem geſchichtlichem Intereſſe[1]).

---

somme, l'argent n'est point gagné, le marmot vit encore. Vergl. auch die ſehr ſpeciellen und poſitiven Angaben in der Correspondence of Lord Auckland II, 365.

1) L. Blanc Buch II, Cap. 7 und 10, Buch III, Cap. 8 führt aus, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) und in deſſen Dienſte Mirabeau die Verſchwörung gemacht hätten. Seine Beweiſe thun nichts weiter dar, als daß der Prinz bei verſchiedenen anderen Gelegenheiten ſich feindſelig gegen die Königin benommen, und daß er im November 1790 gegen Bailly und Lafayette complottirt hat; es iſt unbegreiflich, wie Blanc einen Brief dieſes letzteren Datums zu der Affaire Favras, November 1789, ziehen kann; beim 6. October 1789 hat er vom Prinzen ſchlechterdings nichts zu berichten, als daß er am Morgen in voller Toilette ſich beim König eingefunden. Viel genauer und gründlicher als L. Blanc erörtert Graf Vieil-Caſtel (Marie Antoinette et la Révolution française) das Verhältniß des Prinzen zur Königin, worüber auch ſchon vor L. Blanc Guénard, histoire de Madame Elisabeth und Goncourt, histoire de Marie Antoinette gehandelt haben. Was Mirabeau betrifft, ſo iſt auch gegen Blanc's Conjecturen nur auf die abſolut entſcheidenden Urkunden in der Correſpondenz La Marck's zu verweiſen.

Das folgenſchwere Ergebniß des Tages war die Unterwerfung des Königs unter die revolutionären Kräfte der Hauptſtadt. Dies hat Lafayette im Voraus gewünſcht, es iſt zuerſt am Morgen aus ſeiner engeren Umgebung nach Verſailles gemeldet, am Mittag unter ſeinem Einfluſſe von dem ihm ergebenen Stadtrathe beſchloſſen worden. Seine Begleiter haben es dem Könige vorgetragen, erſt nach ſeiner Ankunft iſt es der Ruf der Volksmaſſen in Verſailles geworden. Endlich, er allein und ſeine Freunde haben den Vortheil des Ereigniſſes ausgebeutet, bis eine neue Revolution ſie nach dem eigenen Muſter behandelt hat.

Einen Augenblick dachten freilich die Männer des Palais Royal, eine ſolche Bewegung der Maſſen, wie ſie hier nach allen Anſtrengungen endlich gelungen, würde die Herrſchaft der Straßenredner für immer befeſtigen. Aber die Commune, die ihre Begehren ſämmtlich erreicht und den König nebſt ſeiner Civilliſte, den Miniſtern und der Nationalverſammlung in Händen hatte, hielt plötzlich inne. Schon am 8. erließ ſie eine ſcharfe Verfügung gegen den Mißbrauch der Preſſe. Im Palais Royal empfand man es mit giftiger Erbitterung. Man durfte fragen, mit welchem Rechte die uniformirte Miliz auf einmal Ruhe und Gehorſam predige, ſie, die ein Geſchöpf der Revolution war, wie die Pikenmänner der Vorſtädte. Man mußte finden, daß Lafayette kein anderes Recht zur Herrſchaft hatte, als die Revolution, und keinen Grund zur Schließung der Revolution, als ſeine Herrſchaft. Man ſchürte alſo weiter, man verſuchte wieder einen Brodtumult und ſchnitt am 21. einem Bäcker den Kopf ab. Allein auf der Stelle zeigte ſich, wer für den Augenblick der Stärkere war. Die Commune ließ die Mörder ohne Verzug verhaften und begehrte von der Nationalverſammlung ein Kriegsgeſetz gegen Aufruhr, welches ſchon in Verſailles von Mirabeau beantragt, jetzt mit ſtarker Mehrheit erlaſſen wurde. Darauf wurde es für's Erſte ruhig in den Straßen von Paris. Der Herzog von Orleans aber, der einen Königsthron in der Emeute zu finden gehofft, ließ ſich durch Lafayette, man kann ſagen mit Schlägen, in eine anſtändige Verbannung nach London jagen, ſo daß Mirabeau, des Herzogs Benehmen nach der eigenen Stellung meſſend, ausrief: dieſen Menſchen ſollte ich zum Könige erſehen haben? nicht zum Bedienten möchte ich ihn gebrauchen. Auf lange hin war es ſeitdem zu Ende mit einer Partei Orleans.

Als aber Mirabeau das fernere Begehren ſtellte, den Miniſtern alle Mittel zu einer ſtarken Regierung, die ſie angeben möchten, zu gewähren, kam von den Miniſtern ſelbſt nur die Erklärung, daß ſie

keine Verantwortung bei der allgemeinen Unſicherheit übernehmen könnten. Von irgend einer Ordnung in den Reichsangelegenheiten war keine Rede. Der geſetzliche Boden war vollends zertrümmert. Es blieb bei der Ohnmacht der Regierung und der Herrſchaft der Pariſer Nationalgarde durch den General Lafayette. Dieſe waren für den Augenblick die Stärkſten in Paris und Paris hatte die Gewalt über das Reich. Es war die Souveränität der einzelnen Menſchen, die Herrſchaft der Urwähler, die unmittelbare Volksregierung, es war mit einem Worte die zur That gewordene Theorie der Menſchenrechte und des allgemeinen Empörungsrechtes. Jetzt war die erſte Frucht davon dem Pariſer Bürgerthum als dem räumlich und phyſiſch Nächſtgeſtellten zugefallen; es mochte ſich ſeines Sieges freuen, ſo lange es die phyſiſche Kraft beſaß, die Beute gegen die folgenden Angreifer zu behaupten.

Fünftes Capitel.

Verwaltung. Assignaten.

Ein einziger Mensch unter den damaligen Staatsmännern Frankreichs hatte über die geschilderte Lage der Dinge ein völlig klares Bewußtsein [1]). Mirabeau begriff, daß die Linke, die aus Furcht vor Adel und Militärgewalt, die Anarchie noch immer zu steigern suchte, damit nicht die Consequenz, sondern die Vernichtung des Repräsentativsystems ausspräche, er sah, daß die Rechte, die aus Furcht vor der Anarchie immer dringender auf Herstellung des Alten pochte, damit nicht der Empörung, sondern der Autorität den letzten Gnadenstoß gäbe. Denn daß der Feudalstaat unmöglich, und jeder Versuch zu seinen Gunsten ein Selbstmord der Regierung wäre, diese Ueberzeugung war seit Jahren die Seele all seines Thuns. Dessen despotische Mißbräuche hatte er an seinem eigenen Leibe empfunden, die heftische Schwäche desselben aber auf allen Gebieten der Politik ergründet, es möchte schwer sein zu sagen, ob er ihn mehr gehaßt oder verachtet hätte. Was jedoch seinem Zorne die rechte Belebung und seinen Forderungen die volle Ueberlegenheit gab, war die Deutlichkeit, in welcher das Bild des künftigen Frankreichs bis in die Einzelnheiten der Verwaltung hinab vor seiner Seele stand. Während er selbst zum [illegible] Angriffe gegen den König Ludwig und die Minister aufrief, verlor er nicht einen Moment die nöthigen Rechte des Königthums und der Regierung aus dem Auge. Schon im Juli sagte er dem Grafen [illegible],

[1]) [illegible]

einem einflußreichen Freunde der Königin: seht doch, daß man mich mehr für einen Freund als für einen Gegner halte. Im September sagte er mit seinem durchdringenden Urtheil über Personen und Dinge, mit seiner vollständigen Kenntniß des Pariser Zustandes das Unheil der Octobertage voraus; er sah dabei, wie die Regierung immer noch rathlos schwankte, jeden Einfluß aufgab, der Versammlung planlos wechselnd bald Kriecherei, bald Erbitterung entgegen brachte. Sehen diese Menschen nicht den Abgrund, rief er aus, der sich vor ihren Füßen höhlt und sie rettungslos begräbt; der Pöbel von Paris wird die Leichname des Königs und der Königin peitschen, Alles, Alles kommt darauf an, sie über ihre Stellung aufzuklären. Es waren dieselben Tage, in denen er die Menschenrechte als das Grab aller Ordnung unablässig bekämpfte und im Namen der Freiheit für das unbeschränkte Veto des Königs stritt: dieselben Tage, in denen er Necker's forttappende Wirthschaft durch einen zermalmenden Streich gegen die Discontocasse bis auf die Fundamente erschütterte, zugleich aber eine von dem Minister begehrte Einkommensteuer als letztes Rettungsmittel gegen den Staatsbankerott der widerstrebenden Versammlung entriß. Am 29. September stellte er den Antrag, den Ministern des Königs die Theilnahme an den Debatten der Versammlung zu gewähren; man fand gleich heraus, daß er an sich selbst als künftigen Minister denke und ließ den Vorschlag einstweilen über dringenderen Fragen beruhen.

Es war damals Jedermann so gewohnt, seinen Namen mit allen folgenreichen Schlägen der Revolution in Verbindung zu setzen, daß man ihn allgemein als einen Haupturheber des 6. October betrachtete. In Wahrheit aber erkannte kaum ein Anderer so klar zugleich das Verderben, welches hier seine Quelle hatte, und die Mittel, ihm zu begegnen. Am 7. October forderte er den Grafen La Marck auf, dem Könige zu erklären, Thron und Reich seien verloren, wenn man Paris nicht schleunigst wieder verlasse. Er selbst sei bereit, die Mittel dazu unverzüglich anzugeben. Indem er als den Kern der Gefahr die unmittelbare Einwirkung der Volksmassen auf Regierung und Gesetzgebung bezeichnete, traf er genau den Brennpunkt aller späteren Zerstörungen der Revolution. Indem er ein ausführliches Gutachten über die dagegen zu beobachtende Haltung entwarf, zeichnete er mit Meisterzügen die bleibenden Schöpfungen, welche Frankreich der Revolution verdankt. Er will den König aus Paris entfernen, denn er will ihn frei von jedem anderen Einflusse, als dem der Nationalvertretung, mit dieser aber untrennbar verbunden. Er will keine Herstellung der Adelsvorrechte und

des Feudalſyſtems, deſſen Untergang unwiderruflich iſt. Er will, daß der König ſelbſt der Verſammlung zuvorkomme, indem er die Vernichtung der Parlamente und des richterlichen Adels ausſpreche. Er will, daß der König für ſeinen Hof genau das Nöthige in Anſpruch nehme, und den Grundſatz feſtſtelle, daß die öffentlichen Einnahmen nur zur Förderung des Geſammtwohls und zur Sicherung des Staatscredits beſtimmt ſeien. Nur indem der König dieſen Weg einſchlägt, und ſich ſo mit den großen Intereſſen ſeines Volkes identificirt, erkennt Mirabeau die Möglichkeit der Rettung. Vor Allem warnt er, an die Grenze zu fliehen und durch Verbindung mit den Emigranten oder dem Auslande die Geſammtheit der Nation gegen ſich unter die Waffen zu rufen. Er fordert zu Vorſicht und Eile auf, erklärt aber die jetzigen Miniſter ſchlechthin für unfähig zur Ausführung des Planes. Er begehrt alſo, daß man ſonſt einen zuverläſſigen, begabten und volksthümlichen Vollſtrecker aufſuche, und dieſen mit unbedingten Vollmachten ausſtatte.

Zu gleicher Zeit knüpfte er Unterhandlungen über die Umgeſtaltung des Miniſteriums nach allen Seiten an, mit den einflußreichen Mitgliedern der Nationalverſammlung, mit dem älteſten Bruder des Königs, dem geſchmeidigen, vorſichtig zurückhaltenden, aber von ehrgeizigen Wünſchen erfüllten Grafen von Provence,[1]) endlich auch, ſo viel Ueberwindung es ihn koſten mochte, mit Lafayette. Hier aber trat die eigentliche Schwierigkeit hervor. Lafayette fand die augenblickliche Lage genau ſo, wie er ſie wünſchen konnte. Der König war ihm aus Furcht gehorſam, die Miniſter ſahen ihm nach den Augen, er konnte ſich für den Regenten von Frankreich halten, ohne die Laſt der eigentlichen Geſchäfte, ohne die Gefahr irgend einer Verantwortlichkeit. Noch geſtand er ſich keineswegs, daß nicht die Pariſer Nationalgarde ſeinen Befehlen, ſondern er ihren Launen folgte; noch genoß er die ganze Fülle einer

[1]) Vgl. die Anmerkung zu S. 104. Die Correſpondenz mit La Marck zeigt jede Phaſe dieſer Unterhandlungen; Mirabeau kommt erſt durch La Marck mit dem Prinzen in Verbindung; eine Zeitlang will er den Prinzen zum Premierminiſter machen, dann denkt er dieſe Stelle wieder Necker zu, dann zeigen ſich Aeußerungen, die auf die Generalſtatthalterſchaft des Königreichs deuten. Ehe das Jahr zu Ende iſt, erklärt aber Mirabeau, daß die Erbärmlichkeit des Prinzen jede Verwendung deſſelben unmöglich mache. — Die Stelle der Correſpondenz I, 448, die Blanc auf einen Thronwechſel bezieht, kann ohne allen Zweifel nur von der Ernennung des Prinzen zum Miniſter verſtanden werden, und völlig ſicher iſt die Unächtheit des von Blanc Band III, S. 363 der Leipziger Ausgabe abgedruckten Vertrags zwiſchen dem Könige und Mirabeau.

frischen Volksthümlichkeit; vor allen Dingen aber, der geheimste Wunsch seines Herzens war erfüllt, vor keinem Höherstehenden hatte er sich zu beugen. Wie sollte er nun auf die Bildung eines starken Ministeriums eingehen? Daß sie in gewissem Sinne nothwendig scheine, mußte er freilich bei den Verhandlungen einräumen, aber einen Anderen mit solchen Befugnissen zu bekleiden, hätte seinen souveränen Einfluß gebrochen, und selbst die Aufgabe zu übernehmen, würde gleich sehr seine Geschicklichkeit und seine Volksgunst bloßgestellt haben. Dieselben Beweggründe wirkten noch stärker bei den anderen Häuptern, die schon Lafayette um dessen Macht beneideten und sonst sich genau in dem Kreise derselben Fähigkeiten und Anschauungen bewegten. Die Conferenzen zeigten von Anfang an geringe Hoffnung auf Erfolg, setzten sich indessen einige Wochen hindurch fort.

Die Bildung einer zugleich starken und populären Regierung, das ist der Mittelpunkt, um den sich Mirabeau's Schritte sämmtlich bewegen. Sie muß stark sein, um Frankreich aus völligem Verderben zu erretten: sie kann stark sein, sobald sie sich fähig und thätig zeigt und entschieden den Opfern des 4. August den Rücken wendet. Hierin ist ihm Alles beschlossen. Mirabeau findet das volksthümliche, moderne oder liberale Element keineswegs in einer Definition der Grundsätze, oder einer Form der Regierung: das charakteristische Merkmal ist ihm vielmehr die Befreiung des Volkslebens und des Staates von den Banden der Einzelnprivilegien und Monopolien, die Erlösung also des religiösen Gewissens von den Befehlen einer bevorrechteten Kirche, der Arbeit von dem grundherrlichen und Zunftzwange, des Capitals von dem Monopol der Börse und der Hauptstadt, der Rechtspflege von dem Privatbesitz der Gutsherren und der Parlamente, der Finanzen von der privilegirten Eigensucht des Hofadels, der Verwaltung aus dem Erbgange der käuflichen Aemter, der Nationaleinheit endlich von den Schranken der Binnenzölle und der Provinzialprivilegien. Indem hiemit jede andere Herrschaft als die des allgemeinen Wohles unmöglich wird, bilden diese Eroberungen sowohl die wahre Freiheit des Einzelnen, als auch das wahre Wesen des Repräsentativstaates. Erst als Folgerung aus ihnen, dann aber nicht minder unabweisbar, erscheint die Umgestaltung der Regierungsform. Sie bedingen starke Rechte der Volksvertreter neben dem Könige, nicht als angeborenes Urrecht der einzelnen Menschen, sondern als unerläßlich zum Gedeihen des Staates. Denn durch die Beseitigung der alten Privilegien empfängt vor Allem die Krone eine solche Machtvermehrung, daß ohne ständische Theilnahme

an Steuern und Gesetzgebung ein völliger Despotismus einträte, unter dieser Theilnahme aber der König schon als Lenker der jetzt erst entstehenden Verwaltung eine stärkere Gewalt als je besäße.

In diesem Sinne bereitete sich Mirabeau zu einer Reihe von Gesetzen, von denen keines ein Wort über die formellen Verfassungsfragen enthielt, die aber zusammen ausgereicht hätten, durch die Schöpfung einer lebensfähigen Regierung auch über den Bestand der Constitution zu entscheiden. Das erste war die Sicherung des Daseins gegen den Unfug der souveränen Einzelnwillkür. Er schlug deshalb gleich nach dem 6. October ein Kriegsgesetz vor, strenger in allen Bestimmungen als das später erlassene, aber liberaler, indem es sich nur auf das Weichbild von Paris beschränkte. Es war ganz sein praktischer Blick, mit dem er in Paris den Hebel für die Bewegung des ganzen Reiches erkannte, diesen mit geharnischter Hand ergreifen, den Provinzen aber den unnöthigen Schrecken des Kriegsgepränges ersparen wollte. Sodann bedurfte er, um eine wirksame Regierung herzustellen, einer großen Finanzmaßregel: keine Regierung unter der denkbar besten Verfassung konnte ihr Gleichgewicht erlangen, welche bei jedem Schritte in die Fesseln des Deficits und der Schulden verwickelt wäre. Hier kam ihm nun eine heftige revolutionäre Bewegung entgegen: er wagte es, sie für seine Zwecke der Ordnung zu benutzen.

Die Lage der Finanzen war natürlich trostlos. Hätte das Ministerium Breteuil nicht den Sturm der Anarchie entfesselt, hätte Necker die Kraft besessen, gleich nach dem 23. Juni die Finanzreform in die Hand zu nehmen, so wären sachliche Hülfsmittel in ausreichender Zahl vorhanden gewesen. Damals hatte der Clerus geradezu beschlossen, seine Güter der Staatsschuld zum Pfande zu stellen: damals wäre noch eine für alle Theile vortheilhafte[1]) Ablösung der Zehnten möglich gewesen, nach welcher der Clerus vielleicht auch die Zinsen eines Theiles der Staatsschuld hätte tragen können; endlich verstand sich die Heranziehung des Adels und der Kirche zu den ordentlichen Steuern von selbst, und das Aufkommen davon, etwas mehr als 30 Mill., hätte sich damals noch für die Staatscasse retten lassen. Da die Güter des Clerus nun einen Capitalwerth von beinahe 2000 Mill. darstellten, so hätten diese Hülfsquellen mehr als hingereicht, um den ganzen Betrag

[1]) Da die Zehnten über 30 Mill. Erhebungskosten machten, so gewannen die Pflichtigen 20 Mill. bei einer Ablösung, welche die Einnahme der Kirche noch um 10 Mill. erhöhte.

der ſchwebenden und fälligen Schuld — jetzt etwa 620 Mill. — zu verzinſen und zu conſolidiren, und ſo das ſchwankende Staatsvermögen auf ſicheren Boden zu bringen. Dies alſo war im Juni möglich, wenn die Regierung ſich an die Spitze der Reformen ſtellte, dadurch die äußere Ordnung des Staates, und mit dieſer die erſte Grundlage alles Credites aufrecht hielt. Als es verſäumt wurde, und im Juli der ganze Beſtand des Staates in Frage kam, verſchlechterte ſich auch der finanzielle Zuſtand. Einmal wuchs der Betrag der ſchwebenden Schuld durch die außerordentlichen Ausgaben der Revolution; man verbrauchte bis zum Ende des Jahres 103 Mill., und Necker kündigte fernere 90 für 1790 an. Dann wurde man bei dem Stocken aller Einnahmen genöthigt, mit den zur Conſolidation und Amortiſation beſtimmten Geldern die laufenden Ausgaben des Tages zu beſtreiten. Es trat Vermiſchung aller Zweige der Finanzverwaltung ein, die Ordnung verſchwand völlig aus der Geſchäftsführung des Schatzes. Dabei blieb Necker, obgleich damals auf der Höhe der Volksgunſt ſtehend, bei der Methode des Verſchleierns und Bemäntelns. Am 7. Auguſt erbat er ſich ein Anlehen von 30 Mill., rückzahlbar während der kommenden Legislatur nach dem Willen der Darleiher, verzinslich zu fünf Procent, einen ſehr begründeten Satz, da bei dem niedrigen Courſe der alten Staatspapiere jeder Käufer 6 bis $6^1/_2$ Procent ſeines Anlegecapitals erzielte. Allein die Unvollſtändigkeit der Mittheilungen, welche Necker über die Lage des Schatzes gemacht, verführte die Nationalverſammlung, den Zinsfuß auf $4^1/_2$ Procent zu beſtimmen, worauf denn das Anleihen völlig fehlſchlug. Drei Wochen ſpäter mußte man 5 Procent für eine Aufnahme von 80 Mill. bewilligen, dazu den Staat durch ungünſtige Nebenbedingungen beſchweren, und ſich zuletzt freuen, daß in baarem Gelde 33 Mill. zuſammengebracht wurden. Wieder hatte man keine andere Hülfe als die Discontocaſſe, deren neue Vorſchüſſe den Schatz bis Ende September friſteten: da erklärte aber Necker jede neue Anleihe auch unter wucheriſchen Zinſen für unmöglich, und, wenn man den Bankerott vermeiden wollte, eine Verſtärkung der Steuerkraft für unumgänglich. Er beantragte alſo die Abgabe von einem Viertel alles Einkommens, nach freier Selbſtſchätzung der Einzelnen binnen drei Jahren zu erlegen. Es war der oben erwähnte Anlaß, bei welchem Mirabeau's triumphirende Beredtſamkeit dem Miniſter zu Hülfe kam: er hatte ſo eben die, wie er glaubte, vernichtenden Hebel zum Sturze Neckers angeſetzt, er hoffte durch neue Mittel den kranken Staatshaushalt erfriſchen zu können, er wollte nicht vor dem Beginne der Cur

das Ganze im Bankerott zusammen stürzen sehen. Er riß die Versammlung zu der Annahme der Steuer fort.

Dies war etwas für die Zukunft, brachte aber für den laufenden Tag keinen Vortheil, als daß sich die Discontocasse zu ferneren Vorschüssen bestimmen ließ, neuen Anticipationen also, deren größter Theil auf die Saldirung der alten verwandt werden mußte. Was Necker am 5. Mai nicht ausgesprochen hatte, kam immer deutlicher und dringender zum Vorschein. Die Last der schwebenden Schuld war die Quelle aller ökonomischen Verlegenheiten, die Erleichterung derselben der Mittelpunkt aller finanziellen Aufgaben.

In diesem Zusammenhange machte zuerst Talleyrand am 10. October den folgenschweren Vorschlag, die Güter der Kirche für die Staatsbedürfnisse in Anspruch zu nehmen.

Daß darin an sich keine Ungerechtigkeit lag, hatte der Clerus, wie wir sahen, selbst anerkannt. Aus einer Jahreseinnahme von 100 Mill. Zehnten und 60 bis 70 Mill. Güterertrag [1]) hatte er bisher nicht sehr regelmäßig dem Staate eine Steuer von 3 bis 4 Mill. gezahlt, und die der Kirche anvertrauten öffentlichen Bedürfnisse des Unterrichts und der Armenpflege sehr unzulänglich besorgt. Seinerseits hatte er sein Vermögen und seinen Credit in trefflicher Ordnung, er hatte also die Pflicht und die Mittel, dem Staate in dieser bedrängten Lage zu Hülfe zu kommen. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise des Beistandes sein, und hier erschien jetzt von Neuem das Unheil des revolutionären Zustandes. Wenn im Juni ohne Störung seines Besitzes der Clerus den Credit des Staates hätte decken können, so war dies jetzt bei der Vernichtung jenes Credites an sich unmöglich, sodann aber hätte es den erhitzten Leidenschaften bei Weitem nicht mehr genügt. Aller Haß gegen die bestehende Kirche ging mit vollen Segeln zum Angriffe vor, getragen von dem brausenden Strome der siegenden Meinung. Voltaire's Abscheu gegen alles Geistliche war in der gebildeten Klasse unendlich verbreitet; die Jansenisten jubelten grimmig, der römischen Kirche alle erlittene Unbill zu vergelten, und die Anhänger der Menschenrechte wollten von dem Dasein einer so mächtigen und so aristokratischen Körperschaft nichts wissen. Viele Tausende freuten sich beinahe, daß die Bedrängniß des Staatsschatzes einen unabweislichen Grund gäbe, dem Standesrechte der Kirche durch sofortige Confiscation

[1]) Nach Andern 80 Mill. Güterertrag. Zu den 100 Mill. Zehnten sind die Erhebungskosten, etwas über 30 Mill. nicht mit einbegriffen.

ihrer Güter ein Ende zu machen: der Dienst der Religion hatte durch diesen fürstengleichen Reichthum der Prälaten nur Schaden erlitten, die Noth des Staates aber schien durch 2000 Millionen Güter für alle Zeiten beseitigt.

Mirabeau theilte den leidenschaftlichen Zorn gegen die Kirche nicht, der sich in solchen Forderungen Luft machte. Er hatte ihr gegenüber kein anderes Gefühl als tiefe Gleichgültigkeit, da er sie von der Bildung für überflügelt und ihre innere Auflösung deshalb für unvermeidlich hielt. Laßt doch den Clerus schlafen, rief er wohl seinen stürmischen Collegen zu, wenn diese der kirchlichen Händel nicht genug haben konnten. Der Königin schrieb er später einmal, der Adel sei nicht zu vernichten, so lange Familiensinn in den Menschen lebe, aber die Kirche sei unwiederbringlich gefallen. Allein er wußte sehr wohl, welche Wurzeln sie damals noch in dem Lande hatte, und wollte um so weniger den sicheren Sieg durch äußere Gewaltthätigkeiten verderben. Nachdem die Nationalversammlung sich dennoch zu solchen herbeigelassen, meldete er seinem Freunde Mauvillon, es sei die giftigste Wunde zu den vielen, die man schon gehabt. Nach dieser Stimmung konnte er wenig geneigt sein, die materielle Einziehung der Kirchengüter oder gar die ungeheuerliche Maßregel eines Verkaufes derselben sich anzueignen: wenn er die Herstellung der Finanzen als Mittel für Ordnung, Credit und Recht erstrebte, so war es einleuchtend, daß davon eine so gewaltige Confiscation nur geraden Weges hinwegführen konnte. Immer aber kam ihm der Sturm gegen die Kirche gelegen, weil er auch für seine Pläne der Möglichkeit bedurfte, über ihre Güter zu verfügen.

Eine Consolidation der schwebenden Schuld war unmöglich geworden, man mußte also auf Mittel denken, wenigstens einen Theil derselben zu liquidiren. Auf den Rath eines Genfer Ausgewanderten Namens Claviere, suchte Mirabeau den Weg dazu in der Ausgabe von Cassenscheinen, mit denen an Geldes Statt die Gläubiger bezahlt würden. Natürlich konnte der Staat bei der Zerrüttung seines Credits nicht daran denken, eine so große Masse Papiergeld, wie sie hier erfordert wurde, ohne einen besonderen Rückhalt im Course zu erhalten; hier sollten denn die Kirchengüter als Hypothek eintreten, und, um diese Sicherheit von aller bisherigen Verwirrung unabhängig zu stellen, die Verwaltung der Staatsschuld in die Hand einer neuen, von dem Finanzministerium völlig getrennten Behörde gelegt werden. Hiernach stellte er am 12. October den Antrag: die Nationalversammlung möge erklären, daß die Güter der Kirche Eigenthum der Nation seien.

Es war nicht ſchwer, die Einwendungen gegen dieſes Syſtem zu finden. Das Papiergeld kann ſeiner Natur nach nur die Frucht eines feſten Credites ſein, und deſſen Thätigkeit dann weiter entwickeln. Aber einen zerſtörten Credit zu heilen, dazu iſt es völlig ungeſchickt: es iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, wenn ein bankerotter Schuldner ſich durch neue Schuldſcheine Vertrauen erobern will. So hat es gleich damals nicht an Stimmen gefehlt, welche das Unheil der ſpäteren Aſſignatenwirthſchaft auf der Stelle vorausſagten, und ſpäter Mirabeau als den erſten Urheber dieſes Verderbens anklagten. Indeſſen, will man gerecht ſein, ſo wird man ſeine Maßregel in ihrem Zuſammenhange beurtheilen müſſen, und dann ſogleich den Alles entſcheidenden Umſtand wahrnehmen, daß die Schöpfer des ſpäteren Papierſyſtems zu Aſſignaten griffen, um ſich damit die Herſtellung eines geordneten Haushaltes zu erſparen, er aber, um einen freien Augenblick zur Bildung einer kräftigen Regierung zu gewinnen. Zwei Mal hat er einen weſentlichen Schritt auf den Wegen des Papiergeldes gethan, und beide Male nur in der Vorausſetzung gehandelt, daß die neuen Mittel in eine mächtige und ordnende Hand gelegt würden.

Kaum hatte am 2. November die Nationalverſammlung jene Erklärung gegeben, daß die kirchlichen Güter zur Verfügung des Staates ſtänden, ſo erhob ſich Mirabeau zu dem Antrage, der wie kaum ein anderer die Zukunft Frankreichs in ſich ſchloß. Jene miniſteriellen Verhandlungen hatten nämlich eine günſtige Wendung genommen. Lafayette ſchien gewonnen, ſeine Freunde Talon und Semonville rückten eifrig zu Mirabeau heran, der Juſtizminiſter Cicé erklärte ſich bereit, zu deſſen Gunſten Necker fallen zu laſſen, und der König war beſtimmt worden, Mirabeau unter irgend einem Titel eine officielle Stellung zu verheißen. Unter dieſen Umſtänden legte Mirabeau der Nationalverſammlung den Antrag vor: man ſolle die Ruhe von Paris durch große Getreideankäufe ſichern, ferner die Verwaltung der Staatsſchuld einer beſonderen Caſſe übertragen — die, ſagte er, den Umlauf ſolid hypothecirter Scheine, und damit die Tilgung der Rückſtände bewirken wird — endlich, man ſolle den Miniſtern des Königs berathende Stimme in der Nationalverſammlung geben. Mit den letzten Worten des Antrags, das verbarg ſich Niemand, ſtellte er ſeine miniſterielle Candidatur auf.

Bei ſeinen damaligen Verbindungen war ein ſicherer Widerſtand nur von der äußerſten Rechten und äußerſten Linken zu erwarten. Jene verabſcheute in ihm den Führer aller Zerſtörung, dieſe hatte ſchon

volles Mißtrauen gegen den Herſteller der Ordnung, beide ſahen in ſeinem Siege mit Recht das Grab ihrer Zukunft. Mirabeau gab den weſentlichen Gütern der Revolution Beſtand, indem er ihre anarchiſchen Elemente beſeitigte, das war ſein Titel für die Feindſeligkeit von Rechts und Links. Aber wenn Duport und Robespierre ſich hier auch mit Maury und Eſpremenil vereinigten, von dem Beſitze der Mehrheit waren ſie weit entfernt. Beſtimmte der Hof die einſichtigen Männer der Rechten, der Juſtizminiſter die ſonſt miniſteriellen Abgeordneten, Lafayette die Mitglieder des linken Centrums, ſo war Mirabeau ſicher, daß ſein Anſehen und Rednertalent die Maſſe des Hauſes ſiegreich mit ſich fortnehmen werde. Da, in der letzten Nacht, wandten ſich die Dinge. Mirabeau hat ſpäter ſtets behauptet, daß Necker, um ſich zu halten, die entſcheidenden Schritte gethan; Lafayette erzählt, der Juſtizminiſter ſei thätig, er ſelbſt aber ein paſſiver Zuſchauer geweſen. Der Unterſchied iſt in keinem Falle erheblich, das Weſentliche iſt, daß Necker's Einfluß gegen Mirabeau durch Cicé und Lafayette nicht zerſtört, ſondern verſtärkt wurde. Das Verhältniß der Kräfte war damit verwandelt. Am 6. ſetzte die Linke Vertagung der Abſtimmung durch, am 7. beſchloß die Verſammlung unter Ausſetzung der anderen Anträge: kein Abgeordneter darf Mitglied des Miniſteriums werden. Alle Beredtſamkeit Mirabeau's, womit er die allgemeine Verderblichkeit des Decrets und die nur gegen ihn gerichtete Spitze deſſelben nachwies, fiel zu Boden. Er ſprach zu Hörern, bei welchen die Sache im Voraus entſchieden war. Der augenblicklichen und haltungsloſen Machtſtellung Necker's und Lafayette's war das Schickſal der Monarchie geopfert.

Der Ausdruck iſt nicht übertrieben; denn das Königthum verblutete ſich damals an den Wunden des 6. October, ohne eigene Kraft zur Rettung. Die Lehre und die Praxis der Anarchie war ſeitdem ſo ſtark in Frankreich, daß irgend eine Regierung zu erſchaffen, ein coloſſales Unternehmen war, und allein die Nationalverſammlung beſaß dazu, und auch ſie nur, wenn ſie ihre Mittel richtig verwandte, die Kraft. Eine andere Regierung als die parlamentariſche war unmöglich in dem damaligen Frankreich. Daß eine ſolche mit Monarchie und Staatswohl vereinbar iſt, zeigt vor Allem Englands Beiſpiel. Das Parlament wirkt auf die Regierung ein, indem ſtets ſeine Häupter die Räthe und Organe des Königs werden: hierdurch ſeiner Macht verſichert, hat es kein Intereſſe, die Regierung im Einzelnen zu hindern, einzuengen und zu ſchwächen. Der König hat bei dieſem Syſteme allerdings nicht die formell entſcheidende Gewalt, an welche die Mo-

narchien des Festlandes gewöhnt sind, wohl aber eine so glanzvolle und einflußreiche Stellung wie irgend ein Machthaber der Welt, da er als Factor der Gesetzgebung, Verleiher des Adels und Lenker des Ministerraths den Beruf hat, sich geltend zu machen so weit es möglich ist nach seiner Einsicht und Fähigkeit, nach den Rechten des Landes und den Bedürfnissen der Zeit. Im Grunde sind es keine anderen Beschränkungen, als die ein unumschränkter Fürst, wenn er weise und gerecht verfährt, sich selbst auflegt, und welche Ludwig XVI. seinen Ministern gegenüber längst geläufig waren. Er, der alle seine bisherigen Räthe beinahe willenlos von seiner Tante oder seinem Premier, von der Königin oder einer Adelspartei empfangen, mochte sie eben so gerne von der Versammlung entgegen nehmen, wenn er nur bei dieser nicht geradezu Haß des Königthums voraussetzen mußte. Jetzt zeigte sich nun dieser Haß gerade darin, daß die Versammlung nicht etwa ihm mißliebige Minister aufnöthigte, sondern überhaupt ihm Minister zu geben verweigerte. Indem sie jede Ernennung eines Abgeordneten zum Minister als eine Gefahr für die Freiheit verbot, bezeichnete sie mit unverhüllter Schärfe jeden königlichen Minister und folglich den König selbst als Feind der Nation. Indem sie den mittelbaren Einfluß auf die Lenker der Regierung zurückwies, welcher den Brennpunkt der englischen Verfassung bildet, kündigte sie unaufhörliche Eingriffe in die Einzelnheiten der Verwaltung an, unter welchen die Existenz des Königthums zuletzt erliegen mußte. Denn es gibt kein Drittes. Wo ein starkes Parlament vorhanden ist, muß entweder das Ministerium aus ihm hervorgehen, oder sich ihm in allen Stücken und Punkten unterwerfen. Das Decret des 7. November verurtheilte demnach das Königthum zur völligen Nichtigkeit auch auf dem Gebiete der Verwaltung. Da aber eine parlamentarische Versammlung nicht unmittelbar die Regierung führen kann, und die Existenz auch eines entwürdigten Thrones die Einsetzung anderer Regierungsorgane unmöglich machte, so war seitdem die Anarchie in Frankreich gesetzlich festgestellt.

Die Folgen des Decrets vom 7. November kamen in den Tagen, beinahe in den Stunden seiner Entstehung zum Vorschein. Ende September hatte Thouret den ersten Bericht über eine neue Eintheilung Frankreichs als Grundlage der Wahlen und der Verwaltung vorgelegt. Darüber wurde fast ohne Unterbrechung den ganzen Winter hindurch verhandelt, die einzelnen Gesetze, wie sie fertig wurden, vom Könige genehmigt und in Ausführung gesetzt, und so mit dem Beginn des Frühlings die Einführung des neuen Zustandes vollendet. Frankreich

zerfiel ohne Rücksicht auf die bisherigen Provinzen in 83 Departements, diese in 574 Districte und 4730 Cantone. So viel wie möglich wurden diese Abtheilungen nach natürlichen Merkmalen und gleicher Größe oder Bevölkerung abgegrenzt. Alle alte Verbindung und Sonderung verschwand, nur die Ortsgemeinden konnte man nicht füglich vertilgen, und ein Versuch, sie in größere Gemeindeverbände oder Communen umzuschmelzen, führte zu keinem Erfolg. Wenigstens wurde ihre alte Verfassung beseitigt, und alle nach einem und demselben Systeme als Municipalitäten eingerichtet. Es gab deren etwa 44,000, in denen 4 bis 5 Millionen activer Bürger die Souveränität des französischen Volkes ausübten. Um zu dieser höchsten Berechtigung zugelassen zu werden, mußte der Bürger großjährig, ein Jahr lang im Bezirke ansässig sein, und irgend eine directe Steuer bezahlen. Die letzten Bestimmungen machten damals großen Lärmen, sie schlugen in der That ganz offen den Menschenrechten in das Gesicht, die keinen Unterschied bei der Uebung politischer Thätigkeit, als den der Tugenden und Talente anerkannten: offenbar war es ein innerer Widerspruch, wenn man in diesem Systeme irgend eine bevorzugte Classe zu schaffen unternahm. Die demokratischen Journalisten schrieen also wieder über den Despotismus der Bourgeoisie gegen das Volk, und antworteten auf die Bevorzugung des Eigenthums, welche das Gesetz aussprach, mit einer unumwundenen Kriegserklärung gegen die Eigenthümer. Bleibt das Decret bestehen, rief Loustalot, so führt es zu dem agrarischen Gesetze, zu der allgemeinen Vermögenstheilung. Praktische Bedeutung und Begründung hatte dieser Zorn übrigens fast nur in Paris, wo das eigentliche Heer der Demagogen wegen mangelnden Domicils sein Wahlrecht einbüßte: im Allgemeinen zeigt schon die Zahl von 4 Millionen Activbürgern, daß das Gesetz nur eine höchst unerhebliche Einschränkung des allgemeinen Stimmrechtes enthielt. Auch bestimmte man bald nachher, daß die directe Steuer, welche zum Charakter des Activbürgers gehörte, ein jeder bezahlen sollte, der irgend etwas mehr verdiente, als den niedrigsten Satz des üblichen Tagelohns. Nach dem Reichthum gemessen, wäre also jeder Handwerksgeselle und Fabrikarbeiter Activbürger gewesen, da sie alle ein etwas besseres Verdienst hatten, als den Lohn des einfachen Handlangers. Nimmt man Alles zusammen, so wird sich kaum ein verkehrteres System ersinnen lassen. Denn während das Decret das Wahlrecht an ein gewisses Einkommen knüpfte und hiemit bei der damaligen Lage der Dinge unausbleiblich den Zorn der Besitzlosen gegen das Eigenthum entflammte, legte es thatsächlich dennoch

die politiſche Macht zum größten Theile in die Hand der Armen und Hungrigen.

Die 4 Millionen Activbürger wurden nun zunächſt als Nationalgarde bewaffnet. Jede Gemeinde hatte ihr Bataillon oder ihre Compagnie. Darin wählten die Bürger ihre Officiere, ohne irgend eine Mitwirkung von Oben. Ein Disciplinargeſetz für die Bürgergarde kam erſt ſpät und dürftig zu Stande, bis dahin gehorchten die Garden ihren Officieren ungefähr ſo viel ſie wollten, und dieſe laut Geſetz vom 10. Auguſt 1789 auf der Welt Niemandem als ihren Gemeindebehörden. Die Aemter der Gemeinden wurden wieder durch die unmittelbare Wahl der Activbürger ohne allen höheren Einfluß beſetzt, und hatten dann nicht bloß die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, ſondern auch höchſt weſentliche Functionen der Staatsgewalt, namentlich die Anlage der Steuerrollen, die Umlage und Erhebung der Staatsabgaben, die von der Gemeinde aufzubringen waren, endlich die unbedingte Verfügung über die bewaffnete Macht, ſowohl der Nationalgarde, als auch der anweſenden Linientruppen. Eigentlich ſollte das Letzte nur für den Schutz der öffentlichen Ordnung zur Anwendung kommen, da aber keine höhere Behörde gegen den Willen einer Gemeinde etwas ausrichten konnte, gingen dieſe bald weiter und erließen ihre Verfügungen jeder Art auch in das Innere der bei ihnen garniſonirenden Regimenter hinein. Man ſieht hieraus, daß ein damals oft gehörter Ausdruck, Frankreich habe aus 44,000 kleinen Republiken beſtanden, ſeine volle Berechtigung hatte.

Die Cantone waren nichts als Abtheilungen zur Erleichterung der großen Wahlhandlungen, ohne adminiſtrative Bedeutung und ohne amtliche Vertretung. Die Diſtricte und Departements können wir gleich zuſammenfaſſen, da ſie genau mit denſelben Functionen, die Diſtrictsbehörden als die wirkenden Vertreter der Departements in ihren kleineren Bezirken, beauftragt waren.

An der Spitze jedes Diſtrictes ſtanden 12, an der eines jeden Departements 36 Perſonen, ein Theil derſelben als Directorium für die Beſorgung der laufenden Geſchäfte, ein größerer als Rathsverſammlung für die Feſtſtellung der Ausgaben und Verwaltungsregeln. Sie hatten die Staatsabgaben auf die Diſtricte und Gemeinden zu vertheilen, die Eintreibung zu überwachen, die aufgebrachten Summen der Staatscaſſe abzuliefern. Sie hatten Straßenbau und Straßenpolizei, die Verwaltung der Bezirkscaſſe und Bezirksinſtitute, endlich die Verfügung über die Gensdarmerie ihres Bezirkes. Ernannt wurden ſie

auf zwei Jahre, ohne irgend eine Einmiſchung des Miniſteriums, durch Wählercollegien, deren Mitglieder nach Cantonen von den Activbürgern des Bezirkes bezeichnet wurden. Ihres Amtes verluſtig konnten ſie nur durch Richterſpruch werden, von Verſetzung oder Beförderung war keine Rede. Ein Antrag Mirabeau's, daß Niemand Diſtricts- oder Departementsbeamter werden ſolle, der nicht bereits auf der niederen Stufe gedient hätte, blieb ohne Folgen.

Die Verfaſſung beſtimmte, daß ſie ihre Befugniſſe im Namen des Königs ausüben und die geſetzmäßigen Befehle deſſelben vollſtrecken ſollten. Wenn ſie dies verſäumten, oder ihrerſeits geſetzwidrige Handlungen begingen, ſo hatte der König das Recht, ihre Verfügungen aufzuheben und ihre Suſpenſion vom Amte auszuſprechen. Aber auch dann gelangte die Sache noch an die Nationalverſammlung, welche die Suſpenſion vernichten oder beſtätigen, oder Auflöſung und Anklage gegen die ſchuldige Behörde verhängen konnte. Es bedarf keiner Erörterung, daß unter ſolchen Verhältniſſen das Anſehen der Reichsregierung, welche die Beamten nicht ernannte, auf den regelmäßigen Theil ihrer Wirkſamkeit keinen Einfluß hatte, und den Perſonen weder Lohn noch Strafe bieten konnte, gleich Null war. Daſſelbe Verhältniß aber fand dann wieder zwiſchen den Departements und den Municipalitäten, und wo einmal ein Stadtrath ſich nicht mehr der Gunſt der Nationalgarde zu erfreuen hatte, zwiſchen den Gemeindebehörden und den einzelnen Bürgern Statt. Ueberall lag die Stärke in den unteren, die Schwäche in den oberen Regionen dieſer Verwaltung. Dazu kam die übertriebene Menge der Behörden, denn gleich von Anfang an wußte eigentlich kein Menſch, wozu die Diſtrictsverwaltung diente, ſodann die Vielköpfigkeit derſelben, die alle Raſchheit und Folge in der Ausführung unmöglich, und bei elender Beſoldung der Einzelnen die ganze Maſchine ſehr koſtſpielig machte. Man konnte berechnen, daß auf je 34 Männer im Reiche ein Verwaltungsbeamter kam. So war ungefähr alle Welt zu Befehlen, kein Menſch zum Gehorſam berufen und aufgelegt. Anfangs ſtrömten die Maſſen mit großem Eifer zu den neuen Einrichtungen hinzu; es dauerte aber nicht lange, ſo fanden gerade Diejenigen, welche Kenntniß und Intereſſe für die Sache beſaßen, daß in dem allgemeinen Getümmel und Wirrſal nichts auszurichten war, und zogen ſich verſtimmt und abgeſchreckt zurück. Die Ehrgeizigen, Hungrigen, Parteiſüchtigen behielten den Schauplatz allein, und das beinahe tiefſte Unglück, das einer Nation widerfahren kann, erfolgte: nicht bloß die großen Regierungstendenzen,

ſondern die ganze Fülle der täglichen und örtlichen Intereſſen wurden der Spielball der politiſchen Factionen. Die Maſſe der ruhigen Bürger, deren Wünſche und Bedürfniſſe in geordneten Zuſtänden durch ihr bloßes Daſein faſt unter jeder Verfaſſung unwiderſtehlich wirken, verſchwand völlig aus den politiſchen Kräften Frankreichs.

Deſto bemerkbarer traten die Redner, Schreiber, Verſammlungen und Clubs hervor, und hier konnten ſich auch die Paſſivbürger für den Verluſt ihres Wahlrechtes reichlich entſchädigen. Die Preſſe blieb völlig frei, ohne irgend ein Präventiv- oder Repreſſivgeſetz. Ihre Macht wuchs mit der Zahl ihrer Organe. Für neun Zehntel der damaligen Franzoſen war der gedruckte Buchſtabe an ſich eine Autorität, und wenn er ihren Leidenſchaften ſchmeichelte, eine Macht. Der Journaliſt, mochte er wählen oder nicht, war gewaltiger als irgend eine Behörde, die aus der Wahl hervorging. Auf den zürnenden Artikel einer volksthümlichen Zeitung beeilten ſich Bürgermeiſter und Directoren, Generale und Miniſter Entſchuldigung und Rechtfertigung einzuſenden. Dieſe flüſſige Staatsgewalt fand dann in den Clubs ihre formelle Organiſation. Das Vereinsrecht war ebenſo unbedingt wie die Preßfreiheit, und die Abweſenheit aller öffentlichen Gewalt machte es Anfangs gerade den ruhigen Bürgern zu einer Art von Nothwehr. Die Nationalgarden benachbarter Städte verbrüderten ſich zu Schutz und Trutz, die Bürger ganzer Departements und Provinzen ſchloſſen Bündniſſe gegen alle Feinde der Ordnung, des Lebensunterhaltes, der Freiheit. Feſteren Beſtand und gefährlichere Wirkſamkeit aber erhielt die Sache, als ſie von den politiſchen Parteien in Gebrauch genommen wurde. Der Anſtoß kam auch hiefür von Paris. Der bretoniſche Club nahm ſeit der Ueberſiedelung von Verſailles in dem Jacobinerkloſter ſein Local und begann ſeitdem auch Nichtabgeordnete aufzunehmen. Bald wuchs die Zahl ſeiner Mitglieder in die Tauſende, er gründete ſich ein beſonderes Journal und rief in den Provinzen zahlreiche Nachahmungen hervor. Alle ſtanden unter einander und mit dem Mutterclub in ſtetem Briefwechſel und häufiger Beſchickung; die Hauptorte der Departements bildeten Knotenpunkte für ihre Bezirke; in jedem Club gab es einige Eingeweihte, die ſich den Pariſer Häuptern zu unbedingter Verfügung geſtellt hatten, und in den Sectionen des Bezirkes auf die Recrutirung gleich unbedingter Werkzeuge bedacht waren. Ende 1790 betrug die Zahl der Jacobinerclubs an 200, manche, wie z. B. der Marſeiller, zählten über 1000 Mitglieder; das ganze Reich war von ihrer Organiſation umfaßt, und fühlte jeden Druck, der von dem Mittelpunkte

derſelben ausging. Hinter der officiellen Regierung, die bei aller Kopfzahl nichts als Ohnmacht und Verwirrung zeigte, wuchs ganz von ſelbſt eine thatſächliche Gewalt, voll von Eifer und Disciplin, Einigkeit und Rührigkeit heran. Sie war weit entfernt davon, die Mehrzahl der erwachſenen Franzoſen zu umfaſſen, aber ſie war ohne Zweifel ſchon damals vermöge ihrer ſtrammen Einheit die ſtärkſte Macht im Reiche. Sie verzweigte ſich unter Activ- und Paſſivbürger, in die Nationalgarden und Linientruppen. Ihre eigentlich ſchlagfertige Armee aber, darüber konnte gar keine Ungewißheit ſein, war die beſitzloſe und unſtete Klaſſe, die weder durch Bildung gemildert, noch durch Vermögensrückſicht gehemmt, ihre Sache einmal auf Nichts geſtellt hatte, mit leichtſinniger Bravour zur Aufopferung, Gefahren und Verbrechen bereit war, und bei jeder neuen Umwälzung nur Verbeſſerung ihrer Lage erwarten konnte. Hieraus folgte natürlich, daß die höchſte Richtſchnur für die Jacobiner die Befriedigung dieſer ihrer Truppen wurde, zuerſt das Schmeicheln aller ihrer Leidenſchaften, ihres Haſſes und ihrer Eitelkeit, dann die Stillung ihres Hungers und ihrer Habſucht. Der mächtigſte Verein des Reiches hatte alſo weſentlich eine Tendenz gegen die Sicherheit des Eigenthums, gegen die Anerkennung des perſönlichen Rechtes und gegen die gebildeten Formen des geſelligen Verkehrs. Der Weg zum Deſpotismus des Pöbels lag offen vor ſeinen Augen. Damals, im Jahre 1790, ſchien die Entfernung vom Ziele noch weit genug, da die Activbürger alle officiellen Rechte für ſich allein beſaßen. Allein ſchon damals ließ ſich gegen den Schluß nichts einwenden: wenn die Jacobiner kräftiger organiſirt ſind, als die Verwaltung, ſo ſind auch die Paſſivbürger ſtärker im Lande als die Activbürger mit all ihrem Wahlrechte. Das allgemeine Geſetz dieſer Verfaſſung, die Kraft immer nach Unten zu legen, hatte auch hier ſeine Geltung.

Die Decrete über die neue Verwaltung wurden, wie erwähnt, Februar 1790 vollendet, und die Ausführung theilweiſe ſchon im Januar begonnen. Da war es kein Wunder, daß Aufregung und Unordnung aller Orten fortdauerten und anwuchſen [1]), obgleich die Nationalverſammlung am 16. Februar das Martialgeſetz noch verſchärfte. Die bisherigen Behörden verſchwanden und die Bildung der neuen erfüllte das Land mit hitzigen Wahlkämpfen. Eine Menge Wahlen wurden

1) Daß die Anarchie ſeit dem Sommer 1789 eigentlich niemals nachgelaſſen hatte, zeigt z. B. eine Notiz des Moniteurs vom 27. November, worin von der kleinen Stadt Sézanne als eine faſt unglaubliche Thatſache berichtet wird, daß dort ohne Waffengewalt die Ruhe nie unterbrochen worden ſei.

angefochten, nicht ſelten bildeten ſich zwei Behörden neben einander, mehrere hundert ſolcher Anzeigen und Beſchwerden kamen bei der Nationalverſammlung ein. Die Bauern holten ihre Händel gegen die Edelleute wieder hervor, in der Bretagne ſah man Banden von 1200 Mann, die gegen die Schlöſſer in das Feld zogen; in der Champagne und Lothringen weigerten ſie alle Leiſtungen, auch die am 4. Auguſt nicht aufgehobenen. Die Steuererhebung, die während des Winters hier und da wieder in das Geleiſe gekommen, ſtockte von Neuem, wir werden nachher ſehen, wie bitter Necker es empfand. Vollends die indirecten Steuern wurden gar nicht mehr bezahlt, jeder Verſuch der Einziehung wurde den Erhebern gefährlich; in Bezières z. B. hing das Volk ihrer fünf an einem Tage unter den Augen der furchtſamen Behörden auf. Als es in der Nationalverſammlung zur Sprache kam, ſagte Lafayette, der Verfaſſungsausſchuß möge ein Geſetz vorſchlagen, welches gegen die Unordnung ausreiche, aber die Freiheit nicht gefährde. Der König erſchien ſelbſt, um zu nachdrücklichen Maßregeln aufzufordern, ſeine liberalen Verheißungen erregten beifälligen Jubel, die ganze Verſammlung leiſtete einen Eid, der Nation, dem Geſetze und dem Könige treu zu ſein: das Ergebniß aber war eine volltönende Proclamation an das Volk, die ohne die mindeſte Wirkung blieb. Die Rechte begehrte Vollmacht für die Miniſter, Truppen gegen die Inſurgenten aufzubieten, darauf aber war die einzige Antwort eine heftige Entrüſtung über ſo freiheitsmörderiſche Anträge.

Statt deſſen ſchritt die Verſammlung unaufhörlich in der Schwächung des königlichen Anſehens und folglich der Regierung fort, indem ſie den Einfluß derſelben in dem Gerichtsweſen ebenſo gründlich wie in der Verwaltung vernichtete. Dieſe Tendenz erſcheint hier um ſo beklagenswerther, als in andern Beziehungen ihre Juſtizreformen ebenſo einſichtig als wohlthätig waren. Es ſaß eine hinreichende Anzahl ſachverſtändiger Richter und Advocaten in der Verſammlung, um im Techniſchen ſo große Schnitzer wie bei dem Verwaltungsſyſtem zu verhüten. Was den Ausgangspunkt der Reformen anlangte, ſo war ſchon längſt kein Zweifel darüber, daß die Parlamente fallen müßten. Bereits der 4. Auguſt hatte die Käuflichkeit und Erblichkeit der Aemter geächtet, die politiſche Stellung der Parlamente war an ſich ſelbſt ganz zweckwidrig, ihre gerichtlichen Leiſtungen durchaus nicht achtungswerth. Am 3. November beſchloß auf Lameth's Antrag die Nationalverſammlung, daß die Parlamente bis auf Weiteres Ferien haben, und ihre Geſchäfte einſtweilen durch ihre Ferienkammern beſorgt werden ſollten; als ſich

dagegen die Kammern von Rouen, von Metz, von Rennes proteſtiren-erhoben, wurden ſie von dem Miniſterium ſelbſt vor der Nationalverſammlung deshalb angeklagt, von dem Volke ungeſtüm bedroht, und ſuchten auf der Stelle ihr Heil in ſchleuniger Unterwerfung: mit drei kurzen Discuſſionen war das Schickſal der alten, mehr als einmal der königlichen Macht gewachſenen Corporationen entſchieden. Uebel genug für den Augenblick war freilich die Entſchädigungsſumme von 350 Mill., welche den Inhabern ihrer Aemter zu zahlen war, und auch ſonſt mußte man vorausſehen, daß in ökonomiſcher Beziehung die neue Juſtizpflege dem Staate härter als die bisherige aufliegen würde. Denn ein ſo geringer Gehalt, wie ihn ein Parlamentsrath im Hinblick auf Erblichkeit, politiſchen Einfluß und ſaftige Sporteln freudig annahm, konnte den künftigen Behörden, die nur das Recht, und dies ohne Gebühren ſprechen ſollten, nicht geboten werden. Wahrhaftig aber hätte ein Volk wie das franzöſiſche durch die Wohlthat einer guten Juſtiz auch neben einer jährlichen Mehrausgabe von 20 Mill. ſich weſentlich bereichert, und überhaupt findet hier die allgemeine Bemerkung Statt, daß der Feudalſtaat, der ſeine Beamten mit Hoheitsrechten beſoldet, zwar wohlfeiler, aber auch ſchlechter iſt, als der repräſentative welcher die Dienſte bezahlt und die Hoheitsrechte zuſammenhält.

Die völlige Neugeſtaltung war hier ſchon deshalb dringender als auf dem Gebiete der Verwaltung, weil dieſe wenigſtens durch die alten Gemeindebehörden, die richterliche Thätigkeit aber durch gar kein Organ mehr vertreten wurde. Denn die gutsherrlichen Gerichte, die königlichen Tribunale, die Kammern der Parlamente, ſie alle waren in der öffentlichen Meinung gleich ſehr geächtet, alle ihrer bevorſtehenden Auflöſung gleich gewiß, allen fehlte es an Kraft und Anſehen gänzlich, um noch irgend eine Wirkſamkeit zu bekunden. Indeß zogen ſich die Verhandlungen bis zum October 1790 hinaus; den ganzen Frühling und Sommer hindurch war Frankreich thatſächlich ohne Gerichte, und leicht iſt zu ermeſſen, wie ſehr ein ſolcher Umſtand zur Steigerung der Unſicherheit und Geſetzloſigkeit beitragen mußte.

Vor allen Dingen beſchloß die Nationalverſammlung Ende April die Einführung von Geſchworenen in Criminalſachen. Für den Civilprozeß lehnte ſie die heftigen Anträge der demokratiſchen Seite nach den Erörterungen ihrer juriſtiſchen Techniker Thouret und Tronchet ab, welche mit einleuchtender Bündigkeit die Unmöglichkeit nachwieſen, im Civilverfahren die Rechts- und Thatfrage zu trennen. Dieſelben Stimmen, welche hier ihre Abneigung gegen die wiſſenſchaftlich formu-

lirte Jurisprudenz bekundeten, und einem Ideale freier Schiedssprüche nach menschlicher Billigkeit nachstrebten, verwarfen auch die Appellation, als unnütze Vervielfältigung lästiger und kostspieliger Formen, als zwecklose Vermehrung des Beamtenpersonals und des Beamtengeistes. Noch viel heftiger Anfeindung fand die Unabsetzbarkeit der Richter, die einst eine unentbehrliche Schranke gegen den Despotismus der Regierung gewesen, jetzt aber die junge Freiheit mit einem fast noch gefährlicheren Despotismus bedrohen würde. Dazu kam die Scheu, der Regierung irgend einen Einfluß in die Hände zu geben: mit fruchtloser Anstrengung vertheidtgte Cazalès die Ernennung der Richter durch den König, dessen Macht man Stück auf Stück zertrümmere und damit die Einheit des Reiches auflöse: in großer Aufregung und unter dem Jubel der Volksmassen beschloß die Versammlung am 4. Mai, die Richter sollten auf sechs Jahre vom Volke aus der Zahl der gebildeten Juristen gewählt werden. Für den Civilproceß wird in jedem Districte ein Tribunal erster Instanz gebildet, welche eines dem andern als Berufungsinstanz dienen. In Paris endlich sitzt ein höchster Appellhof als dritte Instanz. Für die Criminaljustiz giebt es in jedem Departement einen Gerichshof, in Paris aber einen Cassationshof, aus dem zugleich durch das Loos die Mitglieder des Nationalgerichts für die Verbrechen der „beleidigten Nation" hervorgehen. Cazalès forderte hier, daß vor Allem der Begriff dieses Verbrechens bestimmt werde; Robespierre meinte dagegen, das einzig Erforderliche sei, daß der Hof aus Freunden der Revolution bestehe; denn seine Aufgabe sei es, die Großen, die Feinde des Volkes zu bekämpfen, und auch die Verfälschung der moralischen Existenz eines Volkes zu bestrafen. Diese Erwägungen wirkten so viel, daß von Cazalès Antrag weiter keine Rede war, und die Wahl der Cassations- und Nationalrichter den Activbürgern aller Departements übertragen wurde. Der König sollte bei jedem Gerichte einen Commissar bestellen, der im Laufe des Processes das Interesse des Staates wahrzunehmen und für die Vollstreckung des Urtheils zu sorgen hätte; das Amt aber des öffentlichen Anklägers wurde wieder der Wahl der Activbürger anheim gegeben.

Prüft man diese Einrichtungen auf die Zahl, die Stufenfolge und die Competenz der neuen Behörden, und vergleicht man sie in diesen Rücksichten mit dem alten Zustande, so sind die Vortheile des neu Errungenen einleuchtend und gewaltig. Dazu die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Vertheidiger, die Abschaffung der Tortur und der Verhaftsbriefe, dazu die Schöpfung von Friedens-

richtern, Handelstribunalen und Familiengerichten. Sobald es gelang, die neuen Behörden mit brauchbaren Personen zu besetzen, so war der Fortschritt unermeßlich. Kaum an einer andern Stelle tritt die wohlthätige Seite der Revolution so deutlich und so scharf unterscheidbar von ihren Fehlgriffen zu Tage. Die plötzliche Wohlthat der bäuerlichen Freiheit mußte vielleicht, wie die Sachen standen, mit revolutionären Ausschweifungen erkauft werden; die Segnungen aber einer guten Justiz bedurften so wenig einer neuen revolutionären Herabsetzung des Königs, daß sie vielmehr selbst dadurch auf der Stelle zweifelhaft und bald vernichtet wurden. Allerdings, die Nationalversammlung war durch ihre Beschlüsse der Aufgabe näher gerückt, eine Monarchie ohne König, oder einen König, den man auch weglassen kann, zu schaffen. Keinen Dorfschulzen hatte er zu ernennen, keinen Friedensrichter in seiner Thätigkeit zu überwachen, keinen Amtsschreiber wegen Pflichtverletzung zu beseitigen. Die Activbürger oder deren Vertreter waren die Geschworenen und wählten die Richter, wie sie die Waffen trugen und die Verwaltungsbeamten ernannten. Dieselbe Partei, die den Bezirksdirector erkor, bezeichnete auch den Bezirksrichter, den einen auf zwei, den andern auf sechs Jahre, den einen von ihren Parteiinteressen ebenso durchdrungen oder ebenso abhängig, den einen ebenso sehr wie den andern von aller Würde und Selbstständigkeit entblößt. Dieser einzige Umstand stellte den ganzen Fortschritt der Reform in Frage. Es ist kein Zweifel: die alten Parlamente waren innerlich faul, herrschsüchtig und eigennützig, aber sie waren wenigstens unabhängig und im vollen Sinne des Wortes souveräne Höfe. Frankreich sollte bald erleben, daß seine neuen Richter vor jedem souveränen Volkshaufen ihr Angesicht verbargen, und die Nichtigkeit der neuen Verwaltungsbehörden in vollem Maße theilten.

So waren die Hoffnungen zerronnen und in ihr Gegentheil umgeschlagen, mit welchen die einsichtigen Freunde der Freiheit, und unter ihnen am Wärmsten Mirabeau, den Sturz des alten Staates begrüßt hatten. Wir werden später sehen, wie sein unermüdlich arbeitender Geist unter aller Zerrüttung neue Wege der Herstellung suchte: im Augenblicke mochte kaum ein anderer Umstand ihn tiefer verwunden, als daß bei der Vernichtung seines ganzen übrigen Systemes ein einziges Glied desselben erhalten blieb, gerade dasjenige, welches nur in Verbindung mit allen Uebrigen heilsam, für sich allein aber schlechthin zerstörend wirken mußte, das Decret über die geistlichen Güter. Dies bestand fort, und hätte einer der zahlreichen Feinde des Clerus es

vergeſſen wollen, ſo ſorgte die Finanznoth hinreichend dafür, es im Gedächtniſſe zu halten.

Denn Necker kam nicht von der Stelle. Er blieb in ſeinen alten Wegen, ohne das Geringſte für deren nöthigſte Vorausſetzung, die Herſtellung der Ordnung zu thun. Er begnügte ſich, die Verſammlung mit Mahnungen zur Sanftmuth und Eintracht zu ermüden, ſtatt ſie durch ſchöpferiſche Gedanken an ſich zu ketten. Sein einziges Mittel war und blieb die Discontocaſſe. Als deren Quellen zu verſiegen drohten, beantragte er, ihren Credit durch eine Bürgſchaft des Staates zu heben und ſie zur Nationalbank zu machen; dann werde ſie im Stande ſein, neues Papier auszugeben und dem Staate darzuleihen. Da jedoch der Staat noch weniger Credit als die Caſſe hatte, ſo war dieſe Combination entweder hoffnungslos oder betrügeriſch, und bei Weitem nicht ſtark genug, um durch ihre finanziellen Ausſichten den Sturm von den Kirchengütern abzulenken. Dieſer war vielmehr von Tag zu Tag ſtärker geworden. Der Drang, einen mächtigen Triumph der Aufklärung und zugleich die reale Sicherheit für das erſehnte Papiergeld zu erringen, ging gerade auf ſein Ziel los. Am 18. November berichtete in dieſem Sinne für den Finanzausſchuß Montesquiou über die Lage des Schatzes, ein Edelmann, wie ſich ihrer Viele in dem Reichstage zuſammen fanden, von leichter Bildung und glänzenden Formen, kein Tugendſpiegel und kein großer Verbrecher, revolutionär aus Ehrgeiz, ariſtokratiſch in ſeinem Geſchmacke, zu oberflächlicher Behandlung aller Geſchäfte gleich geſchickt. Sein Bericht war das Muſterſtück einer ſelbſtgefälligen Leichtfertigkeit, kündigte in einem Athem 950 ſtatt 600 Mill. fälliger Schulden und 33 Mill. jährlichen Ueberſchuſſes in den Einnahmen an, hatte nichts gegen ein neues Anleihen bei der Discontocaſſe einzuwenden, forderte aber von dem Clerus die Summe von 400 Millionen. Necker vermochte nur einige Nebenpunkte abzuhandeln, und am 19. December wurde der Verkauf von geiſtlichen Gütern bis zu dieſem Betrage decretirt. Es ſollte daraus eine beſondere Caſſe gebildet, und auf dieſelbe die Forderung der Discontocaſſe angewieſen werden. Zu der Vollziehung des Beſchluſſes geſchahen ſofort die vorbereitenden Schritte.

Es kam darauf an, aus der Geſammtheit des kirchlichen Beſitzes eine Maſſe von 400 Mill. auszuſondern, die ſich am bequemſten zur ſofortigen Verſteigerung eignete. Der kirchliche Ausſchuß der Verſammlung verfolgte dies Geſchäft, während Necker ſich mit dem Discontopapier und den patriotiſchen Gaben friſtete, die Staatsgläubiger

hinhielt, die Penſionszahlungen ausſetze, fällige Anticipationen erneuerte. Seine Noth war noch immer im Wachſen, denn jetzt wurden die neuen Gemeinde- und bald die Bezirksbehörden eingerichtet, deren erſtes Auftreten die Unordnung in den Provinzen verdoppelte. Der Ausſchuß hatte alſo Grund, ſeine Anträge zu beſchleunigen, und erklärte am 6. Februar, das Nächſte, nicht bloß Unbedenkliche, ſondern Vortheilhafte und Rühmliche, ſei die Aufhebung der Klöſter. An die ſonſtigen Kirchengüter, ſetzte er hinzu, dürfe man nicht rühren, bis die Bedürfniſſe des Gottesdienſtes, der durch ſie dotirt ſei, nach einem allgemeinen Plane eine umfaſſende Umgeſtaltung erfahren hätten. Dieſe Erörterung war nicht gerade beruhigend für den Clerus, da ſie nicht bloß Einziehung der Güter, ſondern Reform der Kirche in Ausſicht ſtellte. Allein ſeine erſte Einwendung rief einen heftigen Sturm hervor. Alle Abneigung gegen die Kirche gipfelte in der zornigen Verachtung des Kloſterweſens. Die Phantaſie des Volkes war im höchſten Schwunge. Das Geheimniß der Kloſtermauern ſchien nichts als Tyrannei, unterdrückte Schmerzen, faule Schlemmerei und Verbrechen jeder Art zu umſchließen. Die lebenslängliche Einſperrung eines Menſchen, hieß es auf der Tribüne, iſt widernatürlich, auf dem befreiten Boden Frankreichs darf eine ſolche Entweihung der Menſchenwürde nicht länger geduldet werden. Der Clerus rief über Gotteslästerung, der Biſchof von Nancy ſtellte die Frage, ob die Verſammlung den katholiſchen Glauben noch für die Staatsreligion Frankreichs halte. Aber nur ein höhniſches Murren antwortete ihm. Sein Antrag wurde als formwidrig beſeitigt, und laut dem Ausſchußberichte beſchloſſen, die Klöſter aufzuheben und die Güter zu veräußern. Eine jährliche Penſion für die 20,000 Kloſterleute, zuſammen etwa 16 Mill., hoffte man leicht bei dem Geſchäfte zu gewinnen.

Dies war nun recht ſchön für die Zukunft, und je ſicherer das Endergebniß ſchien, deſto weniger begriff man, warum Necker es nicht gleich für die Gegenwart benutzen und Anweiſungen darauf ausſtellen wollte. Er ſah wohl, in welche Bahnen man mit leichtſinnigem Uebermuthe hineinſchritt. Griff man zu dem bequemen Mittel des Papiergeldes, ohne durch gründliche Herſtellung die Sicherheit des Staatshaushaltes befeſtigt zu haben, ſo mußte auch die größte Emiſſion bald verbraucht und das Bedürfniß einer ſtärkeren Wiederholung vorhanden ſein: es war gewiß, daß man Frankreich raſch mit immer werthloſeren Maſſen von Aſſignaten überſchwemmen und die ganze Nation in den Verfall des Staates verwickeln würde. Es war außerdem aber

noch sehr zweifelhaft, ob bei der Confiscation der kirchlichen Güter ein endlicher Gewinn zu hoffen wäre, da der Staat in diesem Falle offenbar die Kosten des kirchlichen Institutes übernehmen mußte. Die Eifrigen rechneten nun, daß die Güter bisher an 70 Mill. getragen, in Frankreich aber Grundstücke sich in der Regel um den 33fachen Betrag ihrer Rente verkauften, die Veräußerung lasse hier also den Betrag von 2300 Mill. erwarten. Kaufe man für diese Summe sechs bis siebenprocentige Staatspapiere zurück, so befreie man den Staat dadurch von wenigstens 150 Millionen jährlicher Zinsen, so daß der Vortheil höchst beträchtlich bleibe, auch wenn man der Kirche eine sehr glänzende Ausstattung, etwa von 100 Mill. zuwende. Unglücklicher Weise litt diese Rechnung an bedenklichen Fehlern. Einmal waren unter den 70 Mill. Gütereinnahme 20 begriffen, welche theils dem Malteserorden, theils Schulen und Hospitälern gehörten, die nach aller Welt Ansicht ihr Gut behalten sollten. Sodann war ein großer Theil der übrigen 50 Mill. nicht die Rente von Landgütern, sondern von städtischen Grundstücken, Staatspapieren, Privatforderungen, die Annahme des 33fachen Capitalwerthes war also jedenfalls zu hoch, und da bei einem solchen Massenverkauf der Preis durch die Menge des Angebotes ohnehin fallen mußte, so war aller Grund, höchstens den 25fachen Werth der Rente, mithin 1250 Mill., als Erlös vorauszusetzen. Damit aber ließ sich der Staat nur etwa von 80 Mill. jährlicher Zinsen befreien: der Gewinn bei dem colossalen Geschäfte fing erst an, wenn man die Kosten der Kirche unter diesen Betrag herabdrückte. Man konnte sich nun leicht sagen, daß eine Beschränkung von so großem Maßstabe kaum möglich sein würde, ohne an den inneren Bestand der Kirche zu rühren, und so ein geistliches Schisma allen weltlichen Wirren hinzuzufügen. Aber weit entfernt, hierin einen Uebelstand zu erblicken, fand die Linke darin nur eine weitere Segnung der Revolution und kündigte ihre Absicht aller Orten mit ungeduldiger Hitze an.

Necker hatte politische und ökonomische Erfahrung genug, um diese Folgen der beantragten Maßregeln zu überblicken, und machte noch einen letzten Versuch, ihr Hereinbrechen abzuwenden. Er meldete am 6. März, daß er für den Lauf des Jahres etwa 250 Mill. [1]) außer den ordentlichen Einkünften bedürfen würde, indessen fast den ganzen Betrag durch verschiedene Mittel, als außerordentliche Einnahmen,

[1]) Er sagt 254, hat aber auf der andern Seite einen Kassenbestand von 38 Mill.

neue Anticipationen, Verzögerung von Zahlungen, endlich ein letztes Anleihen bei der Discontocasse, zu decken im Stande wäre. Allerdings waren mehrere Posten seiner Hülfsquellen äußerst zweifelhaft, wie er denn selbst schon nach drei Tagen genöthigt war, den Betrag der vorgeschlagenen Anleihe von 30 auf 60 Mill. zu erhöhen; andererseits redete er nur von den laufenden Ausgaben und den fälligen Anticipationen, ohne der rückständigen Renten und Schuldcapitalien Erwähnung zu thun. Indeß waren es nicht diese Schwächen, an denen sein Entwurf scheiterte: wir wissen bereits hinlänglich, daß es sonst der Nationalversammlung ebenso wie dem Minister auf eine Handvoll Ziffern mehr oder weniger nicht ankam. Andere Gründe entschieden dieses Mal, daß er nicht mehr dieselbe Gunst wie im December für seine Operationen mit der Discontocasse antraf. Vor allem war sowohl in der Versammlung als in Paris die Ungeduld auf das Höchste gestiegen, gegen die Kirche den entscheidenden Schlag zu führen, und sich in den materiellen Besitz ihres Vermögens zu setzen. Sodann wirkte ein besonderer Antrieb in der Hauptstadt, der zu charakteristisch für den ganzen Zustand ist, als daß er unerwähnt bleiben dürfte.

Die Stadt Paris war in gleicher Geldnoth wie der Staat. Ihre Einnahmen kamen ebenso stockend und unregelmäßig, auch bei ihr mußte die Discontocasse die Kosten aller Verwaltungszweige ohne Ausnahme vorschießen, und nachdem es geschehen war, noch $2^1/_2$ Mill. Livres in baarem Gelde monatlich dazu verheißen. Unter diesen Umständen erschien es vollends dem Gemeinderath als das höchste Glück, daß der 6. October ihn zum wahren Inhaber aller Gewalt und Herrschaft im Reiche gemacht hatte. Wenn die Proletarier nichts zu essen haben, so machen sie Revolution; da der Staat keine neue Revolutionen wünscht, so muß er den Proletariern Nahrung schaffen: mit diesem bündigen Schlusse erpreßte man in den beiden ersten Wintermonaten von Necker 17 Mill. für Getreideankäufe, und monatlich 360,000 Livres — bedeutend mehr als in früheren Zeiten das ganze Monatbudget der Stadt betragen hatte — für die Besoldung der Arbeiter in den öffentlichen Werkstätten, die seit dem 6. October wieder in voller Thätigkeit waren. Die königliche Civilliste wurde nicht weniger als die Staatscasse in Anspruch genommen: es ist nicht übertrieben, wenn man den Verzehr des Pariser Volkes aus dem Vermögen der Nation auf mehrere Millionen monatlich in dieser Zeit berechnet.

Allein auch hier war mit allen Mitteln der durch Anarchie und Unordnung klaffende Schlund nicht zu füllen. Es war, als wenn

jede Zahlung neue Bedürfniſſe hervorriefe. So konnte der eigentliche Souverain des Staates, die Commune Paris, unmöglich eine Frage, volksthümlich und hoffnungsreich wie jene der kirchlichen Güter, vorübergehen laſſen, ohne für den revolutionären Fortſchritt zu wirken und zugleich ſich ſelbſt einen beſonderen Vortheil bei der Operation zuzuwenden. Es erſchien alſo am 10. März der Maire der Hauptſtadt an der Barre, um die Mißlichkeit des Staatscredites zu ſchildern, die Nothwendigkeit eines raſchen Güterverkaufes im Großen hervorzuheben, und die bereitwillige Hülfe der Commune bei dieſem Verfahren zuzuſagen. Paris habe ſeine Kloſtergüter in dem Werthe von 150 Mill. befunden, es ſei bereit, ſie ſämmtlich zu übernehmen, weiter zu verkaufen, und für Mühe und Gefahren dieſes Geſchäftes ſich mit einem Viertel des Erlöſes zu begnügen. Es wäre eine Proviſion von nahe an 40 Mill. geweſen: die Stadt wolle dafür, ſetzte Bailly hinzu, der Verſammlung einen ſchönen Palaſt bauen. Dies war denn doch der ſonſt gegen Paris ſo gefügigen Verſammlung zu viel, es kam zu ſolchen Erläuterungen, daß Bailly ein Mißverſtändniß erklärte, und auf 16 Mill. herabging. Hierauf war nicht länger zu unterhandeln. Es wurde am 17. März beſchloſſen, geiſtliche Güter für 400 Mill. an die Municipalitäten des Reiches nach deren Angabe zu überlaſſen, dieſe würden den Einzelverkauf beſorgen und ein Sechszehntel der reinen Erträge für ſich behalten.

So war für Paris [illegible] für die wirkliche Einziehung [illegible] Man kam jetzt [illegible] die unmittelbare [illegible] von 400 Mill. [illegible] kaufe der Kirchen. [illegible] aber Münzcoupons [illegible] würde mit den [illegible] die im Laufe des [illegible] die Hälfte des [illegible] man ſich tröſtete [illegible] das alte Regime [illegible] ſcheine die Maſſe [illegible]

Leider aber [illegible] erſter Anhaltspunkt [illegible] man noch die alten [illegible] die zweite Hälfte [illegible] 12 Mill. fälliger

Schuldcapitalien, zuſammen alſo 273 Mill. aus der alten Zeit, auf dem Nacken, und der Ausſchuß ſelbſt kündigte an, es müſſe auf deren Tilgung ſofort Bedacht genommen werden. Man gab, den Profit für die Städte eingerechnet, mit den 400 Mill. ungefähr ein Drittel der geiſtlichen Güter fort, es wurde dringend, für den Gehalt und die Schulden des Clerus zu ſorgen, und der Berichterſtatter wies auf die Nothwendigkeit mit Nachdruck hin, der kirchlichen Hierarchie eine neue Ordnung zu geben. Endlich erörterte zwar der Finanzausſchuß dem Miniſter, wenn die Aſſignaten ihn von 140 Mill. Anticipationen befreiten, ſo würde er am Ende das Jahres 10 Mill. Ueberſchuß behalten; es gehörte aber nicht viel zu der Erkenntniß, daß bei dieſem Anſchlag auf das Beitreiben von etwa 50 Mill. höchſt unſicherer Einnahmen und auf eine maßloſe Beſchränkung höchſt nöthiger Ausgaben gerechnet war. Nach alle dieſem verſtand es ſich ſchon von ſelbſt, daß man bei 400 Mill. Güterverkauf und Aſſignaten nicht ſtehen bleiben würde.

So ſtellte denn gleich neben den Antrag des Finanzausſchuſſes das kirchliche Comité den ſeinigen. Alle Kirchengüter ſollen den bisherigen Beſitzern entzogen und unter die Verwaltung weltlicher Behörden geſtellt werden. Die Nation übernimmt die Schulden des Clerus (149 Mill.) und beſtreitet die Koſten der Kirche aus den Steuern. Für's Erſte bleiben die bisherigen kirchlichen Würdenträger, erleiden aber ſo viel Abzüge, daß die Kirche ſtatt 170 nur noch 133 Mill. koſtet. Da dies noch immer viel zu hoch wäre, ſo wird für die Zukunft eine ganz neue Einrichtung der Kirche gemacht, um mit 65 Mill. (ſpäter auf 77 Mill. erhöht) auskommen zu können. Die bisherigen Diöceſen werden aufgehoben, jedes Departement bildet ein Bisthum, jede halbe Quadratlieue eine Pfarrei, die Pfarrer werden beſſer als bisher beſoldet.

Die Wichtigkeit der Kriſis, in welche Frankreich durch dieſe Anträge eintrat, war Niemand verborgen. Der Clerus bot alle Waffen auf. Seine angeſehenſten Vertreter richteten eindringliche Mahnungen an den Rechtsſinn, die ökonomiſchen Intereſſen, die politiſche Klugheit das religiöſe Gefühl der Verſammlung. Der Erzbiſchof von Aix, einſt der Führer des Clerus zur Vereinigung mit dem dritten Stande, und darauf der gefeierte Präſident des Reichstages in dem Siegesjubel des 14. Juli, bot 400 Millionen als freiwilliges Opfer der Geiſtlichkeit, hypothecirt auf ihre Güter, von ihr ſelbſt verzinſet und durch allmähliche Verkäufe abzutragen. Cazalès entwickelte in heftiger Rede die

ſtete Unſicherheit der auf rechtloſem Raube beruhenden Aſſignaten, die Schwäche des Miniſteriums, die das Aufkommen irgend eines Credites unmöglich mache, die Schwankungen eines unendlich anſchwellenden Papiergeldes, durch die jeder Einzelne, der Arme und der Reiche, in den öffentlichen Bankerott hineingeriſſen, und die Maſſen des Volkes von jeder Börſenbewegung zu Inſurrectionen des Hungers und der Verzweifelung getrieben würden. Wie groß iſt die Thorheit dieſer Capitaliſten, rief er, die in der Hoffnung auf die erſten Speculationen in dem neuen Papier Euch mit ſolcher Haſt vorwärts drängen! Sehen ſie nicht, daß alle Arten des Eigenthums tödtliche Verletzung erleiden, ſobald eine einzige vernichtet wird?

Die Mehrheit aber war unerſchütterlich geſchloſſen. Sie ſtanden feſt auf den bisher errungenen Vortheilen. Seit dem 27. Juni gab es keinen beſonderen Stand des Clerus mehr: wie hätte er noch 400 Mill. bieten können? Seit dem 2. November war das Kirchengut zur Verfügung der Nation geſtellt: welches Mitglied der Verſammlung durfte jetzt Rechtseinſpruch erheben, wenn die Nation die Verfügung vollzog? Die Finanznoth drängte, der Gewinn manches Einzelnen lockte vorwärts, die Commune Paris gedachte die einmal ergriffene Beute nicht loszulaſſen. Den Meiſten ſchien das Schickſal der ganzen Revolution in Frage geſtellt, wenn ein Stand in ſeinem unabhängigen Reichthum blieb, den ſie für den geborenen Feind aller Aufklärung und aller Reformen hielten: ſie ſahen nicht die Möglichkeit, die Ariſtokratie aus der Verfaſſung zu tilgen, wenn die alte ariſtokratiſche Kirche ihr Daſein errettete: dagegen hofften ſie durch die Aſſignaten das ganze franzöſiſche Volk in allen Beſitzverhältniſſen an das Schickſal der Revolution zu ketten. Was könnte denn die Religion einwenden, wenn der Staat den Dienſt des Altares beſſer als jemals beſolde, und nur den fürſtlichen Prunk aus einer Kirche entferne, deren Stifter die apoſtoliſche Armuth zum Sprichwort gemacht? Jetzt aber ſei pfäffiſche Habſucht, geiſtlicher Dünkel und mönchiſche Unfläthigkeit im Munde des Volkes, und gegen dieſe geſunkene Corporation mit ſcharfen Mitteln zu verfahren, ſei die Pflicht einer freigewordenen Nation, ſelbſt wenn die Beſſerung eben ſo viel Opfer koſte, wie ſie in Wahrheit Segen verheiße.

Je länger die Verhandlung andauerte, deſto entſchiedener zeigte ſich die Stimmung. Ich rede nichts weiter, ſagte ein Abt, Alles iſt in engeren Kreiſen ſchon fertig beſchloſſen. Da erhob ſich eine ehrliche Seele, der ebenſo fromme wie demokratiſche Karthäuſer Gerles: das

ſei eine Verläumdung, die von der Verſammlung widerlegt werden müſſe, er beantrage alſo eine Erklärung, daß die katholiſche Religion die Religion des franzöſiſchen Volkes ſei. Eine ſtürmiſche Verhandlung folgte. Links rief man, die Thatſache ſei unzweifelhaft, wozu ſie förmlich decretiren, wenn man damit nicht ein Signal zu neuen Ketzerverfolgungen geben wolle? Der Clerus fragte zurück, wenn die Thatſache anerkannt ſei, ob die Weigerung ſie auszuſprechen nicht bitteren Haß gegen die Religion verrathe? Auf der Rechten erinnerte Eſtourmel an ein Gelübde Ludwig XIV. die Städte Frankreichs beim katholiſchen Glauben zu erhalten: da brach Mirabeau aus, auch er erinnere ſich eines katholiſchen Königs, von dieſer Tribüne ſehe er das Fenſter von dem hinab die Hand eines franzöſiſchen Monarchen, geleitet durch eine abſcheuliche Faction, die ihr weltliches Intereſſe mit dem heiligen Intereſſe der Religion vermengte, den Büchſenſchuß abfeuerte, welcher die Bartholomäusnacht begann. So flog in der Verſammlung Schimpf und Schmähung von einer Seite zur anderen; von den Tribünen wurde gerufen, fort mit den Kutten, fort mit den Pfaffen. Draußen drängte ſich das Volk, und drohte, die Adeligen und Cleriker ſämmtlich aus der Verſammlung zu werfen. Sie ſeien, hieß es, nicht vom Volke gewählt, und nur die Vertreter aufgehobener Stände, mithin berufloſe Eindringlinge, und wenn ſie ſchlecht ſtimmten, nicht unverletzlich wie die ächten Deputirten. Am Schluſſe der Sitzung mußte die Nationalgarde mehrere Abgeordnete gegen die Angriffe des Pöbels ſchützen.

Die Verſammlung beſchloß am 14. und 17. April die Beſoldung der Geiſtlichen und des Gottesdienſtes, die Einziehung alles Kirchengutes, die Veräußerung von 400 Millionen, die Anfertigung eines gleichen Betrages von Aſſignaten.

Zweites Buch.

Erste Einwirkung der Revolution auf Europa.

Erstes Capitel.

Allgemeine Lage Mitteleuropa's.

Während das erste Revolutionsjahr den französischen Staat in seinen Grundvesten erschütterte, nahm eine so gewaltige Erscheinung zwar die Aufmerksamkeit des Auslandes lebhaft genug in Anspruch, die thätige Sorge aber der Staatsmänner war in sehr untergeordnetem Maße auf Paris gerichtet. Die Politik des übrigen Europa bewegte sich vielmehr fast ausschließlich um eine andere Revolution, welche damals mit beinahe gleicher Gewaltsamkeit und in vielfach verwandter Richtung mit der französischen, aber von einem gekrönten Haupte, und zwar dem Kaiser des heiligen römischen Reiches versucht wurde, mit einem Worte, um die Bestrebungen Oestreichs unter Joseph II. Diese Verhältnisse haben so durchgreifenden Einfluß auf die Geschichte Europa's in dem uns beschäftigenden Zeitraume gehabt, daß wir ihnen eine nähere Betrachtung zuwenden, und deshalb zu ihrem Verständnisse etwas weiter ausholen müssen.

Das Haus Habsburg erhielt seine europäische Stellung durch Kaiser Carl V. Früher hatten seine Fürsten sich gehalten wie die meisten deutschen Landesherren, vornehmlich auf ihr Hausinteresse bedacht, nicht eben mit Aufopferung für die Wohlfahrt des Reiches thätig, immer aber auf deutsche Gesichtskreise angewiesen, und nicht in dem Falle, fremdländische Beziehungen gegen die heimischen zu bevorzugen. Im fünfzehnten Jahrhundert aber änderte sich dies Verhältniß. Erbschaft und Heirath brachte dem Hause Habsburg rasch nach einander die Anwartschaft auf das magyarisch-slavische Ungarn, auf das halb französische Burgund und Niederland, endlich auf Spanien, halb Italien

und die unabsehbaren indischen Entdeckungen. Im Besitze so vieler über den halben Globus zerstreuter Herrschaften, gerüstet mit Ansprüchen und Aussichten von wenigstens gleichem Belange, gewann Carl V. die Kaiserkrone des römischen Reiches, und damit den uralten Titel auf Beherrschung des Erdkreises nach der antiken, oder der Christenheit nach der mittelalterlichen Vorstellung. So reichte seine Stellung weit über die eines nationalen Hauptes hinaus, das Interesse der Person und der Dynastie fiel mit der Aufgabe der Universalherrschaft zusammen. Wie er persönlich mehreren seiner Völker und eigentlich keinem angehörte — er war Deutscher von der Vaters-, Spanier von der Mutterseite, nach Erziehung aber und Denkweise Burgunder — so war ihr nationales Gedeihen auch nicht das Ziel seines Lebens, sondern nur ein untergeordnetes Mittel zu dem Zwecke, Habsburgs Herrschaft über den Osten und Westen zu verbreiten. Manches Mal hat er in diesem Ehrgeize auch mit dem Papste gehadert, und ihn abwechselnd durch kriegerische und kirchliche Mittel zum Gehorsam gedrängt. Es war dies aber nicht augenblickliche Sympathie für religiöse Freiheit oder für die Selbstständigkeit des Staates von der Kirche, sondern es war wie bei den Kämpfen des Mittelalters nur die Frage, wem von den beiden Machthabern in dem großen Gottesreiche der Christenheit die erste Stelle zukomme. Sobald der Papst dem Kaiser die Kirche unterwürfig zeigte, war der Kaiser bereit, der Kirche die Welt zu unterwerfen.

Diese Bestrebungen bilden einen der glänzendsten Punkte in der Geschichte unseres Welttheiles; ohne Frage geben sie Zeugniß von ungemeinem Geiste, schöpferischer Phantasie, unermüdlichem Willen. Aber die Natur, welche die Eigenartigkeit der Nationen eingesetzt, will nicht, daß ihre Schöpfung als dienendes Mittel menschlichen Ehrgeizes mißbraucht werde: es ist das Schicksal so ausschweifender Entwürfe, daß sie sich selbst untergraben, indem sie die Quellen ihrer Macht ersticken. Alle Nationen, denen Carl V. gebot, erlebten es der Reihe nach, daß seine dynastische Weltstellung ihrem Gedeihen schadete, am frühesten aber und tiefsten hatte es Deutschland zu empfinden. In religiöser Beziehung bedarf dies gar keiner Erörterung, aber auch in politischer tritt es auf das Grellste zu Tage. Im Osten hatten die mit deutschem Blute geführten Türkenkriege für ihn selbst ein geringes, für das Reich aber gar kein Ergebniß; im Süden kamen die italienischen Eroberungen nicht Deutschland, sondern Spanien zu Gute; im Westen, wo er die Niederlande beinahe jeder Einwirkung der Reichsbehörden entzog, genehmigte er, um ihnen einen befreundeten Nachbar zu geben,

die Erklärung des Herzogs von Lothringen, daß er nicht unter der Hoheit des Reiches ſtehe. Dem Allen entſprach es, daß Carl endlich die deutſchen Proteſtanten mit ſpaniſchen, italieniſchen, ungariſchen Truppen niederwarf: ſo entſprang deren erneuete Erhebung unter Churfürſt Moritz nicht bloß aus religiöſem Freiheitsdrange, ſondern gleich ſehr aus dem Zorne, mit dem die ganze Nation, trotz aller Reichsgeſetze, den Franzoſen Granvella und den Spanier Alba im Reiche ſchalten und entſcheiden ſah.

Der Gedanke der habsburgiſchen Weltherrſchaft wurde natürlich geſchwächt, als Carl ſeine reiche Erbſchaft theilte, Spanien, Indien und Neapel, ſowie die alten Reichslande Mailand und Niederland ſeinem Sohne, die deutſchen und ungariſchen Provinzen aber ſeinem Bruder Ferdinand, dem Nachfolger in der Kaiſerwürde, überließ. Dieſer, und noch mehr deſſen Sohn Maximilian, näherten ſich darauf den deutſchen Intereſſen wieder: allein das Geſammtgefühl der Familie blieb doch immer lebendig, und bald entſchieden die verhängnißvollen Religionswirren nochmals den völligen Sieg der feudal-dynaſtiſchen Anſchauung. Es gab damals in Deutſchland ſowohl auf der katholiſchen wie auf der proteſtantiſchen Seite eine gemäßigte und eine heftige Partei: wer irgend noch Sinn für Reich und Vaterland hatte, mußte die Verbindung der beiden mittleren Fractionen unter gegenſeitiger Anerkennung des religiöſen Glaubens wünſchen, und eben dahin hatte auch die Politik der eben genannten Kaiſer gezielt. Nun iſt es gewiß, daß auf beiden Seiten geſündiget wurde, und die proteſtantiſchen Radicalen zur Zerſtörung jener Ausſicht reichlich das Ihrige thaten: nicht minder deutlich liegt aber auch die ebenſo alte und wilde Verfolgungsſucht der katholiſchen Eiferer zu Tage, und eben dieſe Partei hatte keinen andächtigeren und heißeren Anhänger als den künftigen Kaiſer Ferdinand II. Hier trat denn die nationale Geſinnung eben ſo wie bei Carl V. gegen die Gedanken der Familie und der katholiſchen Weltherrſchaft zurück. Noch als Erzherzog bot er dem ſpaniſchen Vetter die ſchwäbiſchen Lande ſeines Hauſes an, um ihm zu einer zuſammenhängenden Herrſchaft von Mailand bis Brüſſel zu verhelfen: als Kaiſer aber begann er den dreißigjährigen Krieg durch ein umfaſſendes Bündniß mit Polen, Italien und Spanien, worauf dann die Proteſtanten durch Anrufen der Dänen, Schweden und Franzoſen antworteten. Ein Menſchenalter hindurch kam das Daſein des deutſchen Namens in Frage.

Der Ausgang war eine vollkommene Niederlage der habsburgiſchen Anſprüche. Der weſtfäliſche Frieden erkannte die Gleichberechtigung der

protestantischen Kirchen und die Souveränität der deutschen Fürsten an. Damit war einerseits die mittelalterliche Kirchenherrschaft zu Ende, weil sie der Alleinberechtigung zu ihrem Bestehen bedurft hätte. Andererseits aber hatte das feudale Kaiserthum die Herrschaft im Reiche verloren, weil die Leitung der deutschen Nation seinem Ehrgeize nicht hatte genügen können. Auch das Haus Habsburg mußte andere Wege für seine Politik aufsuchen. Freilich klangen wohl mehrmals Erinnerungen der früheren Pläne an, und noch im Jahre 1725 schloß man zur Beförderung eines Familienwunsches mit Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß gegen die Türken und die Protestanten. Allein so eifrig katholisch man blieb, so wenig deutsche Gesichtspunkte man faßte, so mußte man doch nach den Umständen sich bequemen, den Drang auf Weltherrschaft mit engeren Wünschen zu vertauschen. Es begann die Zeit der specifisch östreichischen Politik.

Vor dem dreißigjährigen Kriege war der Länderkreis der deutschen Habsburger ziemlich unbedeutend gewesen. Der größte Theil von Ungarn war in türkischen, Tyrol in den Händen einer Nebenlinie, in den anderen Provinzen die Selbstständigkeit des Adels viel stärker als die Hoheit der Erzherzoge. Durchgängig waren die Edelleute eifrige Protestanten, so daß mit dem gewaltsamen Sieg des katholischen Glaubens zugleich auch eine monarchische Gewalt erst erschaffen wurde. Zum ersten Male sah sich seit 1621 in diesen Gegenden die Krone in einer wahrhaft übermächtigen Stellung. Dieses Streben wurde seit 1648 eifrig fortgesetzt. Jetzt erst verloren die Tyroler Landstände ihre wichtigsten Rechte, vor Allem aber gelang es mit kurzer polnischer und nachhaltiger deutscher Hülfe, die Türken aus Ungarn zu verdrängen, und zugleich unter furchtbarem Blutvergießen die nationalen Freiheiten der Magyaren zu brechen. Die Monarchie errang durch diese Siege zunächst ein sehr vergrößertes Territorium, das sie ungefähr mit Frankreich auf eine Linie stellte: sie errang im Inneren die Kraft, so viele Steuern und Soldaten beizutreiben, als sie nöthig hatte, um ihr Heer nach ihren Wünschen zu vergrößern, sodann ihre Beamten und Truppen ohne Unterschied der Nation als kaiserliche Diener durch ihre Lande zu vertheilen. So konnte sie der Unterwerfung im Inneren und verwendbarer Stärke nach Außen sicher sein.

Hiebei aber blieb sie stehen. Wie sie zu keiner ihrer Provinzen ein nationales und folglich zu keiner ein warmes und natürliches Verhältniß hatte, wie sie alle nur dem höheren Zwecke der Habsburger Familienmacht als unselbstständige Mittel dienten, dachte die Regierung

nicht daran, ihre Macht im Inneren zur Beförderung des Gesammtwohles und zur Schöpfung einer gemeinnützigen Verwaltung zu gebrauchen. Der Adel hatte nicht mehr die Kraft, sich den Geld- und Recrutenforderungen der Krone zu widersetzen, aber er behielt nach wie vor die Steuerfreiheit der eigenen Güter, die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt über die Bauern, die Menge der gutsherrlichen Rechte, welche oft genug den Bauern zum Leibeigenen herabdrückten und die Landwirthschaft überall in traurigen Fesseln hielten. Von Industrie war wenig Rede, das Handwerk wurde überall zunftmäßig betrieben. Auf die inneren Verhältnisse der Gemeinden und Provinzen übten die Beamten des Staates keinen Einfluß, die einmal Berechtigten hatten freie Hand, ihre Interessen nach unten mit rücksichtsloser Selbstsucht zu verfolgen. Die erste Stelle aber in dieser Aristokratie nahm nach ihrem Reichthum und ihrer inneren Geschlossenheit die Kirche ein: dabei hob sie sich vor allen anderen hervor durch die Wichtigkeit, welche sie für die Einheit der sonst so locker zusammengefügten Reichstheile hatte.

In den modernen Staaten bindet vor Allem Gleichheit der Sprache, der Bildung, der Interessen die Provinzen zusammen; diese Momente erhalten ihren politischen Ausdruck in den Organen der Rechtspflege und des Unterrichts, der Verwaltung und der Volksvertretung, durch welche die Staatseinheit unaufhörlich auf alle Punkte des Territoriums einwirkt. Die bewaffnete Macht erscheint nur im Hintergrunde und wird erst bei offenbaren Störungen wirksam. Von jenen friedlichen und bleibenden Mitteln aber besaß das damalige Oestreich nichts, es hatte zur Geltendmachung der Centralgewalt nur die bewaffnete Macht des Heeres, und war also dringend angewiesen, diesem eine ruhigere und eindringlichere Ergänzung hinzuzufügen. Ganz von selbst bot sich dazu die Kirche dar, deren Kriege unter Ferdinand II. die Monarchie eigentlich gegründet hatten. Sie knüpfte die gute Gesinnung des Adels an die Regierung, denn man muß es nicht vergessen, ein höchst beträchtlicher Theil der adeligen Güter war im dreißigjährigen Kriege an neue Besitzer eben wegen ihres guten Katholicismus gelangt. Sie lehrte der Jugend in allen Zungen des Reiches den Gehorsam gegen das Haus Habsburg, und empfing dafür von der Krone den Alleinbesitz alles Unterrichtswesens. Sie bildete, trotz der Gegenstrebung aller Nationalitäten, eine Art von öffentlicher Meinung zu Gunsten der Reichseinheit, dafür hinderte die Krone jedes Aufkommen aller nicht katholischen Denkweise in den Schulen, der Literatur, der Religion. Oestreich blieb also auch nach 1648 gut katholisch, nicht bloß in dem Sinne, daß seine

Fürsten überall persönliche Andacht bewährt, die Seelsorge der katholischen Geistlichen befördert, die Anstalten der Kirche mit kräftiger Unterstützung gepflegt hätten, sondern daß der Staat seine eigene Politik nach kirchlichen Gesichtspunkten einrichtete, die Kirche zu politischen Zwecken verwandte und jede fremde Regung auf allen anderen Lebensgebieten vernichtete. Es handelte sich also hier um viel mehr als einen confessionellen Gegensatz, es handelte sich um die tiefsten und umfassendsten Unterscheidungspunkte des mittelalterlichen und neueren Bewußtseins. Oestreich war seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat oder Staatenverband.

Die Folgen dieses Zustandes traten besonders scharf in seinem Verhältnisse zu Deutschland hervor.

Zunächst ergab sich eine völlige Trennung der geistigen Beziehungen zwischen dem Körper des Reiches und seiner mächtigen Ostmark. Es war die Zeit, in welcher Deutschland sein geistiges Erwachen in dem modernen Europa feierte, den Grund seiner heutigen Wissenschaft in allen Zweigen, Geschichte und Statistik, Chemie und Geologie, Jurisprudenz und Philosophie legte, und durch seine schöne Literatur den Adel einer vollberechtigten, zugleich humanen und nationalen Bildung gewann. Von all diesen Schöpfungen blieb Oestreich damals unberührt, man hat bemerkt, daß Werther nur in Gestalt eines Praterfeuerwerks den Wienern bekannt wurde. Die literarische Polizei ließ den Samen nicht in das Reich eingehen, die Jesuitenschulen hatten den Boden dafür verdorben. Alle Fortschritte der deutschen Bildung beruhten damals auf dem Grundsatze der Selbstständigkeit des Geistes in Kunst und Wissenschaft, die Erziehung der Jesuiten dagegen, unübertrefflich wo es auf die Heranbildung des Menschen zu einem gegebenen Zwecke ankommt, beginnt gerade mit der Verneinung der individuellen Eigenartigkeit und Selbstbestimmung. Es gab nichts, woran man damals eine östreichische Nation hätte erkennen können, als an ihrer Entfremdung von den Fortschritten des deutschen Geistes.

Wie auf den Culturgebieten, verhielt es sich in den Beziehungen des inneren Staatsrechtes. Die Kaiserwürde, welche fortdauernd von Oestreich behauptet wurde, war nichts anderes mehr, als ein Mittel für die dynastischen Zwecke des Hauses Habsburg. Hatte sie unter Karl V. ihren Gesichtskreis weit über den nationalen Boden hinaus auf die Beherrschung der Welt erstreckt, so war sie jetzt zusammen-

[illegible] zu dem Regierungsmittel eines Staates, der nach seinem

[illegible] Provinz des Reiches hätte sein sollen. Im Grunde

kann man von der ganzen damaligen Reichsverfassung nichts Anderes sagen. Was noch davon übrig war, bildete für die lebenskräftigen Triebe der Nation nicht ein Organ, sondern ein Hinderniß. Die Fortschritte des Volkes in Wissenschaft und Kunst, in Ackerbau und Industrie, in Politik und Wehrkraft kamen durchgängig nur in den größeren weltlichen Territorien zum Vorschein, die seit 1648 sich ihrer Souveränität erfreuten und durch die Reste der Reichsverfassung auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt wurden. An den Kaiser und den Reichstag klammerten sich allein die Stände, in denen verkommende Ueberbleibsel des mittelalterlichen Daseins fortlebten, die geistlichen Lande, die kleinen Grafen, die Reichsritter und Reichsstädte. Theils die Kleinheit ihrer Gebiete, theils die Unbrauchbarkeit ihrer Einrichtungen ließ hier weder rege Arbeitskraft, noch politischen Gemeinsinn, noch nationales Selbstgefühl aufkommen. An Allem, was die Nation in jener Zeit Erhebendes und Zukunftreiches leistete, hatten sie wenig mehr Antheil als Oestreich selbst. Hierhin waren sie durch innere Gleichartigkeit, als den natürlichen Schutz und Helfer gewiesen, dafür stellten sie ihre Stimmen auf dem Reichstage ein für alle Male Oestreich zur Verfügung.

Die Reichsverfassung also war innerlich abgestorben, und außer Verhältniß zu der inneren Bewegung der Nation. Nichts würde verkehrter sein, als das Urtheil über den Patriotismus einzelner deutscher Stände nach dem Grade der Hingebung zu beurtheilen, welche sie dieser Verfassung widmeten: es wäre noch irriger, als wenn man die deutschen Staaten, welche 1850 den deutschen Bundestag nicht anerkannten, deshalb für Feinde der deutschen Nation halten wollte. Nur darauf kann die Frage gerichtet sein, welche Territorien im vorigen Jahrhundert die lebendigen Interessen des Reiches nach innen und außen mit Bewußtsein und Thatkraft beschützten: diese waren die ächten Vertreter des Reiches und der Einheit, während die Anhänger der todten Verfassungsformen als die Organe der Schwäche und Spaltung betrachtet werden müssen. Daß die Verfassung an sich selbst nichts bedeutete, darüber war Oestreich am Meisten außer Zweifel, und sagte sich, sobald das östreichische Hausinteresse es erforderte, unbedenklich von allen Reichsgesetzen los. Als das Haus Habsburg zur Neige ging, und Carl VI. den Besitz der Erblande seiner Tochter zuzuwenden wünschte, wurde ohne Anstand die weibliche Erbfolge decretirt, obgleich das Churland Böhmen nach dem ersten aller Reichsgesetze nicht auf Weiber kommen durfte. Als die Succession eröffnet wurde, war Maria Theresia entschlossen, nie

einen nicht öſtreichiſchen Kaiſer anzuerkennen, obgleich Carl von Bayern nach allen Reichsgeſetzen rechtmäßig gewählt war. Alſo auch auf dieſer Seite war die Obhut der Reichsverfaſſung nur ein Schein, auch hier wußte man, daß ſie irgend einem wirklichen und lebendigen Intereſſe gegenüber nichts bedeute.

Dieſelbe Verſchiedenheit, die wir in den inneren Verhältniſſen zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland beobachteten, fand auch in den auswärtigen Intereſſen Statt. Nachdem die Türken aus Ungarn und die Schweden aus der Hälfte Pommerns verdrängt waren, gab es für Deutſchland damals nur zwei Nachbarn, deren ſtete Beobachtung eine Lebensfrage für die Nation war, Polen und Franzoſen. Dagegen hatte es im Süden nicht das mindeſte Intereſſe gegen Italien, als die Deckung ſeiner Grenze durch Beſitz oder Neutralität der Alpenpäſſe. Gerade auf Italien aber war ſeit Jahrhunderten der Blick des Hauſes Habsburg ununterbrochen gerichtet. Hier ſeine Herrſchaft zu befeſtigen und auszudehnen, dahin trieb zugleich die liebſte Ueberlieferung der Familie, und das politiſch-kirchliche Intereſſe, ſich des Papſtes und damit des katholiſchen Clerus zu verſichern. Jede andere Rückſicht trat vor dieſer höchſten zurück. Es war auf dem öſtreichiſchen Standpunkte ſehr begreiflich, aber es brachte dem deutſchen Reiche darum nicht geringeren Nachtheil. Wie ſcharf trat dieſer Gegenſatz bei dem Ende des glorreichen ſpaniſchen Erbfolgekrieges hervor, als der Kaiſer einen Frieden abwies, welcher dem Reiche Straßburg und den Elſaß zurückgegeben hätte, weil für Oeſtreich darin nur Neapel und nicht auch Sicilien geboten war. Wie ſchneidend zeigte ſich daſſelbe Verhältniß noch in den letzten Lebensjahren der Habsburger Dynaſtie 1738 bei dem Wiener Frieden, in welchem der Kaiſer, um für das verlorene Neapel wenigſtens Toscana zu gewinnen, den Franzoſen Lothringen überließ, ohne das Reich, welches er in dieſen Krieg hineingezogen hatte, auch nur zu befragen. So behauptete Oeſtreich den herrſchenden Einfluß in Italien: gegen Frankreich ſelbſt aber errang das Kaiſerthum in dem ganzen Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden nicht einen nennenswerthen Erfolg. Wie viel mehr war dies alſo hinſichtlich Polens der Fall, welches in der ganzen Periode der Religionskriege der eifrigſte Verbündete von Habsburg-Spanien geweſen, und in der folgenden Zeit den öſtreichiſchen Intereſſen völlig ungefährlich ſchien.

Allerdings war Polen von ſeiner früheren Größe tief geſunken, und für den Augenblick auch den Deutſchen keine übermächtige Nachbarſchaft. Es war das ſchlagendſte Beiſpiel von der Unzulänglichkeit des

Feudalſyſtemes, denn die feudale Entwickelung ſeiner Verfaſſung nach Innen und die feudale Richtung ſeiner Politik nach Außen hatten allein die Ohnmacht des einſt ſo gewaltigen Volkes herbeigeführt. Im 15. Jahrhundert, wo in dem übrigen Europa die Nationen ohne Ausnahme ihre Einheit in ſtarken Militärmonarchien ausprägten, wo der franzöſiſche Adel unter die Waffen, der ſpaniſche an den Hof ſeines Königs eilte, wo der engliſche allen Standesvorrechten entſagte, und einzig im Reichsparlamente nationalen Einfluß zu üben ſuchte: in dieſer Zeit begann der polniſche Adel das Streben, die Ungebundenheit der einzelnen Edelleute zum höchſten Geſetze des Staates zu machen. Nach einander beſeitigte er die Erblichkeit der Krone, das Gewicht des königlichen Rathes, den Unterſchied der Adelsclaſſen, die politiſchen Rechte der Städte, die perſönliche Freiheit der Bauern. War damit die Reichsverſammlung des Adels allmächtig gegen die übrigen Stände, ſo blieb ſie willenlos gegen die Freiheit des einzelnen Adeligen, da die Deputirten auf bindende Aufträge verpflichtet waren, über deren Ausführung ſie den Wählern Rechenſchaft zu legen hatten, und überdies jeder Edelmann das angeborene Recht beſaß, auf dem Reichstage zu erſcheinen. Man ſieht, wie nahe von hier aus der letzte Schritt zu dem liberum veto lag, zu der Befugniß des einzelnen Landboten, jeden Reichsſchluß durch ſeinen Widerſpruch zu zerreißen. Es war die letzte Folgerung des mittelalterlichen Adelsſtaates, die Aufhebung alles Staatsweſens, zu der im 14. Jahrhundert alle Reiche Europa's auf dem Wege waren, bis die antiken Gedanken der Nationalität und die Folgen der kirchlichen Reform dazwiſchen traten.

Dieſe Adelsrepublik, erfüllt von Tapferkeit, Uebermuth und Glaubenseifer, übernahm im 16. Jahrhundert für den Oſten Europa's die Aufgabe, welcher um dieſelbe Zeit Philipp von Spanien für den Weſten nachſtrebte, Beherrſchung der Welt im Namen des katholiſchen Glaubens. Wie dieſer, ſtets als Vorfechter der alten Kirche, England, ſo ſuchte Sigismund von Polen ſein Geburtsland Schweden zu unterwerfen: wie Philipp Anhänger in Frankreich, Jahre lang Garniſon in Paris, und einen Augenblick die Ausſicht hatte, ſeine Tochter auf dem franzöſiſchen Thron zu ſehen, ſo erhielt Sigismund eine Partei in Moskau, Jahre lang den Beſitz des Kreml, und zuletzt die Czarenwürde für ſeinen Sohn. Aber auch der Erfolg war derſelbe im Oſten und im Weſten. Nicht ungeſtraft vereinte man durch ſeine Angriffe die natürlichen Bundesgenoſſen mit den angeſtammten Widerſachern, nicht ungeſtraft ließ man ſich durch fürſtlichen Ehrgeiz und jeſuitiſche Devotion

aus einem Kampfe zum anderen zu treiben, während alle Intereſſen der Nation nach Frieden riefen. Ueberall wurde man geſchlagen. Wie ſich das katholiſche Frankreich endlich um Heinrich IV. ſchaarte, ſo erhob ſich das altgläubige Rußland um Michael Romanow, und wie ſich gegen Philipp die junge Seemacht der Eliſabeth entfaltete, ſo wuchs in den polniſchen Kriegen der glänzendſte Held des Proteſtantismus, Guſtav Adolf, heran. Polen aber trat aus dem endloſen Ringen ebenſo ermattet und lebensunfähig wie Spanien hervor. Als im Jahre 1714 die Mächte des neuen Europa die Monarchie Philipp II. theilten, Oeſtreich die Nebenlande, England den Handel, ein franzöſiſcher Prinz den Thron derſelben an ſich nahm, da war ſchon mehr als einmal unter den öſtlichen Gewalten die Rede davon geweſen, auch die polniſchen Lande, ſei es zu theilen, ſei es durch fremde Prinzen beherrſchen zu laſſen.

Die Haltung Polens in den Religionskriegen war insbeſondere nicht geeignet, den alten gegenſeitigen Haß, der von Anbeginn ſeiner Geſchichte zwiſchen ihm und dem deutſchen Norden beſtanden hatte, zu mildern. Jahrhunderte hindurch hatten die beiden Nationen um die weiten Ebenen zwiſchen Elbe und Weichſel gerungen, die einſt von den Germanen beſeſſen, dann nach deren Abzug in der Völkerwanderung ſlaviſche Wohnſtätten geworden waren. Hier hatte ſich zuerſt die deutſche Coloniſation die brandenburgiſchen Marken und Schleſien wieder erobert, dann das deutſche Schwert die preußiſchen Lande unterworfen, deren heidniſcher Freiheitsſinn den Polen zu ſtark geweſen. Die Herrſchaft des deutſchen Ordens wurde hier zuerſt im Einverſtändniß mit Polen gegründet: als ſie aber die polniſche Oberhoheit zurückwies, erfolgte ein tödtlicher Gegenſatz, der nach hundertjährigen Kämpfen mit vollſtändiger Unterwerfung des Ordens endigte. Oſtpreußen wurde polniſches Lehen, Weſtpreußen polniſche Provinz. Nun geſchah, daß gerade dieſe Gegenden den Proteſtantismus mit Einmüthigkeit und Eifer ergriffen, und daß Oſtpreußen dadurch ein weltliches Herzogthum wurde, welches bald nachher den Churfürſten von Brandenburg zufiel. Weſtpreußen, deſſen Städte und Edelleute zum größten Theile lutheriſch geworden, bekam ſeitdem gegen König Sigismund eine Stellung wie die Niederländer gegen Philipp II., der Gegenſatz der Provinz zum Reiche, der deutſchen zur polniſchen Sprache wurde durch die Feindſchaft der Religionen verſtärkt: hier wäre der Sieg der katholiſchen Reaction unmittelbar der Untergang des deutſchen Elementes geweſen. Da aber das Gegentheil eintrat, ſo kam mit dem Proteſtantismus auch die deutſche

Sache empor: in dem letzten Abſchnitte der langen Kriege gelang es dem Churfürſten von Brandenburg, Polen zum Verzichte auf ſeine Lehensherrlichkeit zu zwingen und Oſtpreußen zu einem ſelbſtſtändigen Staate zu erheben. Polen wich der Nothwendigkeit, vergaß aber ſeine Anſprüche nicht. Wenige Jahre nachher ſchloß es ein Bündniß mit Ludwig XIV. zur Wiedererwerbung Preußens, und als Friedrich I. ſich die preußiſche Königskrone aufſetzte, regnete es Proteſte der größten unter den polniſchen Magnaten.

So ward an der Oſtgrenze des Reiches, im Kampfe für die deutſche Nationalität und die Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes, in vollſtändigem, ſowohl innerem als äußerem Gegenſatze zu Polen, der preußiſche Staat geboren. Die Feindſchaft lag hier in der Natur der Dinge. Wer wollte es nicht beklagen, aber wie weit darf menſchliches Bedauern in den Verhältniſſen der Nationen reichen? So lange Polen exiſtirte, mußte es darnach trachten, Königsberg wieder polniſch und Danzig katholiſch zu machen; ſo lange Brandenburg deutſch und evangeliſch blieb, war ſeine dringendſte Aufgabe, durch die Befreiung Weſtpreußens die Mark und das Herzogthum zu einem zuſammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen.

Den zweiten größeren Beruf ſetzte ſich gleich der Begründer der preußiſchen Souveränität, der Churfürſt Friedrich Wilhelm. Seine Staaten waren klein und zerſplittert, aber durch geſchichtliche und natürliche Verhältniſſe, durch Sprache, Religion und gleichartige Schickſale verbunden: er faßte den Gedanken, die Staatseinheit, die er nach Außen geſichert, auch nach Innen durchzuarbeiten. Indem ſeine Nachfolger dieſe Abſicht in immer weiterem Maße fortſetzten, entſtand eine Staatsverwaltung, welche alle Provinzen mit den Geſichtspunkten der Einheit und des Geſammtwohles durchdrang, Sonderintereſſen, confeſſionelle Spaltungen und Standesvorrechte dem Gedeihen des gemeinen Weſens unterordnete, und ſo zum erſten Male auf dem europäiſchen Feſtlande das Bild des modernen Repräſentativſtaates verwirklichte. Hier auf deutſchem Boden wurden Colbert's Pläne übertroffen, während ſie in ihrer Heimath durch die Faulheit Ludwig XV. ſtockten oder abſtarben. Der Repräſentativſtaat wurde aber in Preußen eine ſtrenge Monarchie aus gleichem Grunde, aus dem er gleichzeitig in England zur parlamentariſchen, und etwas ſpäter in Amerika zur demokratiſchen Verfaſſung gedieh. Hier wie dort trat der Stand an die Spitze des Staates, in welchem die ſchöpferiſchen Gedanken der nationalen Einheit, Selbſtſtändigkeit und Hingebung lebten. Es war in Preußen faſt allein

das Königthum und deſſen Diener, während die Stände ſich ihm feindſelig oder abgeneigt fern hielten, die Maſſe des Volkes aber gar kein politiſches Bewußtſein hatte.

Das Vorbild Colbert's, deſſen ich vorher erwähnte, iſt in der fiscaliſchen und Handelsgeſetzgebung Preußens, ſo wie in den induſtriellen Bemühungen dieſes Staates nicht zu verkennen. Auf die Dauer traten ähnliche Folgen des gutgemeinten Fehlgriffes, die Arbeit nicht bloß befreien, ſondern beſchützen zu wollen, wie in Frankreich hervor, auf die Dauer wäre auch Preußen der unzertrennlich damit verbundenen Verarmung nicht entronnen. Dagegen ergab ſich für die erſte Zeit auch hier in Folge der künſtlichen Spannung ein kurzer und auffallender Flor, der weſentlich dazu beitrug, dem kleinen Staate unverhältnißmäßig große Geldmittel zur Verfügung zu ſtellen, den beſtimmten Vorrath freilich eines mühſam gefüllten Behälters, nicht den ſtets neu ſich erzeugenden Reichthum der fließenden Quelle. Um ſo glücklicher war es, daß der Sinn für Landwirthſchaft und Ackerbau in deutſcher Weiſe unter allen Ständen erhalten blieb: man gelangte noch nicht zur völligen Befreiung des Bodens und Gleichheit der Steuer, aber der Adel lebte unter den Bauern als Beſchützer der gleichen Intereſſen, und der Staat griff überall mit reger Theilnahme und wohlthätiger Aufſicht ein. Das Ergebniß war unerwartet günſtig. Im Ganzen lebte der märkiſche Bauer nicht ſchlechter als der Picarde und ungleich beſſer als der Auvergnat. Er ſah dabei im Staate nicht den ausſaugenden Erpreſſer, im Adel nicht den ſocialen Feind, wie beides in Frankreich in ſo jammervollem Maße der Fall war. Auch die Form der Verwaltung und die Einrichtung der Behörden war durchaus eigenthümlich und national, zum Theil in den alten Verhältniſſen des Landes, zum Theil in den Gedanken des Monarchen ohne fremdes Vorbild erwachſen.

So im Inneren erſtarkt, aller vorhandenen Kräfte Herr, von ſeinem Urſprunge her auf die großen Intereſſen der deutſchen Nation angewieſen, begann der junge Staat ſofort dieſe Intereſſen im Reiche, wie gegen das übrige Europa zu vertreten. Wie Friedrich Wilhelm den deutſchen Oſten von Polen befreit, ſo unternahm er faſt allein die Unterſtützung des deutſchen Weſtens und Holland's gegen den Zwingherrn des damaligen Europa, gegen Ludwig XIV. Man kann nicht zweifeln, daß er bei längerer Lebensdauer mit Wilhelm III. von Oranien den Ruhm getheilt haben würde, die Seele des endlich ſiegreichen Widerſtandes gegen den neuen Univerſalherrſcher zu werden. Nicht anders verhielten ſich ſeine Nachfolger. Bei Friedrich Wilhelm I. ſtanden die

beiden Gedanken der Selbſtſtändigkeit Preußens und der Erfüllung der deutſchen Reichspflichten unaufhörlich neben einander. Friedrich II. endlich trat in die entſcheidende Stellung ein, welche die Zukunft ſeines Staates für immer beſtimmt hat. Er verkündete ſie im Innern ſeiner Lande theils durch die Fortbildung der Rechtspflege zu einer ſehr ſtarken Selbſtſtändigkeit, theils und vor Allem durch die gründliche Löſung ſeines Staates von den Banden eines herrſchenden Kirchenthums. Was der große Oranier in England wohl gewünſcht, aber nicht vermocht hatte, die Lenkung der Politik nach politiſchen und nicht nach theologiſchen Geſichtspunkten, das führte Friedrich zum erſten Male in die Wirklichkeit ein, und brach damit dem nationalen und geiſtigen Leben der modernen Zeit die Bahn. Auf das Engſte hing damit ſeine Stellung zu dem deutſchen Reiche zuſammen. Jenes zerrüttete Gemiſch feudaler und kirchlicher Rechtsformen war ſchlechthin unverträglich mit dem Geiſte, der in allen Adern des heranwachſenden preußiſchen Staates pulſirte: der Bruch wäre unvermeidlich geweſen, auch wenn niemals der Churfürſt von Brandenburg mit der Königin von Ungarn um den Beſitz von Schleſien gehadert hätte. Vor dem ſcharfen Blicke des Königs lag dieſes Verhältniß von Anfang an klar zu Tage. Ueberall verband ſich in ihm das Streben nach eigener Vergrößerung mit dem Plane einer deutſchen Regeneration. Sein Bündniß mit Kaiſer Carl VII. beruhte auf dem Gedanken, die alte Reichsverfaſſung durch einen lebensfähigen Staatenbund zu erſetzen; ſein Krieg gegen Franz I. erſchütterte eben dieſe Verfaſſung durch das militäriſche Bündniß der kräftigen Staaten Norddeutſchlands; ſein Gegenſatz gegen Joſeph II. endete in dem deutſchen Fürſtenbunde, der alle deutſchen Lande modernen Beſtandes umfaßte. Bei allen dieſen Dingen wirkte, wie kaum der Bemerkung bedarf, ebenſo viel perſönlicher und preußiſcher Ehrgeiz, wie deutſcher Gemeinſinn und Patriotismus: aber daß Beides in Preußen ſich nicht wie in Oeſtreich widerſprach, ſondern in ſeinen Folgen zuſammenfiel, dies gerade bewies die geſunde Stellung des jungen Staates, und gab ſeinen Beſtrebungen einen großen nationalen Rückhalt. Ganz Deutſchland empfand es als eine Wohlthat, daß ſein Norden wieder wehrhaft geworden war.

Noch bei Friedrich's Lebzeiten bewährte ſich dies in einer der wichtigſten nationalen Angelegenheiten, in der endlichen Befreiung Weſtpreußens von der polniſchen Herrſchaft. Der Verlauf der erſten polniſchen Theilung, die Mittel, wodurch ſie bewerkſtelligt wurde, die Rechtsvorwände, welche bei ihr dienen mußten, haben wir hier nicht

darzuſtellen: nur zwei Bemerkungen darüber mögen Platz finden. Friedrich erhielt den erſten Anlaß, ſeine Eroberungspläne nach dieſer Seite zu richten, durch den Wunſch, Rußland für den Verzicht auf türkiſche Beute zu entſchädigen, welche Oeſtreich demſelben nicht zukommen laſſen wollte. Oeſtreich war abgeneigt hinzuzutreten, nicht allein nach dem menſchlichen Rechtsgefühle der Maria Thereſia, ſondern auch nach den alten natürlichen Beziehungen dieſes Staates zu der Republik; überwunden wurde ſein Widerſtreben theils durch die Betrachtung, die Andern nicht allein ſich bereichern zu laſſen, noch mehr aber durch das Aufkommen einer neuen Tendenz neben der althabsburgiſchen in der öſtreichiſchen Regierung. Es war die erſte bedeutende Einwirkung, welche Joſeph II. und der lothringiſchen Politik gelang. Was aber die Folgen des Ereigniſſes für Deutſchland betrifft, ſo bedarf es nur der Erwähnung, daß eine Million Deutſcher einer verhaßten Fremdherrſchaft entzogen wurden, und daß der erſte unter den rein deutſchen Staaten eine zuſammenhängende Ländermaſſe erhielt. Als einſt das Haus Habsburg Anſtalt machte, Bourgogne und Bretagne zu beſetzen, erhob ſich Frankreich wie ein Mann, und dankte ſeinen Königen, daß ſie die beſchworenen Verträge zerriſſen, und doch möchte es ſchwer zu ſagen ſein, ob hier eine dringlichere Gefahr für Frankreich vorlag, als die fortgeſetzte Herrſchaft Polens über Preußen geweſen wäre. Es kam dazu, daß die Uebelſtände, die von Oſten her den deutſchen Grenzen drohten, ſeit dem Anfange des Jahrhunderts eine weſentlich neue Geſtalt angenommen hatten. War früher die Republik Polen durch ihre Uebermacht ein bedenklicher Nachbar geweſen, ſo war ſie es jetzt durch ihre Anarchie. Die inneren Parteiungen ließen auch die umliegenden Staaten nicht zur Ruhe kommen, jede der Factionen wandte ſich an eine auswärtige Macht, immer überwältigender aber ſetzte ſich der ruſſiſche Einfluß und bald die ruſſiſche Militärgewalt dort feſt, und im ganzen ſiebenjährigen Kriege war der angeblich neutrale Boden der Republik das Hauptquartier, die Verpflegungsſtätte und die Operationsbaſis der ruſſiſchen Heere gegen Norddeutſchland. Schleſien, Brandenburg, Oſtpreußen, alles deutſche Land alſo hier zwiſchen Niemen und Weichſel, dort zwiſchen Oder und Elbe, waren dadurch gleich ſehr gefährdet. Es iſt klar, was hier die Beſetzung der niederen Weichſel für Deutſchland bedeutete. Ueberhaupt aber war der ganze Zuſtand in ſolcher Weiſe für Deutſchland unzuläſſig, und eine gründliche Aenderung erſchien leider nicht in einer für Polen erfreulichen Weiſe möglich. Heutigen Tages iſt man gewohnt zu beklagen, daß Deutſchland nicht Polen durch

enges Bündniß gestärkt, und Rußland damit eine kriegerische Vormauer entgegengesetzt hat. Wie damals aber die Verhältnisse lagen, hätte es dazu vor Allem des eigenen Willens der Polen bedurft, deren König jedoch den Russen unbedingt ergeben, und deren Adel gegen Alles was Deutsch hieß, mit heftigem Hasse erfüllt war: es wäre ferner die vereinte Kraft von ganz Deutschland erforderlich gewesen, während in der polnischen wie in jeder anderen Frage östreichische und preußische Anschauung geradezu auseinander ging. Welcher Weg aber dann noch übrig blieb, um die Russen nicht hart an die Mittelpunkte norddeutschen Lebens ihre Vorposten heranschieben zu lassen, und welche Verwickelungen seine endliche Betretung herbeiführten, darüber wird erst der Verlauf der Revolutionszeit uns Aufklärung geben können.

Mittlerer Weile hatte eine neue Epoche in dem geschichtlichen Leben Oestreichs begonnen, deren Verlauf auch heutigen Tages kaum über sein Anfangsstadium gelangt ist. Wir sahen die Habsburger in Oestreich sich zuerst in den Wegen deutscher Territorialhoheit, darauf katholischer Weltherrschaft, zuletzt östreichischer Feudalpolitik bewegen. Ihr Geschlecht aber ging 1740 zu Ende. An die Stelle des alten Kaiserhauses trat die Familie der Herzoge von Lothringen, und brachte sofort die Bestrebungen des östreichischen Einheitsstaates auf den Thron.

Lothringen und Habsburg hatten seit langer Zeit in enger Verbindung und gemeinsamen Bestrebungen gestanden. Wie dieses nahm auch jenes Geschlecht seine moderne Stellung in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts. Ein Sohn desselben gründete in Frankreich das Haus der Guisen, welches vor allen Anderen die Hugenotten zuerst durch französische Bürgerkriege, und endlich Frankreich selbst in engstem Bunde mit Philipp von Spanien bekämpfte. Die heimische Linie machte um dieselbe Zeit die protestantischen Bauern in Lothringen, ihrer 20,000 an einem Tage nieder, verschwägerte sich dann mit Katharina von Medicis, und unterstützte mit Nachdruck die Guisen und Spanier gegen König Heinrich IV. Die Bourbonen vergaßen ihnen diese Haltung nicht: es galt seitdem für eine der dringendsten Aufgaben der französischen Politik, Lothringen jenem Geschlechte zu entreißen. Um so enger schloß es sich, nicht an Deutschland, aus dessen Verbande es ja durch Carl V. 1542 entlassen worden, wohl aber an Habsburg an, welches namentlich im dreißigjährigen Kriege, sowohl gegen den Churfürsten Friedrich, als gegen Schweden und Franzosen keinen eifrigeren und heißblütigeren Vorkämpfer hatte, als den Herzog Carl IV. von Loth
Nachfolger schlug die östreichischen Schlachten in U

den Türken wieder entriſſen, und trug dafür die Hand einer öſtreichiſchen Erzherzogin davon: deſſen Enkel aber, Franz Stephan, war der Auserkorene Maria Thereſia's, und dadurch der Nachfolger Habsburgs in den öſtreichiſchen Kronlanden. Er war perſönlich wenig bedeutend, und überließ ſeiner lebens- und herrſcherkräftigen Gemahlin die Lenkung der Staatsgeſchäfte faſt ausſchließlich: ſie aber hatte Einſicht genug, um die Forderungen der Zeit zu erkennen, und wichtige Schritte zur Umbildung des öſtreichiſchen Staatsweſens im Inneren zu thun. Die erſten Verwaltungsbehörden, welche den Namen verdienten, wurden damals in Oeſtreich geſchaffen, das Heerweſen im Sinne der Einheit und Gleichförmigkeit reformirt, den Zuſtänden der Bauern, als der Quelle der Wehr- und Steuerkraft, ein reges Intereſſe zugewandt. Selbſt in den unabhängigſten Landen des Reiches, in Belgien und Ungarn, gelang es durch Gewandtheit und Milde dem Adel eine Anzahl wichtiger Rechte zu entwinden, und den Einfluß der Centralverwaltung damit zu ſtärken.

Immer aber war Maria Thereſia zu ſehr Habsburgerin, als daß ſie ſich völlig von der Regierungsweiſe ihres Geſchlechtes hätte losreißen können. Erſt als ihr Sohn, der erſte wirkliche Kaiſer des lothringiſchen Stammes, als Joſeph II. zur Regierung kam, wurde das Ende des feudalen Oeſtreich und der Beginn des modernen Einheitſtaates in Form und That erklärt. Seine Geſetzgebung iſt berühmt, vielfach dargeſtellt, unzählige Male beſprochen worden. Niemand wird es läugnen, daß in dieſem Fürſten eine rege Menſchenliebe und ein raſtloſer Drang nach Fortſchritt arbeitete. Er wollte in der That mit ernſtlichem Eifer das Beſte ſeiner Unterthanen; er ſtrebte mit einer haſtigen Unruhe, ſein Volk zu einer höheren Stufe des freien Erwerbes, der ſittlichen Würde, der geiſtigen Bildung hinanzuführen. An der Aufrichtigkeit dieſes Strebens zu zweifeln, wäre faſt ſündhaft, in ſo zahlloſen Aeußerungen bricht es hervor, ſo erſchütternd prägt es ſich noch in den verzweifelnden Worten ſeines letzten Krankenbettes aus. Daneben aber ſehen wir den gekrönten Menſchenfreund, wie ihn ſeine Zeit zu nennen liebte, nicht bloß gemeinſchädliche Vorrechte des Adels oder des Clerus willkürlich zerreißen, ſondern auch den tiefſten Grund des menſchlichen Daſeins, Religion und Sprache und Heimathsgefühl, mit nackter Gewaltſamkeit antaſten. Während er den Stolz ſeiner Geſetzgebung mit Recht in der Befreiung des ländlichen Eigenthums findet, ſtört er den armen Bauern ſeiner Provinzen die einzige Form ihres geiſtigen Lebens, ihre kirchliche Andacht. Während er Gleichheit

des Rechtes für Hoch und Niedrig verkündigt, zwingt er Magyaren und Croaten, bei deutschen Beamten in unverständlicher Sprache ihr Recht zu suchen. Endlich aber, derselbe Fürst, der im Innern seines Reiches keine Losung, als Humanität und Wohlstand kennen will, erscheint nach Außen als rücksichtsloser Eroberer, der auf allen Punkten seiner weiten Grenze Händel beginnt, keinem schwächeren Nachbar Ruhe gönnt, mit keinem stärkeren in Frieden zu leben weiß, und zuletzt den halben Erdtheil mit dem Geräusche seiner Waffen erfüllt. Man würde ihm gegen Verdienst Unrecht thun, wollte man diese Seite seiner Regierung allein aus persönlicher Ehrsucht herleiten; man würde ihn weit über sein Verdienst erheben, wenn man den Kern seines Wesens allein in der Menschenliebe seiner Reformen aufsuchte.

Alle diese Widersprüche lösen sich, sobald man den leitenden Gesichtspunkt seiner Politik richtig auffaßt. So gewiß er ein warmes Herz für das Wohl seiner Unterthanen besaß, so entschieden war der letzte Grund seiner Reformen nicht die Förderung des Volkes, sondern die Macht des Reiches. Er hatte erlebt, wie übel Oestreich gegen das moderne gebildete Preußen im Kampfe bestanden war, vor Allem deshalb beschloß er, die moderne Staatseinheit auch in dem mittelalterlichen Gefüge seiner Lande durchzuführen. Weil die Gesetze der Physiokraten und Rationalisten ihm dazu tauglich schienen, deshalb wurde er ein thätiger Apostel der Aufklärung, und weil er hier auf dem Gebiete der Macht schlechterdings kein Hinderniß anerkennen durfte, deshalb schritt er eben so heftig über natürliches Recht wie über verbrieftes Unrecht, über religiöses Gefühl und nationales Selbstbewußtsein, wie über kirchliche Mißbräuche und adelige Monopolien hinweg. Oestreich sollte ein centralisirter Staat wie das damalige Preußen oder das heutige Frankreich werden; es sollte kein fremder Einfluß, weder des deutschen Reiches, noch der der römischen Kirche ferner auf sein Inneres einwirken dürfen; es sollte nach allen Seiten abgerundete und wo möglich erweiterte Grenzen erhalten, und so aus der Mitte Europa's hervor an die erste Machtstelle des Welttheils treten. So befand er sich sofort im Angriffszustande gleichzeitig gegen seine Stände, seine Völker und seine Nachbarn.

Ein so umfassendes Voranschreiten mußte einen nicht minder allgemeinen Widerstand hervorrufen. Joseph's Politik enthielt die Verneinung aller Momente, auf welchen bisher die Kraft der östreichischen Regierung beruht hatte: es war kein Wunder, daß Gährung und Zersetzung nach allen Richtungen eintrat. Vor Allem machte sich hier der

Einfluß der Kirche bemerkbar, welchen der Kaiser theils als fremdländisch, so weit er in der Hand des Papstes, auswärtiger Ordensgenerale oder deutscher Reichsprälaten lag, theils als ökonomisch nachtheilig, weil er große Gütermassen der Besteuerung und freien Bewegung entzog, mit allen Mitteln bekämpfte. Aber was er nicht hatte lernen wollen, mußte er empfinden: gerade in dieser Widerwärtigkeit bewährte die Kirche, wie unersetzlich ihre Wirksamkeit damals für eine östreichische Regierung bei der bunten Zusammensetzung des Reiches war. Als sie in ein feindseliges Verhältniß zur Reichsgewalt gedrängt wurde, versagten dieser plötzlich die Mittel zur Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten. Alle magyarischen, belgischen, slavischen Sondergefühle erwachten: es war, als wenn die östreichische Herrschaft nicht seit Jahrhunderten, sondern gestern oder ehegestern diesen Völkern aufgenöthigt worden wäre; alle Nationen um die Wette strebten, sich von dem fremden Joche loszumachen. Welch ein Contrast, wenn man in dieser Hinsicht seine Persönlichkeit und sein Thun mit jenen seines großen Musters, Friedrich II., vergleicht. Friedrich's Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher, und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftreicher. Zufrieden, daß keine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Unterthanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zur geistigen Freiheit erziehen aber nicht zwingen kann. An dem entgegengesetzten Verfahren ist Joseph gescheitert, und auch seine Nachfolger scheinen auf diesem Felde keine höhere Frage als die eine zu kennen, ob die Kirche dem Staate oder der Staat der Kirche ein dienendes Mittel zu Macht und Eroberung sein soll.

Wie das Verhältniß zur Kirche, trennte Joseph auch jede Beziehung zum deutschen Reiche. Die Verwandlung Oestreichs zum Einheitsstaate zerriß ganz von selbst die letzten Fäden des morschen Gewebes, welches bis dahin den Namen einer deutschen Reichsverfassung führte. Aus den bisherigen Beziehungen zu Reichstag und Reichsständen trat Joseph ebenso entschieden wie Friedrich II. heraus. Ging ihm aber damit der juristische Einfluß verloren, welchen früher Oestreich durch die Ritter und Städte, die Prälaten und Grafen im Reiche gehabt, so strebte Joseph um so heftiger durch Truppen und Diplomaten zu wirken. Jetzt wurden die alten Ansprüche auf Bayern wiederholt hervorgesucht, Schwaben sollte allmälich von den Vorlanden aus unterworfen werden, dann wäre Franken an sich selbst nichts anderes als eine östreichische Provinz, und der getheilte Norden auf allen Punkten überflügelt

geweſen. Leider zeigte ſich auch hier, wie ungeeignet zu einer ſolchen Hegemonie über Deutſchland gerade Oeſtreich, nach ſeiner Zuſammenſetzung, ſeinen fremden Elementen und Intereſſen, ſeinen geſchichtlichen Ueberlieferungen war. Trotz Joſeph's Aufklärung regte ſich aller liberaler Sinn in Deutſchland gegen ihn: ſeinerſeits trug er kein Bedenken, Frankreich den Beſitz des ſo unendlich wichtigen Luxemburg zuzuſagen, wenn es ihm zu dem Beſitze Bayerns verhelfen wollte. Gemäßigtere Staatsmänner ſeines Reiches haben es ſpäter ſelbſt ausgeſprochen, daß die Natur der Dinge eine ſolche Ausdehnung der öſtreichiſchen Herrſchaft verbietet, und Oeſtreichs eigenes Intereſſe beſſer bei freier Entwickelung, als bei gezwungener Unterwerfung Nord- und Weſtdeutſchlands berathen iſt. Unnatürlich vereint hadern beide Maſſen in innerem Kriege; ſelbſtſtändig wachſend hat keiner einen näheren und ſicheren Verbündeten als den anderen. Joſeph aber lebte und webte in dem Gedanken, ſeinem Geſammtſtaate die Vaſallenſchaft der übrigen deutſchen Lande hinzuzufügen: die Folge war die vereinte Oppoſition aller deutſchen Fürſten unter kräftigem Einſtimmen der öffentlichen Meinung.

Allein noch eine ganz andere Bedeutung entwickelte ſeine Politik, als ſie ſich 1788 nach enger Verbindung mit Rußland zur Theilung des türkiſchen Reiches erhob. Für heutige Leſer iſt es unnöthig, die weltumfaſſende Wichtigkeit eines ſolchen Planes zu entwickeln: aus dem damaligen Zuſtande iſt noch hervorzuheben, daß König Stanislaus von Polen zu jenem Bündniſſe mit Eifer hinzugetreten war. Einer der zahlreichen Geliebten der Kaiſerin Catharina, war er einſt durch deren Einfluß auf den Thron gekommen, hatte dann eingewilligt, zu nationalen Reformen mitzuwirken, und in deren Folgen Rußlands Feindſeligkeit und die erſte Theilung Polens hereinbrechen ſehen. Seitdem hatte er den ruſſiſchen Geſandten in Warſchau ſchalten laſſen, einen Vertrag unterzeichnet, der Rußland zum Gewährleiſter der polniſchen Verfaſſung oder Unverfaſſung machte, und ſich mit der Ueberzeugung erfüllt, daß nur unter Rußlands Schutze ein wahres Gedeihen Polens möglich ſei. Während alſo die mächtigen Familien der Potocki und Czartoriski ſich um Schutz gegen Rußland eine Zeit lang dem Wiener Hofe näherten, ſuchte Stanislaus in unaufhörlichen Wiederholungen bei Rußland ſelbſt die Verwandlung der Wahlmonarchie in eine erbliche zu empfehlen. Als dann 1788 das Bündniß der beiden Kaiſerhöfe ſeine große Thätigkeit begann, ließen zwar die Potocki ihre öſtreichiſchen Beziehungen fallen; um ſo eifriger aber ſuchte ſich jetzt Stanislaus in die Freundſchaft Catharinen's und Joſeph's einzudrängen. Er ging alſo bei einer

Zusammenkunft in Canieff freudig auf den Vorschlag der beiden Kaiserhöfe ein, die Republik Polen zur Ausrüstung von 100,000 Mann zu bestimmen, zunächst für den türkischen Krieg, sodann aber auch für jedes anderweitige Zusammentreffen, eine Clausel, die für's Erste keinen anderen Gegenstand als Preußen haben konnte. Der ganze slavische Osten also, durch alle Kräfte der östreichischen Monarchie verstärkt, erhob sich in Waffen, zu einem Angriffe, dessen erstes Ziel Constantinopel, dessen letzter Zweck aber von Niemand vorauszusehen war [1]).

Solche Versuche sind noch nie in Europa vorgekommen, ohne den lebhaftesten Widerstand auf allen Seiten hervorzurufen. Der König von Preußen, der so eben die Militärkraft seines Staates in einer raschen Unterdrückung holländischer Unruhen erprobt hatte, war nicht gesonnen, einen Fingerbreit aus der Stellung Friedrich des Großen zurückzuweichen. England, unter der kräftigen Führung seines großen Ministers, des jüngeren Pitt, zürnte auf Rußland, welches kurz vorher dem französischen Handel einen begünstigenden Vertrag gewährt hatte, und betrachtete die Erhaltung der Türkei schon damals als einen der ersten Grundsätze seiner Politik. Beide schlossen mit Holland, welches ganz ihren Antrieben folgte, ein Bündniß, welches sich den Kaiserhöfen überall, und namentlich in der türkischen Frage [2]) entgegenstellte.

Dieser Vertrag wirkte durch sein bloßes Dasein, noch ohne Rüstung und Waffengewalt, durch ganz Europa hindurch. Wer sich irgendwie durch die beiden Kaiserhöfe in seinen Rechten und Hoffnungen bedroht sah, wandte seine Blicke der neuen Vereinigung zu. Schon stand Schweden in offenem Kampfe gegen Rußland und hielt dessen beste Regimenter an der Newa zurück: die Türken nahmen darauf mit erfrischtem Muthe ihre Kräfte zur Vertheidigung ihrer Grenzen zusammen. In Polen rief der preußische Gesandte die patriotische Partei des Reichstages auf, die Möglichkeit des russischen Bündnisses verflog auf der Stelle, bald mehrten sich im Gegentheile die Stimmen für eine enge preußische Allianz. In Oestreich selbst aber gährte es in allen Provinzen. Ungarn, welchem damals Joseph seine Verfassung Stück

1) Ungedrucktes Memoire von Herzberg, sur l'alliance conclue en 1790 entre la Prusse et la Pologne. Es gibt zu dem in Schmidt's Zeitschrift mitgetheilten précis eine Reihe schätzenswerther Zusätze, die im Folgenden benutzt sind.

2) Herzberg: der König hatte seit September 1789 beschlossen, eine Offensiv- und Defensivallianz mit der Pforte einzugehen, und im nächsten Frühling den Krieg gegen die Kaiserhöfe zu eröffnen.

auf Stück zerbrach, ſtand dicht an der Revolution: Belgien trieb nach langen Wirren am 19. December 1789 in raſchem Aufſtande die öſtreichiſche Garniſon aus ſeiner Hauptſtadt und damit die kaiſerlichen Behörden aus ſeinen Grenzen hinweg. Hier wie dort galt es der Vertheidigung beſtehenden Rechtes gegen den Angriff des Geſammtſtaates: hier wie dort ſtanden Clerus und Adel an der Spitze der Oppoſition, hatten aber die begeiſterte Zuſtimmung des Volkes zur Stütze. Sogleich ſetzten ſich beide in enges Vernehmen mit Preußen. Dieſes hatte ſo eben durch Beſchützung der Lütticher Verfaſſung gegen die Eingriffe des Biſchofs feſten Fuß an der belgiſchen Grenze gefaßt: die beiden Generale Schönfeld und Köhler traten jetzt in belgiſche Dienſte, um das Heer des Congreſſes zu organiſiren. Ein Ausſchuß der ungariſchen Oppoſition kam nach Berlin herüber, es war Rede davon, daß der Reichstag die Rechte des Königreiches Ungarn förmlich unter preußiſche Gewährleiſtung ſtellen ſollte.

Trotz mehrerer glänzender Siege über die Türken war alſo die Lage der beiden Kaiſerhöfe äußerſt bedenklich. Haß und Mißtrauen im deutſchen Reiche, heftige Gährung in der Republik Polen, die eigenen Truppen in weit entlegene Kämpfe verwickelt, in Weſteuropa keinen Bundesgenoſſen als Frankreich, über dem aber jetzt die Wogen der Revolution zuſammenſchlugen. Durch Krankheit und Sorgen verzehrt, kam Joſeph zu keinem Entſchluſſe. Er machte den Ungarn einige Zugeſtändniſſe, blieb gegen die Türken kriegseifrig, und nahm keine Deckungsmaßregeln gegen die preußiſche Grenze. Der belgiſche Aufſtand brach ihm den letzten Reſt ſeines Lebensmuthes: er ſtarb zwei Monate nachher, am 10. Februar 1790.

Zweites Capitel.

Rosbach und Reichenbach.

Joseph's Bruder, der Großherzog Leopold von Toscana, hatte früher nicht selten die überstürzende und abenteuernde Politik des Kaisers getadelt, und sich dadurch Joseph's lebhaftes Mißfallen zugezogen. Jetzt sollte er als Nachfolger den tief erschütterten Staat von dem Rande des Absturzes zurückziehen. Es war kein geringes Glück für das Haus Lothringen, daß gerade dieser Bruder vorhanden war, um die Lenkung auf so schwindelnden Wegen zu übernehmen. So gescheidt und ruhig, so weich gemäßigt und doch so unerschütterlich fest, trat er in die Geschäfte ein und verstand sogleich das Vertrauen um sich her zu verbreiten, das an sich selbst eine Eroberung, alle künftigen Siege in sich schließt. Er war geistig genug, um die großen Principien Joseph's zu würdigen, und gerade so weit frivol, um sich von jedem idealen Streben in nüchterner Entfernung zu halten. Vor Allem mußte es ihm auf Beendigung der augenblicklichen Krisis ankommen. Hier war er zum Verzichte auf die großen Eroberungspläne seines Bruders bereit, nur daß der Zukunft des Gesammtstaates nichts vergeben, nur daß auch den Gegnern desselben kein Wachsthum möglich gemacht werde. So weit war er Lothringer, um diese Grundmaximen unverbrüchlich festzuhalten.

Da nun das preußisch-englische Bündniß eben auch auf die Erhaltung des Besitzstandes abgeschlossen war, so hätte sich, scheint es, die Einigung leicht ergeben. Allein ganz und gar ohne Entschädigung für die Kriegskosten dachte doch auch Leopold nicht zu endigen, sodann wies Rußland jede Einmischung der Fremden in seine Siegeslaufbahn

weit hinweg, vor Allem aber wollten die Gegner, der Stärke ihrer Stellung bewußt, auch ihren Gewinn für die gemachten Anstrengungen davon tragen. An deren Spitze fand Leopold den preußischen Minister, den alten Grafen Herzberg, den schon vor einem Menschenalter Friedrich II. seinen Schüler in diplomatischen Dingen genannt, und der von diesem Meister nicht wenig erlernt hatte. Scharfer Verstand, unversiegliche Arbeitslust, so viel Selbstüberschätzung, als der Diplomat zur vollsten Sicherheit des Auftretens bedarf, vor allen Dingen unbegrenzte Hingebung an die Interessen seines Staates, so daß er keine Freude und kein Gewissen hatte, als die Sorge um die Förderung der preußischen Interessen: mit diesen Gaben hatte er Joseph II. in die Lage gebracht, bei der ersten Bewegung des preußischen Heeres auf Schach und Matt zu stehen. Er lebte und webte in diesem Vorwärtsschreiten Preußens, und verstand es, ganz Europa für seine Pläne in Bewegung zu setzen. Man hat ihn mit Unrecht getadelt, daß er über seinen schwedisch-finnischen und türkisch-polnischen Händeln die näher liegenden deutschen Angelegenheiten, als auf welche Preußen vor Allen angewiesen sei, versäumt habe: er hatte auf dem umfassenden Standpunkte Friedrich II. erkannt, daß der erste und letzte Schritt in der deutschen Sache die Abwehr der östreichischen Offensive, und daß diese nur auf dem weiteren Felde der europäischen Politik zu erzielen war. Diesen Hauptpunkt also hatte er unablässig im Auge, und betrieb ihn mit einer seltenen Verbindung von kaltblütiger Berechnung und lebhafter Rührigkeit. Er wünschte Polen und der Pforte Vertrauen zu Preußen einzuflößen und sie dadurch gegen die Kaiserhöfe standhaft zu erhalten: in diesem Sinne kam er ihnen eifrig entgegen, belebte die Kriegslust der Türken, und begünstigte einige Aenderungen in der polnischen Verfassung, die eben so viele Schläge für den russischen Einfluß waren. Weiter aber wünschte er hier nicht zu gehen; eine völlige Erstarkung Polens schien ihm nicht im preußischen Interesse zu liegen, und den Abschluß eines förmlichen Bündnisses wiederrieth er hier ebenso wie bei der Pforte [1]), da beide Staaten ohnedies auf Preußen unausbleiblich angewiesen waren, und jeder Vertrag also nur die Wirkung hatte, Preußen die Hände zu

---

1) Herzberg's Bericht an den König vom 6. Juli 1789, Depeschen an Lucchesini vom 11. und 31. Juli. Ebenso sagt der über Polen gründlich unterrichtete Graf Golz in einem an Herzberg gerichteten Memoire vom 10. Mai 1791: Polen, gegen Rußland erbittert, war zum Kriege bereit, und hätte sich gänzlich an Preußen angehangen, wenn dies nicht immerfort zauderte u. s. w.

bunden. Seine Meinung ging nun dahin, den an der Donau siegreichen Kaiserhöfen zwar einen kleinen Theil ihrer Beute zu lassen, hiefür aber von beiden entsprechende Vortheile für Preußen zu gewinnen. Rußland sollte nämlich den Schweden ein Stück von Finnland, Oestreich den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben: dafür hätte Polen die Städte Danzig und Thorn, und Schweden einen Theil Pommerns an Preußen abgetreten. Die Türken aber hätten dem Himmel danken müssen, daß sie durch Preußens Verwendung mit so geringer Einbuße [illegible] gekommen wären. Bei der gefährlichen Lage Oestreichs, bei der Unmöglichkeit, daß sich die Russen gegen den vereinten Willen Preußens und Polens auf dem Gebiete der Republik behauptet hätten, bei der [illegible] Schlagfertigkeit des preußischen Heeres von 160,000 Mann schien ihm ein solches System weder in Hinsicht der Zwecke noch der Mittel abenteuerlich. Schweden war für einige Millionen zu Allem [illegible][1]), Polen hätte sich wesentlich verbessert, da Thorn und Danzig als preußische Enclaven geringen Werth für die Republik hatten, und die abgetretenen Bezirke Galiziens sechsfachen Umfang und dreifache Einwohnerzahl besaßen. Fragt man nach dem deutschen Interesse, so wäre [illegible] die Erwerbung Danzigs und Pommerns ebenso förderlich, wie die Theilung der Türkei unter Oestreicher und Russen verderblich [illegible].

Allein mochte es sich mit diesem Systeme im Uebrigen verhalten wie es wollte, man wird es nicht von dem Vorwurfe der Willkürlichkeit und Künstlichkeit freisprechen können, und ein so gewandter Gegner wie Kaiser Leopold säumte nicht einen Augenblick, diese Schwächen zu benutzen. Daß Herzberg's Plan auf eine Vergrößerung Preußens abzielte, reichte bei dem Kaiser aus, den Entschluß des unbedingten Widerstandes festzustellen. Er wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen an der Ostsee sich stärken lassen. Er kannte seinen Gegner hinlänglich, um die richtigen Wege zu seinem Ziele einzuschlagen. Mit Umgehung des Ministers wandte er sich in einem offenen und zutraulichen Schreiben an König Friedrich Wilhelm selbst. In diesem Fürsten war ein starker Zug von Hingebung und Bestimmbarkeit; je höher das Bewußtsein seiner Würde in ihm war, desto leichter ließ er sich durch einen ersten Schritt des Vertrauens

[1]) Herzberg an den König 17. December 1793. Ne pouvait-Elle (Vôtre Majesté) pas y ajouter (à Danzig etc.) encore la Poméranie Suédoise pour un couple de millions, un petit bout de la Finlande, en faisant avoir à la Russie la ville d'Ocsakow?

gewinnen, und hielt sich dann manche große Unvorsichtigkeit zu Gute, die er seinem Minister nie verziehen hätte. Anfangs zwar gab es noch weit aussehende Schwierigkeiten. Der König blieb bei Herzberg's Planen, und versprach, wenn Leopold zustimme, ihn gegen Belgien gewähren zu lassen und ihm die Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Aber bereits war er auf anderen Punkten von Herzberg's Wegen abgewichen. Nachdem er sich im Januar hatte bestimmen lassen, den Türken sein Bündniß zu bewilligen, so daß Herzberg's Plan nicht füglich ohne Zustimmung der Pforte zu verwirklichen war, ließ er sich Ende März auch eine Allianz mit Polen entreißen, ohne dieses zu der Abtretung von Danzig und Thorn im Voraus zu verpflichten [1]). Als dann Leopold auswich, Truppen in Böhmen zusammenzog, und gegen die Türken, statt des gewünschten Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten erneuerte, wäre wohl der Zeitpunkt gewesen, mit kräftigen Maßregeln hervorzutreten. Polen hätte sich im Kriegsfalle gegen die Russen sofort erhoben: bei den ersten Schlägen, daran war kein Zweifel, stand Ungarn in hellen Flammen [2]); die Chancen waren so günstig wie möglich. Statt dessen ging der Briefwechsel zwischen den beiden Königen fort, in nutzloser Erörterung, ob für Oestreich die Herausgabe aller Eroberungen oder Herzberg's Tauschplan vortheilhafter sein würde.

Während so im Osten der Frieden Europa's auf diplomatischer Spitze balancirt wurde, entspann sich jenseits des Weltmeeres ein geringfügiger Hader, dessen Rückwirkung den Süden und Westen unseres Welttheiles unter die Waffen rief.

Zwischen England und Spanien stand seit einiger Zeit eine Fehde über einen Landstrich, der in unseren Tagen noch einmal ein Zankapfel zwischen Angloamerikanern und spanischen Mexicanern geworden ist, über den Nootka Sund in Californien. Die Spanier, die hier ihre Landeshoheit noch auf die päpstliche Verleihung des 16. Jahrhunderts stützten, wollten die Niederlassungen nicht dulden, welche kecke englische Kaufleute in jener Gegend, damals um des Pelzhandels willen, gegründet hatten. Sie griffen endlich mit den Waffen durch; darauf entbrannte aber in England ein lebhafter Zorn, kriegerischer Lärmen erfüllte das Cabinet, das Parlament, die ganze Nation; und Spanien mahnte in

---

[1]) Herzberg l. c.

[2]) Depeschen des preußischen Gesandten Jacobi in Wien, 12. Juli, 24. Juli, 10. October. Der ungarische Reichstag fordert sofortigen Frieden, Heimkehr der ungarischen Regimenter, Garantie der ungarischen Verfassung durch die deutschen Fürsten.

[illegible]

zu Gunsten der belgischen Selbstständigkeit. Zuletzt blieb er bei dem Plane stehen, Oestreich solle die Herrschaft in Belgien wieder erhalten, dafür aber die Menschenrechte und die französische Freiheit in den Provinzen einführen, ein Programm, welches allerdings die Widersprüche vereinigte, dafür aber auch alle Interessenten, Oestreich, die belgischen Stände und die Brüsseler Demokraten gegen sich hatte [1]). Hiezu kam die ungünstige Lage im Inneren Frankreichs selbst. Man hatte weder Geld noch brauchbare Truppen, und fürchtete vor Allem, den vorhandenen Unruhen eine neue hinzuzufügen. Genug, trotz der Kriegsgelüste Lafayette's blieb den Winter hindurch der Frieden ungestört.

Nun aber langten im Frühling jene spanischen Nachrichten an. Das Ministerium, obwohl sehr zweifelhaft über die Folgen, konnte nicht mehr allein durch seinen Willen den Frieden erhalten, und mußte wohl nach dem Buchstaben der Verträge auf Rüstungen bedacht sein. Bei Lafayette und dessen Freunden tauchten alle Entwürfe wieder auf: um sich der Nationalversammlung zu versichern, versammelten sie aus der großen Partei der Linken alle ihnen sicheren Leute zu einem Festmahle, aus dessen Toasten und Verhandlungen ein bleibender Verein, der sogenannte Club von 1789, und im Reichstage ein abgesondertes linkes Centrum hervorging. Das Losungswort hieß für's Erste Unterstützung des Ministeriums zum Kriege gegen England.

Die bloße Möglichkeit dieses Krieges erfrischte der östreichischen Politik alle Nerven. Leopold, der keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß er lieber jegliche türkische Beute verlieren, als den Preußen eine Scholle Gewinn zuwenden wollte, erklärte schon in den ersten Tagen des Mai dem englischen Gesandten, er wolle Frieden auf den ungeänderten alten Besitzstand — nur daß als Grenzregulirung die Türken ihm Orsowa überließen — er wolle Belgien die alte Verfassung wiedergeben, und hoffe damit allen gerechten Ansprüchen genug zu thun. Zwinge man ihn aber durch irgend eine weitere Forderung zum Kriege, so müsse er Frankreich einen Theil der belgischen Landschaften überlassen, damit es ihm zu den übrigen wieder verhelfe [2]). Schon einmal hatte Joseph II. einen Theil Belgiens den Franzosen geboten, damit sie ihm zu Bayerns Eroberung verhälfen: man begreift, daß die Drohung unter den jetzigen Umständen doppelt schwer in das Gewicht fiel. Die See-

---

[1]) Hierüber Niemand ausführlicher als Lafayette selbst in den Memoiren.

[2]) Der englische Gesandte Keith an seinen Minister. Wien, 11. Mai. Coxe Oestreich IV., 513 d. d. Uebersetzung.

mächte waren auf der Stelle entschieden. In ihrem Handelsinteresse lag es überhaupt nicht, den Preußen Danzig zu verschaffen; so waren sie von vorn herein für Herzberg's abweichende Pläne nicht gerade begeistert gewesen, und hatten selbst schon einmal Oestreich ein Abkommen auf den Statusquo vorgeschlagen. Die Gefahr also, Belgien den französischen Waffen Preis gegeben und Holland selbst bedroht zu sehen, ließ gar kein weiteres Bedenken aufkommen: sie erklärten sich bereit, auf die Vorschläge Leopold's einzugehen. Damit hatte Herzberg's System sein Fundament verloren, und Leopold konnte mit leichterem Herzen dem Fortgang der preußischen Unterhandlung entgegen sehen.

Indessen nahmen in Paris die Angelegenheiten eine sehr unerwartete Wendung. Die Gründung des Clubs von 1789 gab bei den Jacobinern Alarm. Deren damalige Häupter, Barnave, die Brüder Lameth, Duport, unterschieden sich zwar von Lafayette nur sehr wenig in ihren politischen Tendenzen. Aber es trennte sie ein nicht minder wirksames Moment: er besaß die Macht der Regierung und sie wünschten sie zu haben. So waren sie Widersacher aller Orten, und auch in der Kriegsfrage beschlossen die Jacobiner, dem General entschieden in den Weg zu treten.

Es ergab sich hieraus die sonderbarste Parteistellung. Montmorin und Lafayette, die Vertreter der bestehenden Regierung, wünschten Krieg: die Jacobiner, das Organ der immer fortschreitenden Revolution, kämpften für Frieden. Beide waren der Meinung, der Krieg würde die Gewalt des Königthums stärken, und beide arbeiteten damit ihren Parteiinteressen diametral entgegen. In Wahrheit gab es für den König keine größere Gefahr, und für die Jacobiner keine glänzendere Aussicht, als Krieg. Der Krieg kann zwar niemals die bürgerliche Freiheit befördern, deshalb gefährdet er aber nicht das Interesse der Jacobiner, die nicht auf Freiheit der Bürger, sondern auf Herrschaft der Demagogie ausgehen. Dieser thut der Krieg unter allen Umständen Vorschub, indem er das Land mit Gefahren umgibt und mit Leidenschaften erfüllt. Er wird bei vollem Verlaufe immer eine Dictatur erschaffen, weil er immer der Dictatur bedarf. Aber er hat keinen Grund, diese Gewalt in die Hand der Legalität zu legen, er schenkt sie dem Verwegensten und dem Stärksten. Wie Carl I. hat er Ludwig XVI. auf das Schaffot, und Cromwell, Robespierre und Bonaparte zu despotischer Allgewalt geführt. Damals aber hatte Robespierre keine Ahnung einer solchen Möglichkeit; er und seine Freunde beeiferten sich wider Willen, die Regierung Ludwig XVI. von ihrem Verderben zurückzuhalten.

Am 14. empfing die Nationalverſammlung eine Botſchaft des Miniſteriums, welches wegen der californiſchen Wirren Geld zu vorbereitenden Rüſtungen begehrte. Lafayette's Einfluß war ſtark genug, um eine eifrige Willfährigkeit auf der Stelle an den Tag zu bringen. Abends aber erſcholl die Tribüne und die Preſſe der Jacobiner von Unwillen und Beſorgniß wieder. Man denuncirte die Abſicht der Regierung, durch den Krieg den Bankerott herbeizuführen und die Conſtitution zu ſtürzen. Man ſah die Intrigue eines öſtreichiſchen Geheimbundes in den Tuilerien vor Augen. Man erklärte, daß es nur ein Mittel gegen dieſe Gefahr gäbe, ein Decret nämlich, welches das Recht über Krieg und Frieden dem Könige entziehe und allein der Nationalverſammlung beilege. Hierauf ſtellte am folgenden Morgen Lameth ſeinen Antrag. Er ſchien ihm die bündigſte Folgerung aus den anerkannten Grundſätzen. Die Nationalvertretung ſpricht den Willen der Nation aus, die ausübende Gewalt vollzieht ihn. Jene hat alſo zu erklären, ob die Nation Krieg will, dieſe hat die Kriegserklärung wie jedes andere Geſetz zu vollſtrecken. Der Boden des Treffens war geſchickt gewählt, man war hier der großen Maſſe der Abgeordneten ſicher, die immer noch ehrlich für die Theorie der Menſchenrechte ſchwärmten, und immer noch bei einer Schwächung der Krone eine weiſe That zu vollbringen glaubten. Auch riß Lameth's Antrag die Verhandlung in ſolchem Grade mit ſich fort, daß mehrere Tage lang das Gelderſuchen des Miniſters vergeſſen blieb.

Hier entwickelten denn die Jacobiner ihre ganze Abneigung gegen den Krieg. Im Frieden, rief Aiguillon, iſt die Freiheit unüberwindlich, im Kriege werden die Intriguen wirken, ein ſiegreicher König wäre die größte Gefahr für die Freiheit. Hier nahm auch Robespierre ſeine Stellung. Der Krieg, ſagte er, iſt ein Mittel, die Willkür gegen das Volk zu vertheidigen: nehmt euch das Recht über Krieg und Frieden, und der Krieg wird unmöglich ſein; glaubt ihr aber den Miniſtern auf das Wort, ſo werdet ihr zugleich den Krieg und die Knechtſchaft erklären. Dazwiſchen regnete es geſchichtliche Erinnerungen an die frivolen Kriege gekrönter Eroberer, giftige Hindeutungen auf die angeblichen Intriguen zwiſchen der eigenen und den fremden Regierungen. Es iſt ſehr wohl möglich, ſagte Lameth, daß Grund zum Kriege vorhanden iſt, es iſt ſehr möglich, daß die Höfe ganz einträchtig einen Krieg unter einander verabredet haben; denn es handelt ſich hier um die Sache aller Könige gegen die Völker.

Die Wirkung war groß in der Verſammlung, den Zuhörertribünen,

den Straßendebatten. Weder Lafayette, der das Pfeifen des Publikums mehr als das Pfeifen der Kugeln fürchtete, noch seine Freunde wagten sich gegen den Strom zu stemmen. Alle Kriegsgedanken waren aufgegeben. Der einzige Custine redete noch von Englands Herrschsucht, gegen welche das französische Volk seine ganze Kraft aufbieten müsse, sonst begnügte man sich allein mit der Vertheidigung des constitutionellen Punktes. Hier wäre nun die Krone, wenn sie außer der Rechten nur bei Lafayette hätte Schutz und Stütze suchen müssen, wahrscheinlich übel genug gefahren. Allein eine ganz andere Kraft trat für sie in die Schlachtlinie ein, um durch eine eben so unvermuthete als gewaltige Diversion den Jacobinern auf ihrem eigenen Boden den Sieg zu entreißen.

Mirabeau war seit dem 7. November in der Versammlung fast unthätig gewesen. Ohne einem Grundsatze etwas zu vergeben, hielt er seine Gunst bei dem Pariser Volke lebendig, indem er dann und wann der rechten Seite eines seiner zermalmenden Schlagwörter entgegenwarf. Die Minister zu schonen, hatte er vollends keinen Anlaß, kurz er schien wieder völlig der alte Revolutionär. Im Stillen suchte er bald mit dem Grafen von Provence, bald mit Lafayette von Neuem anzuknüpfen, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Endlich kam ihm im März eine unerwartete Hülfe entgegen. Der östreichische Gesandte, Graf Mercy, ein Mann von durchgreifenden Kenntnissen und festem Charakter, seit langer Zeit ein persönlicher Freund der Königin und durch den Grafen La Marck von Mirabeau's wahrer Disposition unterrichtet, entschied Marie Antoinette, sich einer so bedeutenden Unterstützung nicht länger zu entziehen. Die Königin hatte längst gewünscht, mit den wichtigsten Führern der Nationalversammlung einen Versuch unmittelbarer Verständigung zu machen, aber bei jeder Erwähnung Mirabeau's, den sie für den Urheber des Mordversuchs am 6. October hielt, sich mit Schauder abgewandt. Als sie jetzt durch La Marck über diesen Punkt beruhigt worden, wurde nach mehrfachen Erwägungen ein vorläufiges Abkommen erreicht. Der König bezahlte Mirabeau's Schulden (200,000 L.) und gab ihm eine monatliche Rente von 1000 Thalern; dafür ertheilte Mirabeau dem Hofe seine Rathschläge, und versprach, in der Nationalversammlung die Interessen des Thrones zu vertreten. Ausdrücklich kam man überein, daß es sich nicht um die Herstellung des alten Staates handele: der König selbst in seiner passiven Weise hatte gar keine Sehnsucht nach unbedingter Machtvollkommenheit, und keine Ansicht über irgend eine Frage der Verfassungspolitik. Wenn er die Sicherheit

des Daſeins gewonnen hätte, ſo gingen ſeine Wünſche für die Befugniſſe ſeines Herrſcherwillens kaum ſo weit, als Mirabeau's alte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer kräftigen Regierung in Frankreich. Hier alſo, über das Ziel, war wenig Schwierigkeit. Deſto übeler aber war es mit den Mitteln beſchaffen. An ſich war jetzt im Mai jeder Verſuch einer monarchiſchen Reſtauration hundertfach ſchwieriger als im November. Jedenfalls gehörte dazu unbedingte Einheit und Conſequenz des Handelns, unbedingte Vollmacht für den Lenker, unbedingte Thätigkeit nach allen Seiten. Wenn Mirabeau nicht ſelbſt Miniſter werden konnte, ſo war die erſte Aufgabe, ihm ein gründlich ergebenes oder völlig unterwürfiges Miniſterum zu bilden. Wenn er ſelbſt in ſeinem unaufhörlichen Schaffen nicht ſelten den Weg wechſelte und darüber Zeit verlor, ſo wäre der einzige Beruf des Königs geweſen, ihn bei dem einmal Begonnenen feſtzuhalten und deſſen Vollendung zu beſchleunigen. Aber von dem Allen geſchah das Gegentheil. Der Hof konnte ſich nicht zu vollem Vertrauen entſchließen. Der König vermochte ſich weder von ſeinen bisherigen Miniſtern zu trennen, noch dieſe ſeinem Willen zu unterwerfen. Die Königin nahm Rath von Mirabeau, aber ebenſo von vielen anderen höchſt verſchiedenen Menſchen, und nahm überhaupt nur mit innerem Zwange an den ſie langweilenden Staatsgeſchäften Theil. Mirabeau, nicht geſonnen ſich auf ſo nutzloſe Art verbrauchen zu laſſen, fuhr dann wohl von der Tribüne mit einem Ungewitter dazwiſchen, deſſen Blitze ſchärfer trafen als alles Gepolter der Jacobiner, die Lage nicht verbeſſerten, die Stimmung des Hofes aber reizten und erbitterten. Wie viel Frucht ein ſo beſchaffenes Bündniß tragen könnte, mußte von Anfang an höchſt zweifelhaft erſcheinen.

Damals aber, als das Recht über Krieg und Frieden verhandelt wurde, war er noch im friſchen Bewußtſein der zwei Tage vorher eröffneten Ausſichten. Er ſah wohl, daß die einfache Behauptung der Rechten, der König ſei allein der Herr über den Krieg, in der Verſammlung nicht mehr zu halten war, er hatte an ſich aber auch keine Neigung, ſeine Kräfte dafür in die Schanze zu ſchlagen. Die Phraſen über die Herrſchſucht der Könige, welche in dynaſtiſchen Fehden das Blut des Volkes vergeudeten, beſtimmten ihn natürlich nicht, die Entſcheidung in die Hand einer Kammer zu legen, die eben ſo viel Herrſchſucht und eigennützige Zwecke, und ſelten ſo viel Sachkenntniß wie die Executivgewalt zu der Frage mitbrachte. Allein einen gleich durchgreifenden Einfluß, wie ihn etwa das engliſche Parlament beſaß, wollte er auch dem franzöſiſchen Reichstage ſichern, [illegible] das

Herkommen jeden Paragraphen eines Gesetzes überflüssig machte, so galt es hier, durch ein bestimmtes Gesetz das Herkommen für die Zukunft erst festzustellen. Vollends der vorliegende Fall schien ihm ganz geeignet, die Mißlichkeit allein einer ministeriellen Entscheidung darzuthun. Wenn Lafayette im Augenblicke zwar von allen Kriegsgedanken hinweggeschreckt war, so erschien die Zukunft deshalb vor seinem Ehrgeiz nicht besser gesichert. Ein auswärtiger Krieg aber dünkte Mirabeau — und hier zeigte sich sein Scharfblick ebenso sehr dem Lafayette's als der Jacobiner überlegen — als das größte Unheil, was die französische Regierung in ihrer damaligen Lage betreffen konnte. Er wollte Frieden wie die Jacobiner, gerade um die Jacobiner zu entwaffnen.

Hienach war seine Aufgabe gegeben. Er forderte vor Allem die Bewilligung der Subsidien, da eine vertheidigende Rüstung unter allen Umständen unerläßlich war. Er entwickelte dann die Unmöglichkeit, den König, den Leiter der auswärtigen Beziehungen und der militärischen Actionen, von der Erklärung des Krieges auszuschließen, und betonte den entscheidenden Einfluß, welchen die Volksvertretung durch die Bewilligung der Geldmittel und die Verantwortlichkeit der Minister auch dann auf Krieg und Frieden haben würde. Wie gewaltig er sprach, noch lauter und dröhnender tobte ihm der Zorn der Linken und die Aufregung der Massen entgegen. In den Straßen rief man ein Flugblatt aus: die große Verrätherei des Grafen Mirabeau; vor den Thüren des Saales wogten in athemloser Spannung die Volksmassen, Lameth hochpreisend, Mirabeau verfluchend, durch eine Menge drohender Gerüchte in Angst und Grimm hineingehetzt. Die Jacobiner beauftragten den jungen und talentvollen Barnave mit der Bekämpfung des gefürchteten Gegners, und hatten die Genugthuung, ihren Redner seine Aufgabe glänzend lösen zu sehen. Indem er die Unzulänglichkeit der von Mirabeau empfohlenen Garantien gegen eine regellose Kriegslust des Monarchen, und die furchtbare Bedeutung jedes Krieges für Wohlstand und Freiheit des Landes erörterte, faßte er seine Stellung in dem constitutionellen Satze zusammen, daß die Erklärung einer solchen Katastrophe nothwendig ein Willensact der Nation sei, und dieser nur durch das Organ des Nationalwillens, die gesetzgebende Gewalt vollzogen werden könne. Der Eindruck seiner Rede war mächtig im Saale, auf den Galerien, durch ganz Paris hindurch. Aber am folgenden Tage griff ihn Mirabeau unmittelbar in dem Kernpunkte seiner Ausführung zerschmetternd an. Er begann mit dem unläugbaren Worte, daß allerdings

eine Kriegserklärung wie ein Gesetz ein Ausdruck des Nationalwillens, der König aber kraft seiner zu jedem Gesetze nöthigen Sanction Theilhaber der gesetzgebenden Gewalt sei. Dann in pressender, festgeschlossener, leidenschaftlich vordrängender Entwicklung überwältigte er alle Zweifel, warf alle Einwendungen zusammen, und riß, unwiderstehlich durch überlegene Sachkunde, praktische Klarheit und die Macht seines persönlichen Auftretens, eine große Mehrheit zu dem Beschlusse fort, daß Krieg und Frieden von der Nationalversammlung, nach einem ausdrücklichen und unumgänglichen Antrage des Königs und unter dessen Sanction zu beschließen sei.

Hiemit war nach der unzweifelhaften Stimmung der Nationalversammlung entschieden, daß Frankreich keinen Angriffskrieg gegen Holland und England führen würde. Dieß wirkte in soweit auf Preußen zurück, daß der König sich endlich zu ernsteren Demonstrationen gegen Oestreich entschloß, ein Heer an der lithauischen Grenze gegen Rußland, ein zweites aber in Schlesien gegen Böhmen aufstellte, und sich selbst in das Hauptquartier des letzteren verfügte. Allein sein Eifer wurde von den verbündeten Seemächten mit Nichten getheilt. Zwar von einem spanischen Kriege war keine Rede mehr; der Minister Florida Blanca war tief entmuthigt und erklärte dem englischen Gesandten seine Unterwerfung, nicht weil die britische Forderung gerecht, sondern weil Spanien zum Opfer gezwungen sei: wenn Frankreich uns unterstützte, würde ich aushalten, setzte er hinzu, vereinzelt aber sind wir zu schwach, und müssen uns fügen[1]). England hätte also wieder freie Hand im Oriente gehabt. Indeß war es weit entfernt davon, von seinen letzten Abreden mit Leopold deshalb zurückzutreten. Denn es hatte doch in Frankreich keineswegs die Partei des unbedingten Friedens gesiegt, die von Montmorin begehrten Subsidien waren bewilligt, eine Menge kriegslustiger Elemente zum Vorschein gekommen. So blieb Pitt in seiner friedfertigen Gesinnung gegen Oestreich und nur von dem Wunsche auf Beruhigung Europa's beseelt, um nicht zu neuer Bedrohung der Niederlande durch Frankreich Anlaß zu geben.

Leopold, der Seemächte versichert, that mit großer Gewandtheit das Seinige, den Abschluß zu befördern, indem er sich zur Hebung des preußischen Selbstgefühles entschloß, scheinbar zur Erfüllung seiner dringendsten Wünsche sich erst zwingen zu lassen. Ende Juni erschienen nämlich zwei östreichische Diplomaten, Fürst Reuß und Baron Spiel-

[1]) Morris an Washington II. 130.

mann, im preußiſchen Lager, und eröffneten zu Reichenbach die Unterhandlung mit Herzberg in höchſt zuvorkommender Weiſe. Nachdem Herzberg ſein Tauſchproject erörtert hatte, legten die Oeſtreicher am 13. Juli eine Note ihres Staatskanzlers vor, worin dieſer einen im Grundſatze zuſtimmenden und nur in Nebenpunkten abweichenden Gegenvorſchlag machte. Herzberg glaubte damit die Verwirklichung ſeiner Pläne in Händen zu haben. Allein an demſelben Tage langten die Geſandten der Seemächte an, und ſetzten ſich in der nachdrücklichſten Weiſe der Vollziehung eines ſolchen Tractates entgegen. Ihr Bündniß, ſagten ſie, laute nur auf Erhaltung des vollen und allſeitigen Beſitzſtandes vor dem Kriege; England, ſetzten ſie hinzu, habe in dieſem Sinne bereits zu Wien unterhandelt, und werde ſich an keinem Kriege für ein anderes Programm betheiligen. Zugleich kam der preußiſche Geſandte aus Warſchau, Marquis Lucchesini. Man erfuhr, daß in Polen der ſtärkſte Widerwille gegen die Abtretung von Danzig und Thorn vorhanden war: in Warſchau gingen bei den augenblicklichen günſtigen Verhältniſſen alle Leidenſchaften hoch; die ruſſiſche Partei bewirkte, um Preußen zu ſchaden, einen Reichstagsſchluß, der jede Gebietsabtretung für Hochverrath erklärte, und auch die preußiſch Geſinnten meinten, für die beiden trefflichen Städte müßte Preußen ihnen wenigſtens ganz Galizien ſchaffen. Die Zwiſchenfälle machten den ſtärkſten Eindruck auf König Friedrich Wilhelm II. Das erſte Feuer war bei ihm vorüber, und ſo gern er in einem raſchen Enthuſiasmus kräftige Beſchlüſſe faßte, ſo wenig war er zu zähem Ausharren aus bloßen Verſtandesgründen geeignet. Er war vierzig Jahre alt geworden, entfernt von allen Geſchäften, gründlichen Kenntniſſen, bildender Arbeit. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn getrieben, ſich dafür in Aufregungen und Anreiz jeder Art zu entſchädigen, bald aber fand er ſich ermüdet und abgeſtumpft, klagte über die Oede ſeines einförmigen und ermattenden Lebens, und gewöhnte ſich auch als König ſehr ſchnell, die politiſchen wie alle anderen Angelegenheiten nur als Mittel geiſtiger Erregung zu betreiben [1]). Nichts entſchied ihn leichter, als wenn eine Maßregel ihm zu einer erhebenden Stimmung Anlaß gab, nichts ermüdete ihn mehr, als die ſcharfe objective Berechnung, welche die Seele aller praktiſchen Politik iſt. Als ihm dort in Reichenbach die Hinderniſſe wuchſen, war er leicht überzeugt, daß ihn Herzberg in

1) Briefe der Frau Charrière, Freundin der Gräfin Döhnhof, revue de Genève 1849.

ganz unnöthige Schwierigkeiten verwickele. Er fand im Grunde die englische Ansicht auch für Preußen höchst ehrenvoll. Der Ruhm, als Schiedsrichter Europa's drei Kaisern den Frieden dictirt zu haben, schien noch größer, wenn Oestreich gar nichts erhalte, als wenn es tausche, für Preußen aber die Ehre eines solchen Vertrages um so leuchtender, je weniger er durch das eigennützige Streben auf Danzig und Thorn befleckt sei. Der König gab sich mit Feuer diesen Gefühlen hin, ohne ein Arg zu haben, daß ein Regent seine Pflicht verletzt, wenn er auf Kosten des ihm anvertrauten Staates sich die Freude einer begeisterten Empfindung macht. Herzberg erhielt den gemessenen Befehl, jene Tauschvorschläge des Fürsten Kaunitz abzuweisen, und auf Erhaltung des strengen Besitzstandes zu bestehen. Die östreichischen Gesandten thaten darauf erschrocken und erzürnt, und der König meinte gegen Herzberg, man werde sich zum Kampfe für die gute Sache anschicken müssen. Dazu schüttelte nun Herzberg traurig den Kopf, und kaum nach acht Tagen wurde der König selbst durch Leopold's bereitwillige und eifrige Zustimmung überrascht [1]). Oestreich verzichtete somit auf alle Eroberungen und versprach für Belgien Amnestie und Herstellung der alten gesetzlichen Verfassung. Dafür ließ Preußen seine Bemühungen auf Danzig fallen, und verhieß Garantie der östreichischen Herrschaft über Belgien. Das Einzige, was Herzberg noch durchsetzen konnte, war eine Clausel: wenn Oestreich etwa eine kleine Grenzerwerbung von den Türken macht, wird es Preußen einen ähnlichen Vortheil zuwenden.

Der amerikanische Gesandte in Paris, Morris, der ein strenger Conservativer, und wenn nicht gerade ein geschulter so doch ein praktischer Staatsmann war, schrieb damals seiner Regierung: Preußen ist, obwohl es die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages dictirt hat, vollständig hinter das Licht geführt worden. In der That zeigte sich bald, wie viel die Uneigennützigkeit seines Königes aufgegeben hatte [2]). Sein Ansehen sank nach allen Seiten in demselben Maße, wie der Einfluß Leopold's stieg. Einige Wochen blieb Oestreich noch auf der Linie des Reichenbacher Vertrages. Es schloß Waffenstillstand mit den Türken, war zur Eröffnung des Friedenscongresses bereit, und regelte im Haag gemeinschaftlich mit Preußen, Holland und England die Wiedererwerbung Belgiens. Es war dies die Zeit, welche Leopold zur Befestigung seiner inneren Stellnng nothwendig bedurfte. Er hatte seine

---

1) Herzberg précis, in Schmidt's Zeitschrift I. 27.

2) Ausführlich nachgewiesen bei Häusser, deutsche Geschichte I. 322—339.

Kaiſerwahl zu erwirken, und ſeit dem Fürſtenbunde hatte Preußen die Mehrheit im Churfürſtencollegium. Zwar die Stimme zur Kaiſerwahl hatte Preußen in Reichenbach zugeſagt, immer aber handelte es ſich noch um die einzelnen Beſtimmungen der Wahlcapitulation. Da war es die erſte Folge der Politik Reichenbach, daß Sachſen aus der preußiſchen Führung heraustrat und ſein altes Stichwort vollkommener Neutralität hervorſuchte. Hiemit kehrte das Uebergewicht auf die öſtreichiſche Seite zurück, und alle Anträge zur Verbeſſerung der Wahlcapitulation fielen durch die Mehrheit Böhmens, Baierns, Cölns und Triers, gegen Brandenburg, Hannover und Mainz. Nicht weniger erheblich war, daß in denſelben Tagen Leopold trotz aller Oppoſition ſeine Anerkennung in Ungarn durchſetzte. Er hielt hier den Standpunkt, der ſeine ganze Regierung charakteriſirt. Wenn Joſeph die Exiſtenz der Provinzialrechte und Stände zu Gunſten des Geſammtſtaates zu vernichten ſuchte, ſo ſtellte Leopold die Exiſtenz der Stände wieder her, behielt aber die weſentlichen Rechte ſich ſelbſt vor. In Ungarn insbeſondere half vor Allem das Mittel, welches ſich auch in unſeren Tagen bewährt hat: gegen die Magyaren rief er die Illyrier und Südſlaven auf, und erlangte durch ihre Hilfe ſeine Krönung zu allen Herrſchaftsrechten der Maria Thereſia. So weit gediehen, ſchritt er ohne Zaudern nach allen Seiten weiter vor, und wo er es vermochte, über die zu Reichenbach gezogenen Linien hinaus. Gegen Belgien rückten ſeine Truppen heran, das Land war in Folge inneren Parteihaders ſchlecht gerüſtet, jene preußiſchen Officiere traten damals aus dem Dienſte des Congreſſes zurück, und bald wuchs das Drängen Oeſtreichs ſo ſehr, daß es in den Haager Conferenzen zu Drohungen und Proteſten Seitens der Seemächte kam. Allein die Zeit eines ernſteren Widerſtandes war vorüber. Der öſtreichiſche Miniſter Graf Mercy nahm von den Vorbehalten keine Notiz, ſondern ließ ſeine Truppen ohne Zaudern vorwärts gehen. Jene inneren Parteiungen hatten zudem Belgien auch ſeines franzöſiſchen Rückhaltes beraubt, da der Brüſſeler Congreß kurz vorher gegen die demokratiſche Partei eingeſchritten war, und ihre verhafteten Führer trotz aller Vorſtellungen Lafayette's nicht losließ. Es half nichts, daß dieſer den General Dumouriez eigends nach Brüſſel ſandte und als Preis ihrer Freilaſſung franzöſiſchen Beiſtand gegen Oeſtreich bot: der Congreß blieb feſt, und war alſo mit Lafayette völlig überworfen, als General Bender mit 30,000 Oeſt-

ne Operationen begann. Lafayette war weit entfernt davon,

ockter Sünder willen den europäiſchen Frieden zu ſtören.

Ohne Schwertstreich kam Belgien unter die östreichische Herrschaft zurück.

Gleich nachher folgte die Unterwerfung Lüttichs unter die Herrschaft seines Bischofes. Preußen hatte die durchaus gerechte Sache der Einwohner bis dahin nachdrücklich unterstützt. War es in Belgien und Ungarn nur heimlich und durch unbeglaubigte Agenten thätig gewesen, so hatte es in der Lütticher Angelegenheit ganz officiell gewirkt, und mußte hier um so mehr ein billiges Verfahren erwarten, als die Lütticher Stände sich bereit erklärt hatten, den Bischof wieder aufzunehmen, wenn er ihre hergebrachten Rechte bestätigte. Allein jetzt rückten östreichische Regimenter ein, und ohne irgend eine Rücksicht auf Preußens Proteste wurde die Opposition mit allen Mitteln des Kriegszustandes niedergeworfen.

Noch greller aber kamen die Folgen des Systemes Reichenbach in Osteuropa zu Tage. Schweden, das im Vertrauen auf preußisch-englische Hülfe den Krieg gegen Rußland begonnen, schloß bitter enttäuscht einen gewinnlosen Frieden. In Polen trat die patriotische Partei gänzlich aus dem preußischen Einflusse hinweg: sie hatte Grund genug, nach ihrem unklugen Eigensinne in der Danziger Sache an Preußens fernerer Freundschaft zu zweifeln, und mochte auch nach der letzten Probe ein Bündniß mit Oestreich für sicherer und vortheilhafter halten [1]). Endlich wollte selbst der türkische Friedenscongreß nicht zur Eröffnung kommen. Rußland, jetzt seinerseits durch England und Preußen bedrängt, bot dem östreichischen Hofe große Stücke, wenn er wieder auf seine Seite treten wollte, und Kaunitz war der Meinung, wenn Preußen die Russen angreife, sei der Kaiser durch Reichenbach, wo man nur über die Türken verhandelt habe, nicht verhindert, den Russen bundesmäßige Hülfe zu leisten. Dies zwar lehnte Leopold ab, da man doch zu Reichenbach verheißen, sich weder direct noch indirect am Türkenkriege weiter zu betheiligen: allein die preußischen und englischen Gesandten mußten immer noch bis zum letzten Tage des Jahres in Sistowa warten [2]), bis ihre östreichischen Collegen eintrafen. Wir werden später sehen, wie wenig günstig sich auch dann die Dinge anließen.

So wenig kamen die Händel der europäischen Mächte im Jahre

---

[1]) Das Sinken des preußischen Ansehens, Hamburger politisches Journal, September 1790.

[2]) Vom 19. bis zum 30. December.

1790 zu einem befriedigenden Abschlusse. Rußland erfüllte fortdauernd seine Umgebungen mit Sorge und Unwillen durch den geräuschvoll fortgesetzten Türkenkrieg. Oestreich, welches mit seltenem Glücke aus vernichtender Gefahr zu überraschender Erhebung gelangt war, suchte seine Vortheile mit stets wachsender Heftigkeit auszubeuten. Trotz der neuen Freundschaft mit Preußen hatte man nicht vergessen, wie viel dessen Haltung zu der Bewegung der aufstrebenden Provinzen beigetragen hatte: Leopold bewahrte es wohl im Herzen, und ließ sich in seinem Vorwärtsschreiten nach dieser Seite auch durch das wachsende Getümmel der französischen Revolution nicht beirren [1]). Die Stimmung Preußens wurde in Folge dessen um so bitterer, je lauterer das Bewußtsein des Königs über die Motive seiner Reichenbacher Entschlüsse war. Während man sich von Ungarn, Belgiern und Lüttichern des Verrathes anklagen hörte, fand man sich in Polen über die Achsel angesehen und das eigene Vertrauen auf Oestreich vollständig getäuscht.

---

[1]) Morris an Washington, 22. November. Ohne Zweifel aus Mittheilungen der französischen Minister.

Drittes Capitel.

Frankreich. Sturz des Clerus und Adels.

Während Europa im Jahre 1790 auf mehreren Seiten die Keime eines allgemeinen Kampfes in sich trug, Oestreich gegen Preußen, Preußen gegen Rußland, England gegen Spanien die Waffen erhob, wirkte diese kriegsschwangere Atmosphäre mächtig auf die Erhitzung der französischen Revolution zurück. Natürlich nicht in der Weise, wie die revolutionären Parteien es unzählige Male behauptet haben, daß das französische Volk, durch ein Bündniß des alten Europa bedroht, um der nationalen Selbständigkeit willen zum Aeußersten habe greifen müssen: die einfache Darstelluug der Thatsachen, welche die deutsche Geschichte von 1790 bilden, reicht hin, um die Unmöglichkeit eines solchen Bündnisses darzuthun. Aber was nicht in den Dingen vorhanden war, erzeugte sich in den Gemüthern der Menschen. Wenn in Ost und West, in Nord und Süd der Weltbrand jeden Augenblick auszubrechen schien, hielt man auch das heimische Dasein gefährdet, und schloß aus den eignen Wünschen nur zu bereitwillig auf die Gesinnung der vermeintlichen Gegner. Bei jener halb diplomatischen, halb revolutionären Rüstung zum Schutze Spaniens hatte Lameth gerufen: es ist ein Krieg aller Könige gegen alle Völker. Damit war Alles gesagt. Man empfand in sich selbst zu stark den Trieb, auch die übrigen Nationen Europa's zu revolutioniren, als daß man nicht bei den Regierungen derselben eine gleich regsame Feindseligkeit vorausgesetzt hätte.

Es kam dazu, daß [illegible]ben Monate Mai in Frankreich selbst der Widerstand [illegible] zum ersten Male über die parla-

können, ohne daß der Widerstand von etwas Anderem als der Ohnmacht der Besiegten Kunde gegeben hätte. Den Clerus als den Träger eines im Volke wurzelnden Glaubens hatte ihre Hand noch kaum berührt, und sofort kündigte sich der Bürgerkrieg auf hundert Punkten des Königreiches an[1]). Man mußte erfahren, daß hinter den aufgeklärten Rednern der Clubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt. Man hätte schon nach den bisherigen Erfahrungen der Revolution ermessen können, ob dieser Widerstand gering zu achten sei. Daß der letzte Versuch des alten Staates so spurlos gescheitert und eine neue Zeit so unwiderruflich hereingebrochen, man verdankte es, die Thatsachen genau erwogen, nicht den Reden des Palais Royal und auch nicht dem Sturme der Bastille, sondern dem allgemeinen Aufwogen der Bauern in den Landschaften und dem allgemeinen Abfall derselben in den Regimentern. In ihrem Eifer und ihrer Rohheit damals hatten sie nachdrücklich genug verkündet, was sie bedurften; sie besaßen es jetzt und fühlten sich sicher, um es gegen die Welt zu vertheidigen. Den geistlichen Zehntherren hätten sie mit der blanken Waffe abgewiesen, aber das Sacrament wollten sie sich nicht aus ungeweihten Händen aufdringen lassen. Das materielle Interesse, welches bei ihnen bisher die Schritte der Nationalversammlung empfohlen hatte, erhöhte an dieser Stelle ihren besorgten Widerwillen. Wir haben früher bemerkt, daß damals nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, Theilung der großen Güter und Vermehrung der kleinen Eigenthümer das Hauptbedürfniß des französischen Ackerbaues war: was ihm Noth that, war vielmehr Befreiung des Bodens, einsichtiger Betrieb und gute Pachtverhältnisse. Das Erste war jetzt erreicht, das Zweite konnte nur langsam erlernt werden: was aber das Dritte betraf, so waren die geistlichen Güter bei Weitem nicht am Schlechtesten berufen, im Gegentheil galt ihre Verwaltung als vernünftig und geordnet, und ihre Pachttermine waren eifrig besucht. Jetzt war denn der Schrecken allgemein, als man von dem Wechsel des Eigenthumes hörte. Die Pächter fürchteten von dem neuen Käufer ausgewiesen oder nach Speculanten Weise gedrückt zu werden. Im Elsaß allein hatte eine Petition gegen den Sturz der katholischen Religion in drei Wochen 21,000 Unterschriften, sämmtlich die Namen von Pächtern, Katholiken,

[1]) Mit diesem Urtheil stimmt auch L. Blanc Buch IV Cap. 11 überein.

Lutheranern und Juden in seltener Einstimmigkeit. In der Bretagne hatten bisher die Pfarrer an der Spitze der Freiheitsbewegung gestanden, und die Bauern, durch ganz besondere Colonatsverhältnisse gedrückt, mit Eifer sich gegen den Adel erhoben: jetzt schlugen beide um, und die neuen Gemeindebehörden sahen die Bevölkerung sich einmüthig um die widerstrebende Geistlichkeit schaaren. Bei Weitem aber die stärkste Aufregung entstand für jetzt in dem Süden, wo sich auch die Städte mit lebhafter Entrüstung betheiligten, während hier und da die Bauern, einst härter als im Norden durch den Feudalstaat beschädigt, noch in dem Geleise der revolutionären Bewegung fortgingen. Der Clerus selbst bot alle Mittel seines tiefen und weitverzweigten Einflusses auf. Drohende Reden ertönten von den Kanzeln; der Beichtstuhl diente, den brennenden Streit in allen Familien zu tragen; lange Processionen büßender Gläubigen erfüllten die Straßen der Städte mit dem Jammer über die verabscheute Kirchenschändung. Der erste blutige Tumult erhob sich in Nimes, wo die Existenz einer zahlreichen und durch Wohlstand und Bildung bedeutenden protestantischen Gemeinde die Gemüther der katholischen Eiferer seit der Erklärung der politischen Gleichberechtigung aller Confessionen in fanatische Aufregung versetzt hatte. Ein gewisser Froment ergriff die Leitung des Aufstandes mit dem Worte, niemals werde man die Revolution durch Lehre und Verstandesgründe bezwingen; es komme darauf an Leidenschaft gegen Leidenschaft zu setzen, und die liberale Bewegung durch die mächtigen Mittel der Religion zu zermalmen. Seitdem gab es Unruhen Tag für Tag; die Protestanten waren ihres Lebens nicht mehr sicher, endlich kam es zu einem größeren Zusammenstoße, bei dem ein patriotisches Linienregiment von den kirchlichen Bürgergarden und Proletarien hart mitgenommen wurde. Darauf trat eine katholische Gesellschaft zusammen um die benachbarten Departements zu einer Verbrüderung im christlichen Glauben aufzufordern. In Alais jagte der Pöbel die Truppen völlig zur Stadt hinaus, die Bürgergarde war in sich selbst getheilt, und mithin keiner Einwirkung fähig. In Montauban dagegen kam es zwischen der Nationalgarde und dem Volke zum Treffen: auch hier behauptete die katholische Sache den Platz und die Bürgergarde wurde gesprengt. Unter solchen Zuckungen gewann die katholische Verbrüderung Boden, in Nimes allein bekannten sich 4000 Männer zu ihr, Uzès, Perpignan, Tarn, das einflußreiche Toulouse traten in ihren Bund. Tagtäglich erschollen die Klagen der Patrioten, die immer trüberen Berichte der Behörden drängten sich in der Nationalversammlung, und

ſie beſchloß, in der Meinung mit künſtlich gemachten Wirren zu thun zu haben, durch Vollendung der Reform den Parteigängern der alten Mißbräuche jede Hoffnung abzuſchneiden.

Am 29. Mai wurde die Kirchenverfaſſung, deren Grundzüge im April verkündet worden, von dem kirchlichen Ausſchuſſe vorgelegt. Die Ausführung ging noch weit über die Principien des Aprilberichtes hinaus, und griff vielfach tiefer als durch neue Abgrenzung der Diöceſen in das Kirchenrecht ein. Die Souveränität der Activbürger wurde hier wie in Gericht und Verwaltung anerkannt. Die Wähler jedes Diſtrictes ernennen ſich den Pfarrer, die Wähler des Departements den Biſchof [1]). Jeder erwählte ſchwört der Nation, dem Könige und der Verfaſſung den Eid der Treue. Es giebt hinfort keine Capitel und geiſtliche Gerichtsbarkeit mehr. Der Papſt verliert die Rechte der Diſpenſationen und der canoniſchen Einſetzung. Wenn hierin dogmatiſche Fragen allerdings nicht unmittelbar angeregt waren, ſo bedarf es doch keiner Erörterung, daß mit der Verwirklichung dieſer Dinge in Frankreich für den gläubigen Katholiken kein unentweihter Gottesdienſt und kein unbeflecktes Sacrament mehr beſtehen blieb.

Dennoch war die Wärme der Debatte mit den Vorgängen des April nicht zu vergleichen. Der Clerus, der gegen die damaligen Beſchlüſſe mit einigen Geſinnungsgenoſſen einen feierlichen Proteſt erlaſſen, nahm an der neuen Verhandlung einen ſehr ſpärlichen Antheil. Der Streit wurde faſt nur innerhalb des Centrums und der Linken geführt, über die Größe der Gehalte, die Fortdauer der Capitel, die Wahl der Biſchöfe durch das Volk oder durch die Geiſtlichen. Der eigentliche Held der trockenen und ſchleppenden Discuſſion war der Janſeniſt Camus, der mit einer Miſchung von religiöſem und politiſchem Eifer die Uebereinſtimmung des vorliegenden Geſetzes mit dem neuen Teſtamente und den Concilienſchlüſſen des vierten Jahrhunderts unermüdlich in allen Stücken nachwies. Weniger Glück machte Robespierre, dem Manches nicht demokratiſch genug war, und mehrere Anſätze die Abſchaffung des Cölibates einzuflechten mißlangen. In dieſe halb ſcholaſtiſchen, halb demagogiſchen Erörterungen warf dann der katholiſche Süden zuweilen ſeine drohende Stimme hinein. Am 15. Juni empfing die Nationalverſammlung eine Adreſſe des Vereins von Nimes, die in gebieteriſchem Tone Ehrfurcht vor der Kirche und Herſtellung der

[1]) Einzige Bedingung des Wahlrechts iſt das Anhören einer Meſſe. Jeder Nichtkatholiſche, der ſich dem unterzog, konnte mitwählen.

königlichen Gewalt begehrte. Es war auch ein Act des souveränen Volkes, so gut wie die Pariser Adresse vom 5. October: allein die Nationalversammlung beantwortete ihn auf das Bündigste an demselben Tage durch einen Beschluß, nicht bloß für 400 Millionen, sondern die ganze Masse der Kirchengüter ohne Aufschub zum Verkaufe zu bringen. Die Adresse aber wurde für aufregend erklärt und die Anstifter vor die Barre geladen. So wuchs die Erbitterung auf beiden Seiten. Nun war es gerade die Zeit, in welcher die neuen Verwaltungsbehörden eintraten, keine thätigen Gerichte existirten, das Heer von der allgemeinen Unordnung immer tiefer ergriffen wurde: es stand also fast jeder Ort in reiner Selbstständigkeit, die größere Verwaltung vollzog sich thatsächlich überall in der Form der freien Verbrüderungen, und die Begeisterung für den Reichstag war das einzige Band, welches die schwindende Einheit noch zusammen hielt. Jetzt schlug diese auf weiten Strecken in Haß und Abscheu um, gegen die patriotischen Vereinigungen bildete sich in drohender Heftigkeit die katholische, die souveränen Städte schickten sich an, wie im alten Gallien in das Feld zu rücken. Als der Kampf in Montauban bekannt wurde, erhob sich Bordeaux in dem Zorne seines Freiheitssinnes: die Nationalgarde griff zu den Waffen, bildete in der Umgegend ein kleines Heer, und zog zur Bestrafung der rebellischen Frömmler aus. Lange stand man sich förmlich gelagert im Angesicht, und nur mit Mühe hinderte das Einschreiten des Ministeriums und der Nationalversammlung den Ausbruch. In Nimes dagegen kam es Mitte Juni zu einer entsetzlichen Katastrophe. Froment's Genossen geriethen mit den Protestanten in Streit, anfangs wurden eine Menge Menschen einzeln ermordet; dann erhielten die Protestanten Verstärkung von liberalen Katholiken der Stadt und von Glaubensgenossen der umliegenden Dörfer; endlich entschied das Eingreifen der Linientruppen im liberalen Sinne den Kampf, und mit unbarmherziger Rache wurden über achthundert Menschen der clericalen Partei niedergemacht [1]).

Mit einem Worte, wenn die Gesetze über Verwaltung und Gericht die Leidenschaft der Menschen von jeder äußeren Fessel befreit hatten, so drückten ihr die kirchlichen Decrete die Waffen zum offenen Kampfe in die Hand. Mitten in der Revolution selbst erhob sich gegen sie der Bürgerkrieg. Sie war bereit dazu ihn aufzunehmen, sie hatte noch

---

1) L. Blanc Buch IV, Cap. 11, nach den Acten des später darüber geführten Processes.

weitere Mittel, den Fanatismus ihrer Anhänger zu ſtärken. Gegen den kirchlichen Eifer der gläubigen Katholiken bot ſie die Vaterlandsliebe aller ächten Franzoſen auf. Die katholiſchen Pfarrer, welche das Jahr zuvor zu Hunderten ſich mit dem dritten Stande vereinigt, hatten zwar an ſich nicht das Mindeſte gemein mit den Prinzen und Herren, die im Auslande um Hülfe für das Feudalweſen bettelten: die Revolution aber, nachdem ſie beide mit gleicher Verfolgung getroffen, freute ſich, den Abſcheu gegen die Landesverräther auf die katholiſche Kirche richten zu können.

Die Jacobiner hatten jenes Thema fremder Einmiſchung, welches ſie zuerſt bei der Vorbereitung des 5. October angeſchlagen, ſeitdem nicht wieder verklingen laſſen. Wäre es hier bloß auf Wünſche und Neigungen angekommen, ſo hätten ſie nicht leicht zu viel geſagt. Es fehlte nicht an zahlreichen Stimmen, welche die beſtehenden Gewalten Europa's zu Wachſamkeit und Kampf gegen die Revolution aufriefen. Allen voran waren darin wie begreiflich die franzöſiſchen Auswanderer, welche die Höfe der Reihe nach um bewaffnetes Einſchreiten angingen und die Unverträglichkeit eines revolutionären Frankreich mit den alten Ordnungen des Welttheils predigten. Ihr natürlicher Führer, des Königs Bruder, Graf von Artois, lebte, ſeitdem er nach dem Sturme der Baſtille aus Paris entflohen war, bei ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Sardinien, und beſtürmte von dort aus ſeine Freunde in Frankreich wie alle Mächte des Auslandes mit ſeinen Hülfegeſuchen. An den deutſchen Reichstag gelangten andere Beſchwerden Seitens einiger deutſchen Fürſten, die im Elſaſſe Beſitzungen hatten und hier durch die Auguſtdecrete betroffen wurden. Was das formelle Recht anging, ſo beriefen ſie ſich auf einen Artikel des weſtfäliſchen Friedens, der die beſtehenden Rechte der Elſaſſer Reichsſtände gewährleiſte; dagegen hatte Frankreich einen anderen Artikel deſſelben Vertrages anzuführen, welcher dieſe Gewähr nur unbeſchadet der vollen Souveränität ſeines Königs ausſpreche, und damit den Elſaß auch der franzöſiſchen Geſetzgebung unterwerfe [1]). Mochten darüber die Rechtsgelehrten ſtreiten, ſo eignete ſich politiſcher Weiſe die Sache offenbar zu nichts eher, als zu einem friedlichen Vergleiche, und Mirabeau ſetzte in der Nationalverſammlung einen Beſchluß durch, welcher die Fürſten zu Unterhandlungen über eine Entſchädigung einlud. Immer trug aber der Zwiſt dazu bei, in den höheren deutſchen Kreiſen die Mißſtimmung zu ſteigern,

[1]) Instr. pacis Monast. § 73, 74, 87.

mit der man den Fortgang der französischen Unruhen beobachtete. Eine solche Reizbarkeit lag völlig in der Natur der Sache bei jenen Reichsständen, die ihr ganzes Dasein noch auf den feudalen Fuß gestellt hatten. Reichsprälaten, Reichsritter und kleine Dynasten sahen sich durchaus in der Lage der Franzosen, gegen welche die ersten Schläge der Revolution gefallen waren. Die größeren Fürsten aber waren in anderer Stellung. Der Mehrzahl nach protestantisch, hätten sie dem Schicksal der französischen Kirche mit größerer Gleichgültigkeit zusehen mögen. Seit mehreren Menschenaltern im Kriege mit ihrem Adel und wesentlich der Politik des Fortschrittes und des Gemeinwohls huldigend, hätten sie in den Beschlüssen des 4. August sogar den Sieg der eignen Sache erblicken können. Allein die Thorheit Breteuil's und die Schwäche Ludwig's, welche wider das Wesen der Dinge das Königthum in die Niederlage der Feudalstände verwickelten, sodann der zugleich weltumfassende und anarchische Charakter der Menschenrechte verwandelten die Stimmung gänzlich. Vollends seit den Scheußlichkeiten des 6. October hielten die Monarchen Europa's ihr eigenes Dasein durch die Revolution gefährdet, und wandten ihre Neigung allen Opfern derselben fast ohne Unterschied zu. Es ging hier in den Gedanken, wie es in Frankreich thatsächlich geschehen. Die Verblendung der Feudalpartei machte das Auftreten eines angriffslustigen Radicalismus möglich: dadurch wurden die natürlichen Bundesgenossen, die Politik des liberalen Gesammtwohles und die nationale Monarchie, einander entfremdet.

Nur war noch ein sehr weiter Weg von der Entfremdung des Herzens bis zu thatsächlicher Feindseligkeit. Die Höfe Europa's waren entrüstet über die Frechheit der Pariser Revolutionäre, aber die meisten empfanden eben so viel Verachtung als Zorn, und alle waren durch die östreichischen Händel auf das Vollständigste in Anspruch genommen. Selbst in Turin hatte der König zwar heiße Wünsche für das Gelingen seines erlauchten Schwiegersohnes, dessen Galantrien ihm übrigens den festen Anstand seines Hofes unangenehm störten; aber von einer Neigung, die eigenen Interessen in einem französischen Kriege zu gefährden, war nichts zu entdecken. Der Eifer des Grafen Artois griff also immer in die Luft, und noch entschiedener war sein Fehlschlagen bei den anderen Mächten. Ja in den Tuilerien selbst hielt man sich zwar in steter Verbindung mit dem Grafen, um seine Pläne zu kennen: aber die Königin, ohne deren Vorwissen Ludwig XVI. nichts Wichtiges that, war weit von einer Zustimmung entfernt. Theils ängstigte sie

die Gefahr, die man während eines Angriffes der Auswanderer in Paris durchzumachen hätte, theils fürchtete sie bei einem Siege derselben für ihr eigenes Schicksal, besonders seitdem Calonne in Gunst und Einfluß bei Artois stand. Weiter blickende Geister, welche aus dem bisherigen Verlaufe der Revolution den endlichen Sieg der anarchischen Demokratie voraussagten, bedauerten damals schon die Trägheit der gekrönten Häupter: nicht als ob sie einen Weltkrieg gegen das neue Frankreich oder die Vernichtung der Reform gewünscht hätten, sondern weil sie keinen Zweifel hegten, daß die siegreiche Demokratie ihrerseits den Angriff beginnen und den Weltkrieg unvermeidlich machen würde. Sie erinnerten an Lafayette's Umtriebe in Irland, Holland und Belgien, an den Eifer, womit sich Genfer und Lütticher Ausgewanderte um Mirabeau und andere Parteihäupter drängten, an die officielle Tendenz der Menschenrechte, die sich für das allein gültige Saatsrecht nicht bloß Frankreichs, sondern des Weltalls gegeben hatten. Es war nach ihnen einzig die Frage, zu welcher Zeit der Kampf losbrechen, und mit welchen Mitteln er zu führen sein würde: hier dünkte ihnen einleuchtend, das jede Zögerung nur die Kräfte der Anarchie vermehren könnte.

Allein wenn die Höfe über ihren türkischen Sorgen davon nicht die mindeste Notiz nahmen, wenn Marie Antoinette ihren Gemahl von jeder Theilnahme an den Plänen seines Bruders abhielt: wie viele Menschen in Paris wußten von diesen häuslichen und diplomatischen Verwickelungen, oder fanden für gut daran zu glauben? Jede Aeußerung, die ein demokratisches Blatt über die Pläne der fremden Tyrannen hinwarf, erhitzte tausend entzündbare Herzen. Bei der maßlosen Unwissenheit der meisten Franzosen über auswärtige Verhältnisse kostete es geringe Mühe, auch den abenteuerlichsten Erfindungen Eingang zu verschaffen. Bald sollte ein Schlag gegen Lyon, bald gegen Marseille geführt werden; bald war es der Kaiser, bald Catharina II., die im Bunde mit den Ausgewanderten stände; England verschwor sich heute mit Artois gegen die Revolution, morgen mit Orleans gegen Ludwig XVI., Alles um sich wegen des amerikanischen Krieges zu rächen. So schien der ganze Boden durch Verrath unterwühlt und der Luftkreis von Verschwörungen vergiftet: kein Verbrechen war so plump oder so abgefeimt, daß man es nicht der Reaction zugetraut hätte. Indem diese Dinge unablässig in die grellste Farbe gesetzt wurden, und die Umtriebe des Grafen Artois an sich nicht zweifelhaft waren, gelang es binnen wenigen Monaten, die Volksmassen zugleich mit peinigender Sorge und maßlosem Stolze zu erfüllen. Starkes National-

gefühl, lebhafte Einbildungskraft und maßlose Leichtgläubigkeit wirkten zusammen und erweckten rasch in den weitesten Kreisen zuerst das Bewußtsein, von allen Königen verfolgt zu werden, und darauf den Wunsch, allen Völkern die Freiheit zu verschaffen. War man im vorigen Jahre stolz darauf gewesen, das einzige freie Volk des Festlandes zu sein, so begann man jetzt den Gesichtskreis der Revolution über alle Grenzen des Reiches zu erweitern.

Den nächsten Hebel, um diese Stimmungen zur That zu bringen, gaben aber die militärischen Verhältnisse. Denn gegen die Fremden konnte zuletzt doch nur das Heer beschützen: hier aber schien zu fürchten, daß die Officiere, als ohne Ausnahme adlig geboren, sich selbst an die Spitze des Verrathes stellen möchten. Die Parteien wußten überhaupt sehr wohl, was ihnen die Meinung des Heeres bedeute, und die Jacobiner verloren die fortgesetze Bearbeitung der Soldaten keine Stunde aus den Augen. Nur zu sehr wurden sie darin durch die alten Schäden des französischen Heerwesens unterstützt, die mit jedem Tage unheilbarer aufbrachen. Officiere und Soldaten standen sich als zwei durch einen Abgrund geschiedene und auf den Tod verfeindete Classen gegenüber; an keiner Stelle war der Haß zwischen dem Adel und dem gemeinen Manne grimmiger als hier, und wenn sonst das stehende Heer als das zäheste Bollwerk der Ordnung betrachtet wird, so hatte damals der Feudalstaat der Demagogie an keiner Stelle das Spiel so sehr erleichtert, als bei den Soldaten. Die Unterofficiere waren fast ohne Ausnahme radical gesinnt, und das Officiercorps selbst spaltete sich, je nachdem die Revolution den Einen von der Nothwendigkeit der Reformen überzeugte, den Anderen dagegen verhärtete. Im Laufe des Winters drang das Clubwesen in die Regimenter ein, ein jedes hatte seinen Ausschuß der Unterofficiere als Mittelpunkt der Bewegung; höhere Löhnung, gesichertes Cassenwesen, leichtere Beförderung, mildere Zucht waren die ersten Gegenstände der Verhandlungen. Sie ordneten darüber Gesandtschaften an ihre Obersten, oder auch geradezu an die Nationalversammlung und den Kriegsminister ab, begehrten von dem Regimentsführer Rechnungsablage über die Casse, erklärten ihre Nichtanerkennung freiheitsfeindlicher und aristokratischer Vorgesetzten. Die Officiere mußten zusehen, beschwichtigen, schmeicheln; wo sie Widerstand versuchten, kam es zu offenen Gewaltthätigkeiten, unaufhörlich mischten sich die Gemeindebehörden in die Verwaltuug der militärischen Disciplin. Als die Föderationen in den Provinzen begannen, steigerte sich dies Alles. Die Festlichkeiten und die Begeisterung,

welche hier zu Tage kam, lechte auch die Truppen heran, und die Nationalverſammlung, die ſich noch nicht daran gewöhnen konnte, das Heer für etwas Anderes als ein Werkzeug der Gewalt anzuſehen, empfahl ausdrücklich die Verbrüderung der Soldaten und Nationalgarden als gleicher Söhne des gemeinſamen Vaterlandes. Durch ein ſolches Zuſammenlehen aber beider Claſſen der bewaffneten Macht wurde die Zucht des Heeres vollends zerſtört. Die Soldaten ſahen nicht ein, warum ſie weniger Freiheit als ihre freien Brüder, und beſchränktere Rechte als andere ſouveräne Volksmänner haben ſollten. Sie fanden, daß die Nationalgarde ohne alle Strafgeſetze und mit freier Wahl der Officiere dem gemeinen Weſen höchſt zuträglich ſei: wenn nun nach der Erklärung der Rechte keine Ungleichheit, als welche das Gemeinwohl erheiſche, ferner geduldet werden dürfe, warum ſollten ſie denn ſtrengeren Vorſchriften und nicht ſelbſt erwählten Officieren gehorchen? So kam es bald dahin, daß die Unordnung des neuen Weſens ärger wurde als die Mißbräuche des alten.

Unter dieſen Umſtänden begann die Nationalverſammlung damit die Reform, daß ſie eine Reihe der für Officiere und Soldaten wichtigſten Fragen ihrer alleinigen Entſcheidung vorbehielt, und dadurch das Heer gewöhnte, mehr auf ſie als auf den König zu blicken. Man kann nicht wiſſen, ſagte Alexander Lameth, ob immer ein bürgerlich geſinnter König in Frankreich ergieren wird: alſo beſchloß die Verſammlung, dem geſetzgebenden Körper allein ſtehe es zu, die Größe und Einrichtung des Heeres, die Verwendung deſſelben im Reiche, den Sold aller Grade, die Form der Aushebung, die Aufnahme fremder Soldaten und das militäriſche Strafrecht zu beſtimmen. Lameth war ſelbſt Officier, neben ihm gab es noch eine Anzahl meiſt jüngerer Genoſſen, die mit brennendem Eifer eine große Laufbahn in einer revolutionären Armee und Kriegführung erwarteten: Orleans glänzender Freund Biron, der ſtrudelköpfige Menou, die mit Lafayette zuſammenhängenden Broglie und Montmorency, der bejahrte Cuſtine, brav, unbeſonnen und eitel wie der jüngſte Menſch, endlich der radicalſte von ihnen, Dubois von Crancé, der zu demokratiſcher Hitze eine grimmige Rachſucht gegen den alten Zuſtand mit brachte, unter welchem ihn der Kriegsminiſter St. Germain einſt aus dem Dienſte gejagt hatte. Alle dieſe drängten die Armee auf volksthümlichen Wegen weiter. Der Sold der Gemeinen wurde erhöht, der Zugang zu den Officierſtellen jedem Talente eröffnet, dem Soldaten jedes bürgerliche Recht vorbehalten für die Zeit, in der er ſich nicht in activem Dienſt befinde.

Da aber neben dieſen erfreulichen Dingen nicht das Mindeſte für die Herſtellung der Zucht geſchah, wohl aber die reactionäre und verrätheriſche Stimmung der Officiere in endloſer Wiederholung angeklagt wurde, ſtieg die Verwilderung während des Frühlings zu einer erſchreckenden Höhe. Volk und Soldaten waren überzeugt, daß jene bei dem erſten Angriffe der Ausgewanderten übertreten würden. Es ſchien ein Verrath am Vaterlande, wenn man ihnen nicht zuvorkäme, wenn man ſie in ihrer Stellung, beſonders in den Grenzgarniſonen, beließe. Wer Unordnungen wünſchte, konnte kein dankbareres Thema erſinnen. In den erſten Tagen des Mai, gleichzeitig mit den kirchlichen Tumulten des Binnenlandes, loderte die Flamme an der ganzen ſardiniſchen Grenze entlang in die Höhe. Es war planmäßige Verſchwörung dabei, denn es ſteht feſt, daß die Aufſtände bei den Pariſer Jacobinern im Voraus angekündigt wurden [1]), es war aber auch mehr als Verſchwörung, eine weitverbreitete Stimmung nämlich im Lande, welche den Führern eifrig entgegen kam. Zu gleicher Zeit ſtürmte das Volk in Marſeille die Forts [2]), in Grenoble und Montpellier die Citadelle, in Toulon das Arſenal, um ſich zu bewaffnen und die Pläne der inneren und äußeren Verräther zu Schanden zu machen. Die Ortsbehörden waren machtlos, die Nationalverſammlung lange unſicher; endlich erließ ſie Decrete im Sinne der Ordnung, die aber zur wirklichen Herſtellung bei Weitem zu ſchwach waren und zu ſpät kamen.

Dies war die Lage der Dinge im Inneren, als die Botſchaft über Nootka Sund die Möglichkeit eines Krieges ſcharf in den Geſichtskreis der Nationalverſammlung rückte. Die Aufregung, welche ſie hervorrief, iſt uns jetzt doppelt begreiflich. Die Schreckbilder, die man ſich bisher aus freier Phantaſie erſchaffen, ſchienen plötzlich eine vernichtende Wirklichkeit zu gewinnen. Es war ſchwerlich ganz ohne eigene Beſorgniß geredet, als Lameth ausrief, es handele ſich um einen Krieg der Könige gegen die Völker. Als dann die vermeintliche Gefahr beſeitigt worden, war es wieder ganz der menſchlichen Natur entſprechend, daß die Verdächtigungen gegen König, Adel und Officiere in verſtärktem

---

1) Davon erwähnt L. Blanc nichts; er erzählt dafür von einem royaliſtiſchen Complot des Marſchall Maillebois, das aber auf einen Plan des unſtäten und unruhigen Officiers hinausläuft, die Höhe von Turin, Madrid, den Haag für eine bewaffnete Contrerevolution zu bearbeiten.

2) In Marſeille war ſeit 1789 großer Zwieſpalt zwiſchen Militär und Civil; die dortigen Händel gaben Mirabeau und C. Lameth Anlaß die Jurisdiction der Grand-Prévots beſeitigen zu laſſen. Poisson I, 208 ff.

Maße erneuert wurden. Denn so sehr die Jacobiner den Krieg fürchteten, so sehr fanden sie ihre Rechnung bei den Kriegsgerüchten. Bei jeder Wiederholung des Satzes, daß die Könige einen Bund gegen die Freiheit schmiedeten, fiel ein Blick des Mißtrauens auf Ludwig XVI. zurück. Jede Sorge über einen Angriff der Emigranten schärfte bei Volk und Soldaten die Erbitterung gegen die aristokratisch gesinnten Officiere. Auswärtige Propaganda, Adelshaß, militärische Insubordination, Eines hob und beförderte das Andere. Gerade in diesen Tagen nun stellte die Stadt Lyon das Beispiel einer Verbrüderung, wie sie damals so häufig vorkamen, im Großen auf: über 50,000 Nationalgarden schworen unter festlichem Gepränge Treue der Verfassung, der Nationalversammlung und dem Könige. In Paris gab dies Veranlassung zu dem Gedanken, in einer erhebenden Feier am Jahrestage des Bastillesturmes ganz Frankreich in einem einzigen Bundesschwure zu vereinigen, Vertreter aller Departements, Nationalgarden und Truppentheile auf dem Marsfelde zu versammeln und damit der revolutionären Begeisterung und Eintracht einen neuen Schwung geben. Der Vorschlag zündete, kaum ausgesprochen gewaltig. Der König und die Nationalversammlung genehmigten ihn, alle Parteien suchten sich seiner Folgen im Voraus zu bemächtigen, und die verschiedenartigsten Verhandlungen wurden an ihn angeknüpft. Die Jacobiner blieben, wie man denken kann, nicht zurück; die obigen Bemerkungen werden das Folgende in sein rechtes Licht stellen.

Nachdem die Vereinigung der drei Stände und die Nacht des 4. August der Kirche und dem Adel ihre politischen Vorrechte genommen hatte, war man jetzt im Begriffe die alte Kirche völlig zu beseitigen. Es schien nicht mehr als folgerichtig, ein gleiches Verfahren auch gegen den zweiten der alten Stände, gegen den Adel zu eröffnen. Wann der Gedanke zuerst auf die Bahn gebracht wurde, ist unbekannt; die nächsten Urheber waren, so weit man sehen kann, die adligen Führer der Jacobiner, Lameth, Aiguillon, St. Fargeau. Dieses Mal hatten sie von Lafayette keinen Widerspruch zu besorgen; er erinnerte sich, wie der Kampf über die Kriegsfrage seiner Volksgunst gefährlich gewesen, er stimmte hier aber auch von Herzen mit allen Consequenzen der Jacobiner überein. Schon am 4. Juli fand Mirabeau ihn und seine näheren Freunde in voller Hitze[1]) für die Abschaffung des Adels

[1]) Très épouffés. Brief an La Marck s. h. d.

und der Orden, und ließ ſie ſeinen Spott über ihre Begeiſterung bei ſolch' einem Gegenſtande empfinden. Vierzehn Tage ſpäter war bereits alle Welt erfüllt von den Vorbereitungen des Verbrüderungsfeſtes: da meldete ſich am 19. bei der Nationalverſammlung die Deputation eines Ausſchuſſes der Fremden, um zu dem Feſte Zulaſſung zu erbitten. Der preußiſche Baron Cloots führte darauf als Redner des Menſchengeſchlechts eine Anzahl Perſonen in den Saal, die in alle Nationaltrachten der Pariſer Theatergarderoben gekleidet waren [1]), donnerte gegen die Gewaltigen des Erdkreiſes, ſtellte die Vertreter aller Völker vor, und forderte Frankreich auf, das Zeichen zur Befreiung zweier Welten zu geben. Großer Beifall erklang von allen Seiten, und der Präſident ertheilte die gewünſchte Erlaubniß unter der bezeichnenden Bedingung, daß ſie in der Heimath verkündeten, was ſie auf dem freien Boden Frankreichs geſehen hätten. Dieſe Poſſe ſchien ein würdiger Eingang zu dem eigentlichen Gegenſtande des Abends. Wenn die fremden Völker gegenwärtig ſeien, hob Lameth an, fordere die Schicklichkeit, daß man von der Statue Ludwig XIV. die gefeſſelten Bilder der beſiegten Nation entferne. Es ſei überhaupt an der Zeit, fiel ein zweiter ein, alle Abzeichen des Stolzes und der Hoffarth aus dem Lande der natürlichen Freiheit und Gleichheit zu verbannen. Alle Adelstitel, rief ein ſonſt unbekannter Deputirter, Lambel, ſind abzuſchaffen. Das entſcheidende Wort war gefallen. Lameth und Lafayette erheben ſich um die Wette, die Rednerbühne ſich ſtreitig machend, um ihre kräftige Zuſtimmung auszudrücken. Der eifrige und endlich tumultuariſche Widerſtand der Rechten war vergeblich, unter dem Toſen der Galerien wurde der Beſchluß im Sturme durchgeſetzt.

Was ſich über den Gegenſtand dieſer Debatte für einen idealen oder neu entſtehenden Staat ſagen läßt, denke ich hier nicht zu wiederholen. Die entſcheidende Richterin, die geſchichtliche Erfahrung, hat für Frankreich, wie für jedes altersmachſene Volk gezeigt, daß ein verhandener Adel ſich nicht mit einem Geſetze aufheben, ſondern nur durch Aenderung der Zuſtände allmählig umſchmelzen läßt. Was hierfür in dem damaligen Frankreich geſchehen konnte, war mit der Eröffnung aller Ehren für jedes Verdienſt, der gerichtlichen Gleichheit und der

1) S. Rhein. Bund IV. Bd. 15 ff. hier folgen nähere Erklärung und Namen: von Dänk und Hamburg drei getaufte Juden, die Vereinigten auf der Klopſt. Bibliothek und dem amerikan. royal Baron.

Freiheit des Grundbesitzes vollständig erreicht. Das Decret des 19. Juni konnte keine anderen Folgen haben, und hat keine anderen gehabt, als Vermehrung der Feinde und der Erbitterung gegen die Revolution. Es gehört in jeder Beziehung mit der Civilverfassung des Clerus auf eine Linie. Wie diese ohne Schatten formellen oder materiellen Rechtes die Staatsallmacht über den bestehenden religiösen Glauben erklärte, so jenes über die vorhandenen Begriffe von Sitte und Ehre. Mag der Inhalt des einen Gesetzes einer nichtkatholischen, die Tendenz des anderen einer demokratischen Gesinnung noch so wünschenswerth erscheinen, immer verletzte die Nationalversammlung die ewige Regel, daß der Inhalt des Gesetzes sich den gegebenen Menschen anfügen muß, wenn das gegebene Gesetz den Menschen eine heilige Autorität sein soll. Adel und Clerus hatten bis dahin, nicht bloß einer äußeren Nothwendigkeit folgend, der Revolution ihre Vorrechte zum Opfer gebracht. Gerade die Frömmsten unter den Bischöfen, die Angesehensten unter den Pfarrern, die Tüchtigsten unter dem Adel hatten mit uneigennütziger Begeisterung sich selbst an der Revolution betheiligt. Auch wer von den Ausschweifungen derselben hart getroffen wurde, hatte sich hundertmal bekannt, daß er nicht grollen dürfe, wenn sein Stand jetzt die Folgen der eigenen Fehltritte trage. Durch die neuen Decrete aber erhielten diese Stände zu dem Kampfe gegen die Revolution die unschätzbare Kraft des guten Gewissens. Wo sich unter ihnen ein Ehrenmann fand, sah er sich hinweggestoßen von einer Sache, deren großen positiven Bestand er so gut wie einer der Tageshelden im Herzen getragen hatte. Wohl hatten die Emigranten des Grafen Artois Ursache, über Maßregeln zu jubeln, die eine Menge Elemente in ihren Bund drängten, von denen vielleicht neun und neunzig Hundertstel sonst den Gewinn des 14. Juli mit Gut und Blut vertheidigt hätten. Freuen mochten sich auch die Jacobiner, denen an der Unmöglichkeit jeder neuen Ordnung gelegen war. Nichts aber übertrifft die Verblendung des eitelen und leeren Menschen, dessen Mund von Ordnung überfloß, und der die Zerstörung mit prunkender Gutmüthigkeit aussäete, des Generals Lafayette.

Zwischen all diesen Ereignissen zog sich die lange Verhandlung über die Civilverfassung der Clerus unermüdlich fort. Das Ergebniß war vorauszusehen. Sie endigte am 12. Juli [1]) in demselben Geiste, in dem sie begonnen hatte, als die Besiegelung des Bürgerkrieges in Frankreich.

[1]) Gesammtredaction 24 Juli.

Zwei Tage nachher feierte man die große Verbrüderung der französischen Nation. Wer wollte es wagen, an der patriotischen Gesinnung und der vollen Begeisterung der Tausende zu zweifeln, die hier, von Pyrenäen, Rhein und Ocean her vereinigt, in ihren redlichen Hoffnungen eine Garantie für ihre Zukunft erblickten? Es würde aber eine unschuldigere Welt dazu gehören, um allein mit Begeisterung und mit Hoffnung einen Staat zu erbauen und eine Revolution zu schließen. Eine Thatsache stellte sich zweifellos an jenem zweiten 14. Juli heraus. War der Gewinn des vorigen Sommers, der Sturz des Feudalstaates, ein Erzeugniß allgemeiner Zustimmung und der handelnden Stärke Frankreich's, so waren die bevorstehenden Siege der anarchischen Partei nur möglich durch allgemeines Zulassen und ein Zeugniß der Schwäche des Volkes. Denn so wenig wie einst in den Wahlmandaten fand die Lehre der Pariser Demokratie bei den Vertretern des Bruderfestes ihre Stätte. Unter dem allgemeinen Jubel sah diese Partei sich einsam. Ihre Blätter machten, halb ingrimmig, halb niedergedrückt, die Entdeckung, die Feier sei erfunden worden, um den Royalismus in Frankzu verbreiten: das Fest, rief Marat, sollte das Volk durch Kinderspiel ergötzen, um es dann in Ketten zu schlagen; die Föderirten, erklärte Loustalot, sind als Spartaner hergekommen, und als Sybariten und Heloten zurückgekehrt [1]). Sie hatten sich um Lafayette geschaart, und Ludwig XVI. in unabläßiger Wiederholung hoch leben lassen.

Bald genug mochte die Demokratie sich von ihren Besorgnissen erholen. Das Leuchten des Festjubels ging vorüber, die Unverträglichkeit der Parteien, die zersetzenden Einrichtungen und Grundsätze blieben. Immer neue Gerüchte von freiheitsfeindlichen Verschwörungen tauchten auf, immer bestimmter redeten die Jacobiner von der herandrohenden deutschen Intervention, immer heftiger brach der Haß der Widersacher in der Nationalversammlung, in der Presse, in den Volksmassen an das Licht hervor. Marat verkündete in einem Flugblatt: „es ist um uns geschehen", den vom Hofe begünstigten Anmarsch der deutschen Heere, forderte Einsperrung des Königs und der Königin und Hinrichtung von fünf oder sechshundert Freiheitsfeinden: die Nationalversammlung befahl darauf unter stürmischen Verhandlungen seine peinliche Verfolgung. Andererseits veranlaßte damals die Regierung den Gerichtshof des Chatelet, die Ergebnisse seiner Untersuchung über den 6. October vorzulegen, und die leidenschaftliche Erregung brauste

2) Rev. de Paris 1790, N. 156. Ami du peuple N. 166.

hoch auf, als darin — wir wiſſen mit wie viel Recht und Unrecht — zwei Mitglieder des Hauſes, Orleans und Mirabeau, als Urheber des Attentats erſchienen. Es kam darüber zu Debatten, bei welchen die Parteien bis hart an den Fauſtkampf gelangten; die Cavaliere der Rechten begannen zu gleicher Zeit, in ſyſtematiſcher Weiſe die Führer der liberalen Parteien mit Inſulten aller Art zum Zweikampf zu zwingen, und wurden deshalb von der gegneriſchen Preſſe als mordluſtigen Banditen gebrandmarkt. Erheblicher als dieſe einzelnen Händel, welche zwar die glühende Stimmung charakteriſirten, ſonſt aber ohne thatſächliche Folgen blieben, war der Umſtand, daß in einer der wichtigſten Inſtitutionen des Staates, in dem Heere, die längſt vorhandenen Spaltungen durch das Geſetz über die Abſchaffung des Adels unendlich erweitert und vergiftet wurden. Die meiſten Officiere waren ſeitdem wirklich, wofür man ſie bisher nur ausgegeben, entſchloſſene Feinde der Revolution. Das Decret, ſchrieb Mirabeau, hat dem Bürgerkriege die Fackel entzündet und die Waffen geſchmiedet. Um ſo weniger kannten die Soldaten, in Zorn und Selbſtgefühl geſteigert, noch eine Schranke der Zuchtloſigkeit. Die demokratiſche Preſſe that das ihrige; Marat vor Allem war unermüdlich, ſie zur offenen Gewalt, zur Ermordung ihrer verrätheriſchen Officiere aufzufordern. Auch blieb es nicht lange bei bloßen Wortgefechten. Unaufhörlich kamen die Meldungen immer ſchwererer Exceſſe, immer weiter griff die Auflöſung um ſich. Hier verhafteten die Soldaten ihren Oberſten, dort jagten ſie einen Lieutenant fort; hier war eine ganze Garniſon widerſpenſtig, dort fochten mehrere Regimenter ihre politiſchen Händel durch Tirailleurgefechte auf den Straßen aus. So ungern die Nationalverſammlung an irgend eine Maßregel der Strenge ging, ſo konnte ſie doch zuletzt die wüſte Gemeinheit nicht mehr mit politiſcher Freiheitsliebe bemänteln. Am 6. Auguſt verbot ſie die Clubs in den Regimentern, forderte zur ſtrengen Einhaltung der Diſciplinargeſetze auf, und befahl die Unterſuchung der Regimentscaſſen, deren Führung bisher einen ewigen Streitpunkt zwiſchen Soldaten und Officieren gebildet hatte. Auf Mirabeau's energiſchen Antrag aber, das ganze Heer aufzulöſen und von Grund aus neu zu formiren, antwortete Marat in ſeinem Journale, die Pariſer müßten achthundert Galgen für die Unterſtützer deſſelben errichten und den nichtswürdigen Verräther Mirabeau an ihrer Spitze aufknüpfen. Als die Verſammlung ſah, an welche Lieblingsfrage der Pariſer Demagogen ſie die Hand zu legen im Begriffe ſtand, zog ſie ſcheu zurück und gab dem Antrag keine Folge. Vierzehn

Tage ſpäter war der Ausbruch da. In Nancy empörten ſich drei ganze Regimenter, wieder auf Anlaß eines Caſſenſtreites, wurden Meiſter der Stadt, verſtärkten ſich durch die bewaffneten Proletarier, und hatten allen Grund, auf den Anſchluß der benachtbarten Garniſonen zu hoffen. Man ſah die Anarchie in ihrer roheſten und niedrigſten Form vor Augen, den reinen Drang nach Ungebundenheit ohne irgend ein politiſches oder ideales Streben. Die Nationalverſammlung zauderte, was hätten auch Beſchlüſſe und Erklärungen in ſolcher Lage vermocht? Da entſchied die raſche Energie des General Bouillé, eines muthigen und fähigen Officiers, der im amerikaniſchen Kriege ſich 1778 in der Vertheidigung der franzöſiſchen Antillen einen glänzenden Ruf erworben, und trotz ſeiner ſtrammen militäriſchen Haltung durch Feſtigkeit und Entſchloſſenheit die volle Neigung auch der Bürgerſchaft in ſeiner Garniſon Metz gewonnen hatte [1]). Nachdem Regierung nnd Nationalverſammlung die Erdrückung des Aufſtandes befohlen, nahm er zuſammen, was er an zuverläſſigen Truppen in der Provinz beſaß, meiſtens Deutſche, Schweizer und Reiterregimenter, dazu einige hundert Nationalgarden, zuſammen etwa 3000 Mann, ſchüchterte einen Theil der Rebellen durch ſeine ſtolze Sicherheit ein, und warf die Uebrigen in einem entſetzlichen Blutbad zuſammen. Eines der empörten Regimenter wurde bis auf 40 Mann niedergemacht.

Die Nationalverſammlung, der in dieſem Augenblicke die Bewegung ſelbſt über den Kopf gewachſen war, drückte trotz Robespierre's Widerſpruch dem rettenden Feldherrn ihren Dank aus. Vor ihren Thüren aber und unter den Fenſtern der Tuilerien tobten die Maſſen des Pöbels, forderten mit wildem Geſchrei die Entlaſſung der bluttriefenden Miniſter, und kündigten eine neue große Revolution an.

Bald kam auch die Nationalverſammlung wieder in das gewohnte Geleiſe zurück. Die Kataſtrophe beſchleunigte den Drang auf geſetzliche Organiſationen, und hier entſchied wieder wie immer das Mißtrauen gegen Alles, was der Regierung Macht oder Einfluß geben könnte. Zwar hatte ein Diſciplinargeſetz, welches am 14. September vollendet wurde, durchgehends vernünftige Beſtimmungen, deſto mehr aber waren zwei andere Decrete geeignet, die durch den augenblicklichen Schrecken kaum befeſtigte Ordnung von Neuem zu untergraben. Nach dem einen wurde der größte Theil der Beförderungen dem Könige entzogen. Nur die Ernennung der Marſchälle und commandirenden Generale blieb ihm

---

1) Poisson I, 248.

ganz, bei den übrigen Officierstellen sollte in der Mehrzahl der Fälle das Dienstalter beobachtet, die Ernennung der Unterofficiere aber in der Weise vollzogen werden, daß die Unterofficiere der Compagnie dazu die fähigsten Soldaten dem Hauptmann und dem Obersten präsentirten. Zur reinen Anwendung des Wahlverfahrens von unten herauf hatte man sich noch nicht entschließen können und einstweilen alle denkbaren Systeme unhaltbar genug gemischt. Das zweite Decret betraf die Militärgerichte. Danach sollten nur militärische Vergehen den bürgerlichen Richtern entzogen, jede Anzeige von dem Urheber unterzeichnet sein, die Anklage sowohl als das Urtheil durch eine besondere Jury beschlossen, die Juries aus Mitgliedern aller Grade bis herab zu dem doppelt vertretenen Grade des Verklagten gebildet, endlich die Geschworenen nach fester Reihenfolge aus den Mitgliedern aller Grade genommen werden. Von irgend einem Einflusse der Oberbehörden auf die Bildung des Gerichts war mithin keine Rede.

Es war hiernach begreiflich, wenn zwar für's Erste keine offene Empörung wie zu Nancy wieder eintrat, die Festigkeit aber und Zuverlässigkeit des Heeres nicht die geringste Sicherung erhielt. Kein Oberst hätte, mit Ausnahme der angeworbenen Deutschen und Schweizerregimenter, für die Treue und Ordnung seiner Truppen einstehen können. Dazu verfiel, wie die moralische, so auch die materielle Tüchtigkeit des Heeres. Allerdings wurde im Laufe des Herbstes und Winters eine neue Organisation desselben in allen Einzelheiten decretirt, deren Grundsätze eine wesentlich bleibende Geltung behauptet haben. Es verschwanden die früheren privilegirten Corps, die alten Namen der Regimenter und ihre Inhaber, die Ungleichmäßigkeit der Einrichtung bei verschiedenen Truppentheilen, die vielfachen Uebelstände in der Form der früheren Heeresverwaltung. Aber die Schwierigkeiten des neuen Zustandes wurden damit nicht gehoben. Es war vergebens, daß der Kriegsminister de la Tour vorstellte, wie die Armee nur noch 124,000 Mann zählte, und die Anarchie der letzten fünfzehn Monate einen Ausfall von mehr als 30,000 Mann verursacht hatte, wie die für das Militärbuget ausgeworfenen 84 Mill. völlig unzulänglich waren, namentlich seit der mit dem 1. Mai begonnenen, an sich sehr begründeten Solderhöhung der Unterofficiere und Gemeinen [1]). Die Nationalversammlung

[1]) Eine sehr gründliche Zusammenstellung aus den Acten im tableau historique de la guerre de la révolution, Paris 1803, I. 147 ff., einem Buche, das von der spätern französischen Literatur bei Weitem nicht nach Verdienst benutzt worden ist. Weiteres bei Poison I. 304 ff.

mochte über Rüſtungen und Waffnungen verfügen, ſie mochte die dazu nöthigen Ausgaben bewilligen und dem Miniſter zur Verwendung anweiſen: was halfen alle Beſchlüſſe, wenn die Caſſen leer blieben, der Miniſter durch die immer drückendere Feindſeligkeit der Verſammlung entmuthigt, durch die Ungebundenheit aller Behörden bei jedem Schritte der Ausführung gehemmt wurde?

Von dem Könige und einer durch ihn etwa zu verſuchenden Reactionen war das Heer unwiderruflich geſchieden. Um dies Ziel zu erreichen, hatte man es demoraliſirt, zum Widerſtande gegen allen Straßenunfug und Bauertumult unbrauchbar, und ſeine Fähigkeit in einem auswärtigen Kriege zweifelhaft gemacht. Wenn es künftig dennoch einem genialen Feldherrn gelingen ſollte, dieſe gährenden und zerfallenden Maſſen zuſammen zu ſchließen und neu zu beleben, ſo gäbe es für dieſelben ſchlechterdings kein anderes Anſehen mehr, als die Perſon ihres gefeierten Führers. Die Nationalverſammlung ließ durch ihre Behandlung des Heerweſens dem franzöſiſchen Volke nur zwiſchen militäriſcher Wehrloſigkeit und der Dictatur des Säbels die Wahl. Für uns iſt es doppelt leicht, dies Urtheil aus dem Erfolge feſtzuſtellen aber auch damals blieb die Verſammlung nicht ungewarnt. Der gedankenreichſte Staatsmann der engliſchen Whigs, Edmund Burke, welcher ſeit dem Beginne der Revolution die Urſachen ihres Mißlingens mit lebhaftem Nachdrucke verkündet hatte, ſagte ſchon im October 1790 ihren Abſchluß durch eine unbedingte Militärgewalt voraus.

Viertes Capitel.

Oekonomiſche Verhältniſſe.

Der Sommer 1790 brachte Frankreich nicht bloß den Religionskrieg und die Soldatentumulte. Um das Bild der Leiden, welche damals das ausgedehnte Reich durchwühlten, zu vervollſtändigen, muß man noch die Arbeiteraufſtände und den Bauernkrieg hinzunehmen. Es iſt wohl der bedeutendſte Mangel in den Geſchichten der Revolution, daß ſie über dieſe Vorgänge ein tiefes Schweigen beobachten, ſo daß lange Zeit der Satz allgemeine Geltung hatte, das vorige Jahrhundert habe nur eine politiſche, und erſt das jetzige eine ſociale Revolution angeſtrebt, der erſte Urheber aber der ſocialen Bewegung in Frankreich ſei Baboeuf geweſen. Seit einigen Jahren hat ſich der Blick für dieſe Dinge geſchärft, und ſo iſt es denn mehrfach ausgeſprochen worden, wenigſtens die äußerſten Communiſten hätten in dem jacobiniſchen Abſchnitte der großen Revolution bereits ihr Vorbild gehabt. Einmal aber fehlt noch ſehr viel daran, daß man nach dieſem Geſichtspunkte die äußere Geſchichte der Revolution hinreichend aufgehellt hätte: ſodann iſt jene Behauptung an ſich ſelbſt noch immer zu enge gefaßt. Auch die übrigen Richtungen des modernen Socialismus haben im vorigen Jahrhundert ihre Vertreter: neben dem Begehr der eigentlichen Communiſten, der unmittelbaren Uebertragung alles Beſitzes auf den Staat, findet ſich in gleicher Wichtigkeit das Streben, unter Anerkennung des Privateigens dem Staate die Verfügung darüber durch indirecte Mittel zuzuwenden. Ja man wird behaupten können, daß kein Vorſchlag der heutigen Schulen im Jahre 1790 überſehen worden iſt: alles Neue des letzten Jahrzehntes beſchränkt ſich auf die theoretiſchen Beweisformeln

und philoſophiſchen Verbrämungen des Syſtems. Für die Wirkungen deſſelben iſt demnach jene ältere Zeit in jedem Sinne lehrreich: ich gehe ſchon deshalb etwas ausführlicher darauf ein, weil von hier an kein wichtiger Punkt der Revolutionsgeſchichte von dieſer Strömung unberührt bleibt.

Wenn im Frühling 1790 die Jacobiner die Revolution für nicht vollendet erklärten, und auf Fortſetzung der Unruhen hinarbeiteten, ſo gab es nur zwei Titel, wodurch ſie im Lande für ihre Wünſche eine Macht in Bewegung ſetzen konnten.

Der eine war die Furcht vor Reaction. Viele wackere Männer glaubten, im Augenblicke ſeien ſie zwar frei genug, aber man dürfe den König überhaupt nicht zu Athem kommen laſſen, weil er ſonſt die Volksfreiheit gleich wieder erſticken würde. Die Zahl dieſer Mißtrauiſchen war groß, aber ihre Thätigkeit nicht erheblich, da ſie im Grunde des Herzens die Rückkehr der Ordnung ſelbſt auf das Lebhafteſte wünſchten.

Andere aber, und gerade die Schlagfertigſten, dachten ſich unter Freiheit überhaupt das Gegentheil aller Regierung, nämlich die Fähigkeit, jedes augenblickliche Gelüſten ihres Herzens zu befriedigen. Für dieſe war die Revolution unvollendet, ſo lange überhaupt eine Verfaſſung in gebietender Herrſchaft beſtand: reactionär war ihnen jeder, der in irgend einer Verfaſſung die Regierung zu ſichern unternahm. Eine ſolche Geſinnung, deren Früchte auf dem politiſchen Felde wir ſchon ſattſam kennen gelernt, fand, wie begreiflich, ihren ſchärfſten Ausdruck in den ökonomiſchen und ſocialen Zuſtänden. Denn hier haben die unbändigſten Triebe des Menſchen, Eitelkeit, Hunger und Genußſucht ihre Stätte. Bei den politiſchen Fragen im engeren Sinne, Staatsform und Staatsgewalt, handelt es ſich um die feinere Leidenſchaft des Ehrgeizes, oder um ideale Beſtrebungen, die nur den Gebildeten zu heißer Aufregung ſteigern können. Die Maſſe aber der niederen Volksſchichten, deren Aufbruch den Revolutionen erſt ihre vulcaniſche Kraft verleiht, bedarf einfacherer und ſtärkerer Mittel zur Bewegung. Es hat noch nie eine große Revolution gegeben, die nicht eine ſociale — oder eine religiöſe geweſen wäre.

Das große Princip des Jahres 1789 lautet auf Freiheit der Arbeit und des Eigenthums, auf Gleichheit des Staatsſchutzes für jeden Arbeiter und Eigenthümer. Hierin iſt Alles beſchloſſen. Denn wer etwa noch die brüderliche Vereinigung der Arbeiter hinzunehmen wollte, müßte ſich doch ſogleich erinnern, daß dieſe nur die freie That der

Einzelnen ſein kann, wenn ſie eine brüderliche und vortheilhafte bleiben ſoll. Dieſes Princip fand ſeinen Ausdruck gleich in den erſten Monaten der Nationalverſammlung, theils bei den Beſchlüſſen des 4. Auguſt, theils in der Erlaubniß des freien Darleihens, wodurch die Bewegung des Credits zum erſten Male in Frankreich geſetzliche Sanction erhielt. Der Staat verzichtete mit jenen Beſchlüſſen auf jeden Eingriff in die ökonomiſche Arbeit: das Syſtem der freien Concurrenz, des laissez faire und laissez aller wurde für die Zukunft Frankreichs eingeſetzt.

Es war der gerade Gegenſatz zu den Principien des Feudalſtaates. Dieſer betrachtete die politiſche Macht als Privateigenthum des jedesmaligen Inhabers, woraus ſich von ſelbſt ergab, daß er ſie wie jeden anderen Beſitz zu Privatzwecken gebrauchen, und durch ſie die Arbeit der Anderen ſeinem Vortheil unterwerfen konnte. Die Folge war in dem alten Frankreich die Ausbeutung der niederen Claſſen durch die höheren, die Wirkung auf beiden Seiten Verarmung und Entſittlichung geweſen. Sie fiel brennend genug in das Auge, um die Nationalverſammlung zum raſchen Sturze des Syſtems zu veranlaſſen. Leider aber trat in demſelben Augenblick eine Entwicklung ein, deren Folgen auch den heutigen Gegnern der freien Arbeit die Allgemeingültigkeit ihrer Geſetze darthun kann. Frankreich bereitete ſich die Erfahrung, daß jede Abweichung davon ſich gleich furchtbar beſtraft, möge ſie nun auf Begünſtigung des Fürſten oder des Adels, der Capitaliſten oder der Proletarier ausgehen.

Kaum war es ausgeſprochen, daß der politiſche Machthaber ſich nicht mehr auf Koſten des Volkes bereichern ſolle, ſo erinnerte ſich die hungrige Maſſe, daß ſie ſelbſt eben die politiſche Macht erlangt hatte. Statt den Grundſatz des Feudalſtaates zu verneinen, dachte ſie darauf ihn umzukehren. Hatte früher die Staatsgewalt gedient, das Eigenthum der Reichen zu mehren, ſo ſchien es nicht mehr als billig, daß ſie jetzt auch den Armen einmal zu Gute komme. Alſo nicht bloß Freiheit der Arbeit, damit ein Jeder erwerben könne, ſondern auch ohne Arbeit Gleichheit der Genüſſe, für welche der Staat einzuſtehen habe. Der Staat mußte hiernach auf der einen Seite ſtark genug ſein, um ſich nöthigen Falls aller Beſitzthümer zur Austheilung zu bemächtigen, und auf der anderen den Zugang zur Gewalt weit genug eröffnen, um jedem Proletarier die Verwirklichung gerade ſeiner Wünſche zu ſichern. Wir haben geſehen, daß die letzte Forderung durch die Decrete von 1790 hinreichend befriedigt war, da der kleinſte Tagelöhner größeres Anſehen

als ſein Bürgermeiſter, und dieſer bedeutendere Macht als der Miniſter beſaß. Immer aber bedeuteten die Activbürger noch etwas im Lande, immer beſtanden die Civilgeſetze über Mein und Dein noch fort, und ehe der ideale Zuſtand des allgemeinen Genießens völlig in das Werk geſetzt werden konnte, ſtand noch mancher harte Kampf bevor. Dies war die praktiſche Bedeutung der Frage, ob die Revolution vollendet oder geſchloſſen werden ſollte.

Die Nationalverſammlung nahm zu der ſocialen Frage eine ähnliche Stellung wie zu der politiſchen ein. Sie wollte entfernt nicht, was ihr von der äußerſten Linken zugemuthet wurde. Sie verwarf die Gütergemeinſchaft ebenſo wie die Republik. Aber ſie ließ ſich durch falſche Auffaſſung der Freiheit, hier der politiſchen, dort der ökonomiſchen, zu Vorderſätzen verleiten, aus welchen die demokratiſche und folglich auch die ſociale Republik, die Willkürherrſchaft der Proletarier und folglich die Vernichtung des Eigenthums, mit unaufhaltſamer Nothwendigkeit folgte.

Wir kennen ihre erſten finanziellen Operationen und den ungenügenden Ausgang derſelben. Das erſte Jahr der Revolution ſchloß demnach mit einem Rückſtand in der Einnahme von 177 Millionen, die letzten Monate von 1790 ließen ſogar ein jeder eine Lücke von mehr als 30 Millionen. Die im April geſchaffenen Aſſignaten waren ſchon gegen Ende Auguſt verbraucht, und auf der Welt ſonſt kein Hülfsmittel zu entdecken. Da wiederholte in größerem Maßſtabe und mißlicherer Kühnheit Mirabeau ſein Spiel vom vorigen November. Das Miniſterium Necker lag in den letzten Zügen, faſt von allen Parteien verachtet, von der Pariſer Volksmaſſe ſeit Nancy tödtlich gehaßt. Mirabeau hoffte auf baldigen Wechſel und Beſetzung der Stellen durch ſeine Freunde; der Hof ſchien bereit, und auch Lafayette ließ ſich gefügiger als jemals erblicken. Wie auf eine ähnliche Ausſicht hin Mirabeau im November die erſte Loſung zur Schöpfung des Papiergeldes gegeben, ſo ſtand er jetzt nicht an, durch eine neue Ausgabe von Aſſignaten das letzte verzweifelte Mittel anzuwenden. Er ſchrieb der Königin, einſtehen für den Erfolg könne niemand, aber es ſei der einzige mögliche Weg. Die Erklärung des Staatsbankerottes ſchien ihm gefährlicher als der Bürgerkrieg ſelbſt, den er thatſächlich ſchon für begonnen erachtete. Denn der innere Krieg werde neben allen gräßlichen auch die ſtarken und guten Eigenſchaften der Menſchen wieder in das Leben rufen, während der Bankerott durch einen Aufſtand aller Nichtbeſitzer nichts als Begier und brutale Genußſucht entflammen könne. Dieſe Bemerkung

war, wie die Dinge lagen, von furchtbarer Richtigkeit: nur ſtand ebenſo feſt, daß ohne Herſtellung der Staatsordnung jede einſeitige Finanzmaßregel den Bankerott zwar in die Ferne rücken, dann aber doppelt entſetzlich machen müſſe. Mirabeau drang denn auch eben ſo nachdrücklich auf Miniſterwechſel wie auf Aſſignaten, und in der That ſchied Necker am 10. September ohne Bedauern von irgend einer Seite aus, nicht aber ohne nachdrückliche Warnung gegen die Aſſignaten zu hinterlaſſen. Dieſe hatten darauf in der Verſammlung einen um ſo ſchwereren Stand, als ſich der Einfluß der großen Pariſer Geldmänner mit dem Proteſte der Rechten und der Abneigung Lafayette's vereinigte. Nichts deſto weniger drang mit dem Ende des Monates Mirabeau durch. Die Jacobiner waren in dieſer Frage für ihn, und vor Allem wog der Willen der Pariſer Bevölkerung, die das neue Papier wie einen himmliſch befruchtenden Regen betrachtete. 800 Millionen ſollten neu fabricirt und zur Tilgung der Staatsſchuld verwandt, jedoch nie mehr als 1200 Millionen in Umlauf geſetzt werden.

Wenn aber Mirabeau dadurch für eine Verwaltung, die er als die ſeinige hätte betrachten können, geſorgt zu haben glaubte, ſo mußte er bald ſeine Täuſchung erkennen. Zunächſt fiel ihm Lafayette völlig ab, und verband ſich bei wichtigen Geſetzgebungsfragen gegen Mirabeau mit den Jacobinern. Darauf gab es einige Tumulte in Paris, durch welche der Hof wieder ganz in Lafayette's Abhängigkeit zurückgedrängt wurde. Die Miniſter blieben zähe auf ihren Poſten, und als endlich Mirabeau, ohne den Hof weiter zu fragen, ſie am 21. October durch den Antrag eines maſſiven Mißtrauensvotums auseinander ſprengte [1]), war es nach vielfachem Zaudern endlich doch Lafayette, der ihre Nachfolger ernannte. Es blieb alſo ganz bei der bisherigen Nichtigkeit und Schlepperei, und ſchon nach kurzer Friſt konnte man vorausſehen, daß die 800 Millionen den Weg ihrer Vorgänger nehmen würden. Alle Welt empfand es, und war mit Beſorgniſſen erfüllt. Wiederholt wurde auf der Tribüne erklärt, mit dem 1. Januar müſſe eine neue Zeit für die Finanzen beginnen: ſo gelangte man endlich zu der oft angekündigten Umgeſtaltung des geſammten Steuerſyſtems.

Die Grundlage dazu gab die Ermittelung der Staatsbedürfniſſe, die nach langen Erörterungen auf 580 Mill. für den Staat und 60

1) Seine Briefe an La Marck zeigen, daß er der Urheber des Antrags war. Die Nationalverſammlung lehnte zwar den förmlichen Beſchluß auf Beſeitigung der Miniſter ab, die Debatte aber wirkte ſo energiſch, daß binnen vierzehn Tagen das Cabinet aufgelöſt war.

für die Departements, außerdem für 1791 auf 76 Mill. außerordentliche Ausgaben festgestellt wurden, mithin auf eine Summe, die von dem Budget des alten Regime, die Zehnten eingerechnet, um etwa 100 Mill. entfernt blieb. Leider waren diese Ziffern größten Theiles trügerisch. Man rechnete z. B. für die Verzinsung der Staatsschuld und die Pensionen des Clerus 302 Millionen, wobei der Ansatz vielleicht um 30 Mill. zu niedrig war; man setzte die Kosten der Steuererhebung auf 8 Mill., während sie nur auf sechs Procent des Betrages geschätzt schon 31 austrugen. Die Kirche war auf 67, das Heer von 99 auf 89, die Pensionen von 29 auf 12 Mill. herabgebracht, Summen, mit denen entweder gar nicht, oder nur mit den schädlichsten Folgen und offener Gewaltsamkeit auszukommen war. Allein um keinen Preis hätte man eingestanden, daß durch die Revolution die Last der Ausgaben vermehrt worden; man wollte der Rechten einen solchen Triumph nicht zulassen, man traute dem Volke nicht die Berechnung zu, daß die Hülfsquellen durch den 4. August 1789 in noch größerem Maße als die Ausgaben wachsen würden. Man behielt also eine falsche Grundlage bei, und verfügte gleich damit die Fortdauer der bisherigen Unordnung in den Finanzen.

640 Millionen also waren für den regelmäßigen Dienst zu beschaffen. Davon sollten die Nationalgüter 60, die Staatsforsten 15, die Salzteiche 5, eine Abschlagzahlung der Amerikaner 4 Millionen liefern: es wurde dazu bemerkt, daß die Nationalgüter unter der elenden Verwaltung der Gemeindebehörden höchstens 40 Millionen abwerfen würden, man ging aber darüber hinweg, da der Posten überhaupt nur ein vorübergehender war, und für künftige Zeiten der Verkauf der Güter viele Millionen von der Schuldenlast beseitigen sollte. Ferner setzte man auf den ordentlichen Etat, ohne Bedenken noch Widerspruch, 32 Mill. als die Hälfte der Salz- und Tabakvorräthe, welche der Staat noch aus der alten Zeit auf seinem Lager hatte, obgleich eine Erneuerung derselben nicht bevorstand, sodann 34 Mill. als ein Drittel der patriotischen Einkommensteuer vom September 1789, obgleich dieselbe mit dem nächsten Jahre ebenfalls zu Ende ging. Indem man alle diese Summen, zusammen 148 Mill. in Abzug brachte, gewährte man sich das Vergnügen, der Nation eine Herabsetzung der Steuerlast auf kaum 500 Mill. zu verkündigen, und seinen Nachfolgern zu überlassen, wie sie mit dem Ausfalle fertig werden mochten.

Die wichtige Frage war nun noch, auf welche Weise die 500, x genauer 492 Mill. Steuern vertheilt werden sollten.

Das alte Syſtem war eine Ausbeutung der niederen Claſſen zu Gunſten des herrſchenden Privilegs geweſen. Seine Mittel dazu waren eine verwickelte Verwaltung, die jede Willkür in der Erhebung möglich machte, eine ungleichmäßige Vertheilung der directen Abgaben, die eigentlich auf hohe Kopfſteuer der Armen hinausliefen, eine zu hohe Belaſtung endlich der einfachſten und nothdürftigſten Conſumtion.

Die Grundſätze des 4. Auguſt forderten eine gerechte und gleichmäßige Heranziehung aller Claſſen. Eine ſolche iſt aber, wie alle Erfahrung gezeigt hat, nur durch einſichtige Verbindung der directen und indirecten Steuern zu erreichen. Denn die Ermittelung und Erhebung der einen wie der anderen läßt ſich nur bei einzelnen Claſſen des Volkes und einzelnen Kreiſen des Erwerbes bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen: ſobald man alſo auf die einen oder die anderen das alleinige Gewicht legt, wird man nothwendig die verſchiedenen Einnahmequellen der Nation nach ungleichem Maße treffen. Der Natur der Sache nach fallen die directen Steuern am Sicherſten auf das erkennbare Capital, alſo auf die Grundbeſitzer, Beamten und reichen Rentner. Den Verbrauchſteuern dagegen kann ſich auch der Aermere nicht entziehen, und insbeſondere iſt es die ſtädtiſche Bevölkerung, welche bei der größeren Leichtigkeit der Aufſicht ihnen am Sicherſten anheim fällt. Wo in einer politiſchen Bewegung der Ruf nach Herabſetzung der Verbrauchſteuern ertönt, hat man die Gewißheit, daß die ſtädtiſchen Arbeiterclaſſen (oder auch die Demagogen, die ſich ihrer bedienen) an der Spitze derſelben ſtehen, ſo wie umgekehrt die Herrſchaft des Grundbeſitzes nothwendig auf das Syſtem der indirecten Beſteuerung gelangen wird. So hat England in dem letzten Jahrhundert die Grundſteuern allmählich auf ein Sechsunddreißigſtel ſeiner Staatseinnahmen herabgebracht, ſeitdem aber durch das täglich wachſende Gewicht ſeiner Arbeiterclaſſen ſich genöthigt geſehen, auf einen großen Theil der Verbrauchſteuern zu verzichten und dafür zu einer Einkommenſteuer zu ſchreiten. So iſt es völlig conſequent, wenn die modernen demokratiſchen Syſteme, welche durchgängig die Maſſe der ſtädtiſchen Arbeiter im Auge haben, nur von einer Einkommenſteuer wiſſen wollen, und alle indirecten Steuern gänzlich verwerfen. Ihre Tendenz hat volle Berechtigung gegenüber einzelnen Punkten des Beſtehenden, vor Allem gegenüber den Schutzzöllen, dieſem Mißbrauche der indirecten Steuer zum Schaden des Staates und zur Bereicherung einiger Privilegirten. An ſich ſelbſt aber iſt es nur ein trügeriſcher Schein von Menſchenliebe, mit dem ſich jene Forderung umgibt. Es klingt recht ſchön, daß die Laſt des Staats

nur von dem Ueberflusse des Reichen und nicht von dem nothwendigen Bedürfniß des Armen erhoben werden soll: allein so lange Ueberfluß und Bedürfniß relative Begriffe sind, wird der Staat zuerst gerecht sein müssen, ehe er dritte Personen zur Wohlthätigkeit zwingen darf. Der Gerechtigkeit aber entspricht es, daß der kleine Handwerker so viel zahle wie der kleine Bauer, und daß beide im Verhältniß ihrer Kräfte beisteuern, wie der Millionär im Verhältniß der seinigen — nicht aber, daß der Reiche oder der Bauer den Befehl erhalte, dem nichtszahlenden städtischen Arbeiter die Staatsordnung fertig zu liefern. Dies kann erst Rechtens werden, wenn der Staat überhaupt das Recht des Privateigens völlig leugnet, die Verfügung über allen Besitz in seine Hand nimmt, und dann seinen Lieblingen spendet, so viel deren Herz begehrt.

Im alten Frankreich war allerdings keine Rede von Bevorzugung der Städte oder des Landes; die Erhebung aller Steuern war so tyrannisch, daß die indirecten ebenso auf den Bauern, wie die directen auf den Handwerkern lasteten. Die Bewegung von 1789 warf denn auch die einen wie die anderen über den Haufen. Jetzt aber, wo es sich um ein neues System ohne fiscalische Willkür handelte, machten sich die natürlichen Interessen mit Nachdruck geltend. Je stärker die Einrichtungen von 1790 die kleinen Leute im ganzen Reiche gemacht, je gewaltiger vor Allem die Pariser Proletarier auf die Beschlüsse der Nationalversammlung einwirkten, desto lauter erhob sich der Ruf nach Abschaffung der indirecten Steuern. Die demokratische Wendung der Revolution prägte sich hier am Schärfsten und Schneidendsten aus.

Von allen die gehässigste unter den alten Steuern war die Gabelle gewesen. Sie wurde gleich im Sommer 1789 ein Opfer der Volkswuth. Als die Versammlung in ihrer Geldnoth die Absicht aussprach, sie aufzuheben, aber sie doch bis zur Einführung eines Ersatzes fortdauern zu lassen, antwortete die Provinz Anjou mit der Erklärung, sie werde mit 60,000 Bewaffneten jedem Versuche der weiteren Erhebung in den Weg treten. Von allen Seiten schloß man sich an, die Versammlung fügte sich in das Unvermeidliche und verzichtete ohne Weiteres auf die 60 Mill. der Salzsteuer. Drei kleinere Abgaben, von Puder, Leder und Eisen, zusammen etwa 9 Mill., folgten bald nachher. Zum Ersatze wurde eine besondere directe Steuer von 50 Millionen für 1790 ausgeschrieben, von der aber nie ein Heller einkam. Indeß wurde damals durch die ersten Assignaten die Staatscasse für den Augenblick gesichert, und so schritt man ohne Aufenthalt weiter. Nach einander sanken das Tabaksregal mit 27, und die Getränksteuer mit 50 Millionen: es war

vergebens, daß einige Besonnene warnten; man bemerkte ihnen, daß der Tabak dennoch eingeschmuggelt, die Getränksteuer nicht bezahlt würde, und hatte noch dazu die Genugthuung, der verhaßten Gesellschaft der Generalpächter und Regisseure gründlich den Garaus gemacht zu haben.

Man liest wohl, der Hauptgrund, welcher die Versammlung bei diesen Schritten geleitet, sei die Lehre der Physiokraten gewesen, daß alle Steuer in letzter Instanz vom Grund und Boden getragen werde, jeder Zoll und Octroi also nur eine kostspielige Weitläufigkeit und zugleich eine nutzlose Fessel des Verkehres sei. In der That waren diese Sätze damals seit 30 Jahren unendlich oft und heiß verhandelt worden; heutigen Tages ist ihre Widerlegung überflüssig, und für uns um so weniger erforderlich, als der angebliche Einfluß dieser Lehre auf die Thaten der Revolution in Wahrheit sehr gering war. Was die Nationalversammlung in ihren Beschlüssen entschied, war nicht die Meinung einer cameralistischen Schule, sondern es war auch hier der politische Druck der Proletarier. Man blieb überall bei den indirecten Abgaben, wo das souveräne Volk der Hauptstadt seine mächtige Stimme nicht einlegte. Man ließ z. B. die alten Gebühren für Eintragung der Rechtsgeschäfte nicht bloß bestehen, sondern erhöhte sie von 40 auf 51, und fügte noch 22 Mill. an Stempeltaxen hinzu: denn begreiflicher Weise hatten hiebei die Männer des Palais Royal und der Antonsvorstadt kein unmittelbar fühlbares Interesse. Noch bezeichnender aber verlief sich die Frage der städtischen Octrois. Diese brachten, zumeist von Fleisch und Wein, in Frankreich 70 Millionen, davon 46 für den Staat, 24 für die Städte und Hospitäler, allein in Paris aber für den Staat 24 und für die Stadt und die Hospitäler 13 Mill. auf. Wenn bei irgend einer Abgabe, hätte man hier Physiokraten und Demokraten in raschem Eifer für die Aufhebung vermuthen sollen, und ist erstaunt, wenn man den Posten noch Ende 1790 in dem Voranschlage für das folgende Jahr unbedenklich figuriren sieht. Der Grund davon lag in der Unentbehrlichkeit derselben für den städtischen Haushalt, und so lange die Commune Paris nicht die Aufhebung beantragte, erlaubte sich in der Nationalversammlung keine Hand sie zu berühren. Erst als die Commune ihrerseits dem Begehr der niederen Volksclassen in den unruhigen Frühlingsmonaten von 1791 nicht mehr zu widerstehen vermochte und selbst die Erleichterung forderte, erst dann erfolgte ohne Zaudern die Aufhebung, zugleich aber auch die Entschädigung der Stadtcasse auf Kosten des Staates mit 3 Millionen. So weit war

die Souveränität des Pariſer Volkes über Frankreich gediehen, daß die Grundbeſitzer des Landes an die Staatscaſſe 46 Mill. und noch 3 dazu an die Pariſer Gemeinde opfern mußten, um dem Pariſer Handwerker die Flaſche Wein um 4 Sous im Preiſe herabzuſetzen.

Dazu im ſchneidendſten Gegenſatze ließ man, weil die Staatscaſſe ſie nicht entbehren könne, die Lotterie mit 10 Mill. beſtehen. Auch von dieſer unfruchtbaren und entſittlichenden Steuer brachte Paris den größten Theil auf, aber Paris ſpielte eben ſo gern wie es trank, und forderte alſo gleich conſequent die Erhaltung des Lotto wie die Abſchaffung des Octroi.

Günſtiger wirkte dieſe Macht der Hauptſtadt bei den damaligen induſtriellen Verhältniſſen auf die Entſcheidung der wichtigen Frage der Zölle. Die Beſeitigung der Mauthen, welche die verſchiedenen Provinzen trennten, unterlag von vorn herein keinem Zweifel, und bei den Grenzzöllen erſchien eine vollſtändige Umarbeitung des Tarifes nothwendig. In der Nationalverſamlung hielten ſich die Anhänger des Freihandels und des induſtriellen Privileges ſo ziemlich die Wage; was z. B. in der Verhandlung über den Betrieb des oſtindiſchen Handels deutlich zu Tage kam, wo auch Mirabeau nicht im Stande war, das freie Syſtem gegen den Schutz der nationalen Arbeit vollkommen durchzuſetzen. Es war hier ein Glück, daß Paris noch nicht ein ſo weſentlich induſtrieller Platz wie heute war, und ſeine Bevölkerung mithin mehr die fiscaliſche als die protectioniſtiſche Seite des Zollſyſtemes in das Auge faßte. Man wünſchte alſo niedrige Zölle, und ſo fiel der Tarif im Ganzen gemäßigt aus. Immer aber war man weit von reinem Aufgeben des Mercantilſyſtemes entfernt; in der Regel blieb man bei den Grundſätzen, welche Calonne einſt den Notabeln vorgelegt hatte, und begnügte ſich, aus dem alten Tarife die zahlreichen Unregelmäßigkeiten und Willkürlichkeiten auszumerzen. Eigentliche Verbote erſcheinen, jedoch in äußerſt geringer Anzahl, meiſtens auf politiſche oder polizeiliche Rückſichten begründet. Den Ertrag für die Staatscaſſe berechnete man wie bisher im Ganzen auf 22 Millionen.

Zählt man Alles zuſammen, ſo hatte man 170 Millionen von den früheren Verbrauchſteuern aufgegeben, und an Regiſtergebühren, Stempeln, Poſten (12 Millionen), Zöllen, Lotto und einigen kleinen Quellen noch 110 Mill. indirecter Abgaben übrig behalten. Da die Domänen u. ſ. w. 148 Mill. abwerfen ſollten, ſo blieben zur Deckung der ordentlichen Ausgaben von 640 Millionen noch 382 Millionen durch directe Steuern aufzubringen. Hier gab es denn harte und mühſame

Verhandlungen, da sehr bald eine erdrückende Ueberbürdung der Grundbesitzer fühlbar wurde. Man hatte mittlerer Weile laut den Entschlüssen des 4. August die Zünfte aufgehoben und die Gewerbefreiheit erklärt: man legte jetzt den Gewerbtreibenden die Pflicht auf, jährlich ein Patent zu lösen, nach leidlichen Ansätzen, von denen man einen Ertrag von 22 Millionen erwartete. Dazu kam eine Kopf- oder persönliche Steuer, die zum Theil aber nur auf Gehalte, Löhne, Möbel und Renten ausgeschlagen wurde. Daß sie nicht erheblich war, zeigt schon der Gesammtbetrag von 60 Millionen: daß sie die Nichteigenthümer vollends wenig drückte, erhellt aus der allgemein eingestandenen Thatsache, daß es in vielen wohlhabenden Departements keinen Pächter gab, der nach ihren Bestimmungen auf 30 Livres angesetzt werden konnte. Es blieb also für die Grundbesitzer eine Steuerlast von 300 Millionen, von der auf der Stelle vorausgesagt wurde, daß sie nicht aufgebracht werden könnte, und deren Unverhältnißmäßigkeit zu den anderen Theilen des Budgets gar keiner Erörterung bedarf. Allein hier wirkten die physiokratische Theorie und der Einfluß der Pariser Demagogen unwiderstehlich zusammen. Man rechnete den Grundbesitzern vor, daß sie vor 1789 noch mehr bezahlt hätten, und schnitt jeden ferneren Einwand mit dem unabweislichen Bedürfnisse des Staates ab. Die 300 Mill. wurden verfügt, davon sollten 60 unmittelbar von den Departements verausgabt, 240 der Staatscasse abgeliefert werden. Wenn dieser Betrag der Steuer die Pflichtigen überbürdete, so wurde die Vertheilung und Erhebung gleich mißlich für den Einzelnen wie für die Staatscasse eingerichtet. Vergebens forderte Cazalès, daß man den Bodenwerth des einzelnen Grundstückes ein für alle Male abschätze und danach die Steuer fixire. Statt dessen setzte man fest, daß ein Fünftel des jedesmaligen Reinertrages bezahlt, und hienach die Ansätze unaufhörlich geregelt werden sollten. Es mußte also der Ansatz des Einzelnen in steter Schwankung, und der Willkür wie den Anstrengungen der Steuerbehörden ein weites Feld eröffnet bleiben. Als solche aber waren die Directoren der Departements und Districte bestimmt, unter deren Aufsicht die Gemeinderäthe die Rollen anfertigen und jährlich berichtigen sollten. Allein jenen fehlte es an Zusammenhang und Autorität, diesen an Zeit, Ruhe und Geschäftskenntniß; die Arbeit kaum befohlen kam überall in das Stocken. So bemächtigte sich bald die politische Parteiung der Sache völlig, die Begünstigten der Machthaber gingen frei aus, die Gegner konnten ohne Mittel einer Abwehr auf das Blut gepeinigt werden. Wie immer hing auch hier Unordnung mit Willkür, Anarchie

mit Tyrannei und beide mit Verarmung unmittelbar zuſammen. Die directe Steuer wurde in Folge dieſer Umſtände ebenſo nichtig, wie die indirecte durch die Pariſer Demagogie.

Blicken wir zurück. Die ordentlichen Ausgaben waren um wenigſtens 50 Mill. zu niedrig berechnet. Für die außerordentlichen, die beiläufig einmal auf 76 Mill. veranſchlagt wurden, fand ſich nicht die geringſte Vorkehrung. Bei den Einnahmen hatte man Alles geſtrichen, was mit den Wünſchen der Pariſer Proletarier nicht übereinſtimmte, dafür prophezeite eines der unterrichtetſten Mitglieder einen Ausfall an den directen Steuern von wenigſtens 100 Millionen. Zuſammen ein Deficit von mehr als 220 Millionen auf ein Budget von 640. Das ſollte die neue Ordnung ſein, von der man ſich glückwünſchend und lobpreiſend die Feſtigkeit des Staatshaushaltes und ſomit die Wiedergeburt des Staates verſprach.

Es war aber bei Weitem nicht Alles. In demſelben Maße nämlich wie das Deficit war auch die Staatsſchuld gewachſen. Was zunächſt den Ausgangspunkt der ganzen Revolution, die ſchwebende und fällige Schuld des alten Regime anging, ſo war man trotz aller Aſſignaten weit von ihrer Deckung entfernt. Von den fälligen Capitalien war ſo wenig wie in Necker's erſtem Budget die Rede; es waren im Mai 1789 52 Mill., Ende 1790 107, September 1791 beim Schluß der erſten Nationalverſammlung 120 Mill. Niemand nahm Notiz davon. Ebenſo blieben die Schulden der Miniſterien 120 Mill. unberührt. Die Anticipationen, im Mai 1789 wie wir ſahen 271 Millionen, wurden mit lautem Eifer beſprochen und ihre Tilgung mehr als einmal befohlen; allein am 1. Februar 1791 waren noch 50 übrig, und dieſe am 1. October ſogar wieder auf 60 gewachſen. So die alte Schuld. Eine noch größere neue aber hatte die Revolution hinzugefügt. Da im alten Staate alle Aemter und Rechte zugleich erblich und käuflich geweſen, ſo folgte aus der Unterdrückung jedes Amtes die Erſtattung ſeines Kaufpreiſes. Und was Alles hatte man unterdrückt! Zu einer genauen Feſtſtellung dieſer Werthe iſt es nie gekommen, und die Angaben ſchwanken in unglaublicher Weiſe. Den Preis der gerichtlichen Aemter gibt Necker zu 350, der ſpätere Finanzminiſter Ramel zu 492, die Nationalverſammlung zu 800 Mill. an. Dazu kamen die Aemter der Verwaltung und der Finanzen, die Cautionen der Generalpächter und Steuererheber, einige Chargen bei Hofe und im Heere, die Meiſterrechte und Zünfte. Den Geſammtbetrag dieſer neuen Schulden berechnete man auf 1430

Millionen[1]), alſo auf eine jährliche Zinslaſt von etwa 72 Millionen. Es wäre ungerecht, wollte man, wie es damals die Royaliſten mit Schadenfreude thaten, dieſe Steigerung der Paſſiva zu den Anklagen gegen die Revolution rechnen. Der erſte und letzte Vorwurf trifft vielmehr die alte Regierung, welche auf Koſten der Unterthanen ſich hohe Aemterpreiſe verſchafft, und damit auch den künftigen Wohlſtand der Nation in coloſſalem Umfange voraus verzehrt hatte. Die Revolution hätte allerdings vielleicht ein Drittel jener Summe durch größere Mäßigung und Langſamkeit in den Reformen ſparen können: für den größten Theil aber war ein durchgreifendes Verfahren zugleich Nothwendigkeit und Gewinn, und die einzige Anklage iſt der Nationalverſammlung gegenüber berechtigt, dieſe aber auch vernichtend, daß ihr eine ſolche Belaſtung der Finanzen nicht ſtärkeren Antrieb zu Sparſamkeit, Mäßigung und Ordnung gegeben hat. Denn recht eigentlich zur Tilgung dieſer Schulden waren die Aſſignaten beſtimmt, und unaufhörlich ſah man bei der Fortdauer der Anarchie ſich genöthigt, mit dem Papiergeld die täglichen Ausgaben zu beſtreiten. Im Juni 1791 war auch die Emiſſion des September erſchöpft, im Ganzen alſo 1200 Mill. verzehrt. Davon aber hatte man auf die Liquidation der Schuld nur 108[2]), auf alle Anticipationen und Zinsrückſtände 416[3]), auf den laufenden Haushalt 476 Millionen verwandt[4]).

Ein Ergebniß, wohl geeignet um Schrecken zu erregen. Nahm man an, daß der Staat das ausgegebene Papier durch den Verkauf der Nationalgüter auslöſen würde, ſo hatte er ein Capital von nahe

---

[1]) Montesquiou's Bericht vom 9. Sept. 91. Er nimmt ſie dort zuſammen mit den alten Rückſtänden der Miniſterien, dem Reſte der Anticipationen, den fällig gewordenen Capitalien; zieht man ſie aus dieſer großen Liſte aus, ſo ergiebt ſich obige Summe. Ramel, des finances en l'an IX, S. 49, rechnet mit den Rückſtänden der Miniſterien (139 Mill.) 1304 Mill. sommes exigibles, und 12 Mill. sommes en rentes.

[2]) Montesquiou's angeführter Bericht, 5. Tabelle, remboursemens. Daraus erhellt, daß die Aſſignatencaſſe bis zum 1. Januar 1791 außer den 221 Millionen Anticipationen und 28 Mill. zurückgebliebener Grundſteuer noch 47 Mill. Schuldcapitalien bezahlt hatte. Bis Ende Juni waren fernere 61 Mill. abgelegt worden, zuſammen alſo 108.

[3]) Nämlich Anticipationen 221 (Montesquiou's Bericht vom 9. Sept.), an Rentenrückſtänden bis zum 1. Januar 1791 80 Mill., im Februar 1791 114 Mill. An Anticipationen blieben noch 60 Millionen.

[4]) Und mit alle dem doch noch 20 Mill. arriéré des departements im Jahre 1790 und 110 Mill. Vorſchüſſe von den fermiers und régisseurs generaux.

an 700, oder eine Jahreseinnahme von etwa 30 Mill. weggegeben, ohne ſelbſt den geringſten bleibenden Vortheil dadurch zu erzielen. Ob der Güterverkauf den Wohlſtand der Einzelnen und dadurch mittelbar den Reichthum des Staates vergrößern würde, war damals mehr als zweifelhaft: für uns ſteht heute das Ergebniß feſt, daß ſich ſeine Vortheile und Nachtheile völlig aufgehoben haben, und die wahren Fortſchritte des franzöſiſchen Ackerbaues nicht auf ihm, ſondern einzig auf der Nacht des 4. Auguſt beruhen. Allein noch eine weitere Betrachtung macht ſich geltend. Die Unordnung der Finanzen, die Leerheit der Staatscaſſe, die demokratiſchen oder ſocialiſtiſchen Anforderungen an das Gemeinweſen dauerten fort: man hatte nur die Wahl, entweder den Bankerott auf der Stelle zu erklären oder durch neue Papierausgaben weiter zu bemänteln. Unbedenklich griff man zu dem letzten Wege. Das Decret vom 27. September ſchrieb vor, es ſollten nie mehr als 1200 Mill. in Umlauf ſein; da aber etwa 160 durch den Güterverkauf zurückgekommen waren, hielt man es für ſtatthaft, gleich 100 Millionen, und zwar in Fünflivrezetteln zur Erleichterung des kleinen Verkehres zu decretiren. Denn überall dauerte die Klage über die Seltenheit des Metallgeldes. Mehrere Millionen entzog jährlich der Handel mit dem Auslande; ſtarke Summen verſchwanden durch Einſchmelzen, bei dem jetzt nach Abzug aller Koſten ein Reingewinn von 10 Procent zu machen war. Die Hauptſache aber lag immer in der Unſicherheit des Rechtszuſtandes. Denn eine Menge Menſchen nahmen ihr Geld in das Ausland mit oder legten es in fremden Banken an, die anderen hielten es zurück und ſuchten von dem allmählich ſinkenden Papier zu leben. April und September hatte nun der Staat ſeine Aſſignaten auf große Appoints beſchränkt, und die niedrigſten Noten auf 50 L. geſetzt: im Frühling 1791 ſah man zuerſt in Lyon und Bordeaux, bald auch in Paris und anderwärts kleine Privatſcheine, womit Fabrikanten und Meiſter ihre Arbeiter, reiche Herren ihre Handwerker bezahlten. Man war aber ſchon weit in dem Gedanken vorangeſchritten, daß für alle ökonomiſchen Verhältniſſe der Staat einſtehen müſſe, und ſo beſchloß man auch von deſſen Seite die Ausgabe von Fünflivreſcheinen. Hätten ſie unwandelbaren Werth gehabt, ſo wäre wenig dabei zu erinnern geweſen: da aber die Aſſignaten überhaupt 4 bis 6 Procent gegen Silber verloren, ſo wurde durch die kleinen Noten auch die niedere Claſſe in alle Schwankungen der Börſe und des Staatscredites hineingezogen. Die ſittliche Wirkung war beinahe gefährlicher als die materielle. Die Arbeiter wurden Agioteure;

der Bauer, sagte Burke in seiner kräftigen Weise, weiß nicht, ob das Geld, das er in der Kornhalle für sein Getreide gelöst, im nächsten Laden noch seinen Werth behalten hat; Niemand überlegt in Paris am Morgen sein Mittagsessen ohne eine Speculation zu machen.

Mit den hundert Millionen aber reichte die Nationalversammlung nicht weit, zumal sie erst nach einigen Monaten fertig wurden; sie beschloß also am 19. Juni eine Emission von 600 Millionen über jene 1200 hinaus. Man rechnete, daß die Hypothek der Nationalgüter reichlich die neue Last ertrage; man mußte allerdings erfahren, daß sofort der Cours der Assignaten auf 8 bis 10 Procent Verlust hinunterging. Alle Uebel derselben wuchsen natürlich in demselben Maße, wir werden sie noch in den einzelnen Erwerbskreisen etwas näher in das Auge fassen. Das Schlimmste aber war, daß jeder den raschen Verbrauch dieser 600, und stets neue und abermals neue Emissionen vor Augen sah. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um das Schlußergebniß schon damals vorauszusagen.

Je mehr Assignaten, desto tiefere Entwerthung derselben. Um ihren Credit zu halten, hat man nur Vermehrung ihrer Hypothek, also Fortsetzung der Güterconfiscationen. Das Kirchenvermögen ist nahe erschöpft, schon oft haben die Demokraten von Beschlagnahme der Emigrantengüter geredet.

Je mehr Assignaten, desto stärkerer Einfluß der Regierung auf alles Privatvermögen. Wer ohne Kosten und Arbeit in jedem Augenblicke Millionen zu erschaffen vermag, kann alle Welt auskaufen, und das gekaufte Gut nach seinem Belieben verschenken. Allerdings könnte ein vorsichtiger Besitzer dem Werthe jener Millionen mißtrauen, ein eigensinniger Eigenthümer trotz aller Schätze der Erde sein Gut festhalten wollen. Dann muß die Regierung stark und kühn genug sein, um Mißtrauen und Eigensinn für Verbrechen gegen das Vaterland zu erklären, und der Staat ist der Herr über alles Eigenthum im Lande, und die Gemeinschaft der Güter erreicht.

Auf diese Wege lenkte unter der ersten Nationalversammlung der Haushalt des französischen Staates. Man hat diese Jahre sehr oft die schöne Zeit der Revolution genannt; in Wahrheit haben sie sich von 1793 genau so unterschieden, wie die Saat von dem Wachsthum. Wir haben die Keime jetzt kennen gelernt, wir müssen aber auch den Boden betrachten, in den sie gepflanzt wurden.

Niemandem, scheint es, warf die Revolution unmittelbarer goldene Früchte in den Schooß, als der zahlreichsten und gedrücktesten Classe,

[illegible] warme Auguſtnacht ſchenkte ihnen die [illegible], feudalen Dienſten, geiſtlichen Zehnten, [illegible] Zunftzwange. Als die Freudenfeuer durch [illegible] waren aber die Menſchen, arm und roh wie die alte [illegible] hatte, ſchon in einer furchtbaren Bewegung, [illegible] Vortheile durch neue Fehlgriffe zu Grunde zu richten [illegible] die Herren todtſchlugen oder verjagten, ſo floh ſeitdem [illegible] ſich niemals reichlich über den Ackerbau ergoſſen, [illegible] Landſchaften hinweg. Dann wurden die Zehnten abgeſchafft. Die Bauern, ſtatt dieſen Vortheil auf ihre tiefſte Schwäche, [illegible] ihres Viehſtandes zu verwenden, erinnerten ſich, daß [illegible] Acker zu Weide gemacht, weil die Weide geringere Zehnten [illegible] weil es jetzt damit vorüber war, ſo begannen ſie die [illegible] wieder in Kornfeld umzuwandeln, um daraus bei den hohen [illegible] raſchen Vortheil zu ziehen. Es folgte die Beſeitigung der [illegible]. Der Jubel darüber war nicht geringer, denn von jeher [illegible] franzöſiſche Bauer ſein ganzes Herz an Weinpflanzungen [illegible], und als die Steuer nicht mehr darauf drückte, wurde in [illegible] und aber tauſend Gemeinden guter oder ſchlechter Boden mit [illegible] beſetzt, und zahlloſe kleine Vermögen in dieſem mißlichen [illegible] angelegt.

Eine Weile gedieh das Alles. Es war der Jubel des Verſchwenders, [illegible] von dem Capitale zehrt. Was mehr noch als der Wegfall von Zehnten und Herrenrechten erquickte, war das Aufhören der Staatsbauern, denen bei der Schwäche des neuen Staates ſich jeder nach ſeines Herzens Wunſch entziehen konnte. In dieſen erſten Zeiten der Revolution ſind in den Taſchen der Bauern jährlich etwa 170 Mill. geblieben, die ſonſt die Intendanten an ſich zogen: kein Wunder, daß die Dörfer ſich in ihrem Gedeihen fühlten und die Männer trotz aller Händel und Unordnungen der Zeit ſich kräftig ſtreckten.

Allein neben dem Gewinn zeigten ſich ſofort auch die Gefahren. Den Vortheil aus dem Sturze der Grundherren und Feudalrechte zog zuletzt doch nur der Theil der Landleute, der bereits irgend etwas beſaß. Wer kein liegendes Eigen hatte, genoß wenig Freude über die Befreiung des Bodens. Wer als Meier auf einer Parzelle von einem oder einem halben Morgen ſein Leben elend friſtete, hatte geringes Intereſſe bei dem Aufhören der Frohnarbeiten, da er doch kein Capital zur Nutzbarmachung der frei gewordenen Zeit beſaß. Auch die hohen Getreidepreiſe, welche den Geldpächtern des Nordens ſtattlichen Gewinn

abwarfen, waren für die Mehrzahl der kleinen Bauern nur eine Laſt. Sie erzeugten nicht mehr, ja noch weniger Korn als ſie brauchten; ihr Intereſſe ging wie jenes der ländlichen Tagelöhner und ſtädtiſchen Fabrikarbeiter auf hohen Lohn und wohlfeiles Brod. Sie alle waren mit der Revolution inſoweit zufrieden, daß ſie ihnen die Laſt der Taille und Kopfſteuer genommen, im Uebrigen aber meinten ſie, es müßte erſt recht angehen, und von Schließung der Revolution zu reden, ſchien ihnen Verrätherei. Ihnen nutzte es nichts, daß der benachbarte Pächter ſeine Weide zum Kornfeld machte, oder ſeinen Acker mit Weinreben bepflanzte, und für den Augenblick ſo gut gedieh, daß er Wein ſtatt Cider, oder Fleiſch ſtatt Haferbrod verzehrte. Es wäre ihnen zu helfen geweſen, wenn die neue Regierung ſich beſtrebt hätte, ſtattliche Geldpachten an die Stelle der Meierwirthſchaft zu ſetzen, den landwirthſchaftlichen Betrieb im Großen anzuregen, und ihnen dadurch ergiebige Dienſtverhältniſſe zu eröffnen. Allein in der demokratiſchen Ungeduld geſchah das gerade Gegentheil. Man verabſcheute große Güter, weil man von den bisherigen Gutsherren mit gutem Grunde nichts wiſſen wollte: man hielt es für die erſte Bedingung der Freiheit, die Zahl der kleinen Eigenthümer zu ſteigern, und beſchloß die kleinen Bauern durch Parcellirung des Kirchengutes unmittelbar zu Beſitzern zu machen.

Bei der maßloſen Armuth der Meiſten hätte es kaum eine Wirkung gehabt, wenn man das Kirchengut in ſo viele Stücke wie Familien getheilt, und jedem eine Quote geſchenkt hätte. Jeder dieſer Armen hätte dann vielleicht ein Stück Landes erhalten, das in ſeinem bisherigen Verbande an 100 L. jährlich getragen [1]); allein er hätte lange nicht ſo viel heraus gewonnen, und den reichen Nachbarn, der ihm bisher gar manchen Nebenverdienſt zugewandt, noch dazu verloren. Was ſollte es nun frommen, wenn die Güter nicht verſchenkt, ſondern verkauft wurden? Mochten ſie noch ſo niedrig weggegeben werden, dieſe zahlreichſte Claſſe hatte gar nichts, um ſie zu erwerben. Für dieſe alſo war das große Wort, Verkauf der Kirchengüter, in den Wind geredet. Was kommen mußte, kam. Kaum waren die Tumulte gegen die Lehnsherren vorüber, kaum hatte die Mittelclaſſe unter den Bauern ſich in den neuen Errungenſchaften eingewohnt, ſo erhob ſich hinter der erſten eine zweite, hinter der liberalen die ſociale Revolution.

Das Brod war theuer ſeit der ſchlechten Ernte von 1788. Necker's

---

1) Reinertrag der Kirchengüter 70 Mill., Rohertrag nach damaliger Schätzung etwa 170, 7 Mill. ländlicher Proletarier, oder 1½ Mill. Familien.

den Bauern. Eine kurze und warme Auguſtnacht ſchenkte ihnen die Freiheit von Herrengerichten, feudalen Dienſten, geiſtlichen Zehnten, Binnenzöllen und ſtädiſchem Zunftzwange. Als die Freudenpoſten durch das Land gingen, waren aber die Menſchen, arm und roh wie die alte Herrſchaft ſie gemacht hatte, ſchon in einer furchtbaren Bewegung, welche die neuen Vortheile durch neue Fehlgriffe zu Grunde zu richten drohte. Da ſie die Herren todtſchlugen oder verjagten, ſo floh ſeitdem das Capital, welches ſich niemals reichlich über den Ackerbau ergoſſen, völlig aus den Landſchaften hinweg. Dann wurden die Zehnten abgeſchafft. Die Bauern, ſtatt dieſen Vortheil auf ihre tiefſte Schwäche, auf die Hebung ihres Viehſtandes zu verwenden, erinnerten ſich, daß ſie manchen Acker zu Weide gemacht, weil die Weide geringere Zehnten bezahlt hatte; weil es jetzt damit vorüber war, ſo begannen ſie die Weide wieder in Kornfeld umzuwandeln, um daraus bei den hohen Weizenpreiſen raſchen Vortheil zu ziehen. Es folgte die Beſeitigung der Getränkeſteuer. Der Jubel darüber war nicht geringer, denn von jeher hat der franzöſiſche Bauer ſein ganzes Herz an Weinpflanzungen gehangen, und als die Steuer nicht mehr darauf drückte, wurde in tauſend und aber tauſend Gemeinden guter oder ſchlechter Boden mit Weinreben beſetzt, und zahlloſe kleine Vermögen in dieſem mißlichen Betriebe angelegt.

Eine Weile gedieh das Alles. Es war der Jubel des Verſchwenders, der von dem Capitale zehrt. Was mehr noch als der Wegfall von Zehnten und Herrenrechten erquickte, war das Aufhören der Staatsſteuern, denen bei der Schwäche des neuen Staates ſich jeder nach ſeines Herzens Wunſch entziehen konnte. In dieſen erſten Zeiten der Revolution ſind in den Taſchen der Bauern jährlich etwa 170 Mill. geblieben, die ſonſt die Intendanten an ſich zogen: kein Wunder, daß die Dörfer ſich in ihrem Gedeihen fühlten und die Männer trotz aller Händel und Unordnungen der Zeit ſich kräftig ſtreckten.

Allein neben dem Gewinn zeigten ſich ſofort auch die Gefahren. Den Vortheil aus dem Sturze der Grundherren und Feudalrechte zog zuletzt doch nur der Theil der Landleute, der bereits irgend etwas beſaß. Wer kein liegendes Eigen hatte, genoß wenig Freude über die Befreiung des Bodens. Wer als Meier auf einer Parzelle von einem oder einem halben Morgen ſein Leben elend friſtete, hatte geringes Intereſſe bei dem Aufhören der Frohnarbeiten, da er doch kein Capital zur Nutzbarmachung der frei gewordenen Zeit beſaß. Auch die hohen Getreidepreiſe, welche den Geldpächtern des Nordens ſtattlichen Gewinn

abwarfen, waren für die Mehrzahl der kleinen Bauern nur eine Laſt. Sie erzeugten nicht mehr, ja noch weniger Korn als ſie brauchten; ihr Intereſſe ging wie jenes der ländlichen Tagelöhner und ſtädtiſchen Fabrikarbeiter auf hohen Lohn und wohlfeiles Brod. Sie alle waren mit der Revolution inſoweit zufrieden, daß ſie ihnen die Laſt der Taille und Kopfſteuer genommen, im Uebrigen aber meinten ſie, es müßte erſt recht angehen, und von Schließung der Revolution zu reden, ſchien ihnen Verrätherei. Ihnen nutzte es nichts, daß der benachbarte Pächter ſeine Weide zum Kornfeld machte, oder ſeinen Acker mit Weinreben bepflanzte, und für den Augenblick ſo gut gedieh, daß er Wein ſtatt Cider, oder Fleiſch ſtatt Haferbrod verzehrte. Es wäre ihnen zu helfen geweſen, wenn die neue Regierung ſich beſtrebt hätte, ſtattliche Geldpachten an die Stelle der Meierwirthſchaft zu ſetzen, den landwirthſchaftlichen Betrieb im Großen anzuregen, und ihnen dadurch ergiebige Dienſtverhältniſſe zu eröffnen. Allein in der demokratiſchen Ungeduld geſchah das gerade Gegentheil. Man verabſcheute große Güter, weil man von den bisherigen Gutsherren mit gutem Grunde nichts wiſſen wollte: man hielt es für die erſte Bedingung der Freiheit, die Zahl der kleinen Eigenthümer zu ſteigern, und beſchloß die kleinen Bauern durch Parcellirung des Kirchengutes unmittelbar zu Beſitzern zu machen.

Bei der maßloſen Armuth der Meiſten hätte es kaum eine Wirkung gehabt, wenn man das Kirchengut in ſo viele Stücke wie Familien getheilt, und jedem eine Quote geſchenkt hätte. Jeder dieſer Armen hätte dann vielleicht ein Stück Landes erhalten, das in ſeinem bisherigen Verbande an 100 L. jährlich getragen[1]); allein er hätte lange nicht ſo viel heraus gewonnen, und den reichen Nachbarn, der ihm bisher gar manchen Nebenverdienſt zugewandt, noch dazu verloren. Was ſollte es nun frommen, wenn die Güter nicht verſchenkt, ſondern verkauft wurden? Mochten ſie noch ſo niedrig weggegeben werden, dieſe zahlreichſte Claſſe hatte gar nichts, um ſie zu erwerben. Für dieſe alſo war das große Wort, Verkauf der Kirchengüter, in den Wind geredet. Was kommen mußte, kam. Kaum waren die Tumulte gegen die Lehnsherren vorüber, kaum hatte die Mittelclaſſe unter den Bauern ſich in den neuen Errungenſchaften eingewohnt, ſo erhob ſich hinter der erſten eine zweite, hinter der liberalen die ſociale Revolution.

Das Brod war theuer ſeit der ſchlechten Ernte von 1788. Necker's

---

1) Reinertrag der Kirchengüter 70 Mill., Rohertrag nach damaliger Schätzung etwa 170, 7 Mill. ländlicher Proletarier, oder $1^1/_2$ Mill. Familien.

Fehlgriffe setzten den Mangel fort, er ließ für viele Millionen Getreide kommen, verkündete es öffentlich durch das Land, und erregte damit einen solchen Schrecken, daß überall die Preise stiegen, und die Besitzer ihre Vorräthe zurück hielten. Dann brach der Lärmen der Revolution herein. Jeder griff zu, wo er konnte, die meisten Provinzen und Städte ließen ihr Korn nicht ausführen, der Verkehr stockte, und der Mangel verdoppelte sich. Das Volk war wüthend, es war bekannt, daß Vorräthe existirten, und doch hungerte alle Welt. Da waren es bald die Aristokraten, bald die Wucherer, die es aus Haß oder Eigennutz versteckt halten sollten; es dauerte nicht lange, so hieß jeder Kornhändler ein Blutsauger und war seines Lebens nicht sicher, und natürlich wurde das Uebel dadurch nur schlimmer. Wir werden gleich sehen, wie man in den Städten sich fristete, auf dem platten Lande war man auf der Stelle am Aeußersten. Die Bauern forderten, der Staat solle den Wucherern wehren und die Preise selbst bestimmen. Sie rotteten sich an hundert und aber hundert Punkten zusammen, und nicht immer konnten die Behörden ihre Weigerung durchsetzen. Zuweilen entschädigte dann die Stadt die beschädigten Eigenthümer durch einen Zuschuß auf Gemeindekosten, nicht selten aber trug der Einzelne ohne Weiteres den Schaden allein. Am ärgsten ging es im Sommer 1790 in den Departements, die auch 1789 den Anfang der politischen Bewegung und 1851 der Jaquerie gemacht haben, in den alten Provinzen Bourbonnais, Berry, Nivernais, Charolais, wohl den ärmsten Bezirken des ganzen Landes, wo die Meierwirthschaft damals wie heute ihr volles Elend entfaltete. Während Nimes und Montauban durch die kirchliche Bewegung in Aufstand versetzt wurden, während in den Grenzplätzen die patriotischen Empörungen aufloderten, standen in dem Centrum des Reichs die Bauern unter den Waffen, um niedrige Kornpreise zu erzwingen. Nicht lange blieben sie bei diesem ersten Begehren stehen. Nachdem sie ihren Muth durch die Eroberung der Stadt Decize gestärkt, änderten sie willkürlich die Höhe und die Dauer der Pachtungen, und forderten dann geradezu eine Menge Grundstücke, die vor mehr als einem Jahrhundert in die Hände der damaligen Besitzer gekommen waren. Das Land erscholl von dem gefürchteten Rufe nach einem Ackergesetz, der Communismus trat in offener Brutalität hervor. Davon wollte allerdings weder die Nationalversammlung wissen, noch waren die Proletarier stark genug, mit so geradem Angriff den Widerstand der Mittelclassen zu brechen. Decrete und Waffen kamen in Bewegung, überall zogen die städtischen Nationalgarden aus, um die Korntransporte

gegen die Angriffe der Bauern zu decken, mehrere Monate hindurch folgten sich in der Nationalversammlung die Berichte über diese kläglichen Expeditionen. Bis zum Winter war die Bewegung der Bauern erstickt, allein eine volle Sicherheit keineswegs erreicht. Was half es, wenn die Nationalversammlung das Begehren der Ackertheilung verpönte, während sie daneben den städtischen Proletariern gleich gefährliche Dinge gestattete, und den verdeckten Communismus des Staates durch die Assignaten vorbereitete? Auf diesem Gebiete nahm vor allen anderen Mitgliedern Robespierre seine Stellung. Er war unerschöpflich in Wendungen, die Unbändigkeit des Volkes zu beschönigen, seine Leiden zu schildern und auf milde Pflege des Wohlstandes zu dringen, wenn der Wohlstand nur aus strenger Dämpfung der Unruhen entspringen konnte. Er hütete sich sorgfältig, dem Vorurtheile des Eigenthums geradezu in das Gesicht zu schlagen, er war hier ebenso wie bei der Frage der Republik vor allen Dingen vorsichtig, genug wenn er das nächste Hinderniß seiner Zwecke aus dem Wege räumte. Ueberhaupt war er nach Ueberzeugung und System so wenig Communist wie Republikaner, aber er hatte den richtigen Instinct, daß er auf diesen Wegen sich die Begeisterung der schlagfertigsten Classen in einer Festigkeit sichere, nach der er das lose Treiben der übrigen Demagogen ruhig verachten könnte. Der Einzige, der ihn hier noch überbot, war Marat, der in seinem phantastischen und hitzigen Wesen von jener kalten Vorsicht keine Ahnung hatte, sich Mannes genug glaubte, mit seinen Proletariern die Macht mit einem Handstreiche zu erobern, und deshalb ohne Aufhalten die Wucherer aufzuhängen, die Leuteschinder zu zertreten, das Geld dem tugendhaften Volke zu geben mahnte.

Indeß begann auf dem Lande die große Maßregel des Güterverkaufs und der Assignaten zu wirken. Wie man sich denken kann, verfloß mancher Monat, ehe die von Paris her angeregte Bewegung die bäuerlichen Kreise erreichte; während des Jahres 1790 ging der Einzelverkauf langsam, auch dauerte es bis zum November, ehe die gesetzlichen Bestimmungen darüber vollendet waren. Die Municipalitäten, die den Verkauf besorgten, hatten vor der Versteigerung die Güter zu schätzen, und erhielten ein Sechszehntel des Erlöses — ursprünglich ein Viertel des Ueberschusses über die Taxe — für sich. Im Uebrigen war Alles gethan, um die Käufer zu locken, höchst einfache Geschäftsform, mäßige Abschlagszahlungen, weite Termine für den Rest, Zulassung verschiedener Staatspapiere neben Silber und Assignaten als Kaufgeld. Mit all diesen Mitteln erzielte man in der That einen stets rascher

beſchleunigten Güterverkauf (964 Mill. Livres bis zum Schluſſe der conſtituirenden Verſammlung), hatte große Genugthuung über die Menge und den Patriotismus der neuen Eigenthümer, und freute ſich ſowohl der Ausſichten für den Schatz als der durchgängigen Beruhigung der Bauerſchaften.

Allein auch hier ſollte man kein reines Ergebniß gewinnen. Da die Municipalitäten ein eigenes Intereſſe an der Höhe des Kaufpreiſes hatten, da außerdem in der Nationalverſammlung aus politiſchen Gründen jede ſtarke Summe mit Klatſchen begrüßt wurde, ſo hieß man bald einen jeden Bieter willkommen, ohne im Geringſten nach Zahlungsfähigkeit und Ruf zu fragen. Eine wilde Speculation bemächtigte ſich des Marktes in vielen Departements; vermögensloſe Menſchen kauften zu fabelhaften Preiſen, oft zum Doppelten der Schätzung, und überlieferten die Güter den Unternehmern, deren Werkzeug ſie waren, und welche die erſte Abſchlagszahlung vorſchoſſen. Dann wurde das Gut auf den Raub gebaut, die Holzungen gefällt, die Felder ausgeſogen, die Gebäude wohl auf den Abbruch verkauft, und der Staat fand, wenn er endlich die ausbleibende Zahlung verfolgte, ein tief entwerthetes Beſitzthum wieder. Vollends lebhaft wurde das Unweſen, als mit dem Frühling 1791 die Aſſignaten im Cours zu ſchwanken begannen, und ſich Güterſchacher und Börſenſpiel zuſammenfand. Wo blieb die Hoffnung, daß der Güterverkauf, als in welchem die Aſſignaten realiſirt würden, den Credit derſelben ſteigern ſollte? Die ganze Maſſe der Käufer, welche für die 900 Millionen Angebot gethan und nun eine Reihe von Jahren hindurch Zahlungen darauf leiſten mußte, hatte vielmehr das entgegengeſetzte Intereſſe, den Cours der Aſſignaten zu drücken und ſich ſo für wenig Geld ihre Zahlungsmittel zu verſchaffen. Da der Staat allein von Aſſignaten lebte, ſo war ein Sinken derſelben von einem Procent ein Verluſt, der gleich in die Millionen ging, und den Vortheil vieler Gutsverkäufe verſchlang. Schlimmer aber noch als der finanzielle, war der politiſche und ſittliche Nachtheil, daß der Krebsſchaden der Agiotage, der mehr als irgend etwas Anderes die öffentliche Moral in Paris zu Grunde gerichtet, jetzt auch auf das platte Land verſchleppt wurde. Welche Ausſichten für ein Reich, wenn ſeine bäuerliche Bevölkerung ſich in eine große Bande von Hazardſpielern auflöſt.

Verſtärkt wurde dieſer Proceß noch durch die immer ſtärker empfohlene Zertheilung der Güter. Das Geſetz befahl in jedem Falle Parzellenverkauf, es ſei denn, daß die Veräußerung im Ganzen ein höheres Angebot liefere. In der Regel ſollte nun allerdings die Theilung

bestimmte Grenzen haben, und die Pachthöfe und Meiereien, aus denen das Gut bisher bestanden hatte, nicht weiter zersplittert werden. Allein der Eifer der Gemeindebehörden setzte sich auch darüber hinweg, sobald ein höheres Kaufgeld in Aussicht erschien, und verkaufte zuletzt in so kleinen Atomen, wie irgend ein Käufer es wünschte. Die Nachfrage wurde dadurch gewaltig vermehrt, insbesondere waren es die kleinen Bauern, die sich jetzt den Markt eröffnet sahen, und einmal angeregt, mit großem Eifer hervordrängten. Wer von ihnen ein Stück Geld in der Hand hatte, erwarb sich dafür ein liegendes Eigen, gewöhnlich so viel, daß sein geringes Vermögen durch die erste Abschlagzahlung erschöpft wurde, und die neue Wirthschaft ohne alles Betriebscapital begann. Die meisten Güter aber waren durch die municipale Verwaltung, unter der sie das letzte Jahr gestanden, entsetzlich vernachlässigt und entblößt; es war demnach gewiß, die Mehrzahl dieser Glücklichen war bestimmt, im nächsten Jahre das Heer der Hungrigen zu verstärken, welche zehn Monate früher das agarariſche Gesetz und die Feststellung des Kornpreises vom Staate begehrt hatten.

So ließ sich auf dem Lande Alles zu neuen Erschütterungen des Pauperismus an. Wenden wir uns zu den Städten hinüber, so nimmt der Brennpunkt aller damaligen Verhältnisse, die Hauptstadt, unsere nächste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die provisorische Verwaltung der Dreihundert, die wir am 5. October kennen gelernt, hatte noch bis zum Sommer 1790 regiert, ehe die bleibende Verfassung der Stadt zur Vollendung kam. Die Nationalversammlung, welche sonst ohne großes Zaudern zu organisiren pflegte, wünschte doch die Pariser sich selbst einrichten zu lassen und harrte auf die Vorschläge der Dreihundert. Diese machten denn auch einen Entwurf, der im Wesentlichen die bisherigen Formen beibehielt, einen großen und einen kleinen Rath zur Gesetzgebung, einen Maire und dessen Bureau zur Verwaltung, die städtische Gemeinde in 48 Sectionen getheilt und als Wahlkörper wirkend. Allein die eifrigen Bekenner der Menschenrechte erhoben sich mit Nachdruck dagegen. Sie wußten, daß jeder Mensch ein Theil des Souverains sei, und hielten die souveränen Bürger zu gut, als daß sie sich mit der bloßen Wahl ihrer Regenten hätten begnügen sollen. Sie wollten also die Permanenz der Bezirksversammlungen; der Maire sollte jeden Tag über die laufenden Fragen dort abstimmen lassen und nach der Summe der Beschlüsse verfahren. Die praktische Wirkung dieses Systemes war sicher zu berechnen. Wer sonst Beruf und Thätigkeit hatte, mußte bald aus den ewigen

Sectionen wegbleiben, und das Feld je nach den Umständen müßigen Rentnern oder den Vagabunden des Palais Royal überlassen, und in jener Zeit sahen offenbar die letzteren sich das Feld geöffnet. Unter ihren Führern regte sich in dieser Frage vor Allen eifrig Danton mit dem Bezirke der Cordeliers, während Brissot, damals Mitglied des Gemeinderathes, dessen Repräsentativsystem verfocht. Es war der erste Anlaß, bei welchem dieser mit seinen demokratischen Genossen in ein Zerwürfniß gerieth, welches niemals wieder ganz ausheilte. Endlich nach zahllosen Debatten, Maueranschlägen und Zänkereien griff die Nationalversammlung durch, und trat den Ansichten der Dreihundert trotz Robespierre's Widersprüchen bei.

So blieb denn die städtische Verwaltung fast ungeändert in ihrem Geleise, Bailly wurde von Neuem zum Maire gewählt, Lafayette behielt den Oberbefehl über die Nationalgarden. Die Demokraten steigerten, wo möglich, ihre Angriffe auf beide, und Lafayette's Volksgunst sank denn auch besonders merklich, seitdem mit Anfang 1791 der König, auf Mirabeau's und Montmorin's Betreiben, ihm die Zuschüsse aus der Civilliste entzog, welche der General ihm bisher für seine Privatpolizei mit dem Schreckbilde drohender Aufstände abgepreßt hatte. Ueberhaupt drängte sich der Geldpunkt immer schärfer in den Vordergrund der städtischen und dadurch der französischen Politik. Die demokratische Presse griff die sociale Frage immer ausdrücklicher auf. Neben Marat's bündigen Anforderungen, den Reichen das Geld zu nehmen, um es den Armen zu geben, trat als doctrinärer Prediger der Abt und nachherige Bischof Fauchet auf, und stiftete einen „socialen Cirkel", in dem er vor einem großen Publicum mit halb freimaurerischem, halb kirchlichem Gepränge die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Weiber behandelte. Die Jacobiner ließen sich in dieser Zeit auf solche Untersuchungen gar nicht ein, wirkten aber durch die Praxis wohl am Nachdrücklichsten zu dem gleichen Zwecke, da ihre Führer des Pöbels zu immer neuen Expeditionen bedurften und seinen guten Willen durch reelle Mittel ernähren mußten. So ließ auch die Nationalversammlung zu, was sie zu hindern nicht die Kraft hatte; sie klatschte, weil es einmal fester Styl geworden, wenn ein Redner ihr die Unfehlbarkeit des Volkes und die Tugend, die allein bei der besitzlosen Classe zu finden sei, pries: sie begeisterte sich in menschenfreundlicher Ueberzeugung, wenn ihr Ausschuß für Armenwesen vortrug, die Vertilgung der Armuth sei eine nationale Schuld, und obgleich sie in ihrer Geldnoth vor der beantragten jährlichen Ausgabe

von 51 Mill. zurückschrak, so hatten sich doch die Galerien den Ausdruck nationale Schuld vollkommen gemerkt und fanden nichts natürlicher, als daß einer solchen Pflicht der Nation ein Forderungsrecht bei jedem einzelnen Proletarier entspreche.

So war in Paris die Ansicht weit und breit gewurzelt, daß das Wesen der Freiheit darin bestehe, jede Sorge auf die Gesellschaft zu werfen und für jede Noth von dem Staate Abhülfe zu verlangen. Nun war gewiß Mangel und Noth in großem Maße vorhanden, aber ebenso deutlich zeigte sich auch, daß das Treiben der Demokraten die Noth bei jedem Schritte vergrößerte. Paris hatte sonst hauptsächlich von den reichen Grundbesitzern und den großen Börsenmännern gelebt, die vielleicht ein Drittel aller französischen Einkünfte dort während eines großen Theiles des Jahres verzehrten. Davon war jetzt eine ansehnliche Menge außer Landes geflohen, die übrigen Gutsbesitzer hatten unendliche Verluste erlitten, bei der Unsicherheit der Zukunft hielt jeder seine Reste sparsam zusammen. Auf die Speculationen aber der Börse, und was damit zusammenhing, hatte es die Volkswuth vor Allem gemünzt. Kein Vierteljahr verging, in dem nicht die Bürgergarde die Häuser der Wechsler und Bankiers zu schützen hatte, oder im Palais Royal der Antrag unter Jauchzen gestellt wurde, die Wucherer und Blutsauger aufzuhängen. Das war kein Mittel, sie zu Ausgaben und Luxus zu ermuthigen, und doch hätten nur dadurch in jener Zeit die Gewerke Arbeit und Nahrung erhalten können.

Während so die Gelegenheit zum Erwerb versiegte, nahm in gleichem Maße auch der Trieb zur Arbeit ab. Wenn die Arbeiter Tag für Tag von den Demagogen in Thätigkeit und Lohn gesetzt wurden, wenn sie Tag für Tag vernahmen, daß sie von Grund aus souverän, und Staat und Gemeinde ihre nächsten Schuldner seien, so blieb weder Zeit noch Lust zu der harten Anstrengung des Gewerbes zurück. Freilich gab es nicht jeden Tag revolutionäre Arbeit und Belohnung, im schlimmsten Falle aber boten die öffentlichen Werkstätten ein Obdach, wo ohne Mühe ein guter Gewinn zu haben war. Diese wuchsen denn zu einem maßlosen Umfange heran. Was man auch thun mochte, so blieben sie auf der Zahl von 12,000 Arbeitern, jeder Abgang wurde sogleich aus den Provinzen wieder ersetzt, da der Staat den höchsten Tagelohn, der in Frankreich damals zu haben war, 20 Sous, für nutzlose Erdarbeiten bezahlte. Um wenigstens die Anhäufung in Paris zu verringern, legte man am 30. Mai 1790 $2^1/_2$ Mill. an die Stiftung neuer Werkstätten in den Departements und

schickte die Nichtpariser dorthin. Allein die Pariser Anstalt füllte sich auf der Stelle wieder, die Nichtsthuerei nahm zu, und ein Decret, welches am 31. August die Einführung von Stückarbeit statt des Tagelohns befahl, blieb ohne irgend eine Wirkung. Der Zudrang wuchs mit der Schwäche der Disciplin, man bemerkte, daß höchstens ein Viertel der Leute zur Arbeit kamen, die Zahl der Lohnempfänger aber im October 19,000 betrug. Die Commune war zu schwach, etwas zu ändern; die Arbeiter hatten überall die Antwort, der Staat sei verpflichtet für sie zu sorgen.

Ganz dieselben Vorgänge zeigten sich in den Departements. Außer jenen $2^1/_2$ Mill., die der Staat bewilligt hatte, verbrauchten die Städte aus eigenen Mitteln ungezählte Summen, um ihre Arbeiter in öffentlichen Werkstätten zu beschwichtigen. Nicht immer werden die Beträge, ja nicht einmal stets die Namen der Städte angegeben; aus der Menge citire ich nur einige wenige Beispiele. So meldete Toulouse schon im März 11,000, Amiens im Mai 15,000, das Seine-Oise-Departement im November 41,000 Arbeiter an, die auf Kosten der Städte durch sogenannte wohlthätige Arbeiten ernährt wurden. Nicht anders war es in Besançon und Lyon, in Valenciennes und Langres. Man machte zuerst Anlehen, und wenn der Credit erschöpft war, außerordentliche Einkommensteuern. Da die Arbeiten durchgängig unfruchtbar waren, so zeigte sich Marat's Lehre in voller Praxis: die Besitzlosen empfingen, die Besitzenden zahlten, bei Strafe neuer Revolution. Es war nur ein verschwindender Tropfen in diesem Meere der Bedürfnisse, wenn die Versammlung am 16. December 15 Millionen für angebliche Arbeiten aussetzte und $6^2/_3$ davon gleich vertheilen ließ. Vielmehr stieg der Bestand der Pariser Werkstätten im Frühling 1791 auf 31,000 Menschen und die täglichen Kosten derselben auf 60,000 L., so daß Paris allein in einem Jahre eine größere Summe als jene 15 Millionen in Anspruch genommen haben würde. Die meisten jener Arbeiter waren Auswärtige, und dabei trieb sich eine kaum geringere Zahl von nahrungslosen Fremden in der gewaltigen Stadt umher, denen selbst die Werkstätten zu arbeitsvoll erschienen.

Erheblicher noch in finanzieller, und von gleicher Bedeutung in politischer Hinsicht war die zweite große Frage, welche die Pariser Verwaltung seit dem Anfange der Revolution beschäftigte, die Beschaffung der Lebensmittel. Es zeigte sich Ende 1790, daß der Staat bis dahin Getreide für 75 Mill. angekauft, dazu die Kosten des Transportes und des Mahlens getragen, endlich dem Privathandel noch $5^1/_2$ Mill. an

Prämien für Korneinfuhr bezahlt hatte. Der letzte Posten kam auch den Provinzen zu Gut, der erste aber ging fast ganz für die Hauptstadt auf [1]). Der Staat bezahlte das Korn mit 40 bis 50 Livres den Septier, und erhielt somit einen Betrag, der ziemlich genau dem Verzehr der Stadt während achtzehn Monaten entsprach [2]). Der Gemeinderath überließ dann den Bäckern das Mehl ungefähr zum halben Preis, so daß in Paris das Brod durchgängig auch nur halb so theuer war wie in den meisten Departements. Dies also war schon ein Geschenk von mehr als 30 Millionen, welches das Land um der Ruhe und Ordnung willen seiner Hauptstadt machte. Allein es war damit nicht genug. Die Stadt sollte, was sie aus dem Detailverkaufe des Getreides löste, natürlich an die Staatscasse erstatten: wie wir es aber schon im October 1789 bemerkten, so unterblieb auch später die Rückzahlung, und der Staat hatte endlich statt 30 nur 2 Millionen, mithin etwa den Betrag der Mahl- und Transportkosten zurückempfangen [3]), und folglich der Stadt Paris ihre Lebensmittel ganz und gar geschenkt.

Hiezu muß man nun noch rechnen, daß der Staat bis zum Schlusse des Jahres 1790 der Pariser Nationalgarde etwa 8 Mill. für Sold und Equipirung zahlte, daß er mit 2 Mill. die Kosten der Beleuchtung und Pflasterung der Straßen trug, daß er über eine Million für die Zerstörung der Bastille, die nicht den zehnten Theil kostete, sich anrechnen ließ [4]). Man muß sich weiter erinnern, daß er für die Beschäftigung der Pariser Arbeiter, wie wir sahen, über 17 Mill. auslegte, endlich der Stadt die Anwartschaft auf etwa 16 Mill. aus dem Verkaufe der Kirchengüter gab. Man erhält somit binnen 20 Monaten die Summe von mehr als 90 Millionen, die das Reich für die eine Stadt von ungefähr 600,000 Einwohnern aufbringen mußte, abgesehen von dem fortdauernden städtischen Budget, abgesehen von den regelmäßigen Kosten der Staatsverwaltung, von der Paris wieder mehr Vortheil zog als irgend ein anderer Theil des Reiches.

Es versteht sich von selbst, daß die übrigen Städte durch die Staatscasse nicht in gleichem Maße bedacht werden konnten; allein die

---

[1]) Bailly's Memoiren passim. Correspondenz zwischen Bailly und Necker, Buchez IV. Verhandlungen des Nationalconvents 19. October 1793.

[2]) Für 75 Mill. Livres etwa $1^2/_3$ Mill. Septiers. Paris verbrauchte täglich im Durchschnitt 3000 Septiers, lebte also von dieser Masse ungefähr 555 Tage oder 18 Monate.

[3]) Etat des Finanzministers in Montesquiou's Bericht vom 9. Sept. 1791.

[4]) Verhandlungen der Commune Paris, 15. Januar 1795.

Verhältniſſe waren überall dieſelben, und die Städte mußten aus eigenen Mitteln den Bäckern das Mehl für den halben Preis, ebenſo wie den Proletariern das Geld zum Ankaufe des Brodes für halbe Arbeit liefern. Die Geſammtſumme dieſer Koſten für das ganze Land auch nur annäherungsweiſe zu ſchätzen, iſt ſchlechterdings unmöglich; in dem einen Jahre 1790 betrugen die Vorſchüſſe des Staats an die Communen der Departements für Getreideankäufe 1600 Millionen[1]). Mochte aber der Staat oder eine Stadtgemeinde die Zahlungen vermitteln, das Ergebniß war immer, daß die Beſitzenden zahlen und wiederum zahlen mußten, um die Beſitzloſen zu ernähren, gleichviel, ob dieſe arbeiteten oder nicht. Auch erſchien dies nicht mehr als freie Hülfe bei unabwendbarem und außerordentlichem Mißgeſchick: die Natur war nicht mehr die Quelle des Leidens, vielmehr waren die Ernten von 1789 und 1790 reichlich, und wo noch zu Ende dieſes Jahres drückender Nothſtand vorhanden war, lag der Grund allein in der Störung der öffentlichen Ordnung und der Unſicherheit des Eigenthums. Jeder Vorgang alſo, welcher wie das bisher Angeführte einen neuen Zwang gegen die Eigenthümer enthielt, mochte im Augenblick einen Hungrigen ſättigen, mußte aber mittelbar das Elend hundertfach ſteigern.

Im Jahre 1791 ſetzten ſich dieſe Uebelſtände ſämmtlich fort. Zwar wirkten auf das ſtädtiſche Gewerbe die Aſſignaten anfangs mit ähnlich anregender Kraft wie auf dem Lande, aber die ſcheinbare Beſſerung hatte auch in den Städten keine ſichere Grundlage. Wo eine große Menge Papiergeld plötzlich in den Verkehr geworfen wird, erſcheint ſtets ein raſcher Aufſchwung der Induſtrie. Die Maſſe der Werthzeichen ſetzt alle ökonomiſchen Kräfte in Bewegung, die Anlagecapitalien finden ſich leichter als ſonſt, der Betrieb empfängt immer neue und ſtets bereite Nahrung. Repräſentirt das Papier einen vorhandenen, auf Ordnung und Rechtsſicherheit gegründeten Credit, und behauptet dadurch eine feſte und dauernde Bedeutung, ſo kann ein ſolcher Augenblick der Ausgangspunkt für eine reiche und weithin wachſende Blüthe werden, wie z. B. der glänzendſte Aufſchwung des engliſchen Ackerbaues unzweifelhaft von der Freigebung der Privatlandbanken datirt. Iſt dagegen das neue Papier von mißlichem Beſtande, wie dies bei den franzöſiſchen Aſſignaten ſich ſchon im Februar 1791 deutlich herausſtellte, ſo kann auch keine Frucht deſſelben auf Dauer rechnen. Im Augenblicke nimmt die Induſtrie vielleicht einen um ſo heftigeren Anlauf,

---

[1]) Bericht Johannot's an den Convent, 12. Juli 1795.

weil jeder ſtrebt, das zweifelhafte Papier in Gebäuden, Maſchinen und Waaren anzulegen, die irgend einen inneren Werth unter allen Umſtänden behaupten. Dieſe Bewegung machte ſich in Frankreich 1791 fühlbar, von allen Seiten kamen befriedigende Nachrichten über die Thätigkeit der Manufacturen. Geſteigert wurde die Regſamkeit aber auch die Gefahr noch durch einen beſonderen Umſtand. Der Wechſelcours gegen das Ausland war ſeit Jahren für Frankreich ungünſtig. Seit 1783 führte das Land mehr ein als aus, dann kamen die großen Kornankäufe Necker's, endlich die tiefe Zerrüttung der Gewerbsverhältniſſe durch die Revolution, die überall die einheimiſche Erzeugung lähmte und Beſtellungen im Auslande nöthig machte. Frankreich mußte alſo bedeutend mehr Zahlungen machen als es empfing, folglich die Koſten derſelben decken und bei dem Wechſelcourſe verlieren, im Frühling 1791 9 bis 11 Procent. Auch hier griffen die Aſſignaten ein, denn da ſie in dieſem Zeitpunkte gegen Silber 4 bis 6 Procent einbüßten, der fremde Kaufmann aber in Silberwerth befriedigt ſein wollte, ſtieg der Verluſt des franzöſiſchen Wechſelcourſes bis auf 15 Procent. Der Franzoſe, der z. B. in London 30 Pfund Sterling ſchuldete, mußte für einen entſprechenden Wechſel nicht den Nennwerth von 740, ſondern 880 Livres bezahlen, während umgekehrt der Engländer zu der Deckung einer Pariſer Schuld von 880 Livres einer Auslage nicht von 34, ſondern nur von 30 Pfund Sterling bedurfte. Eben hieraus aber ergab ſich im Moment eine günſtige Stellung der franzöſiſchen Manufacturen. Da man ihre Leiſtungen auf ſo wohlfeile Art bezahlen konnte, ſo ſtrömten ihnen aus der Fremde Beſtellungen zu, ſo daß es ihnen hier und da Schwierigkeiten machte, alle Kunden zu befriedigen. Man ſieht aber leicht, daß ein Aufſchwung dieſer Art mehr als jeder andere eine Grenze hatte. Er gründete ſich nicht auf ein ſachliches und feſtes Bedürfniß der Beſteller, er konnte vielmehr nur vorübergehend dauern, bis durch ſeine Transporte das Gleichgewicht des Courſes wieder hergeſtellt war. Er war alſo ohne Weiteres nicht zu bleibenden Capitalanlagen und koſtſpieliger Geſchäftsausdehnung geeignet, und wenn vollends ein ferneres Sinken der Aſſignaten eintrat, ſo mußte er in allen Fundamenten zuſammenbrechen, und die Kriſis um ſo verderblicher ſein, je tiefer die Speculation ſich in die erſten günſtigen Ausſichten eingelaſſen hatte.

Nicht wenig trug zu der damaligen Rührigkeit des Gewerbes die junge Gewerbefreiheit bei. Ausgerufen in der Nacht des 4. Auguſt, war ſie auf der Stelle thatſächlich in das Leben getreten, nicht ohne

mancherlei Verwirrung und Verluste, aber von Anfang an wie die Freiheit der Aecker schöpferisch und kraftzeugend. Es dauerte jedoch bis zum März 1791, ehe sie förmlich durch ein Gesetz sanctionirt, und in demselben jedem Franzosen der Betrieb eines jeden Gewerbes unter der einzigen Bedingung der Patentsteuer an den Staat verstattet wurde. Jede Fessel also zersprang, jede Art einer Organisation des Gewerbes wäre aber für den Einzelnen sogleich wieder eine Fessel gewesen; die Nationalversammlung hatte keinen anderen Gedanken, als jedem Einzelnen die unbedingte Anwendung seiner Kräfte zu überlassen. Wir haben in unseren Tagen von der feudalen wie von der socialistischen Partei sehr viel gegen dies System der Vereinzelung, des Atomismus und Egoismus vernommen. Alles, was seitdem gesagt worden ist, faßte übrigens schon damals Marat in den Vorwurf zusammen, die Nationalversammlung habe mit der freien Concurrenz die Losung zu industrieller Anarchie, Betrügerei und Verarmung gegeben. Indeß ist jetzt die geschichtliche Erfahrung groß genug geworden, um die Thatsache ohne irgend einen Zweifel auszusprechen, daß die volle Freiheit der Arbeit in keinem Lande entschiedenere Früchte als in Frankreich, und dort auf keinem Gebiete reicheren Ertrag, als auf dem industriellen gebracht hat. Die greifbare Wirkung schlägt hier alle Erörterung nieder.

Wenn die Nationalversammlung mit Recht es ablehnte, sich in die innere Bewegung der Industrie zu mischen, so hätte sie sich immer ein reiches Verdienst dadurch sichern können, daß sie den Boden für diese Bewegung gereinigt und geebnet hätte. Es ist kein Widerspruch gegen die Gewerbefreiheit, wenn eine einsichtige Gesetzgebung ihre Kräfte stärkt, ihre Wege erleuchtet, ihre Hindernisse beseitigt. Gewerbeschulen, statistische Aufklärungen über den jedesmaligen Stand der Gewerke, Unterstützungsvereine im Kreise des Gewerbes selbst gehören hierhin. Diesen Dingen eine sehr schwache Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, ist ein Vorwurf, der nicht bloß die erste Nationalversammlung, sondern die Revolution in ihrem ganzen Verlaufe trifft.

Forscht man jedoch nach dem entscheidenden Grunde desselben, so wird man die Verantwortlichkeit auf andere Schultern legen müssen.

Noch ehe das Gesetz über Gewerbefreiheit existirte, bildeten sich in Paris mehrere Arbeitervereine zur Verbesserung ihrer Lage[1]). Der

[1]) Du Cellier, histoire des classes laborieuses, Paris 1859, S. 460 bemerkt, daß unter den Gesellen der einzelnen Zünfte seit unvordenklicher Zeit Associationen zur Erhaltung auskömmlicher Lohnsätze existirten. Damals war durch das Einströmen fremder Arbeiter das Bedürfniß stärker geworden.

erste entstand bei den Zimmergesellen unter dem Titel: Gesellschaft der Pflichten; der Pflichten nämlich des Arbeiters, als deren wichtigste die Pflicht der Arbeitseinstellung hervortrat, um dadurch die Meister zu höherem Lohne zu nöthigen. Bald folgten die Buchdrucker; es gab Verhandlungen mit den Meistern, der Stadtrath ließ sich eine halbe Billigung abgewinnen. Indeß stieg die Zahl der Mitglieder und der Vereine, sie traten mit einander in Verbindung, riefen Nachahmungen in den Departements hervor und setzten sich mit diesen in laufenden Briefwechsel. Es ist sicher an keiner Stelle ein Zeichen politischer Gesundheit, wenn ein Staat dergleichen nicht verträgt; es ist keine gerechte Verwirklichung der Gewerbefreiheit, wenn er den Arbeitern verbietet, was er den Meistern erlaubt. Allein ebenso krankhaft ist es, wenn die Arbeitervereine einen Schritt weiter thun und unter Freiheit Rechtsverletzung verstehen. Dies aber geschah in Paris auf der Stelle, wie es das Jahr zuvor bei den Bauern erfolgt war. Die Vereine fingen an, die Arbeitseinstellung zu erzwingen, auch wo einzelne Arbeiter sich mit ihrem Lohne begnügten, und fremde Arbeiter zu bedrohen, wo die Meister durch deren Annahme hatten aushelfen wollen. Mit anderen Worten, sie nöthigten die Meister zu höherer Zahlung, bei Androhung offener Gewalt. Das Verfahren war genau dasselbe, wie bei der Commune, die vom Staate das Geld für Anschaffung des Brodes, die Aufhebung des Octroi und die Entschädigung der Stadt auf Staatskosten begehrte, Alles bei Drohung einer neuen Revolution. Es war im Princip dasselbe, wie bei den Bauern, wenn diese neue Theilung der Aecker forderten.

Der Stadtrath hatte nicht die Mittel oder nicht den Muth, ihnen zu widerstehen, so daß die Angelegenheit Ende Mai an die Nationalversammlung gelangte. Es war nun dieselbe Zeit, in welcher die öffentlichen Werkstätten auf 31,000 Arbeiter angeschwollen waren und mit stets neuer Vergrößerung drohten: das Octroi war kurz vorher beseitigt, die Getreidespenden dauerten fort; und statt aller gehofften Linderung sah man hier die communistische Gewalt in alle Privatverhältnisse vordringen. So viel Schwäche und Nachsicht gegen anarchisches Wesen bei den parlamentarischen Häuptern vorhanden war, so gab hier doch die Furcht vor dem drohenden Aeußersten Muth zu durchgreifendem Entschlusse. Politische Wendungen, auf die ich weiter zurückkommen werde, traten hinzu, die Katastrophe zu beschleunigen.

Am 14. Juni erließ die Versammlung ein Gesetz, welches alle Vereine von Arbeitern desselben Handwerks, die Einführung von

Mitgliederlisten, Vereinscassen und Behörden, als Erneuerung der aufgehobenen Zünfte, verbot, und mit tiefer Unbedachtsamkeit den nahrungslosen Arbeitern das verhängnißvolle Wort zum Troste hinwarf, die Nation werde den Unbeschäftigten Thätigkeit und den Kranken Unterstützung zu verschaffen haben [1]). Zwei Tage später erfolgte ein anderes Decret, welches die öffentlichen Werkstätten mit dem 1. Juli auflöste, die fremden Arbeiter in ihre Heimath entfernte, der Stadt Paris 1, den Departements $1\frac{1}{2}$ Mill. zur ersten Fristung der Noth überwies. Damit waren die Uebel an der Wurzel ergriffen, denn wie die Auflösung der Vereine das Eigenthum der Meister, so rettete die Entfernung der Fremden den Wohlstand der Stadt, ja man darf sagen, die Möglichkeit des ganzen damaligen Staates. Sie bildeten das Publicum des Palais Royal, sie hatten zum Sturm auf die Bastille wie zu den Tumulten des 6. October das Beste gethan, sie waren die eigentliche Garde der Revolution. So war die Aufregung, welche die beiden Decrete hervorriefen, sehr bedeutend. Alle, die bisher auf Kosten des Staates gelebt, Alle, die eben nach der Börse der Meister und der Grundbesitzer gegriffen, Alle, denen die Permanenz der Revolution den Lebensunterhalt lieferte, alle diese sahen sich durch die Reaction der Nationalversammlung in ihrem materiellen Dasein bedroht.

Und eben in diesen Tagen trat eine politische Krisis ein, welche ihnen plötzlich die Aussicht eröffnete, alle Noth mit einem Schlage zu beendigen, und mit einer raschen Explosion Frankreich der Herrschaft der armen Leute zu unterwerfen.

---

[1]) Immerhin ist zu bemerken, daß das Gesetz die gleichen Verbote auf die Meister und Arbeitgeber wie auf die Arbeiter erstreckte, und hiedurch sich vortheilhaft von den späteren Verfügungen von 1803 (Germinal XI) und 1804 (Floréal XII) unterschied. Vgl. du Cellier l. c. 342.

Fünftes Capitel.

Abſchluß der Verfaſſung.

Der ſchneidendſte Nachtheil, welchen der Sturz der Kirche der Revolution brachte, war die veränderte Stellung des Königs.

Ludwig XVI. war bis dahin kein Gegner der Revolution geweſen. Dieſer gutmüthige und ſchwerfällige Menſch hatte überhaupt keine politiſche Meinung. So lange er jung geweſen, hatte er Kirche, Adel und Parlamente unter einander und mit der Krone in Streit geſehen; aller Widerſtand, den die Regierung erfahren, war von dieſer Seite gekommen; Turgot und Calonne hatten ihn gelehrt, daß es zugleich des Königs und des Volkes Wohl ſei, wenn die Feudalprivilegien beſeitigt würden. In ſolcher Stimmung hatte Ludwig die Reichsſtände berufen, um allerlei Noth und Streit und Einengung los zu werden, und zugleich das Glück ſeines Volkes erblühen zu ſehen; er war zuerſt betroffen und verwundert, daß jetzt die Noth erſt recht begann und unerhörte Zwietracht das Reich erfüllte. So ließ er ſich zu dem unglücklichen Miniſterium Breteuil beſtimmen, um dem widerwärtigen Lärmen raſch ein Ende zu machen; er hatte ſo wenig Eigennutz, aber auch ſo wenig Einſicht dabei, daß er im Begriffe ſtand, ſich und das Reich den Feudalſtänden völlig zu überliefern. Je gewaltiger ſeitdem die Stürme brauſten, deſto gründlicher zog er ſich in ſein Inneres zurück. Am wenigſten regte ihn die perſönliche Unbill auf, die er am 5. und 6. October und ſeitdem ſo unzählige Male erfuhr: er hatte wohl Sinn für Popularität, und freute ſich über das Klatſchen und Vivatrufen des Volkes, aber er hätte eine Sünde zu begehen geglaubt, wenn er eine perſönliche Beleidigung nachgetragen hätte. Dagegen empfand er mit Behagen, daß die

Miniſter ihn viel weniger als ſonſt mit den Einzelheiten der Geſchäfte behelligten. Wenn in der alten Zeit Turgot ohne Rückſicht auf Schlafens- oder Tagenszeit ſeine Mappen öffnete, wie oft hatte Ludwig geſeufzt: ſchon wieder ein Memoire! Jetzt war es genug, wenn er der regelmäßigen Sitzung des Miniſterrathes beiwohnte und in der Regel den Vorſchlag empfing, der auch ſeiner Gemüthsart am beſten zuſagte: den Vorſchlag, zu genehmigen, was die Nationalverſammlung forderte. Es war nicht bloß die Anſtrengung eigenen Denkens und Wollens, die er vermied, es war eben ſo ſehr die Scheu vor jeder Verantwortlichkeit, die er mit Beruhigung ſich damit abgenommen glaubte. Woher hätte er in ſeiner ſchüchternen und ſchwachen Natur den Trieb zu anderem Handeln nehmen ſollen? Sein Geiſt war beſchränkt, die wenigen Gedanken ſchliefen unter dicker Hülle, er hatte nicht die geringſte Vorſtellung über das Woher und Wohin ſeiner Zeit. Deſto ängſtlicher war ſein Gewiſſen, er dachte nicht an politiſche Fehler, aber ſtets an moraliſche Vergehungen, er war wie ein Blinder, der bei jedem Schritte einen Anderen zu verletzen fürchtet, und doch unaufhörlich den Anderen Rath geben ſoll. So ſchien er ebenſo unſelbſtſtändig wie ſchwer zu lenken. Jeder plötzlichen Einwirkung verſagte er, vor Allem, wenn ſie zu That und Entſchließung rieth; taucht zwei Elfenbeinkugeln in Oel, ſagte ſein Bruder, und haltet ſie zuſammen, dann werdet ihr auch den König in einer ſicheren Bahn halten können. Wer aber dauernd mit ihm verkehrte und den regelmäßigen Geſchäftsgang mit ihm zu machen hatte, war ſicher, daß er endlich ihm nicht entging: hatten eine ſolche Stellung vollends Männer wie Necker oder Lafayette, die in allen kleinen Hülfsmitteln groß und in den großen Fragen ſtets unentſchloſſen waren, ſo konnten ſie auf Ludwig's Beiſtimmung immer rechnen. Er machte es ihnen, wie einſt dem Grafen Maurepas. Er hörte hundert verſchiedene Rathſchläge neben ihnen, hatte kein Urtheil über Gut oder Uebel, zauderte, unterſchrieb endlich den Antrag des Miniſters. Höchſtens hörte man bei einem übeln Ausgang, daß er ſonſt in ungeſtörtem Ertragen ruhig bemerkte, er habe das Unheil ſich wohl voraus gedacht.

Wenn es eine Tugend ohne Thätigkeit giebt, ſo war er ohne Zweifel der reinſte Menſch unter ſeinen politiſchen Zeitgenoſſen. Aber dem Rath- und Thatloſen wird die Tugend ſelbſt, wie die irdiſchen Dinge einmal liegen, zum Fehler und Verderben. Vielleicht das einzige nachdrückliche Gefühl des Königs war ſein Familienſinn, die Neigung zu Weib und Kindern, die ihm anfangs auch nur chriſtliche Pflicht erſchienen, dann aber durch die Gewohnheit lebhaft geworden war.

Marie Antoinette verdiente aber mehr als ein ſolches Gefühl. Der fröhliche Leichtſinn, mit dem ſie einſt den franzöſiſchen Hof betreten und ſich unbefangen und unvorſichtig Ingrimm und Todfeindſchaft erweckt hatte, war in den Stürmen der Revolution verwelkt. Die Kraft ihres reinen Charakters war durch keine lockere Hülle mehr verdeckt; ſie hatte lebhafte Einſicht und unerſchrockenen Muth, und nicht ohne Grund konnte Mirabeau einmal ausrufen, der einzige Mann an der Seite des Königs ſei die Frau deſſelben. Aber ihn mit durchgreifender Wirkſamkeit zu leiten, fehlten auch ihr die Mittel. Sie hatte ſeit Jahren ſich vielfach in die politiſchen Geſchäfte gemiſcht, mehr als einen Miniſter gefördert, mehr als einen zum Falle bringen helfen. Aber das Alles war immer nur perſönliche Neigung oder Abneigung, und niemals die Wirkung objectiver Erwägung oder wohlunterrichteter Conſequenz geweſen. Es fehlte ihr an Kenntniſſen und an Stätigkeit, weil ihr das ſachliche Intereſſe an Staat und Politik abging. Die Revolution hatte ſie freilich in ihren tiefſten Gefühlen getroffen, und wenn der König täglich ſchwankte, ob er ſich in die Rolle eines conſtitutionellen Monarchen ehrlich finden wollte oder nicht, ſo war Marie Antoinette auf das Feſteſte entſchloſſen, an ihrem Theil eine ſolche Demüthigung zu hindern. Ueber die Mittel aber, ihren Widerſtand durchzuführen, hatte auch ſie keinen feſteren Plan als der König ſelbſt. Völlig klar und unerſchütterlich war ſie nur in dem Widerwillen gegen die ihr einmal verhaßt gewordenen Perſonen. Vor Allem verabſcheute ſie die großen Edelleute, die ſich dem Liberalismus und der Revolution angeſchloſſen; ſie vergab dem Marquis Lafayette und dem Grafen Mirabeau eine gemäßigte Oppoſition weniger als den bürgerlichen Demokraten die wildeſten Schmähungen und die tödtlichſten Angriffe; es war jene gerade bei deutſchen Fürſten heimiſche Anſchauung, daß beſondere Königstreue und höfiſcher Dienſt die Natur und die Pflicht des Adels ſei. Bei ſolchen Stimmungen war ein erheblicher Erfolg, ja auch nur eine fortgehende Einwirkung für die Königin unmöglich. Sie nahm wohl einen augenblicklichen Aufſchwung aus Entrüſtung, Pflichterkenntniß, beleidigtem Selbſtgefühl, und fiel dann wieder abgeſtoßen und ermüdet zurück. So kann man zu Heldenmuth und Aufopferung, aber nicht zu einem gründlichen Beharren gelangen, wie es bei dem Könige nöthig geweſen wäre. All ihr Thun hatte auf Ludwig nur den Einfluß, daß es ſeine Scheu vor jedem gewagten Beginnen und jeder Gefahr ſeiner Familie vermehrte. Damals aber war nur zwiſchen Gefahr und Verderben die Wahl.

Der König war auch hiebei wie in allen Stücken religiös beſtimmt.

Das ferne Verderben legte er in die Hand des Herrn; selbst aber die Seinigen bloßzustellen, wäre ihm eine Sünde gegen Gottes Gebot erschienen. Es war der Grundton, der sein ganzes Thun im Ministerrathe, wie bei dem Brausen der Pariser Volksmassen durchdrang. Hier fand sich die Beschränktheit seines Wesens mit der furchtbaren Gewalt seiner Tage zurecht. Wenn ihm bei politischem Sinnen die ersten Schritte versagten, so war es ja auch ein göttliches Gebot, nicht für den folgenden Tag zu sorgen. Wenn der Unglimpf der Zeiten zu bitter traf, so bot ihm die Kirche erquickende Stütze und Hoffnung. In allen Schwierigkeiten hatte er sonst keinen Rath und keinen Maßstab als den einen, daß er nicht sündigen wolle.

Es hätte nicht großer Macht und unermeßlicher Einsicht bedurft, um nach dem Sturze des Feudalstaates einen solchen Fürsten in einer parlamentarischen Regierung zu seiner ganzen Befriedigung zu verwenden. Ließ er sich doch einen Zustand gefallen, der das Gegentheil aller Regierung war, und als zuletzt auch er die Verderblichkeit desselben begreifen mußte, gingen seine Restaurationsgedanken lange nicht so weit, als Mirabeau es für unumgänglich nöthig hielt. Aber die kirchliche Frage verwandelte Alles. Er hatte dabei keinen anderen Standpunkt, als die Bauern, welche sich im Elsaß zusammenrotteten und bei Nimes ihr Blut vergossen. Die gesetzwidrige Wahl der Pfarrer und Bischöfe entweihte ihm das Sacrament, die Verletzung der päpstlichen Rechte trennte ihn von der Einheit der Kirche und damit von dem Heil seiner Seele — und er sollte dies nicht bloß dulden, sondern durch seine Sanction bekräftigen! In der Pein seines Herzens entschloß er sich zum Schlimmsten, zu einer halben Unredlichkeit: in der Hoffnung, daß der Widerspruch des Papstes das neue Kirchenthum doch nicht aufkommen lasse werde, gab er der Civilverfassung des Clerus seine königliche Zustimmung.

Von diesem Augenblicke an lag aber zwischen ihm und der Revolution ein Abgrund. Hatte er es früher vielleicht in einzelnen Augenblicken fassen können, daß er die Leitung derselben ergreifen müsse, um zugleich das Alte abzuthun und ein kräftiges Neues zu schaffen: jetzt war sie ihm durch Sünde befleckt und vergiftet, und auf ihrem Boden fand er keine Werkzeuge mehr für ein gewissenhaftes Handeln. Noch empfing er zwar Rathschläge von Mirabeau, auf Entfernung in eine Stadt des Inneren und Sammlung aller gutgesinnten Franzosen um eine Gegenverfassung. Aber zugleich gewann auch der alte Unglücksfreund Breteuil wieder Einfluß, und drängte auf Flucht in eine Grenzstadt und

Erdrückung der Revolution mit Hülfe des Auslandes. Es war im October 1790. Einige Monate ſchwankte der König noch zwiſchen beiden Syſtemen; leider übernahm die Nationalverſammlung nur zu eifrig die Sorge, ſeine Wahl für das Unheil zu entſcheiden.

Sie war zu weit fortgeſchritten, um einhalten zu können; die Folgen ihres Thuns drängten ſie unaufhaltſam weiter. Nachdem ſie die Kirche geſtürzt, durfte ſie dem Könige nicht mehr trauen; indem ſie gegen dieſen die Schutzwehren häufte, machte ſie alles Regieren unmöglich. Der einzige Menſch, der ſie zu bändigen vermochte, Mirabeau, war ſeit dem Ausgang der letzten Miniſterkriſis im höchſten Grade erbittert. Zum zweiten Male hatte er es erleben müſſen, daß man ſeine Finanzanträge genehmigt, und die Lebensbedingungen derſelben, die Bildung eines tüchtigen Cabinets, hintertrieben hatte. Er ſah ſich eifrig benutzt und unaufhörlich verſchleudert. Er ſah die beſtentworfenen Pläne nur zu Gunſten der Zerſtörung ausſchlagen, er ſah ſeine Popularität gefährdet, ohne für ſeine Macht etwas zu gewinnen, er ſah, was ihm nicht leichter wog, die Stelle, die er ſeinem geſchichtlichen Nachruhme zudachte, verfälſcht. Es war nur zu begreiflich, daß er tiefen Grimm gegen den Hof, die Miniſter, die Rechte, den Clerus, gegen Alles empfand, was an irgend einer Stelle ſeine Wünſche feindlich kreuzen mochte. Seine Donnerſchläge fielen nach allen Seiten, er war auf der Tribüne heftiger und maßloſer als jemals, ſeine Gunſt bei dem revolutionären Pöbel ſtand auf der höchſten Höhe. Ihm ſelbſt war nicht wohl dabei; er geſtand ein, wie er den eigenen innerſten Wünſchen ſchade, aber wiederholte auch, er könne nicht anders. Das Uebelſte war, daß eine neue Entwickelung der Kirchenfrage gerade in dieſe Tage fiel.

Nachdem der König die Civilconſtitution genehmigt, begann im ganzen Reiche die Ausführung derſelben. Da erlebte man denn, daß vielleicht zwei Drittel der Geiſtlichen in allen Provinzen den Gehorſam weigerten [1]). Das Schisma drang in die entlegenſten Dörfer, wie es die Straßen der Städte bewegte; im Süden ſchlugen alle Flammen auf's Neue in die Höhe und ſchon im September ſchworen 30,000 bewaffnete Männer in den Gebirgen von Jalès, der wahren Kirche

---

[1]) Die Angaben ſchwanken nach den Parteien. Genaue Notizen finde ich in dem politiſchen Journal von 1790, das freilich ſehr conſervativ, aber in ſeinen Pariſer Berichten nicht ſchlecht unterrichtet iſt. Danach wäre die Schätzung des Textes noch viel zu niedrig.

getreu zu leben und zu sterben. Noch kam es dort zu keiner Gewalt, der Punkt blieb aber seitdem das militärische Hauptquartier des katholischen Südens. Darauf brachte der kirchliche Ausschuß den Antrag vor die Versammlung, von jedem Geistlichen binnen acht Tagen den Eid auf die Civilverfassung zu fordern [1]), im Weigerungsfalle ihn für abgesetzt zu erklären, und bei Fortsetzung kirchlicher Functionen ihn als Ruhestörer zu verfolgen. Noch gab es zahlreiche Stimmen, die in einem solchen Schritte nichts als Vergrößerung des Unheils erblickten; aber Mirabeau versagte sich nicht den Anlaß, seine ganze revolutionäre Gewalt zu entfalten. Es war wohl der unvollkommenste Punkt in seinem Wesen, daß er die Gefahr des Kirchenstreites, die er in einzelnen Momenten scharf und zutreffend erkannte, nicht breit und stätig genug auf seine Entschlüsse einwirken ließ. Jetzt war sein Gegenantrag ein Weniges milder als der Vorschlag des Ausschusses, aber seine Rede vereinte mit zermalmender Stärke Alles, was über die Sünden des alten Kirchenthums gesagt werden konnte [2]). Er wirkte unwiderstehlich, er entschied die Frage, entschied sie gegen sich und für den Ausschuß. Die Versammlung befahl den Geistlichen den Bürgereid [3]).

Keine andere Maßregel hätte so gründlich die Zersetzung des ganzen Zustandes beschleunigen können. Kein anderer Schritt würde so entschieden das Vernehmen zwischen Mirabeau und dem Hofe zerrissen haben. Kurz vorher hatten die Auswanderer von Turin her ein Complott auf Lyon entworfen, der König aber ihnen dringenden Gegenbefehl ertheilt, und jedes Mitwirken bestimmt versagt. Auch die Königin hatte damals die Ueberzeugung gewonnen, daß die Grundsätze des neuen Zustandes unzerstörbar seien, und der König nur durch aufrichtige Annahme derselben und Berufung eines liberalen Ministeriums seine Stellung verbessern könne. Jetzt aber kamen, wenn nicht die Auswanderer, so doch Breteuil's Pläne wieder zum Vorschein [4]), Ludwig

---

[1]) Der Eid lautet wörtlich auf Treue der Nation, dem Gesetze, dem Könige, der Verfassung. Wenn Michelet daraus folgert, daß er sich nicht auf die constitution civile du clergé bezogen, so erhellt die Unrichtigkeit dieser Behauptung aus der Thatsache, daß das Decret dem Könige ausdrücklich als ein decret constitutionnel vorgelegt wurde. (Instruction darüber im Moniteur v. 25. Januar.)

[2]) 26. November 1790.

[3]) 27. November. Dann am 27. Januar ein Decret, daß die Neuwahlen für die Stellen der Eidweigerer beginnen sollten.

[4]) Breteuil's neue Vollmacht zu Unterhandlungen im Auslande ist vom 20. November.

hatte keine Hoffnung mehr, mit den Kräften des Innern etwas auszurichten. Die Verfolgung der Kirche durch die Nationalversammlung — keine geschichtliche Thatsache ist gewisser — hat wie die Vendee in den Bürgerkrieg, so Ludwig XVI. in das Bündniß der Fremden getrieben. Als die Versammlung durch unabläſſiges Drängen dem Könige die Sanction des Decretes entriſſen, rief er: lieber der König eines Dorfes möchte ich ſein, als König von Frankreich unter ſolchen Umſtänden. Aber Geduld, ſetzte er hinzu, Geduld, es geht bald zu Ende.

Es war um ſo trauriger, als in demſelben Augenblicke bei Mirabeau eine entſcheidende Wendung eintrat. Das einzige Mitglied des alten Cabinets, welches die Kriſis des Octobers überlebt hatte, war der Miniſter des Auswärtigen, Graf Montmorin. Ein ehrenwerther, in ſeinem Fache bewanderter, aber von aller Feſtigkeit entblößter Mann, welcher bis dahin Lafayette's gehorſamer Freund geweſen, und von dieſem gegen Mirabeau geſchützt worden war. Aber vor Allem war er ein ehrlicher Anhänger des Königs, und als er ſich überzeugt hatte, wie wenig für die Rettung der Monarchie auf den General zu bauen ſei, nahm er keinen Anſtand, auf der Stelle ſich Mirabeau's Einfluß, um des Königs willen, vollſtändig unterzuordnen. Endlich alſo war dieſem das lang Erſehnte gewährt, und mit voller Kraft ging er ſofort wieder an das Unternehmen der monarchiſchen Reſtauration. Seine Pläne, ſeine Noten und Vorſchläge drängten ſich; noch vor Ablauf des Jahres entwickelte er ein großes Syſtem[1]), nach welchem der Angriff auf allen Punkten zu beginnen ſei. Allein ſo ſtark er war, ſo konnte er das Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Seit einem Jahre war eine ſchlechte Verwaltung und ein ſchwaches Gerichtsweſen eingerichtet, das Heer verwildert, die Mehrheit der Verſammlung durch anarchiſche Präcedentien gebunden. Seit einem Jahre waren die beſitzloſen Claſſen in Unruhe, die patriotiſchen Franzoſen in Argwohn, endlich hatte die kirchliche Frage das Volk geſpaltet, und er ſelbſt war hier auf das Schärfſte betheiligt. So zeigt ſein Syſtem ſelbſt die Uebermacht der Gefahr und die Schwäche der Mittel. Auch iſt damals das erſte und letzte Wort ſeiner Denkſchrift nichts weiter, als vorläufige Bearbeitung der öffentlichen Meinung; man ſieht, daß er den eigentlichen Feldzugsplan für die Stunde des Ausbruches verſpart. Erſt nach einigen Monaten trat er damit hervor. Er hoffte etwa die Hälfte der Departements zu beſtim-

[1]) 23. December.

men, daß sie die Auflösung der Versammlung fordern sollten; der König sollte sich nach Compiegne begeben, und hier durch Bouillé's Truppen geschützt eine neue Versammlung zur Revision der Verfassung einberufen. Dieser würde man eine Anzahl bestimmter Grundsätze als unabänderlich feststehend bezeichnen: zwei Kammern, absolutes Veto des Königs, unbedingte Unterordnung der Verwaltungsbehörden unter die Befehle der Minister, unwiderrufliche Beseitigung der Feudalprivilegien, Einziehung eines Drittels des Kirchengutes für den Staatshaushalt. Aber auch die vorläufigen Schritte zu thun war ihm nicht bestimmt. Denn obgleich der König die Vorschläge genehmigte und Einiges, wie eine geheime Polizei in Paris, organisirt wurde, so kam der wahre Wille Ludwig's zuletzt doch immer auf andere Wege zurück. Er wollte die Rettung nicht mehr aus Mirabeau's Hand, seitdem der kirchliche Streit sein Gewissen zwischen ihn und den gefürchteten Bundesgenossen gestellt hatte. Während Montmorin mit Mirabeau berieth, correspondirte der König mit Bouillé über die Flucht an die Grenze. Sein einziger Gedanke war nur noch Befreiung aus den Fesseln des Pariser Aufenthaltes.

Ursache genug hatte er zu solcher Ungeduld. Die Zügellosigkeit des Pöbels wurde täglich schlimmer. Die königliche Familie selbst erfuhr mehrere Insulten kurz nach einander, die demokratische Presse steigerte sich in gemeiner und giftiger Heftigkeit, die Clubs vervielfältigten sich und überstürzten ihre Forderungen. Da sollte eine Legion von Tyrannenmördern gebildet werden, da begehrte man politische Emancipation der Weiber, da erklärte man die Revolution für permanent bis jeder Mensch ein reichliches Einkommen genieße. Die Jacobiner organisirten eine sogenannte brüderliche Gesellschaft aus der Hefe des Pöbels, Männer und Weibern, zum Schreien und Losschlagen, wo die Discussion nicht mehr ausreiche; in der Antonsvorstadt verdrängte Danton's Freund, der Bierbrauer Santerre, Lafayette's Einfluß bei der Nationalgarde gänzlich. Aufläufe, Mißhandlung und Ermordung königlich Gesinnter, Bedrohung und Verfolgung der Geistlichen war an der Tagesordnung. Die letzte Zielscheibe aber alles Grimmes, das letzte Wort aller Schmähungen blieb nach wie vor die Königin. Es war kein Wunder, daß sie die Flucht aus einem solchen Zustande wie die Erlösung aus einer höllischen Sclaverei ersehnte.

Was aber dann? Nur allmählich bildeten sich bei der Königin darüber klare Gedanken.

Sie wollte nicht durch die Auswanderer siegen, sie wollte nicht

Herstellung des alten Zustandes [1]). Sie sah mit ruhiger Deutlichkeit, daß eine solche unmöglich sei, so gewiß es einem Einzigen unmöglich ist, hundert Andere niederzuwerfen. Sie fand, daß ein Sieg der Auswanderer den König in den Schatten stellen, sie selbst ihren alten Widersachern in die Hände liefern würde: vor Allem aber, sie war überzeugt, daß schon der Schein eines Bündnisses mit den Auswanderern die Monarchie in Frankreich rettungslos vernichten müßte. Wies man ein solches aber ebenso wie Mirabeau's Pläne ab, so blieben zwei Wege. Der eine lautete auf Flucht in die Vendee oder den Süden, um sich, das Schwert in der Hand, an die Spitze der katholischen Bewegung zu stellen. Der andere führte zur Unterstützung durch die großen Mächte, zunächst durch den Kaiser ihren Bruder. An Muth für den ersteren hätte es der Königin nicht gefehlt, aber die Natur des Königs machte von vorn herein das Betreten desselben unmöglich. Wie Mirabeau den Bankerott, so hielt Ludwig den Bürgerkrieg für das Aergste, das schlechthin Verwerfliche. Ihn entsetzte der Gedanke eines massenhaften Blutvergießens, und nicht vergebens hatte er gelesen, daß das Haupt Carl I. auf die Anklage wegen Beginn des Bürgerkrieges gefallen war. Floh man dagegen an die Ostgrenze des Reiches, so konnte ein Mann seines Schlages sich noch eine Weile die Gewißheit bemänteln, daß man dem Bürgerkriege ebenso unausbleiblich entgegenging, und den auswärtigen Kampf noch dazu in den Kauf nahm. Man warf sich in eine Festung, umgab sich mit einigen treuen französischen Regimentern, hatte einige tausend Oestreicher für den Anfang als Rückhalt. Der bisherige Zustand war so unerträglich, daß man nicht im Mindesten zweifelte, auf das Wort des freigewordenen Königs würden eine Menge Franzosen sich erheben. Man besorgte nicht entfernt eine krampfhafte Aufwallung des Nationalgefühls, denn man fühlte sich selbst zu rein von dem Vorwurfe des Landesverrathes, da ja die fremden Truppen nur die gute Sache des französischen Königs unterstützen, gewiß also nicht ihn selbst seines Territoriums berauben sollten. Ge-

---

[1]) Hierüber, so wie weiterhin über die Ansichten des Kaisers Leopold, läßt der geheime und vertrauliche Briefwechsel beider (Revue retrospective 1885) nicht den geringsten Zweifel mehr. Warum ich neben diesen Briefen nicht auch die weitere Correspondenz der Königin, wie sie nämlich von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffentlicht worden sind, berücksichtige, darüber vgl. Historische Zeitschrift, Band 13, Seite 164 ff. In diesen Sammlungen sind so viele unächte Stücke, daß die bloße Versicherung der Herausgeber zur Beglaubigung keines nicht anderweitig beglaubigten Actenstückes hinreicht.

langte man so zum Siege, so wären die großen Folgen der Revolution, Sturz der Feudalität und der Geburtsprivilegien, Einheit der Reichsregierung, Gleichheit des Gerichts, Befreiung des Bodens und des Gewerbes geblieben. Ueber die nähere Form der Verfassung hätten die Umstände entschieden; man wäre je nach dem Verlauf des Ereignisses etwa auf Turgot's Gedanken, oder auf den materiellen Theil der königlichen Erklärung vom 23. Juni 1789 zurückgekommen, oder hätte die bonapartischen Gesetze anticipirt. Hierüber stand noch nichts fest, als daß man Sicherung und Kräftigung der königlichen Regierungsgewalt begehrte.

Diese Dinge wurden in den Wintermonaten des Jahres 1791 in den Tuilerien heimlich und unruhig erwogen. Noch gelangte nichts davon in die Außenwelt; nur der erste Schritt des Planes, die Flucht in irgend eine Grenzfestung, wurde mit Bouillé näher erörtert [1]). Mirabeau's Entwürfe gingen daneben her, er hatte seine Stellung entschieden gewählt, und trat jetzt in der Versammlung den Jacobinern bei jedem Anlasse offen in den Weg. Diese machten, nachdem sie im Januar den Bürgereid gegen die Geistlichen durchgesetzt, im Februar einen entsprechenden Versuch gegen den Adel, indem sie ein durchgreifendes Strafgesetz gegen die immer zunehmende Auswanderung verlangten. Lameth, Barnave, Duport wetteiferten in heftigem Andringen, gaben aber dadurch Mirabeau nur einen Anlaß, seine mächtige Ueberlegenheit nicht allein in der Versammlung, sondern im Jacobinerclub selbst zu bethätigen. Das Gesetz gegen die Auswanderer wurde zurückgestellt [2]).

Ebenso gelang es Mirabeau bald nachher, ein Decret abzuwenden,

---

[1]) Aller Orten (auch neuerlich wieder bei L. Blanc V, 164) findet man zwar ein Schreiben Ludwig's an den König von Preußen angeblich vom 3. December 1790, worin er diesen um einen Congreß aller Mächte behufs der Intervention auffordert. Meist ist dies Schreiben aus den Mémoires d'un homme d'état genommen, und durch deren vermutheten Ursprung aus Hardenberg's Papieren zu Ansehen gelangt. Beauchamp, der Verfasser dieses Theils der Memoiren, hat allerdings Vielerlei, aber das Meiste unvollständig oder im falschen Zusammenhange erfahren. Diesen Brief hat er aus Bertrand's Geschichte, Bertrand aber aus einer gleichzeitigen Flugschrift. Dort, so wie bei Beaulieu, trägt er jedoch das Datum 1791, und dies ist auch das evident Richtige, und Bertrand's Correctur 1790 ganz unmöglich. Denn er erwähnt die Annahme der Verfassung, September 1791, was Bertrand ganz willkürlich durch Annahme einiger Verfassungsdecrete interpretirt: er erwähnt Heymann's Anwesenheit in Berlin, die Sommer 1791 begann, und ein Schreiben, welches Dumouſtier October 1791 nach Paris brachte.

[2]) 28. Februar.

nach welchem, im Fall einer minderjährigen Herrschaft, der Regent durch die Versammlung gewählt werden sollte. Der Hof, der hier eine scharfe Demonstration der Orleanisten zu erkennen glaubte, schien dem Redner gerade diesen Erfolg hoch anzurechnen; Montmorin hatte das beste Zutrauen, daß König und Königin sich unbedingt der Leitung Mirabeau's überlassen würden, und der östreichische Gesandte, Graf Mercy, damals in Brüssel, stimmte nachdrücklich ein[1]). Der König aber ließ seine Correspondenz mit Bouillé keineswegs fallen. Obgleich dieser selbst vor jedem Versuche einer heimlichen Flucht aus Paris an die Grenze dringend warnte, empfing er um den 10. März ein Schreiben Ludwig's, worin er beauftragt wurde, Alles für den Empfang des Königs in der Grenzfestung Montmedy gegen Ende April vorzukehren. So wenig unbedingt war Ludwig's Hingebung an Mirabeau.

Unter diesen Umständen muß man es ein Glück für den großen Redner nennen, daß ein günstiges Geschick sein Leben endigte, als sein Beruf unmöglich geworden war. Aufgerieben durch Alles, was menschliche Kräfte verzehren kann, Anstrengung, Erregung, Genuß, starb er nach kurzer Krankheit am 4. April 1791. Der erste Abschnitt der Revolution kam mit seinem Dasein zum Schlusse. Die Tendenzen, welche in die weite, durch seinen Tod gerissene Lücke nachzudrängen suchten, kündigten sich auf der Stelle in scharfem Ausdruck an. Mirabeau hatte seine ganze Kraft an die Schöpfung einer parlamentarischen Regierung, an die Führung des Ministeriums durch die Häupter der Volksvertretung gesetzt: drei Tage nach seinem Tode verlangte Robespierre von der Nationalversammlung ein Verbot, daß kein Mitglied derselben in den nächsten vier Jahren ein Ministerium übernehmen dürfe. Auf dem Boden von 1789 gab es keine Möglichkeit mehr für eine gesetzliche Ordnung. Von allen Seiten drängte Alles zum Ausbruche.

In Paris gab es für die demokratischen Massen keine Schranke mehr. Ein päpstliches Breve, welches die Civilconstitution verwarf, gab das Zeichen zu unaufhörlichen Tumulten. Der Pöbel stürmte die Klöster und peitschte die Nonnen; der Gottesdienst, welchen die orthodoxen Katholiken sich in einer Privatkirche einrichteten, wurde durch wiederholte Gewaltthätigkeiten unterbrochen; die Cordeliers forderten gebieterisch den König auf, die landesverrätherischen Pfaffen aus seiner

---

[1]) Dies geht unzweifelhaft aus seinen Briefen an La Marck vom 4. und 10. April hervor.

Capelle zu entfernen. Wo in den Provinzen sich jacobinische Elemente vorfanden, gab es ähnliche Scenen. In Bordeaux wurden barmherzige Schwestern in den Strom getaucht und erst halbtodt wieder herausgezogen, eine Menge Dorfgeistlicher retteten mit Mühe vor ihren demokratischen Pfarrkindern das Leben. Der König, der indeß aus anderen Gründen seinen Fluchtversuch wieder hinausgeschoben hatte, suchte wenigstens diesen Plackereien zu entgehen und sprach den Entschluß aus, seine Ostern in St. Cloud zu halten, um in Paris durch den Gebrauch eines eidweigernden Priesters keinen Anstoß zu geben. Aber schon länger, als er seine Flucht erwog, hatten ihn seine Dränger wegen solcher Wünsche in Verdacht. Als er hinausfahren wollte, fiel der Pöbel den Pferden in die Zügel, die herbeigerufene Nationalgarde versagte, und Lafayette selbst war nicht im Stande die Bahn zu öffnen. Der König mußte zurück, man erklärte ihm, man werde ihn nicht in die Fremde zu den Auswanderern hinwegfliehen lassen, ein Unglück werde geschehen, wenn er und die Königin nicht bei dem vereideten Pfarrer zum Abendmahl gingen.

Dies war denn auch den bisherigen Häuptern der Linken zu viel. Lafayette, seit einem Jahre durch die demokratische Presse angefeindet, sah mit Schrecken das Sinken seiner Volksgunst. Barnave hatte schon vor einigen Monaten sich Montmorin genähert, und schreckte vor der immer stärker auftretenden Gemeinheit und Schmutzigkeit der Bewegung zurück[1]). Die Lameth's und Duport glaubten wahrzunehmen, daß die niederen Führer, die sie bisher als ihre Werkzeuge gebraucht, den Aufstand auf eigne Hand verwendeten, und sie auf dem eigenen Boden überflügelten. Sie waren bereits nicht mehr ihrer Herrschaft in dem von ihnen gegründeten Club der Jacobiner sicher. Dann aber standen sie auch seit Mirabeau's Tode an dem mißlichsten Punkt in dem Leben eines Demagogen: sie waren im Begriffe, an das Ruder zu gelangen, und fingen also an, die von ihnen geschaffenen Zerstörungsmittel mit andern Augen zu betrachten. So hatte Alexander Lameth einige Zusammenkünfte mit Montmorin; der Kriegsminister Duportail, bisher Genosse Lafayette's, begann sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden, und begehrte nur von Lameth oder Duport gelenkt zu werden. Kurz, die Aussicht, das Ministerium zur Verfügung zu haben, erweckte

---

1) Montmorin's Briefe. Die aller Orten vorkommende Notiz, daß Barnave durch Rührung über das Unglück der Königin plötzlich in dem Reisewagen derselben bekehrt worden sei, ist nur ein kleiner biographischer Effect.

in diesen Führern des souveränen Volkes conservative Gedanken. Noch blieben sie in ihrer allgemeinen Richtung, aber sie ließen sich ebenso wie Lafayette und Genossen zu einer Berathung mit den Ministern herbei, wie die augenblickliche Gährung gestillt werden könnte. Lafayette erprobte zunächst durch ein äußerstes Mittel den Rest seines Ansehens bei der Nationalgarde, indem er seine Entlassung einreichte. Als darauf die Mehrzahl der Bataillone ihre Ergebenheit betheuerte, trat er wieder ein und konnte eine gewisse Garantie für die öffentliche Ruhe übernehmen. Der König aber mußte sich immer noch zu harten Bedingungen verstehen. Von der Reise nach St. Cloud durfte keine Rede mehr sein, vielmehr mußte Ludwig in der Pariser Pfarrkirche zur Messe gehen, Montmorin aber eine Circularnote an alle Höfe erlassen, worin der König seine warme Bewunderung der Verfassung und seine persönliche Freiheit versicherte [1]). Man sieht hieraus, wie lebhaft trotz alles Geheimnisses der Argwohn gegen die Pläne des Hofes, und wie er im Wesentlichen auf richtiger Fährte war. Vor Allem fürchteten die Jacobiner den längst verhaßten Bouillé. Der Kriegsminister selbst that Alles, um diesen zu entkräften, nahm ihm seine zwei zuverlässigsten Regimenter, und ließ von der Versammlung verfügen, daß den Soldaten der Besuch der Clubs nicht verboten werden könne. Die Wirkung wurde rasch genug erzielt; Bouillé mußte nach wenigen Wochen dem Könige berichten, daß seine Truppen außer aller Disciplin und durchaus demokratisch gesinnt seien.

Bereits aber machte dies den Hof nicht mehr irre. Wahrscheinlich zu Anfang April, gleich nach Mirabeau's Tode, hatte er sich an Mercy mit dem Gesuche gewandt, etwa 10,000 Mann an der belgischen Grenze zum Schutze des Königs verwendbar zu halten. Kaiser Leopold war dazu bereit, so besorgt er sonst der Entwickelung zusah. Er fürchtete die Wechselfälle einer Flucht, er schauderte über die möglichen Folgen eines Mißlingens. Seit Monaten erwog er die Möglichkeit eines sichereren Weges. Er urtheilte richtig, daß ein Angriff der Auswanderer durch das Schreckbild des alten Feudalstaates die Masse der Nation in vernichtende Erbitterung gegen den König als den muthmaßlichen Mitschuldigen versetzen würde. Ganz im Sinne seiner Schwester hielt er also den Grafen Artois von jeder Schilderhebung ab, und bemühte sich statt dessen, die übrigen Nachbarn Frankreichs zu eigenmüthigem Handel zu bestimmen. Die Aufgabe war nicht leicht,

---

1) Die Correspondenz zwischen Montmorin und La Marck zeigt jetzt die völlige Grundlosigkeit des Berichtes bei Bertrand de Molleville.

da alle Verwickelungen und Verstimmungen, die wir zum Jahre 1790 kennen gelernt haben, noch immer, und zum Theil in erhöhter Bitterkeit fortdauerten. Indessen kam dem Kaiser zu Hülfe, daß die für diese Angelegenheit wichtigste Person, der König von Preußen, sich ohne alle politische Erwägung in menschlichem Gefühle für das Schicksal Ludwig's und Antoinette's interessirte. Nachdem Leopold sich auch noch der Neutralität Englands versichert, konnte er hoffen, trotz aller sonstigen Krisen für die Ausführung seines französischen Planes freie Hand zu gewinnen.

Zumal dieser Plan ein ziemlich bescheidener war. Nach der ganzen Weise seiner Neigungen, nach der Unsicherheit der sonstigen Lage, so wie nach seiner Beurtheilung der französischen Verhältnisse, war er weit von dem Wunsche nach Krieg entfernt. Seine Hoffnung ging dahin, mit bloßer Einschüchterung zum Ziele zu kommen. Zunächst sollten die bourbonischen Vettern von Spanien, Neapel und Parma gegen die Beeinträchtigung Ludwig XVI. protestiren; dann würden, dem Protest Nachdruck zu geben, von allen Seiten her Truppen an die Grenze vorrücken — außer Spanien hatten im Mai Sardinien, die Schweiz und mehrere deutschen Fürsten sich dazu verpflichtet — dann zweifelte er bei der 1790 offenbarten Kriegsscheu der Jacobiner nicht, alle Pariser Parteien würden den König um Vermittelung angehen, zugleich die Royalisten der Grenzprovinzen sich erheben, und so der König leichten Anlaß finden, seine Stellung wesentlich zu verbessern. Er beschwor deshalb die Königin, diese Ereignisse ruhig in Paris abzuwarten, um sich nicht den Gefahren eines Fluchtversuches auszusetzen[1]).

Diese Ansicht schien sich damals, Ende Mai, um so mehr zu empfehlen, als im Laufe des Monats jene Sinnesänderung der jacobinischen Häupter bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Duport, Barnave, die Lameth's traten täglich dem Club von 1789 und Lafayette näher, täglich nahm dieser eine den Pariser Demagogen feindseligere Stellung. Die Nationalversammlung erließ scharfe Beschlüsse gegen den Mißbrauch der Petitionen und Placate, sie ließ sogar, durch die

---

1) Correspondenz zwischen Leopold und Marie Antoinette. Der Brief des Kaisers und die Antwort der Königin vom 1. Juni zeigen, daß Bertrand irrt, wenn er der Sendung Durfort's den Zweck unterlegt, ein Einverständniß zwischen der Königin und Artois herbeizuführen. Er sollte Artois nur zur Ruhe ermahnen. Noch weiter sind die Erwägungen Buchez' (2. Auflage IV, 315) von der Wahrheit entfernt, ebenso jene L. Blanc's V, 326 ff., der hier wie überall dem homme d'état blinden Glauben schenkt.

allgemeine Aufregung erſchreckt, in ihrer Strenge gegen die eidweigernden Prieſter nach, und befahl, alle Verfolgungen bis auf Weiteres einzuſtellen. Die Spaltung, welche zwiſchen der eigentlichen und der äußerſten Linken hierdurch vorbereitet war, kam um die Mitte des Monats zum Ausbruch, als Robespierre beantragte, kein Mitglied der jetzigen Verſammlung ſolle zur nächſtfolgenden wählbar ſein. Die Häupter von 1789 und die Lameth's widerſetzten ſich, aber der Antrag war populär unter der Maſſe der einflußloſen Abgeordneten, welche damit ihrer Nichtwiederwahl einen ehrenhaften Titel gaben, er wurde von der Rechten, die darin die Vernichtung ihrer perſönlich gehaßten Gegner ſah, mit Jubel aufgenommen, er fand endlich die nachdrücklichſte Unterſtützung der Zuhörergalerien, über die Lameth keine Gewalt mehr hatte, ſeitdem er nicht mehr die äußerſte Linke führte. So ſiegte Robespierre. Es war das erſte Mal, daß er eine führende Stellung in der Verſammlung einnahm; er blieb von nun an eine wichtige Perſon, und erklärte bereits auf der Tribüne, wer ſich ihm widerſetze, begehe ein Verbrechen gegen die Freiheit.

Allein die Königin rechnete darum nicht ſicherer auf ſeine neuen Widerſacher, weder auf Lafayette noch auf die Lameth's. Für eine gründliche Reform der Verfaſſung im monarchiſchen Sinne erwartete ſie nichts von ihnen; die Haltloſigkeit ihrer Geſinnung war zu grell hervorgetreten, und auch ihre äußere Kraft war gering, ſo bald ſie nicht mehr über die Maſſen der Proletarier verfügten. Sie fand alſo hier keinen Grund, um nach dem Wunſche des Kaiſers in Paris auf den Eindruck des bewaffneten Proteſtes zu harren. Außerdem bemerkte ſie, daß in dieſem Syſteme der König völlig im Hintergrunde bleibe, während, um die Kriſis zu beendigen, gerade umgekehrt er vor Allen durch die Kraft und den Muth ſeines Unternehmens hervorleuchten müſſe. Sie ſchrieb alſo hier dem Kaiſer am 1. Juni, ſie verharre bei dem erſten Plane, hoffe um den 20. aus Paris nach Montmedy zu entkommen, und bitte wiederholt um die Bereithaltung von etwa 10,000 Mann an der Grenze. Leopold antwortete, er könne ſeine Beſorgniß nicht aufgeben, aber Alles ſolle nach ihren Wünſchen geſchehen. Bis ſie aus Paris entkommen ſeien, werde alſo Niemand ſich rühren, dann aber könne ſie auf Sardinien, die Schweizer und alle deutſchen Truppen an der Rheingrenze, insbeſondere auf die preußiſchen in Weſel rechnen [1]); Graf Mercy habe außerdem Befehl,

[1]) Dies war unrichtig; der König von Preußen dachte damals noch nicht an eine Intervention in die franzöſiſchen Wirren.

sie mit allen Truppen des belgischen Heeres zu unterstützen. Dieses Schreiben mag den 19. Juni in die Hand der Königin gelangt sein; in der Nacht des 20. entfloh die königliche Familie aus Paris.

Um den Verlauf und die Wirkung des Ereignisses zu begreifen, reicht es nicht aus, die Absichten Ludwig XVI. zu kennen. Das Wesentliche war die Meinung, welche darüber weit und breit im Lande gehegt wurde. Seit einem Jahre waren alle Gemüther erhitzt durch die Sorge vor dem Auslande und den Emigranten. Kein Mensch hatte einen anderen Gedanken, als daß der König, einmal an der Grenze angelangt, sich mit Artois vereinigen, hunderttausend fremde Soldaten in das Reich einführen, und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder errichten würde. Dies aber empörte nicht bloß die Clubisten, deren größerer Theil bei jeder Herstellung der Ruhe den Galgen fürchtete, und die Proletarier, denen bei geordnetem Zustande die Ernährung auf Staatskosten entging. Daß diese gegen Ludwig gewesen, hätte sich unter allen Umständen von selbst verstanden. Jetzt aber besorgten die Freunde des Vaterlandes Knechtung Frankreichs unter ausländischem Einflusse und vielleicht den Verlust der Grenzprovinzen; die Bauern fürchteten die Herstellung der Zehnten, der Herrschaftsrechte und aussaugenden Steuern; die Bürger gedachten an den Uebermuth des Adels, der wieder der Canaille des Parterres aus den Logen auf die Köpfe speien würde. Die Soldaten sahen die Stockstreiche, den niederen Sold und die Ausschließung von den Officierstellen vor Augen. Den Käufern der geistlichen Güter — es waren jetzt etwa 200 Mill. dafür bezahlt worden — schien der frisch gewonnene Erwerb in der Hand zu zerrinnen. Was endlich noch an Begeisterung und Gemeingefühl in der Nation vorhanden war, bewegte sich um die Gedanken der Freiheit, des menschlichen Rechtes, der Vaterlandsliebe; die Rückkehr zu dem alten Zustande mit fremder Gewalt wäre ihnen zugleich ein leiblicher und geistiger Selbstmord der Nation gewesen. Nicht als hätte sich damals noch die große Mehrheit über die Mängel und Fehlgriffe der Revolution verblendet. Die kirchliche und ökonomische Entwickelung ließ die große Mehrheit der Bürger auf das dringendste die Rückkehr zu Ordnung und Staatsgewalt wünschen, und die monarchische Stimmung, die vor einem Jahre das Föderationsfest offenbart hatte, war auch jetzt noch unverändert und ungeschwächt vorhanden. Aber man war noch nicht erfahren genug, um scharf und bestimmt die herrschende Zerrüttung auf ihre wahre Quelle, auf die Fehlgriffe der Nationalversammlung, zurückzuführen; man hielt nicht den Inhalt der Verfassungsdecrete,

ſondern die Nichtvollendung der Verfaſſung für die Urſache des Elends. Jetzt ſtand die Vollendung nahe bevor, und in dieſem Augenblicke trennte ſich der König von der Verſammlung. Immer aber wäre der Ausgang zweifelhaft geweſen, wenn Ludwig die Menſchen hätte überzeugen können, daß er mit den Wünſchen der Emigranten nichts zu ſchaffen hatte. Da jedoch davon ſchlechthin alle Welt das Gegentheil glaubte, die Emigranten ſelbſt mit Eifer das Gegentheil lärmend ausposaunten, ſo fand ſich der unglückliche Monarch im Augenblicke ſelbſt ſeines Entrinnens vollkommen einſam unter den Millionen ſeines Reiches, ein Gegenſtand des Verdachtes, des Grimmes und der Verwünſchungen Aller.

Die erſte Nachricht ſeiner Flucht fiel übrigens wie ein Donnerſchlag in die Nationalverſammlung. In die erhabene Ruhe, von der ſo viel ſpätere Berichte melden, fand man ſich nur ſehr allmählich zurecht. Die Maſſe der Verſchuldung gegen den König wurde den Blicken plötzlich klar, indem ſie ſich als eine Laſt der eigenen Verantwortung darſtellte. Man ſprach zum erſten Male in Formen der Ehrfurcht von dem Könige, eben in dem Augenblicke, als man ſich offen gegen ſeinen Angriff zur Wehre ſetzen mußte. Die Parteien verſchmolzen noch einmal, die allſeitige Loſung war Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Fremden. Von den Abſichten Ludwig's war man auch in der Verſammlung ſo ſchlecht unterrichtet, daß hier ſelbſt die Rechte mit den bisherigen Widerſachern ihre Eide miſchte. Die Linke war ſtill, die Jacobiner warteten, die Gaſſenclubs verſchwanden. Für's Erſte ſuchte die Nationalverſammlung die Form der Verwaltung aufrecht zu halten. Man wies die Miniſter an, die Regierung fortzuführen, man legte allen Officieren einen neuen Eid der Treue auf, man ſandte nach allen Seiten den Befehl, die Reiſe des Königs zu hindern.

Am 24. empfing man die Kunde, daß Ludwig unterwegs mehrmals erkannt, und endlich in Varennes verhaftet worden ſei. Unter den Augen von Bouillé's Dragonern war es geſchehen, und kein Mann derſelben hatte ſich rühren wollen. Von dem Hügel über der Stadt ſah dann der Sohn des Feldherrn den rückkehrenden Wagen durch das Thal dahinziehen, eines ſeiner Reiterregimenter war zum rettenden Nachſetzen bereit; aber weit umher in allen Dörfern lärmten die Sturmglocken, jeder Feldweg führte die bewaffneten Bauern herbei, in wenigen Stunden waren ihrer ſechstauſend zwiſchen dem Könige und ſeinen Freunden. Nach zwei Tagen war Bouillé ſelbſt nicht mehr ſicher; der Boden des Landes erdröhnte unter ihm; von allen Menſchen als Verräther bedroht, entfloh er über die Grenze. Wohin die Nachricht

gelangte, pflanzte sich die Erschütterung fort. Soldaten und Bürger waren einig, die Edelleute und Officiere mußten sich anschließen oder wurden verjagt. Der Alarm tönte an der flandrischen Grenze wie an den Pyrenäen; in der loyalsten Provinz, in der Normandie, bot jedes Dorf und jede Stadt seine Bürgergarden auf. In den Festungen arbeiteten Männer und Frauen an der Herstellung der Werke; in den Dörfern verhießen die Bauern mit Sensen und Beilen, wenn es Noth thue, den Feind zu treffen, und große Massen der Bürgergarden erklärten sich bereit, als nationale Freiwillige zur Deckung der Grenze auszumarschiren. Die Oestreicher blieben darauf in ihren Quartieren, die Spanier, die sich an der Grenze gezeigt, verschwanden hinter den Bergen. Frankreich aber wurde inne, daß vier Millionen Männer zum Schutze der nationalen Selbstständigkeit unter den Waffen standen. Die Nationalversammlung benutzte den Anlaß, um eine gleichförmige Organisation der Bürgergarden durch das ganze Reich und die Bildung von 169 Bataillonen nationaler Freiwilliger unter selbstgewählten Officieren zu verfügen, von welchen schon nach wenigen Wochen sechzig in die Garnisonen der Nordgrenze abgerückt waren [1]).

Indessen kaum war der König zurück in die Tuilerien, so zeigte es sich auch, daß der ganze Aufschwung nicht ihm und seinem Throne, sondern seinem angeblichen Bündnisse mit den Auswanderern gegolten hatte. Dieses schien durch seine Verhaftung gesprengt, und auf der Stelle fiel die Masse der Bürger und Bauern wieder in das Geleise des täglichen Lebens zurück. Was sich noch eine Weile lärmend fortbewegte, waren die Führer der politischen Factionen, die Clubs und das lose Gesindel in Paris, das stehende Heer für jede Empörung. Diese hielten ihre Zeit gekommen, um jeden Widerstand vor sich nieder zu werfen. Die kühnsten Banditen unter ihnen arbeiteten gleich nach der Verhaftung Ludwig's unter dem Volke, man solle die königliche Familie bei dem Einzuge in Paris niedermachen und damit den Knoten durchhauen. Dies hatte die Wirkung, daß die Nationalversammlung, um jene Dolche zu entwaffnen, für's Erste jeden Schritt für die Erhaltung des Thrones vermied [2]). Um so eifriger rührten sich nun die vorsichtigeren Demagogen, um die Abschaffung des Königthums und die Erklärung der Republik zu erwirken. Verschiedene Gruppen erschienen neben einander. Der Club der Cordelier's, in welchem Danton herrschte,

---

1) Poisson I, 332 ff.
2) Montmorin an La Marck.

erließ eine Erklärung, daß jeder Franzose todeswürdig sei, welcher noch einen Herrn und Tyrannen haben wolle; der Club, fügten sie hinzu, zählt ebenso viele Tyrannenmörder wie Mitglieder. Einige Tage später sandten sie eine Adresse an die Nationalversammlung, um förmlich die Einführung der republikanischen Verfassung zu beantragen. Mit Eifer unterstützte sie darin Brissot's viel gelesene Zeitung, der französische Patriot. Der Verfasser derselben war Jahre lang ein literarischer Abenteurer gewesen, wie die Zeit deren so viele hervorbrachte, hatte in London Schmähartikel gegen den Hof geschrieben, in Amerika republikanische Studien gemacht, und seit 1789 bei dem Pariser Gemeinderathe eine bedeutende Rolle gespielt. Er hatte ein leichtes Formtalent, Rührigkeit in allen Geschäften, Weichheit und Uneigennützigkeit im persönlichen Verkehr. In den öffentlichen Dingen aber trieb ihn ein rastloser Ehrgeiz; je weniger Tiefe sein Wesen und seine Kenntnisse hatten, desto weiter griffen seine unruhigen Pläne umher; er gehörte zu den Menschen, denen die Aufregung auch ohne alles Ergebniß Genuß ist, sonst hatte er keine Leidenschaft, aber auch keine sittliche Schranke, um diesen Trieb zu mäßigen. Er trieb also Demagogie wie einer: dem Pöbel verstand er zu schmeicheln, indem er das Eigenthum als gehässiges Privileg und die Besitzlosen als die einzigen wahren Freiheitskämpfer schilderte; er sah keine Rettung, wenn man nicht gründlich aufräume, und die erbliche Krone als den letzten Rest der Feudalität aus dem Staate entferne.

Vorsichtiger näherte sich Robespierre demselben Zwecke. Während er das Wort Republik beinahe verächtlich abwies, strebte er ihr zunächst alle Hindernisse und Gefahren aus dem Wege zu räumen. Bei den Jacobinern erhob er eine Generalanklage gegen seine Collegen in der Nationalversammlung, welche fast Alle, sagte er, feindlich gegen die Revolution gesinnt seien. Als er dagegen auf sein Verdienst kam, und schilderte, daß er durch seine Freimüthigkeit tausend Dolche gegen sich schärfe, leistete die Gesellschaft Mann für Mann den Eid, Robespierre's Leben zu vertheidigen. Darauf forderte er in der Nationalversammlung, daß man den König und die Königin vor Gericht stelle, und das Land über die künftige Staatsform befrage. Von Allen aber den kürzesten Weg schlug Marat ein. Er erklärte, es gebe nur eine Rettung vor dem weit verzweigten Verrathe, daß das Volk nämlich einen Militärtribunen mit unumschränkter Gewalt ernenne, welcher sofort alle ganzen und halben Verräther niedermachen lasse. Zu diesen Verräthern rechneten er und seine Genossen vor allen Dingen die augenblicklichen

Machthaber Lafayette und Bailly, Barnave und die Lameth's. Die Nationalgarde, rief Desmoulins, ist in ihrer jetzigen Organisation ein Alp auf der Brust des Volkes, ihre Gesinnung steckt in königsblauen Röcken, es wird nicht besser werden, bis ihre Czakos durch die wollenen Mützen des Volkes verdrängt sind. Hier erinnern wir uns, wie vier Wochen früher Bailly und die Lameth's die Arbeitervereine gesprengt, die öffentlichen Werkstätten aufgelöst, mit ihren Nationalgarden die fremden Arbeiter aus Paris entfernt hatten. Genau dieselbe Maßregel gab 1848 das Signal zu den gräulichsten Kämpfen des Jahrhunderts, zu den Junischlachten. 1791 aber war die Noth der Arbeiter größer, die Erbitterung frischer und tiefer, ihre Forderungen gleich umfassend. Wenn ihre Zahl und Disciplin schwächer als 1848 war, so wurde dies reichlich aufgewogen durch die gründlichere Verwirrung aller Verhältnisse. Wer nicht Alles, was bisher Recht und Eigenthum, Gesetz und Sitte geheißen hatte, aufgeben wollte, mußte auf die Seite des Königs treten, gleichviel ob dieser achtungswerth oder verachtet, ein leidender Märtyrer oder ein entlarvter Verschwörer gewesen.

Die bisherige Mehrheit der Nationalversammlung sah es wohl und schloß sich fester als jemals zusammen. Die rechte Seite nahm kaum noch Theil an den Berathungen, aber der Club von 1789 verschmolz vollständig mit Lameth, Barnave und deren Anhängern. Es war bei den letzteren nichts als die einfache Fortsetzung des seit April Begonnenen. Barnave sprach ihnen Allen aus der Seele, als er am 15. ausrief: wer jetzt nach dem Sturze aller Aristokratie noch weitere Fortschritte der Revolution verlangt, kann nur den Sturz der Eigenthümer im Sinne haben. Ebenso erklärte Lafayette gleich Anfangs, als in seinem Kreise einige republikanische Aeußerungen fielen: wenn ihr heute den König tödtet, so erhebe ich mit der Nationalgarde morgen den Kronprinzen. In der Nationalversammlung hatten sie eine fast zehnfache Mehrheit gegen die kleine Schaar der äußersten Linken; in Paris stand die Nationalgarde zu ihrer Verfügung gegen jeden Angriff der Demokraten, im Lande war das Uebergewicht der monarchischen Partei ganz unzweifelhaft. Kurz es fehlte weder an äußeren Mitteln noch an gutem Willen. Aber das Beste mangelte, gutes Gewissen und innere Kraft. Zu lange hatte die Partei Lameth an der Spitze aller Feindschaft gegen den König gestanden und den Thron als den Widersacher aller Freiheit verfolgt. Zu tief war bei ihnen die Gewohnheit, ihr wesentliches Verdienst in der Demüthigung der Krone zu finden, und auf den jauchzenden Lärmen der Galerien zu lauschen. So meinten

ſie jetzt für jeden Schritt zu Gunſten der Monarchie ſich vor ſich ſelbſt und dem Volke entſchuldigen zu müſſen. Im Intereſſe der Ordnung wollten ſie den König erhalten, dabei aber ſo wenig wie möglich für Royaliſten angeſehen werden. Vor Allem befahlen ſie deshalb Verhaftung des Königs und Eröffnung eines gerichtlichen Verfahrens. Ihre Ausſchüſſe wollten die Abreiſe für ein Vergehen erklären, welches man nur wegen der Unverletzlichkeit Ludwig's nicht beſtrafen dürfe, und erſt als man ſie aufmerkſam machte, daß dadurch die Königin jeder Verfolgung Preis gegeben würde, dachten ſie auf eine andere Faſſung. Unterdeß wuchs die demokratiſche Bewegung in Paris heran, der Club der Jacobiner, einen Augenblick durch ſeine alten Führer wieder erobert, fiel völlig zu Robespierre ab; jeder Tag, den die Verſammlung hinzauderte, gab der republikaniſchen Partei neue Kräfte. Zugleich erließ Kaiſer Lepold aus Padua ein Rundſchreiben an alle Mächte, worin er ſie nachdrücklich zur Errettung Ludwig's aufforderte; es wurde bekannt, daß in Aachen König Guſtav von Schweden mit General Bouillé eine Expedition an die flandriſche oder normanniſche Küſte entwerfe, und den Krieg, den ſie ſchon 1790 gefürchtet, ſahen die Lameth's jetzt mit doppeltem Schrecken herannahen. So erſchien endlich der Antrag der Ausſchüſſe: Ludwig ſolle einſtweilen ſuſpendirt bleiben, bis er die Verfaſſung angenommen, gegen Bouillé aber ein Proceß wegen Hochverrathes eingeleitet werden. Mittelbar war damit die künftige Wiedererhebung Ludwig's ausgeſprochen; zu einer ausdrücklichen Erklärung aber ſeiner Schuldloſigkeit brachte es der Muth der Partei nicht.

Man betrachte dies von welcher Seite man wolle, es war ebenſo ungerecht wie unklug. Die Rechtsfrage bedarf keiner Erörterung. Was aber die Zweckmäßigkeit betrifft, ſo war, wie wir ſahen, ſchon damals offenbar, daß die Erklärung der Republik unter den vorliegenden Umſtänden ſchlechthin nur eine Wahl offen ließ: die Militärdictatur über die Bürger oder die Pöbeltyrannei über die Beſitzenden. Freiheit und Gleichberechtigung war nur noch mit der Erhaltung der Erbmonarchie möglich. Barnave erkannte es vollkommen und ſprach es auf der Tribüne mit beredten Worten aus. Erhob man ſich demnach zur Herſtellung der Krone, ſo forderten alle Regeln der Politik, der Ehre, und ſelbſt des Eigennutzes, dieſen Schritt mit Nachdruck, Offenheit und Anſtand zu thun. Denn wer damals das Königthum vertheidigte, war ſeitdem der Todfeindſchaft der Demokraten gewiß, und ſchon für ſeine Selbſterhaltung auf dauernde Stärkung des Thrones angewieſen. Ueberhaupt aber war es nicht das traurigſte Bild, wie eine ſolche Ver-

ſammlung bei der Alles entſcheidenden Frage in ihrer Anſicht nicht zweifelte, aber, man weiß nicht, ob ſich ſchämte oder fürchtete, ihre Ueberzeugung zu bekennen? In dem Augenblicke, in dem man ſeine Stellung wählte, untergrub man ſie für immer. Wollte man die Conſtitution, welche dem König und der Nationalverſammlung gemeinſam den Staat überwies, ſo durfte man den König ſo wenig wie die Verſammlung verläugnen.

Allein die Mehrheit der Nationalverſammlung glaubte durch jenen Antrag vom 13. Juli bereits die äußerſte Grenze conſervativen Muthes erreicht zu haben, und genehmigte ihn am 15. nach harter Debatte. Sie erfuhr ſogleich, was ſie ſich hätte vorausſagen ſollen: daß ſie durch ihre Schwäche nur die künftigen Erfolge der Demokratie erleichtert, aber nicht die augenblickliche Wuth der Demokraten beſchwichtigt hatte. Jedermann wußte, daß ein Aufſtand gewiß ſei. Den Vorwand gab eine von Briſſot verfaßte Petition auf Abſetzung Ludwig XVI., nebſt einer Erklärung, ihn keinen Falls mehr als König anzuerkennen: dies Actenſtück ſollte auf dem Marsfelde von den Unterſchriften des ſouveränen Volkes bedeckt, und dann den Vertretern dieſes Volkes zu ihrer Unterweiſung vorgelegt werden. Wenn die Sache gelang, die Unterſchriften zahlreich wurden, die Begleiter zu großen Maſſen anwuchſen, ſo hätte ſich der Verſammlung die Unwiderſtehlichkeit des Volkswillens ſchnell genug offenbaren müſſen. Desmoulins ſchrieb in jenen Tagen, daß die ungetreuen Volksvertreter vogelfrei ſeien, und Marat forderte das Volk auf, den Prälaten und Edelleuten die Daumen abzuſchneiden, die Barnave aber, Sieyès und ihre Genoſſen lebendig zu pfählen. Indeß zeigte ſich, was die Nationalverſammlung, wenn ſie wollte, damals vermochte. Gerade der Angriff, welchen der König auf ſie durch ſeine Flucht verſucht, hatte ihr Anſehen wieder auf die ganze Höhe der erſten Revolutionstage gehoben. Als ſie am 16. die Pariſer Behörden zu durchgreifenden Ordnungsmaßregeln aufforderte, war Stadtrath, Bürgerthum und Nationalgarde ohne Zaudern bereit. Auf der Stelle wurde jetzt die Ausweiſung der fremden Arbeiter in vollem Umfange vollzogen. Der Eindruck war ſo vollſtändig, daß der Jacobinerclub, vorſichtig wie ſein verehrter Robespierre, ſich von den Republikanern losſagte. Am folgenden Morgen hielt die Nationalgarde, um die Antonsvorſtadt zu iſoliren, den Baſtilleplatz beſetzt; dennoch kamen auf dem Marsfelde Nachmittags etwa 6000 Menſchen zuſammen zur Unterzeichnung der Petition. Da erklärte der Stadtrath das Kriegsgeſetz, die Nationalgarde erſchien den Platz zu ſäubern, und als die

Anwesenden sich mit Steinwürfen und einigen Schüssen widersetzten, trieb sie mit einer scharfen Salve, bei der zwölf Menschen getödtet wurden [1]), die Menge in schleunige Flucht [2]). Der Schrecken, welchen der Vorgang hervorrief, pflanzte sich wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Partei fort; Marat versteckte sich in einen Keller, Desmoulins stellte sein Journal ein, Danton verschwand auf sein Landgut, Robespierre wagte nicht zu Hause zu schlafen. Sie alle glaubten an sofortige Schließung der Clubs und Herstellung der monarchischen Gewalt. Kein Mensch hätte Widerstand geleistet.

Aber sie trauten ihren Gegnern zu viel zu. Statt die Clubs zu schließen, hofften die Lameth's die Jacobiner durch einen gemäßigten Gegenclub, den sie im Kloster der Feuillans eröffneten, zu überflügeln. Statt die Presse für den Augenblick der Gährung zu bändigen, begnügten sie sich mit einer ohnmächtigen Warnung in Gesetzesform. Als vollends die Revision der Verfassung zur Sprache kam, trat ihre politische Unfähigkeit völlig an das Licht.

Wir kennen die bisher erlassenen Gesetze. Sie machten jede Regierung, gleichviel ob Königthum oder Freistaat, unmöglich. Sie gaben jedem Einzelnen, gleichviel ob stark oder schwach, rechtlich oder verbrecherisch, einsichtig oder verführbar, vollkommene Freiheit der Willkür. Jetzt, wo die Partei selbst regieren sollte, mußte es ihr in jedem Augenblicke fühlbar werden. Vollends aber, nachdem sie sich für die Erhaltung Ludwig XVI. entschieden, hätten sie, scheint es, nicht eine Stunde zaudern können. Wie damals die Sache stand, mußten sie den König unter Schloß und Riegel verwahren, damit er ihnen nicht aus der Verfassung und Vollziehungsgewalt hinweg entrinne. Sie mußte ihn fesseln, um ihn zum Regieren zu zwingen. Der Widersinn war augenfällig. Entweder mußten sie eine andere Person berufen oder die Gesetze ändern.

---

1) Protocoll der Commune.

2) Das Wesentliche bei dem Ereignisse ist für uns nicht die später von dem Revolutionstribunal erörterte Frage, in wie weit nach den damaligen Gesetzen Lafayette und Bailly zu den einzelnen Maßregeln — Erklärung des Kriegsgesetzes, blinden Salven, scharfem Feuer u. s. w. — juristisch befugt gewesen. Hierüber läßt sich streiten; unzweifelhaft ist aber die materielle Bedeutung des Aufstandes. Wenn noch neuerlich Louis Blanc sich beschwert, daß man eine Menge friedfertiger Bittsteller beschossen habe, so lehrt der 20. Juni und der 31. Mai hinreichend, daß es nicht die ungefährlichsten Empörungen sind, die mit friedfertigen Petitionen beginnen.

Ludwig hatte ihnen seinerseits in einem Augenblicke völliger Freiheit, eben in dem Proteste, den er bei seiner Abreise unterzeichnete, ein Programm hinterlassen und eine Reihe von Gesetzen bezeichnet, die er anzuerkennen bereit war. Es waren die Beschlüsse, die er vor dem 6. October unterzeichnet hatte, das heißt also die Vernichtung der Feudalität, die Menschenrechte, die Volksvertretung in einer Kammer mit dem Rechte der Steuerbewilligung, der Initiative in der Gesetzgebung, der Anklage der Minister, endlich das aufschiebende Veto. Mirabeau würde dagegen eingewandt haben, daß es zu viel Demokratie für einen großen und demoralisirten Staat enthalte. Für die damalige Stellung aber der Mehrheit wäre es das ganz Zutreffende gewesen: sie erhielt damit das positive Princip der Revolution in vollem Umfang, und wenigstens die Möglichkeit, darauf den Anfang eines ruhigeren Staatslebens zu gründen, indem sie dem Könige seinen Einfluß auf Rechtspflege, Heer und Verwaltung, dem Adel das gesetzliche Dasein und der Kirche ihre kanonische Verfassung zurückgab.

Die Führer erkannten es wohl. Von der Rechten her machte Malouet einen Versuch, mit Barnave und Chapelier sich in Einverständniß zu setzen, und beide erklärten sich zu durchgreifenden Reformen der Verfassung bereit. Allein beiderseits wurden sie von der Masse ihrer Parteien im Stiche gelassen. Der stärkste Trieb bei den Mitgliedern der Linken war damals, sich wegen der Reaction des 17. Juli doppelt unzweideutig als Freiheitsfreunde und Volksmänner zu bewähren. Barnave erklärte es Malouet von vorn herein, und erkundigte sich über eine etwaige Verbindung zwischen dem Club von 1789 und der Rechten. Malouet, dem es ernstlich um Abschluß und Ordnung zu thun war, gab Hoffnung. Aber bei der ersten Abstimmung mußte er erfahren, daß seine Partei an politischer Einsicht und Moralität der Linken nichts nachgab. Die Rechte verhielt sich bei dieser zweiten Lesung, wie die Oestreicher 1848 in der Paulskirche: sie weigerten jede Mitwirkung zu einer Reform, damit die ihr verhaßte Verfassung möglichst bald an ihrer Schlechtigkeit sterbe. Bald zeigte sich, daß das einzige Moment, welches noch für die Revision hätte wirksam sein können, die Politik des Auslandes war.

Die jetzigen Machthaber fürchteten den Krieg. Sie sahen, daß er nach Außen geringe Hoffnung gewährte, im Inneren aber die Demagogen zur Gewalt führen würde. So folgten sie mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Schritten des Kaisers, nöthigten den König und die Königin, jenem zum Frieden zu rathen, und linderten deshalb die Haft

ihrer gekrönten Gefangenen. Selbst mit dem Grafen Artois wurde eine Verhandlung versucht, und trotz des Anwachsens der bewaffneten Emigration, welche seit dem 20. Juni fast zur Modesache des Adels geworden war, den Auswanderern statt aller oft begehrten Strafen nur eine höhere Besteuerung der Güter angedroht. Dies half aber nichts. In Coblenz sammelte sich vielmehr um die Prinzen ein kleines Heer, welchem die rheinischen Fürsten in jeder Weise Vorschub leisteten, Schweden und Rußland aber beträchtliche Geldsummen zukommen ließen. Zugleich kündigte sich in der Vendee die religiöse Erbitterung immer drohender an; die Bauern vermieden die beeideten Pfarrer wie Verpestete, zogen sich vor den constitutionellen Behörden in die Wälder zurück, und weigerten Steuerzahlung und Heeresdienst. Die meisten Grenzfestungen waren in vertheidigungslosem Zustande, da trotz aller Decrete weder hinreichendes Geld noch wirksame Behörden für eine Rüstung vorhanden waren; die Regimenter gerade an der deutschen Grenze waren durch die Erschütterung der königlichen Flucht auf den letzten Grad der Zerrüttung gediehen, die meisten Officiere ausgewandert, die Soldaten schlecht bewaffnet und ohne Disciplin. Zwar hatte ein Decret am 4. Juli die Ergänzung des Heeres auf volle Kriegsstärke befohlen; immer fehlten aber noch an 30,000 Mann daran: zwar forderte man am 28. die Nationalgarde des Reiches auf, 100,000 Freiwillige zu besoldetem Dienste zu stellen; aber sie kamen sehr langsam zusammen und nahmen noch dazu den Regimentern ihre Werbmannschaft hinweg. Bei einem solchen Zustande wäre ein deutscher Krieg allerdings bedenklich gewesen.

Indeß zerstreuten sich die Wolken sehr schnell. Kaiser Leopold, von jener Stimmung der herrschenden Partei unterrichtet, hatte auch sonst die gewichtigsten Gründe zum Frieden — ich werde gleich unten davon im Zusammenhange reden — und fürchtete, was Frankreich betraf, die innere Gefahr eines Krieges wie die Lameth's. Brissot theilte von seinem Standpunkte aus diese Ansicht so vollständig, daß er noch Anfang Juli bei den Jacobinern herausfordernd in die Kriegstrompete stieß. Der Kaiser begnügte sich also damit, seine diplomatischen Bezeigungen fortzusetzen, sah mit Freuden ihre Wirkung auf die Lenker des französischen Reichstages, war aber entschlossen, in keinem Falle etwas Weiteres als Drohungen anzuwenden.

Unter solchen Umständen ging in Paris die Revision der Verfassung ihren summarischen Gang. Es ist nicht nöthig, hier noch einen allgemeinen Ueberblick über ihren Inhalt zu nehmen, da das Wesentliche

meiſt an dem Zeitpunkte ſeiner Entſtehung ſchon erwähnt worden iſt. Was noch nachzuholen wäre, änderte nichts an dem Charakter des Ganzen. Wie die Verwaltung der Gemeinden und Departements, hatte man ſeit Auguſt 1790 auch die Einrichtung aller Centralbehörden von Grund aus neu geſtaltet. Hier wie dort war das allmählich entſtandene, verwickelte und ſchwerfällige Gebäude des alten Staates gefallen. Einfachheit, Ueberſichtlichkeit und Zweckdienlichkeit wurde die einzige Richtſchnur für die neue Organiſation, und der Rahmen davon hat ſich denn auch zum Theil bis auf den heutigen Tag bewährt. Allein die damalige Ausfüllung deſſelben litt an denſelben Gebrechen, die wir bei Gerichten und Ortsbehörden beobachteten; Ungebundenheit nach Oben und Abhängigkeit nach Unten zog ſich durch alle Theile dieſes demokratiſchen Staates. Das Geſammtergebniß ſtand ſo, daß das Wort der Kaiſerin Catharina, Frankreich habe 1200 Geſetzgeber, denen Niemand als der König gehorche, ſeine vollkommene Richtigkeit behielt.

In der Reviſion ſelbſt kam keine erhebliche Aenderung zu Stande. Was etwa noch geſchah, fiel zu Gunſten nicht des Thrones, ſondern der Demokratie. Kurz vor der Flucht des Königs hatte in den meiſten Departements die Ernennung der Wahlmänner für den neuen geſetzgebenden Körper Statt gefunden. Da ſie nach demſelben Geſetze, wie die Wahl der Ortsobrigkeiten, alſo durch alle Activbürger erfolgte, ſo hatten die Demokraten zwar des Grundſatzes wegen den Ausſchluß der Paſſivbürger lebhaft beklagt, thatſächlich aber die meiſten Wahlen ganz nach ihrem Sinne gelenkt. Das einzige Hinderniß, welches ihnen noch im Wege ſtand, war die Beſtimmung, daß zum Deputirten Niemand gewählt werden könnte, der nicht 55 L. Steuern bezahlte. Dies zu beſeitigen, benutzte Robespierre den Stillſtand, welchen die Flucht des Königs in das Wahlgeſchäft brachte: es gelang ihm, die Abſchaffung jenes Cenſus zu erlangen, indem die Lameth'ſche Partei ſich ſtatt deſſen einen erhöhten Cenſus für die Wahlmänner ausbedang. Theoretiſch wäre die Aenderung den Beſitzenden zu Gute gekommen: da aber für dieſes Mal die bereits gewählten Wahlmänner beſtehen blieben, ſo trug die demokratiſche Partei allein den Vortheil für die bevorſtehenden Wahlen davon. Es war um ſo erheblicher für die radicalen Führer in Paris, als ihre Einwirkung auf die Volksmaſſen durch die unbeſchränkte Freiheit der Vereine und der Preſſe eine ſehr ſtarke war. Die conſtitutionelle Partei dagegen erlebte einen ſchweren Verluſt durch den Rücktritt Lafayette's von dem Oberbefehl der Nationalgarde, worauf dann Royaliſten und Republikaner, welchen dieſe bürgerliche Waffen-

macht gleich läſtig war, gemeinſam ein Decret durchſetzten, daß für die Zukunft das einflußreiche Amt des Oberbefehlshabers wegfallen, und die höchſte Leitung unter den Führern der ſechs Legionen monatlich wechſeln ſollte. Das hieß die öffentliche Ruhe der Hauptſtadt der Laune des Zufalls anheimgeben: der Oberbefehl verlor mit der Einheit und Stätigkeit auf der Stelle auch Anſehen und Sicherheit[1]).

Nicht beſſer als auf dem politiſchen war das Endergebniß auf dem ökonomiſchen Felde. Wie die Reviſion der Verfaſſung unterblieb auch die Ordnung des Staatshaushaltes. Was die Einnahme betraf, ſo hinterließen die zwanzig Monate vom Beginne der Revolution bis zu Ende 1790 außer dem alten Deficit einen Ausfall von 442, die erſten ſechs Monate aber von 1791 einen Rückſtand von 145 Millionen. Von ihren 1800 Mill. Aſſignaten hatte die Conſtituante unter ſolchen Umſtänden 1323 verbraucht, 1109 waren in Umlauf, 477 den Nachfolgern noch zur Verfügung. Nichts war demnach gewiſſer, als daß die neue Verſammlung mit oder gegen ihren Willen auf den Wegen des Papiergeldes weiter wandeln mußte. Man hatte alſo ſchon deshalb für das platte Land die Ausſicht einer allgemeinen Verwirrung und Verarmung, und für die Städte das Herandrohen einer ſtarken induſtriellen Kataſtrophe. Den Beſtrebungen der Jacobiner und Cordeliers war in jedem Sinne der Boden bereitet.

Die Verfaſſung, die eine ſolche Zukunft in ſich ſchloß, wurde am 14. September dem Könige zur Annahme vorgelegt. Noch einmal hing unendlich viel von dem Willen des gefangenen Mannes ab; ſein Ausſpruch war die Entſcheidung über das Schickſal Frankreichs, vielleicht Europa's.

---

[1]) Vgl. Mortimer-Ternaux I, 33.

Sechstes Capitel.

Schwankungen der östreichischen und preußischen Politik[1]).

1. Der 3. Mai 1791.

Kaiser Leopold erwartete das Ende der Begebenheiten, die sich an die Flucht des Königs angeknüpft, mit ungeduldiger Spannung. Auch seine Regierung machte in diesen Monaten eine Krisis durch, welche zwar nicht Europa mit revolutionärem Lärmen erfüllte, für Oestreich aber alle Gefahren des vergangenen Jahres erneuerte. Es sind meistens übersehene oder unbekannte Punkte, auf die es hier ankommt, und welche für die Revolutionsgeschichte wichtig genug sind, um eine nähere Darstellung zu verdienen. Wir versetzen uns in den Anfang jenes Congresses zurück, der in den letzten Decembertagen von 1790 die Vertreter der damaligen Großmächte in die Bretterhäuser des bulgarischen Städtchens Sistowa zum Friedensschluß zwischen Oestreich und der Pforte versammelte. Man meinte im Publikum, es sei eine leichte Formsache, da die einfache Bedingung des Vertrages, Herstellung des genauen Besitzstandes vor dem Frieden, in Reichenbach allseitig anerkannt war.

Allein so rasch und wohlfeil dachte Leopold seine Gegner nicht los zu lassen. Selbst abgesehen vom Inhalte des Vertrages hatte er schon die stärksten Bedenken über den Zeitpunkt des Abschlusses. Trotz seiner Reichenbacher Verheißungen war er immer noch der Bundesgenosse Rußlands, und dieses fuhr fort, ihn mit Erbietungen und Drohungen zu Joseph's auswärtigem Systeme zurückzulocken. Die von den Oestreichern besetzte Wallachei z. B. sollte den Türken restituirt werden,

---

[1]) Das Folgende durchaus nach den Acten des preußischen Staatsarchivs.

Rußland aber forderte sie im Namen seines älteren Vertrages als eine gemeinschaftliche Eroberung für sich, und drohte bei einem Abzuge der Oestreicher seine Truppen sofort einrücken zu lassen. Für sich selbst wollte Catharina von keinem Frieden ohne Eroberungen wissen, und lehnte alle Zumuthungen der drei verbündeten Mächte mit breitem Hochmuthe ab. Auch hatten zu Land und zu Wasser ihre Waffen glänzenden Fortgang. England und Preußen sahen den Augenblick kommen, wo die Rettung der Pforte, auch vor den Russen allein, nur durch fremde Kriegsgewalt möglich sein würde, und rüsteten unaufhörlich; Niemand konnte wissen, wie gewaltige Conflicte hier noch bevorständen. Bei diesen Aussichten fühlte sich Leopold nicht im Mindesten geneigt, seine türkische Unterhandlung vorzeitig zum Abschlusse zu bringen: jede Verlängerung der Ungewißheit mußte ihm den Frieden um so vortheilhafter gestalten, je mehr er sich im Inneren seines Reiches befestigt und in Europa seine Interessen gestärkt hatte.

So traten seine Gesandten, zuerst Herr von Herbert, später neben diesem Fürst Esterhazy-Galantha, seit der ersten Sitzung mit einer Anzahl von Begehren auf, die kaum anderen Inhalt als die Darlegung übelen Willens hatten. Der Statusquo, sagten sie, beziehe sich nicht bloß auf die Landesgrenzen, sondern auch auf andere Rechtsverhältnisse: so forderten sie die Erneuerung früherer Handelsprivilegien für die östreichische Schifffahrt im schwarzen Meere. Die Vermittelung Preußens und der Seemächte, setzten sie hinzu, die man zu Reichenbach anzunehmen versprochen, schließe keineswegs eine ausdrückliche Bezugnahme auf die Convention in sich; vielmehr laufe eine solche der Ehre Oestreichs zuwider. Den übelsten Eindruck aber mußte es auf die Türken machen, daß sie aus dem gleichen Grunde die Gewährleistung des neuen Vertrages durch die vermittelnden Mächte verbaten: hier war die Leerheit des Vorwandes heller als der Tag, und die Neigung zum Bruche unverkennbar. Als die Verhandlungen über diese Punkte nicht hinauskamen, erklärten die Gesandten der übrigen Mächte am 10. Februar, ihre Höfe befragen zu müssen. Die Arbeiten des Congresses ruhten seitdem für mehrere Monate.

Nicht günstiger zeigte sich Oestreichs Verhalten den Reichenbacher Verpflichtungen gegenüber am anderen Ende Europa's, auf dem belgischen Boden. Graf Mercy hatte seinerseits im December nach vielfachen Erörterungen endlich doch ein Abkommen mit den drei Mächten im Haag geschlossen, als jedoch die östreichischen Truppen alle Provinzen besetzt und die letzten Spuren des Widerstandes beseitigt hatten, genehmigte

der Kaiser zwar die sonstigen Artikel des Vertrages, erklärte aber am 18. Februar statt der alten Landesverfassung, wie er sie zu Reichenbach anerkannt hatte, die Gesetzgebung Maria Theresia's aufrecht halten zu wollen, die in vielen Punkten der josephinischen den Weg gebahnt und die Rechte der Krone verstärkt hatte. Die drei Mächte protestirten fruchtlos, und nahmen darauf die von ihnen zugesagte Gewähr für die Herrschaft Oestreichs über Belgien zurück. Die Brüsseler Regierung aber blieb auf ihren Wegen. Mit Holland nahmen die kleinen Reibungen kein Ende, bald wurde eine längst verheißene Grenzregulirung verschleppt, bald die Verminderung der belgischen Garnisonen auf den vertragsmäßigen Stand abgelehnt, endlich ein hitziger Notenkrieg über den Aufenthalt der belgischen Flüchtlinge in Holland begonnen. Genug, in Osten und Westen entwickelte sich die vorwärtsdrängende lothringische Politik langsamer und bedächtiger, aber auch gründlicher und systematischer als unter Joseph II.

An ein Innehalten schien um so weniger zu denken, als eben im Februar die Stellung der Regierung in Ungarn zum Abschlusse kam. Wir sahen, daß die Slaven zu Leopold's Krönung das Beste gethan hatten; jetzt empfingen sie einen Lohn dafür, der freilich ihren Gefühlen schmeichelte, praktisches Ergebniß aber nur für den Kaiser hatte. Es wurde nämlich der ungarischen Regierungsbehörde auf der einen Seite Siebenbürgen, auf der anderen Illyrien entzogen, und jedes dieser Länder einer besonderen mit eifrigen Royalisten besetzten Kanzlei unterworfen. Es war dieselbe Politik, mit welcher Leopold etwas später Illyrien selbst, sodann Steiermark und Krain in mehrere kleinere Gubernien zerfällte, mit welcher er Mailand von Mantua trennte, und in Belgien die einzelnen Provinzen von einander zu sondern suchte. Joseph hatte die alten Nationalverbände in seine willkürlichen Verwaltungsbezirke untergesteckt, und damit alle Localinteressen und Stammesgefühle verletzt: Leopold spaltete jene Verbände auf das Wirksamste, indem er jeden kleinen Dorfpatriotismus aufzog, und arbeitete so an dem Werke des Bruders weiter, ohne seine Popularität zu verlieren. Die Magyaren klagten zwar bitterlich über jene Verluste, Leopold wußte aber auch sie zu entzücken, indem er zuerst mit der Errichtung der illyrischen Kanzlei noch eine Menge anderer widerwärtiger Forderungen verband, und durch schließlichen Verzicht auf diese bei dem heißblütigen Volke einen unendlichen Jubel erregte. Geschickt genug hatte er einfließen lassen, daß eben die ungarische Opposition ihn zu den traurigen Opfern von Reichenbach genöthigt hätte, während sonst die türkische Beute gerade seinem König-

reiche Ungarn zu Gute gekommen wäre: so trug ihm denn jetzt der Reichstag nichts als Reue und Begeisterung entgegen, verdoppelte eine Geldbewilligung, und bot ihm mit dem Rufe: nieder mit dem Reichenbacher Vertrage — Recruten an, so viele er deren verlangte.

Bei solchen Ereignissen, durch Oestreich fortdauernd bedroht, durch Rußland heftig bedrängt, zauderte die Pforte nicht länger, von ihrem preußischen Bündnisse Gebrauch zu machen, und erließ Anfang März eine dringende Aufforderung um Hülfe nach Berlin, welche von da sogleich nach dem Haag und London weiter gegeben wurde. Man war weder hier noch dort besonders erfreut über eine solche Verwickelung, aber doch keinen Augenblick zweifelhaft, seinen Verträgen nachzukommen, und die Pforte zunächst gegen Rußland durch alle Mittel zu schützen. In den englischen Kriegshäfen wie in den ostpreußischen Garnisonen verdoppelten sich die Rüstungen; die Generale und Truppenkörper, welche zum lithauischen Kriege ausrücken sollten, wurden bestimmt, und in London gedachte man, eine starke Flotte in die Ostsee, eine andere in das schwarze Meer gegen die Krimm zu senden. Wenn es hier aber wirklich bis zum Aeußersten kam, so gab es offenbar keine wichtigere Frage, als das Verhalten Oestreichs, und darüber vermochten Preußen und England lange Zeit hindurch nicht in das Klare zu gelangen. Zwar hatte sich der Kaiser im Reichenbacher Vertrage zum Frieden mit den Türken verpflichtet, Kaunitz aber unterschied sehr bestimmt zwischen einem östreichisch-türkischen und einem preußisch-russischen Kriege. Als dann Leopold endlich auch für den letzteren seine Neutralität verhieß, setzte immer Kaunitz noch die Bedingung hinzu, daß Preußen dabei für sich selbst keinen Vortheil suche. Wir fordern, sagte ihm hierauf einmal der preußische Gesandte, von Rußland nichts anderes, als den alten Besitzstand; hat man uns aber einmal zum Kriege gezwungen, so müssen wir uns dann alle Ansprüche auf Entschädigung für unsere Kosten vorbehalten. Wir müssen, entgegnete Kaunitz, gegen jeden derartigen Vorbehalt protestiren.

Während dieser Spannung aller Verhältnisse begann jedoch Kaiser Leopold allmählich in eine neue Bahn der europäischen Politik hinüber zu lenken. Wie gesagt, er hatte nicht eben Eile, mit den Türken abzuschließen, er wünschte vielmehr, die Dinge sich entwickeln zu lassen, und vielleicht noch einen kleinen Vortheil für Oestreich davon zu tragen. Aber den Krieg wollte er doch in keinem Falle erneuern. Es war die Zeit, in welcher seine auf den Tod bedrängte Schwester ihn mit ihren flehenden Briefen bestürmte; obwohl er sich mit aller Zähigkeit seines

Wesens gegen den Gedanken einer thätigen Einmischung in die französischen Händel sträubte, konnte er sich unmöglich den Bitten Marie Antoinette's völlig entziehen, und mußte schon deshalb wünschen, neue Zerwürfnisse im Oriente zu vermeiden. Dann aber sah er sein Verhältniß zu Rußland in ganz anderem Lichte als sein Vorgänger. Während Joseph in seinem Hasse gegen Preußen, in seinen Herrschgelüsten gegen Deutschland seine ganze Politik auf das russische Bündniß gestellt, und Catharinen bereitwillig den Weg auf Constantinopel geöffnet hatte, fand Leopold in einer Ausdehnung der russischen Macht auch nur bis an die Donau die höchste Gefahr für Oestreich, für seine Herrschaft über Südslaven und Magyaren, für die ganze Zukunft des Reiches. Er beklagte es, daß sein Bruder über dem Haschen nach bayerischen und serbischen Eroberungen den alten Verbündeten Oestreichs, die Republik Polen, zuerst den Russen Preis gegeben, und dann in die Arme Preußens getrieben hatte. Er empfand es bitter, mit welchem Tone schneidenden Hochmuths jetzt Catharina seine Friedenspolitik rügte, als wenn er nicht bloß einem Verbündeten den zugesagten Beistand, sondern einem Lehnsherrn die schuldige Treue entzogen hätte. In seiner bedächtigen, überall nach Deckung spähenden Weise wollte er nichts übereilen, nichts vor der Zeit entscheiden, so lange wie möglich freie Hand nach jeder Seite behalten: gerade nach diesem Wunsche aber stand ihm jetzt schon das Eine fest, daß er größerer Selbstständigkeit und festeren Anhaltes gegenüber dem bisherigen Verbündeten, gegenüber Rußland bedürfe, daß es also darauf ankomme, bei den bisherigen Widersachern Wege zu vertraulicher Annäherung zu entdecken.

Es war gleich nach dem Stillstande der Sistower Conferenzen, daß er den ersten Schritt in diesem Sinne that. Einer der Reichenbacher Unterhändler, der Fürst Reuß, jetzt kaiserlicher Gesandter am Berliner Hofe, machte dem König die erste Eröffnung, daß Leopold des langen Haders zwischen den beiden Staaten müde sei, und eine herzliche Eintracht mit Preußen wünsche. Es scheint, daß Reuß zugleich als das wirksamste Mittel für diesen Zweck ein persönliches Benehmen zwischen den beiden Monarchen bezeichnete, und auf die Schwierigkeiten deutete, welche die überlieferte Feindseligkeit der Minister hüben und drüben erheben würden: wenigstens entschloß sich Friedrich Wilhelm auf der Stelle, einen Mann seines persönlichen Vertrauens, den Obersten Bischoffswerder, nach Wien zu senden, um ohne Mitwirkung der Minister näheren Aufschluß über Leopold's Gesinnung zu gewinnen. Bischoffswerder war seit Jahren der unzertrennliche Begleiter und

Rathgeber seines Fürsten, ein sächsischer Edelmann ohne Vermögen, der in verschiedenen Diensten sein Glück versucht, und endlich durch unbedingte Geschmeidigkeit die Gunst Friedrich Wilhelm's gewonnen hatte, ein innerlich leerer Geist, aber geschickt, nach Außen durch geheimnißvolle Wichtigkeit zu imponiren, ein Charakter von sehr zweideutiger Reinheit, jedoch dem Könige durch eine grenzenlose Dienstwilligkeit bequem, ein Staatsmann also, wie er dem Kaiser nicht leicht erwünschter kommen konnte, weder dem Scharfsinne Leopold's gewachsen, noch widerstandsfähig gegen die Eindrücke der kaiserlichen Gnade, mit welcher Leopold ihn von allen Seiten überhäufte. Der Oberst wurde sofort der eifrigste Enthusiast für die persönlichen Vorzüge Leopold's und die Nothwendigkeit eines engen Bündnisses zwischen beiden Staaten. Er beklagte die verkehrte Politik Friedrich II., welche Preußen von seinem natürlichen Genossen getrennt hätte; Leopold erklärte, es sei leicht, zu einem besseren Zustande zu gelangen. Auch in Wien, sagte er, habe ich meinen Herzberg; auch in Berlin hat der König seinen Kaunitz; wenn wir ehrliche Freundschaft wollen, müssen wir beide entfernen. Er deutete dabei auf die Gefahren, womit hier die französische Revolution, dort die russische Eroberungslust den Frieden des Welttheils bedrohten: er versprach, an Catharina im Sinne der Mäßigung und Uneigennützigkeit zu schreiben, und hoffte dafür von Preußen, wenn es Noth thue, Unterstützung gegen die Jacobiner. Beim Abschiede gab er dem Obersten ein eigenhändiges Schreiben an den König mit, und sprach den dringenden Wunsch aus, durch eine persönliche Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm sofort alle noch vorhandenen Schwierigkeiten zu ebnen.

Allerdings, als Bischoffswerder, von diesen Dingen erfüllt, nach Berlin zurückkam, gelang es ihm nicht, seine Begeisterung sogleich den leitenden Kreisen mitzutheilen. In der nächsten Nähe des Königs hatte er an dem Adjutanten Obersten Manstein einen entschiedenen Gegner, der allen glänzenden Worten Leopold's ein vollständiges Mißtrauen entgegensetzte; der König selbst meinte, die gute Gesinnung des Kaisers müsse sich vor Allem durch raschen Abschluß in Sistowa bethätigen. Einen der kaiserlichen Wünsche war er jedoch aus sonstigen Gründen zu erfüllen gern bereit: Graf Herzberg war ihm durch Rechthaberei und Selbstgefälligkeit schon lange zuwider, und der König befahl sogleich, ihm von der neuen Beziehung zu Oestreich keine Mittheilung zu machen Von den Ministern wurde für's Erste nur der greise Finkenstein in das Geheimniß gezogen, zunächst um eine vertrauliche Eröffnung über

Leopold's Anerbieten nach London hinübergehen zu laſſen, und mit dem engliſchen Alliirten die möglichſt wirkſame Benutzung deſſelben zu berathen.

Dem britiſchen Cabinet kam die unerwartete Botſchaft in dieſem Augenblicke doppelt erwünſcht. Bei der kriegeriſchen Haltung Rußlands hatte es am 28. März dem Parlamente eine königliche Botſchaft über ſeine Rüſtungen zu Gunſten der Pforte vorgelegt, und ſofort daraus einen gewaltigen Sturm ſich entwickeln ſehen. Der Oſtſeehandel war für London damals überaus einträglich, und erhob den lauteſten Einſpruch gegen ſeine Gefährdung durch einen ruſſiſchen Krieg. Die populäre Bewegung fand im Parlamente ihr Organ an der geſammten Whigpartei, und ſchon um die Mitte des April beſchloß das Miniſterium, wenn auch noch ſiegreich bei jeder Abſtimmung, der öffentlichen Meinung gegenüber einzulenken. Pitt zog eine bereits ausgefertigte Drohnote an Rußland wieder zurück, und ſchrieb nach Berlin, der König werde wiſſen, daß in Großbritannien keine Regierung dem ausgeſprochenen Willen der öffentlichen Meinung widerſtehen könne [1]). Der Herzog von Leeds, der bisher an der Spitze des auswärtigen Amtes geſtanden, trat zurück, und ſein Nachfolger, Lord Grenville, übernahm es, mit Rußland ein friedfertiges und möglichſt unſchädliches Abkommen zu ſuchen. Es leuchtet ein, wie unter dieſen Verhältniſſen die Nachricht willkommen war, daß Oeſtreich entſchiedene Ausſicht zeige, ſich von Rußland vollſtändig loszuſagen. Die engliſchen Miniſter griffen hierauf mit beiden Händen zu. Der Kaiſer war damals in Florenz, wo ſein zweiter Sohn ſo eben die Herrſchaft übernommen hatte, und Lord Grenville beauftragte den jungen Grafen Elgin am 19. April, dem Kaiſer ein Vertheidigungsbündniß mit England und deſſen Alliirten anzubieten, wenn Leopold in Petersburg für einen Frieden nach engliſchem Sinne wirken wolle. Auch hier war wieder ein Unterhändler ohne amtliche Stellung gewählt, weil Grenville dem Fürſten Kaunitz ſo wenig traute, wie Leopold dem Grafen Herzberg, und mit dem Kaiſer perſönlich, ohne Zuthun der öſtreichiſchen Miniſter, zu verhandeln wünſchte.

Dieſer raſche Schritt der engliſchen Regierung riß denn auch das preußiſche Cabinet aus der mißtrauiſchen Unentſchloſſenheit heraus, welche es bisher bei Leopold's Entgegenkommen gezeigt hatte. Am 1. Mai traten die Grafen Schulenburg und Alvensleben in das Miniſterium ein; am 3. überreichte jener gemeinſam mit Finkenſtein

[1]) Vgl. Stanhope, life of Pitt II, 115.

dem Könige eine Denkschrift, welche für die fernere Haltung Preußens entscheidend werden sollte. Es wurde darin hervorgehoben, daß sonst zwar kein Anlaß zu einem Bunde mit Oestreich vorliege, vielmehr das Hinschleppen der Sistower Unterhandlung gerechtes Bedenken gegen die Ehrlichkeit des Kaisers erwecke, daß jedoch die Aussicht, Leopold's Neutralität bei dem möglichen Kriege gegen Rußland zu sichern, ein Vortheil von der höchsten Bedeutung sei, und für sich allein ausreiche, um den Abschluß einer östreichischen Allianz zu rechtfertigen. In diesem Sinne könne man sich über Elgin's Mission nur freuen, da sie jedenfalls den Gesammtzweck der von Bischoffswerder begonnenen Unterhandlung fördern müsse. Im Besonderen aber sei für Preußen hierbei wünschenswerth, daß es nicht erst als Anhängsel Englands in dessen Verhältniß zum Kaiser nachträglich eintrete, sondern unmittelbar mit Oestreich abschließe, und dann seinerseits den Engländern den Beitritt zu dem Bündnisse offen halte. Die Minister stellten hienach den Antrag, den Fürsten Reuß von diesen Gesinnungen Preußens unter der Bedingung in Kenntniß zu setzen, daß er darüber nicht an sein Ministerium, sondern vertraulich an den Kaiser berichte. Der König, dem Alles darauf ankam, den Russen zu imponiren, und Leopold gründlich von Catharina zu trennen, genehmigte den Vorschlag der Minister, und befahl, den Grafen Alvensleben, nicht aber Herzberg, in das Geheimniß zu ziehen. Die betreffende Mittheilung ging dann ungesäumt an den Fürsten Reuß, welcher sie dankbar aufnahm, aber in seiner Stellung doch keine Möglichkeit sah, den Fürsten Kaunitz zu umgehen. Hierauf erwog das Berliner Cabinet, daß zuletzt der Kaiser nicht ohne Vorwissen seiner Minister einen so großen Entschluß fassen würde, und ließ auch diesen letzten Vorbehalt fallen. Am 12. Mai ging das Erbieten zu einem Bündniß beider Kronen in officieller Form nach Wien ab.

Das war der Ursprung des Bundes der beiden deutschen Großmächte, des vielberufenen Bundes, der zwei Jahre später Europa gegen die französische Revolution in das Feld führte, Polen vernichten half, Deutschland mit fressendem Zwiespalt erfüllte. Damals in den Augenblicken seiner Entstehung ahnte keiner seiner Gründer eine solche Zukunft. Friedrich Wilhelm ließ dem Marquis Luccheſini, welcher in Sistowa für ihn unterhandelte, das neue System dahin erläutern, man habe es genehmigt, nachdem man sich überzeugt, daß der Kaiser dabei nur an die eigene Sicherung denke; Preußens einziger Zweck bei der Maßregel sei die möglichst vollständige Isolirung Rußlands. Leopold dachte seinerseits an keinen Angriff gegen irgend ein Nachbarland, wünschte die

Stellung Oeſtreichs zu befeſtigen, und vor Allem von dem herriſchen Einfluß Rußlands frei zu werden: übrigens hatte er ſein letztes Wort noch nicht geſprochen, wog verſchiedene Möglichkeiten gegen einander ab, und wählte im Augenblicke der Entſcheidung vielleicht eine ganz andere Bahn.

Denn während er mit Preußen unterhandelte, war er noch auf einer anderen Seite thätig, um dem Einfluſſe Oeſtreichs eine der wichtigſten Poſitionen zu erobern, und dann ſeinerſeits die Bedingungen ſeiner Freundſchaft, ſei es dem preußiſchen, ſei es dem ruſſiſchen Nebenbuhler zu dictiren. Dieſe Ausſichten wurden ihm durch eine höchſt bedeutende innere Umwandlung, die ſo eben in Polen eintrat, eröffnet[1]).

In dieſem unglücklichen Lande machte ſeit langer Zeit kein verſtändiger Mann ſich noch eine Täuſchung darüber, daß die Quelle der äußeren Hülfloſigkeit die Anarchie im eigenen Staatsweſen ſei. Zu allen Zeiten hat jede Nation, die ſich durch Sittenverfall und Uneinigkeit wehrlos macht, ihr Daſein verwirkt: im achtzehnten Jahrhundert, dieſer Periode des Vorwärtsdringens, der Eroberung und Gährung, wurde ein Staat, der nicht eiſerne Seiten zeigte, auf der Stelle zermalmt. Das war beinahe Rechtens im Syſteme des europäiſchen Lebens; es iſt gewiß, daß die öffentliche Meinung auch der Völker keinen Anſtoß daran nahm, wo ſie nicht durch ſelbſtſüchtige Nebenintereſſen dazu veranlaßt wurde: Polen konnte alſo ſein Schickſal und das einzige Mittel dagegen vorausſehen. Dennoch vergingen dreizehn Jahre nach dem letzten ruſſiſchen Vertrage, ohne daß ein Schritt zur inneren Herſtellung geſchah oder geſchehen konnte. Wir ſahen, wie König Stanislaus ſelbſt die Partei Rußlands hielt. Man dürfte daraus noch nicht ſchließen, daß er kein Herz für ſein Land und ſein Volk, oder einen gänzlichen Mangel an politiſcher und diplomatiſcher Fähigkeit gehabt hätte. Aber er war ein halber Verſtand und ein halber Charakter. Seine Einſicht diente ihm nur, um ihn rathlos zwiſchen den Uebelſtänden jedes Syſtems ſchwanken zu machen: er wurde überklug aus Mangel an geiſtiger Kraft, und doppelzüngig aus Mangel an ſittlichem Muthe. Er fürchtete Rußlands drohende Uebermacht und ſträubte ſich deßhalb gegen jeden Schritt dieſer Uebermacht zu begegnen: er that Alles, um Catharina's bedrohliche Freundſchaft fortzufriſten,

---

[1]) Ueber das Folgende vgl. meine hiſtoriſche Zeitſchrift Band 10, S. 387, und Band 11, S. 260, wo ich die von Ernſt Herrmann erhobenen Einwendungen erörtert und die Grundloſigkeit derſelben dargethan habe.

und wurde unaufhörlich durch die Umstände gezwungen, durch den Bruch seiner Verheißungen die Mächtige zu erzürnen. So hatte er noch in Kanieff aufrichtige Freude über seinen russischen Vertrag, in dem Gedanken, daß er auf Betreiben Rußlands selbst ein starkes Heer bilden und für seine Kriegshülfe dann aus Catharina's Händen die erbliche Krone Polens erlangen könnte. Diese Berechnung war ebenso thöricht, wie das System seiner Oheime von 1762; es war ein Glück für Polen, daß er von anderer Seite einen kräftigen Widerstand fand. Es wäre möglich gewesen, daß die Spannung zwischen Preußen und den Kaiserhöfen den Polen nicht blos ein kurzes Bündniß mit ihrem preußischen Nachbar, sondern auch bleibende Herstellung im Inneren gebracht hätte.

Zunächst ließ es die patriotische Partei nicht an Eifer fehlen. Aber je elender der Zustand war, desto langsamer kam man vorwärts. Man hatte sich früher in Europa lächerlich gemacht, indem man von zwei französischen Philosophen Gutachten über Polens beste Staatsverfassung einzog: man sah jetzt, daß ungefähr Alles zu dem Aufbau auch nur eines erträglichen Zustandes fehlte. Die Bauern waren durch ihre Leibeigenschaft völlig verwildert, städtisches Wesen existirte fast allein an den Punkten, wo in Großpolen sich deutsche Ansiedler niedergelassen. Als Nation kam nur der Adel in Betracht, dessen größte Mehrzahl aber war in der langen Ungebundenheit politisch demoralisirt. Hinter dem persönlichen Muthe und der auflodernden Begeisterung, durch welche er weithin imponirte, lagen Unbildung, Unzuverlässigkeit und Selbstsucht. Hierüber geben alle Stimmen und leider auch alle Thatsachen jener Periode ein einziges vernichtendes Zeugniß. Dazu war die Regierung ohne Geld, Beamte und Truppen, die Nation durch fanatischen Religionshader gespalten, die Parteien sämmtlich in Verbindung mit ausländischen Mächten. Nichts war gewisser, als daß ganz aus eigenen Mitteln die Herstellung nimmermehr gelingen würde.

Preußen sah den ersten Reformen von 1789 unter beifälligen Versicherungen zu. Allein von entschiedener Parteinahme war es weit entfernt. Damals ein Staat von nicht ganz 6 Mill. Einwohnern, mit seiner ganzen Existenz auf den deutschen Osten gewiesen, und seit vier Jahrhunderten in unauslöschlichem Gegensatze zu Polen, hatte es so wenig Neigung wie Rußland, diese Republik von 9 Mill. Menschen zu einer festen und mächtigen Entwickelung emporkommen zu sehen. Herzberg selbst machte kein Hehl daraus, sein Gesandter, Marquis Lucchesini, mahnte von allen gründlichen Aenderungen, vor Allem von

ſtarker Vermehrung des Heeres und von Einführung des erblichen Königthums ab[1]). Wenn Polen die Freundſchaft Preußens für die eigenen Zwecke nutzbar machen wollte, ſo mußte es, denn die Politik gibt und empfängt nicht umſonſt, den preußiſchen Intereſſen weitere Bürgſchaften liefern. Dazu nun eröffnete ihm Herzberg den Weg, indem er die alten Wünſche Friedrich II. auf den Beſitz von Danzig und Thorn unabläſſig verfolgte. Niemals iſt wohl ein grellerer politiſcher Fehler gemacht worden, als die hartnäckige Weigerung der polniſchen Regierung gegen Herzberg's Tauſchpläne[2]). Aber die Einen dachten, Preußens Hülfe ſei ihnen bei deſſen Zerwürfniß mit den Kaiſerhöfen dennoch gewiß, die Anderen zürnten, daß Herzberg ihnen nicht ganz Galizien, ſondern nur den ſechsfachen Betrag jener Stadtbezirke zuwenden wollte, ſo kam es 1790 denn wohl zu dem Bündniſſe zwiſchen beiden Staaten, aber nicht einen Augenblick zu jener inneren Uebereinſtimmung der Intereſſen und der Gemüther, welche den völkerrechtlichen Verträgen allein die Sicherheit des Beſtandes gibt. Als dann wenige Monate ſpäter in Reichenbach auf der Grundlage des alten Beſitzſtandes abgeſchloſſen wurde, und folglich auch von Galiziens Rückerwerbung für Polen keine Rede mehr war, da zürnte man in Warſchau gewaltig gegen den Bundesgenoſſen, deſſen Pläne man ſelbſt zu vereiteln geholfen. Es war, als wenn Preußen eine verrätheriſche Schuld gegen Polen auf ſich geladen hätte; kein polniſcher Patriot wollte von preußiſcher Freundſchaft weiter reden hören. Dieſe Stimmung verſchlimmerte ſich um ſo mehr, als Preußen zwar für ſeine öſtreichiſche Verhandlung von Danzig und Thorn abgeſehen hatte, ſonſt aber alle Wege aufzuſuchen fortfuhr, welche ihm zu dem Beſitze der beiden Städte verhelfen konnten.

Dieſe Lage der Dinge erfaßte Leopold mit ſcharfem Blicke, mit ſicherer Hand, und, wie wir hinzuſetzen müſſen, mit weitem Ehrgeiz. In denſelben Wochen, in welchen er Biſchoffswerder über ſeinen Herzensdrang zu Preußens Freundſchaft unterhielt, ließ er im Stillen alle Mittel anwenden, um in Polen den öſtreichiſchen Einfluß zu erneuern, und ſich dort eine möglichſt ſtarke Partei zu bilden. Angeſehene

---

[1]) Herzberg sur l'alliance etc. Bericht an den König vom 6., Luccheſini's Depeſchen vom 10. und 11. Juli 1789. Leider iſt es nicht minder gewiß, daß Luccheſini perſönlich dieſe Linie nicht einhielt: es ging ihm, wie es manchen Geſandten ergangen iſt: um ſeinen Auftrag, die patriotiſche Partei in Polen zu gewinnen, möglichſt glänzend zu erfüllen, machte er ihr Hoffnungen weit über ſeine Inſtructionen hinaus.

[2]) Das iſt ſelbſt Ogineki's Urtheil I, 118.

Polen wurden in Wien auf das Beſte aufgenommen und von dem Kaiſer ſelbſt empfangen; der preußiſche Geſandte in Warſchau meldete, daß eine öſtreichiſche Partei zwar noch nicht formirt, Leopold aber für ihre Bildung in jeder Weiſe thätig ſei, und an die preußiſche Regierung ſelbſt kam die Notiz, Leopold arbeite an dem Plane, einen ſeiner Erzherzoge auf den polniſchen Thron zu bringen. Kaunitz, obwohl perſönlich viel mehr den Ruſſen als den Polen zugeneigt, gab dem polniſchen Geſandten in Wien, Wohna, im Laufe des März Kenntniß von einem Vorhaben der Preußen und Ruſſen, Polen einer neuen Theilung zu unterziehen, und Wohna beeilte ſich, darüber in Warſchau aus allen Tönen Lärm zu machen. Die Angabe war völlig grundlos; gerade in dieſer Zeit rüſtete Preußen lebhafter als je für einen, wie man fürchtete, unvermeidlichen ruſſiſchen Krieg; in Polen aber blieb der Eindruck, daß man bei Preußen auf das Schlimmſte gefaßt ſein, bei Leopold die günſtigſte Geſinnung vorausſetzen müſſe. In der That lag dem Kaiſer die Herſtellung und Kräftigung Polens am Herzen. Mit dem bis jetzt bekannt gewordenen Material läßt ſich noch nicht im Einzelnen feſtſtellen, welche Mittel und Wege er zur Erreichung dieſes Zweckes in jedem Zeitpunkte ſeiner Regierung wählte: völlig zweifellos iſt jedoch, daß ſofort nach jener Abwendung Polens von Preußen die Unterſtützung der Republik ein Hauptgeſichtspunkt in der kaiſerlichen Politik wurde. Vielleicht ſchon in der erſten, jedenfalls aber in der zweiten Hälfte des Jahres 1791 ſtellte ſich ſeine Meinung zu Gunſten eines Syſtemes feſt, nach dem die polniſche Krone, welche ſchon früher ſechszig Jahre lang von ſächſiſchen Churfürſten getragen worden war, für immer dieſem Geſchlechte überwieſen, ja, daß die beiden Würden dergeſtalt verſchmolzen werden ſollten, daß der jedesmalige Churfürſt von Sachſen als ſolcher ſtets auch König von Polen wäre. Man kann wohl ſagen, daß das Gelingen dieſes Planes die Geſchicke Europa's verwandelt haben würde. Zwiſchen dem evangeliſchen Preußen und dem griechiſchen Rußland, und tief nach Deutſchland hineingreifend, wäre eine geſchloſſene Monarchie von mehr als elf Mill. Einwohnern entſtanden, überwiegend ſlaviſch und katholiſch, durch die altgewohnte Stimmung ihrer Dynaſtie und durch alle Bedürfniſſe ihrer Lage auf das Engſte mit Oeſtreich verbunden. Preußen, damals nur halb ſo ſtark, hätte ihren Druck in Königsberg, Breslau und Berlin aus gleicher Nähe und in gleicher Stärke empfunden, und ſich in dem wechſelſeitigen Machtverhältniß um hundert Jahre zurückverſetzt geſehen. Rußland wäre durch eine maſſive Grenzwehr von dem europäiſchen Völkerleben abgetrennt, und ein für

alle Mal auf eine aſiatiſche und orientaliſche Entwickelung hingewieſen worden. Für Oeſtreich wäre es ein Erfolg geweſen, völlig gleichen Gewichts mit der Eroberung Böhmens im dreißigjährigen, mit der Unterwerfung Ungarns in dem türkiſchen Kriege.

Bei einer ſolchen Stimmung des Kaiſers gewannen denn die polniſchen Verhandlungen über die Reform der Verfaſſung friſches Leben. Die Provinzialverſammlungen ſprachen ſich für die Erblichkeit der Krone im Geſchlechte des Churfürſten von Sachſen aus: der König, trotz einiger Schwankungen bisher immer wieder in ruſſiſcher Abhängigkeit, trat jetzt definitiv zu den Patrioten über, es kam ein Geſetz über die Provinzialſtände, ein anderes über die politiſche Berechtigung der Bürger zu Stande. Indeß rührten ſich auch die Anhänger Rußlands und die Verehrer des Alten auf das Lebhafteſte, eine Menge verſchiedener Intriguen kreuzten ſich, und Niemand vermochte Zeit und Art des Ausganges vorauszuſehen. Da erfolgte am 3. Mai das Unerwartete. Die Zugänge zum Reichstage wurden mit Truppen beſetzt, der König erſchien mit ſtarkem militäriſchen Gefolge, und befahl ſtatt der Tagesordnung einen Vortrag des auswärtigen Amtes über das Verhältniß zu den anderen Mächten zu verleſen. Es geſchah trotz heftigen Widerſpruches von der ruſſiſchen Seite her. Die Summe des aus den Berichten der verſchiedenen polniſchen Geſandten zuſammengeſtellten Actenſtückes war, daß von Rußland und Preußen neue Theilungspläne, von letzterem insbeſondere die Abreißung Danzigs und Thorns zu befürchten ſei, daß dagegen die befreundeten Mächte keinen anderen Rath als die ſchleunige Einführung einer neuen und ſtarken Verfaſſung wüßten. Darauf nahm trotz des Murrens der Oppoſition der König nochmals das Wort, um ſofort einen Verfaſſungsentwurf in zwölf Artikeln vortragen zu laſſen. Regelung der bäuerlichen Verhältniſſe, politiſche Rechte für den Bürgerſtand, Bildung von zwei Kammern und eines ſelbſtſtändigen Miniſteriums, Abſchaffung des liberum veto, endlich Erblichkeit der Krone in dem Hauſe Churſachſen, ſo zwar, daß dem jetzigen Churfürſten deſſen Tochter ſuccedire; dies waren die Hauptbeſtimmungen, deren Ausführung den ganzen Zuſtand Polens hätte verwandeln müſſen. Gleich nach dem Schluſſe der Verleſung zeigte ſich, wie gründlich der Staatsſtreich vorbereitet war. Ein Landbote ſtellte den Antrag, die Verfaſſung ohne Zaudern durch Acclamation anzunehmen und zu beſchwören, der König leiſtete den Eid auf der Stelle, und die Verſammlung ſtrömte unaufhaltſam in die Cathedrale, um ihrerſeits denſelben Schwur abzulegen. Später erfuhr man,

daß Abends am 2. die Mehrheit, unter Anführung von Ignaz Potocki und Hugo Kollontai im Palaste Radzivil versammelt gewesen und alle Einzelheiten des großen Actes im Voraus festgestellt hatte.

Wie das Inland wurde auch das Ausland durch die Plötzlichkeit der Umwälzung überrascht. Nach Petersburg schrieb König Stanislaus selbst, versicherte, daß die neue Verfassung der Freundschaft Polens gegen Rußland nicht schaden sollte, und verhieß etwas später vollkommene Neutralität bei etwaigen Kriegen anderer Mächte gegen Rußland [1]). Den preußischen Gesandten hatten die Polen noch wenige Tage vor dem Staatsstreiche sondirt, ob seine Regierung den wichtigsten Punkt der in Berathung stehenden Reformen, die Erblichkeit der Krone, nicht endlich genehmigen wolle; er hatte wie immer verneint, und beschwerte sich um so bitterer, daß man den Punkt auf dem Wege des Staatsstreichs demnach durchgesetzt hatte. Nicht günstiger war die Stimmung in Berlin selbst.

Man kannte die damaligen Häupter des Reichstags und wußte, daß sie von jeher mit Oestreich enge Verbindungen gehabt [2]). War man auch von den eben angeführten Details noch nicht unterrichtet, so konnte der officielle Hergang des Ereignisses selbst keinen Zweifel über seine gegen Preußen gerichtete Tendenz übrig lassen. Hatte doch der Bericht des auswärtigen Amtes die Nothwendigkeit des Staatsstreiches ausdrücklich mit der Habsucht Preußens motivirt, welches im Bunde mit Rußland Theilungspläne spinne. Diese Anklage kam in einem Augenblicke, wo in ganz Preußen kein lebhafterer Eifer, als Opposition gegen Rußland bis auf das Aeußerste existirte. Sie konnte nur verstärkt werden durch den Zusatz, daß die Polen freundlichen Mächte hiegegen nur eine verbesserte Verfassung anzurathen wüßten. Wer

---

[1]) Etwa um die Mitte des Juni. Polit. Journal 1790, S. 588. Preußen rieth am 21. Juni ab, sich ohne sonstige Veranlassung bei Rußland zu melden. Vom Entstehen u. s. w. I. 74.

[2]) Depesche des preußischen Geschäftsträgers Buchholz aus Warschau, 8. Mai 1793: Das sind E. Exc. versichert, daß die Opposition der Walewski und Rzewuski, die wir hier so kräftig haben umstoßen müssen, lediglich von den polnischen Emigranten und dem Wiener Hofe herkommt. In Rußland weiß man es sehr wohl, und hat sich immer gewundert, daß der Wiener Hof sich der polnischen Emigranten so angenommen hat. Alle diese Emigranten sind die alte östreichische Partei in Polen, gegen die ich unter des hochseligen Königs Majestät zu kämpfen und zu streiten hatte.

Diese Emigranten von 1793 sind eben die Urheber der Verfassung von 1791.

waren dieſe Mächte? An Frankreich, welches eben in der ſtärkſten inneren Kriſis begriffen war, an Holland und England, welche mit Preußen gemeinſame Sache machten, und die in Polen verhaßte Abtretung bevorworteten, konnte Niemand denken. Auf Schweden und Türken kam wenig an, über Dänemark zürnte man in Polen heftig, weil es ſo eben ziemlich unverhüllt angedeutet hatte, die Schwierigkeiten der türkiſchen Frage ließen ſich vielleicht wie 1772 auf Koſten Polens löſen. Es blieb nur Oeſtreich übrig. Hierhin führten ſchon im erſten Augenblicke alle Spuren, und bei jedem weiteren Schritte ſollte es ſich deutlicher heraus ſtellen, daß ohne formelle Ankündigung des Bündniſſes von 1790 die Ereigniſſe des 3. Mai den Uebertritt Polens aus dem preußiſchen in das öſtreichiſche Syſtem in ſich ſchloſſen.

Aber ſelbſt abgeſehen von dieſem zeitweiligen Verhältniß war Herzberg's Anſicht aus allgemeinen Gründen keinen Augenblick zweifelhaft. Schon am 6. Mai erſtattete auf ſeinen Antrag das Cabinetsminiſterium dem Könige Bericht über die neue polniſche Verfaſſung. Preußen, hieß es, ſtehe in der höchſten Gefahr, wenn eine concentrirte polniſche Monarchie in die Hand, was man nicht ſtets würde hindern können, eines öſtreichiſchen oder ruſſiſchen Prinzen komme; gelange aber ein kleiner deutſcher Fürſt auf den Thron, ſo ſei immer zu befürchten, daß er in vollkommene Abhängigkeit von Wien oder Petersburg gerathe, und da keine Ausſicht vorhanden ſei, einem preußiſchen Prinzen zu jener Würde zu verhelfen, ſo ſei mithin Preußen nur dann geſichert, wenn Polen ein freies Wahlreich bleibe.

Wer ein Herz für Preußen hat, wird bedauern, daß dieſer Bericht die königliche Genehmigung nicht erhielt, und Preußen nicht offen vor aller Welt ſeine Losſagung von dem polniſchen Vertrage ausſprach. Denn jene Zeit iſt wohl für immer vorüber, in der man nach allgemeiner Menſchenliebe die Unvereinbarkeit polniſcher Macht und preußiſcher Exiſtenz überſah, und an Preußen die gutmüthige Anforderung ſtellte, einen Staat zu kräftigen, deſſen erſtes Lebenszeichen die Zerſtückelung Preußens ſein würde. Von einer Unterſtützung des 3. Mai konnte niemals in Berlin die Rede ſein, die einzige Frage war die, in welcher Weiſe man gegenüber der neuen Richtung Polens das eigene Intereſſe decken würde. Und hier wäre der offene Weg, welchen Herzberg vorſchlug, ohne Zweifel der würdigſte geweſen. Es war außer allem Zweifel, daß mit einem monarchiſch gefeſtigten Polen kein Bündniß, und auf die Dauer nicht einmal ein Frieden für Preußen denkbar war: je länger man das Ausſprechen dieſer Thatſache verzögerte, deſto größer

war die Gefahr, bei dem endlich eintretenden Bruche den Schein einer argen Treuloſigkeit auf ſich zu laden. Allein ſolche Erwägungen einer vielleicht fernen Zukunft wurden damals durch dringende Bedenken des Augenblicks in Schatten geſtellt. Die Frage, welche in dieſem Zeitpunkte die geſammte preußiſche Politik beherrſchte, war die Ausſicht auf den Krieg gegen Rußland. Noch war es völlig ungewiß, ob Catharina ſich mit den neuen Anerbietungen begnügen, ob nicht in wenigen Wochen Preußen zur höchſten Anſpannung ſeiner ganzen Kraft genöthigt ſein würde: in einer ſolchen Lage dünkte es den preußiſchen Staatsmännern zuletzt doch höchſt mißlich, Polen ſich gänzlich zu entfremden, und es vielleicht in ein Bündniß mit Rußland hinüber zu treiben. Der Umſtand, daß Oeſtreich die polniſche Bewegung begünſtigte, verſtärkte dieſes Mal in Berlin den Antrieb zur Nachgiebigkeit. Zwar vernahm man aus Wien, daß Kaunitz, ruſſenfreundlich wie immer, in lebhafter Aufregung über den Warſchauer Staatsſtreich ſei, ihn überall als einen preußiſche Intrigue darſtelle, und von der Gefahr rede, daß Preußen einen ſeiner Prinzen durch Verheirathung mit der ſächſiſchen Infantin auf den polniſchen Thron bringe: allein aus Italien meldete Lord Elgin nach wiederholten Geſprächen mit dem Kaiſer, daß Leopold unter andern Wünſchen auch eine Garantie der Integrität und der Verfaſſung Polens als Beſtimmung des vorgeſchlagenen Bündniſſes begehrt habe. Indem er dieſe Forderung mit dem Anerbieten ſeiner Freundſchaft und damit ſeiner Neutralität bei einem ruſſiſchen Kriege verband: ſollte man durch einen Proteſt gegen den Warſchauer Staatsſtreich auch ihn zurückſtoßen, und damit den einzigen Gewinn des Reichenbacher Vertrages auf das Spiel ſetzen? Genug man beſchloß, unter zwei Uebeln das Kleinſte zu wählen, und, um Rußland iſolirt zu halten, gegen die neue polniſche Verfaſſung keinen Widerſpruch zu erheben. Der König ſprach am 8. Mai dem polniſchen Geſandten Jablonowsky ſeine Zufriedenheit über das Vorgefallene aus, und ließ dies gelegentlich in Warſchau und Dresden wiederholen. Ganz in demſelben Sinne befahl er, den öſtreichiſchen Wünſchen in Siſtowa ſo weit wie möglich entgegen zu kommen, auf die Erwähnung des alten, und auf die Garantie des neuen Vertrages zu verzichten, und jeden Anſpruch auf Thorn und Danzig fallen zu laſſen. Mit England hatte er ſich verſtändigt, den Ruſſen die Erwerbung von Oczakow und einem Bezirke zwiſchen Dnieſter und Bug zu bieten: bei ſo viel Mäßigung und Nachgiebigkeit rechnete der König, wenn Catharina es dennoch zum Aeußerſten triebe, jetzt bei den Polen ſicher auf bewaffnete Hülfe, und bei Oeſtreich wenigſtens auf

ruhige Neutralität. Hatte doch Leopold, ehe er die preußischen Note vom 12. kannte, dem Lord Elgin bei jenen Gesprächen die bündigste Versicherung gegeben, mit den Türken ohne weitere Zögerung abzuschließen. Joseph's russisches Bündniß, sagte er, war ein Fehler; Oestreich darf der russischen Macht kein weiteres Wachsthum gestatten. Er beklagte es, auf seine freundlichen Erbietungen noch keine Antwort von Friedrich Wilhelm zu haben, und sprach den Wunsch aus, den trefflichen Obersten Bischoffswerder noch einmal in seiner Nähe zu sehen. Elgin verlor keine Stunde, diese hoffnungsreichen Aeußerungen nach Berlin zu melden, wo sie auf das erregbare Gemüth des Königs die stärkste Wirkung ausübten. Am 25. wurden Finkenstein und Schulenburg zu einer Cabinetsconferenz nach Schloß Charlottenburg beschieden. Der König sprach seinen guten Glauben an Leopold's Aufrichtigkeit aus, und erklärte seinen Wunsch den Obersten Bischoffswerder zum zweiten Male zu Leopold hinüber zu senden. Die Minister immer noch mißtrauisch gegen den Kaiser, waren nicht eben erfreut, fanden aber den König bereits fest in einem fertigen Beschlusse. Die Allianz mit Oestreich, sagte endlich Finkenstein, wird schwerlich zu Stande kommen, und im Grunde ist das auch recht gut; die Sendung Bischoffswerder's kann jedoch immer den Nutzen haben, den Kaiser zu rascherem Abschlusse in Sistowa zu bestimmen. Die Instruction, welche dann für den Obersten entworfen wurde, bezeichnete die damalige Haltung der preußischen Politik nach allen Seiten auf das Bestimmteste. Der König habe bisher den Erbietungen Leopold's nur wegen der Schwierigkeiten nicht geantwortet, welche Kaunitz in die türkische Unterhandlung gebracht habe. Sobald aber der Kaiser in Sistowa rückhaltslos abschließe, sei Preußen zu einem Bündniß mit Oestreich bereit. Gegen die Garantie Polens in seinen jetzigen Grenzen und der freien und unabhängigen Verfassung Polens, welche dem Kaiser stark am Herzen liege, habe Preußen nichts einzuwenden und wolle sie unterzeichnen; was jene Bedenken der östreichischen Minister über die weitere Folgen der polnischen Revolution betreffe, so habe Preußen zwar nicht den mindesten Antheil an ihrer Entstehung, jedoch die vollendete Thatsache gebilligt, da die Wahl des sächsischen Churfürsten ihm nur angenehm sein könne; an eine Verheirathung aber der Infantin mit einem Prinzen der drei Nachbarmächte sei nicht zu denken, und diese Ausschließung in einem besondern Artikel des Bundesvertrags geradezu auszusprechen. Hinsichtlich dieses Bündnisses selbst sei die erste Bedingung Preußens, daß Rußland von demselben ausgeschlossen bleibe,

der Kaiſer vielmehr ſich ausdrücklich zur Neutralität im Fall eines ruſſiſch-preußiſchen Krieges verpflichte. Außerdem erhielt Biſchoffswerder die Weiſung, mit Leopold nicht ohne beſondere Rückfrage in Berlin abzuſchließen, dem Kaiſer die Bereitwilligkeit des Königs zu einer perſönlichen Zuſammenkunft auszuſprechen, und als Ort derſelben das ſächſiſche Luſtſchloß Pillnitz bei Dresden in Vorſchlag zu bringen. Zu dieſem Behufe ſollte er auf der Durchreiſe ſich mit dem Churfürſten von Sachſen verſtändigen, und dort den Anlaß wahrnehmen, um den Churfürſten zur ſofortigen Annahme der polniſchen Vorſchläge aufzufordern, damit auch auf dieſer Seite die Lage möglichſt raſch beſtimmt, der Einfluß der Ruſſen möglichſt vollſtändig ausgeſchloſſen werde.

So reiſte Biſchoffswerder am 28. Mai, von den beſten Wünſchen und Hoffnungen ſeines Monarchen begleitet, von Berlin ab. Kaum aber hatte er die preußiſche Grenze überſchritten, als aus Siſtowa — wo die Conferenzen ſeit dem 19. Mai wieder eröffnet waren — und aus Wien ſelbſt Nachrichten einliefen, welche zu den bisherigen Verſicherungen Leopold's den auffallendſten Contraſt bildeten. Kaunitz antwortete auf die preußiſche Note vom 12., daß Oeſtreich ſehr gern in ein Bündniß mit Preußen eintreten werde, immer vorausgeſetzt, daß man auch Rußland in daſſelbe aufnehme; wir können uns, ſagte er, von Rußland nicht trennen; Rußland iſt die einzige Macht, welche uns eine Vergrößerung gönnt. Eine weitere Denkſchrift erläuterte die Anſprüche welche Oeſtreich ſeit dem Belgrader Frieden von 1739 auf Orſowa und einen croatiſchen Bezirk an der Unna habe, und kam zu dem Schluſſe, daß der Kaiſer, wie er in Reichenbach verſprochen, von den Türken nichts begehre, als den Beſitzſtand, aber allerdings den Beſitzſtand, wie er vor dem Kriege von Rechtswegen hätte ſein ſollen. In Berlin war man über dieſe neuen Weigerungen auf das Höchſte befremdet. Man fand zwar die öſtreichiſche Auslegung des Belgrader Friedens richtig, und war bereit, ſie bei einer beſonderen Verhandlung in Conſtantinopel zu unterſtützen. Aber man war durchdrungen davon, daß dieſe Frage ſchlechterdings nicht nach Siſtowa gehöre, daß vielmehr dort Oeſtreich nach dem Reichenbacher Vertrage einfach den thatſächlichen Beſitzſtand herzuſtellen habe. Vor Allem aber war man entrüſtet über die Zumuthung, Rußland zu einem Bündniſſe zuzulaſſen, deſſen weſentlicher ausgeſprochener Zweck eben die Einſchränkung und Zügelung Rußlands war. Alles Mißtrauen gegen Leopold erwachte mit verdoppelter Stärke. Wer hat nun Recht? ſchrieb Manſtein den Miniſtern; ihr habt euch durch die ſchönen Worte des Kaiſers täuſchen

laſſen, jetzt kommen die willkürlichſten Forderungen zum Vorſchein. Ihrerſeits ſandten die Miniſter dem Oberſten Biſchoffswerder eine dringende Warnung nach, ſich nicht durch die hinterhaltige Politik der Oeſtreicher berücken zu laſſen. Die mildeſt Geſinnten hielten noch eine Weile an der Hoffnung, daß die neuen Schwierigkeiten ausſchließlich das Werk des Fürſten Kaunitz, und von dieſem ohne Vorwiſſen des Kaiſers erregt worden ſeien. Aber jeder Tag brachte ſchlimmere Anzeichen. Aus Petersburg erfuhr man, daß Catharina von den öſtreichiſchen Forderungen wiſſe, daß ſie dieſelben eifrig billige, und dem Kaiſer verheißen habe, nicht eher die Waffen ihrerſeits niederzulegen, bis er im Beſitz von Orſowa ſei. In Wien ſagte der Geheime Referendar Spielmann dem preußiſchen Geſandten, die Türken müßten ſchlechterdings Vernunft annehmen, oder die beiden Kaiſerhöfe würden auf das Nachdrücklichſte gegen ſie zuſammen wirken. Aus Florenz beſchwerte ſich Lord Elgin über die kalte Höflichkeit des Kaiſers, welcher nicht anders als Fürſt Kaunitz die Aufnahme Rußland's in das abzuſchließende Bündniß begehre. Endlich kam aus Siſtowa die Nachricht des, wie es ſchien, unheilbaren Bruches. Nachdem die Türken die Abtretung Orſowa's verweigert, erklärten Herbert und Eſterhazy die weitere Verhandluug für hoffnungslos, und verließen am 18. Juni den Congreß. Aus allen Theilen Ungarns eilten Recruten und Verſtärkungen zu den Bataillonen an der Donau; anſehnliche Heeresmaſſen zogen ſich an den böhmiſchen und mähriſchen Grenzen zuſammen; mit einem Worte, Oeſtreich ſchien ſich plötzlich ſo kriegeriſch und offenſiv wie jemals unter Joſeph's Regierung aufzunehmen. In Berlin war man durch einen ſo plötzlichen Wechſel aufgeregt und entrüſtet im höchſten Grade. Einigen Troſt gewährte das Einlaufen einer ruſſiſchen Depeſche, welche den letzten Vorſchlag Preußens und Englands im Weſentlichen zuſtimmend beantwortete, und auf dieſer Seite die Kriegswolken um ein Bedeutendes aufhellte: um ſo entſchiedener beſchloß man, Oeſtreich mit allen Mitteln auf der früher verabredeten Linie feſtzuhalten. Noch war man in ſämmtlichen Provinzen gerüſtet; jetzt gingen die Befehle ab, im Laufe des Juli 80,000 Mann marſchfertig zu ſtellen, welche unter der Führung des Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig in drei Colonnen Mähren überſchwemmen und Olmütz belagern ſollten. Man fand ſich mit einem Male in voller kriegeriſcher Spannung; der Lärmen einer großen ernſten Rüſtung erfüllte das Cabinet, die Hauptſtadt und die Provinzen; der König war überraſcht und verdrießlich, aber entſchloſſen keinen Fingerbreit nachzugeben. Da kam den

24. ein kurzer, eilig hingeworfener Zettel von Biſchoffswerder aus Mailand, bereits am 14. geſchrieben: Gott ſei Dank, Alles iſt bereinigt, die Schwierigkeiten ſind gehoben; der Befehl des Kaiſers, in Siſtowa ohne Einſchränkungen abzuſchließen, iſt expedirt, und die Zuſammenkunft in Pillnitz angenommen.

In der That war ſeit der polniſchen Revolution die Stimmung des Kaiſers war weder ſo friedensſehnſüchtig, wie ſie einſt Biſchoffswerder geſchildert, noch ſo kriegseifrig, wie man ſie jetzt in Berlin beſorgte, geweſen. Was er jedenfalls vermeiden wollte, war ein Abſchluß ſeines türkiſchen Friedens, ſo lange über den Ausgang des ruſſiſchen Kampfes gegen die Pforte noch nichts entſchieden war. Sich ſelbſt ſah er in vortheilhafter Stellung: England war von allen Kriegsgedanken zurückgetreten, Polen hoffentlich auf lange zu Oeſtreichs politiſchem Syſteme hinübergezogen; ſo konnte er abwarten, hinhalten, die Gunſt der Lage ausbeuten, den Frieden im Grunde des Herzens wünſchend, aber nicht mehr wie im vorigen Jahre den Krieg in jedem Falle ſcheuend. In der That gab es noch einen Augenblick, in dem er dicht an den Entſchluß eines neuen Krieges, mit Türken und Preußen gerieth. Ein Hauptſtein in ſeinem Spiele war, wie wir ſahen, das friſchemporſtrebende Polen, deſſen Verfaſſung vom 3. Mai er ſofort unter ſeinen Schutz genommen hatte: da wurde ihm plötzlich die Sorge erweckt, daß gerade die Warſchauer Vorgänge nicht ihm, ſondern dem preußiſchen Nebenbuhler zu Gute kommen ſollten. Seine eigenen und die ruſſiſchen Miniſter ſchilderten um die Wette, wie niemand ſonſt als Preußen den polniſchen Staatsſtreich hervorgerufen und beſchützt habe, und dafür von dem dankbaren Lande zuerſt das vielbeſtrittene Danzig und ſpäter die Hand der Infantin für einen ſeiner Prinzen empfangen werde. Das Bild einer ſolchen Möglichkeit warf Leopold auf der Stelle in ruſſiſche und kriegeriſche Stimmungen zurück. Er befahl jene neue Forderung in Siſtowa, ließ ſeine Freundſchaft für Rußland mit jenem lebhaften Nachdrucke erklären. Und noch mehr, immer des Wunſches voll, den preußiſchen Einfluß aus Warſchau verdrängen, beantragte er in Petersburg die gemeinſame Anerkennung der neuen Erbmonarchie ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er daran den weitern Vorſchlag knüpfte, dem ſächſiſchen Churfürſten in Polen dereinſt nicht die Tochter, deren Verheirathung mit einem Preußen gefürchtet wurde, ſondern den Bruder, der mit einer öſtreichiſchen Prinzeſſin vermählt war, folgen zu laſſen, und damit die Verbindung Sachſens und Polens zu verewigen. Das Opfer Rußlands an der Weichſel wäre damit allerdings in gleichem

Maaße wie der Vortheil Oeſtreichs verſtärkt worden: wenn aber jemals war in dieſem Augenblicke eine ſolche Propoſition denkbar, wo Preußen als Beſchützer der Türken gegen Rußland auftrat, und der Wiedereintritt Leopold's in den türkiſchen Krieg der Czarin die Möglichkeit zurückgegeben hätten, für Warſchau ſich in Conſtantinopel zu entſchädigen. Aber dieſe ganze Conjunctur dauerte nur einen Augenblick. Es zeigte ſich auf der Stelle, daß in der polniſchen Sache Leopold ohne Grund Preußen gefürchtet, und die ruſſiſchen Stimmungen falſch berechnet hatte. Biſchoffswerder langte am kaiſerlichen Hoflager an, und ſeine erſten Eröffnungen reichten hin, Leopold's Beſorgniſſe über die angeblichen preußiſchen Umtriebe in Warſchau zu zer ſtreuen In Petersburg aber wollte man lieber die Eroberung Conſtantinopels vertagen, als auf die Wiedereinnahme Warſchaus verzichten: ein für alle Mal erſchien es dort als das höchſte politiſche Gebot, kein ſelbſtſtändiges Polen neben ſich aufkommen zu laſſen. Man nahm die öſtreichiſche Erörterung mit gelaſſener Freundlichkeit hin, entſchied ſich aber um ſo raſcher, auf Grund der engliſchen Vorſchläge den türkiſchen Frieden anzunehmen, ſich mit der Erwerbung Oczakows zu begnügen, und dann ſo bald wie möglich den preußiſchen Hof zur Beſeitigung der gemeinſamen polniſchen Gefahr aufzurufen. So erfüllte ſich dann, freilich nicht in der erwünſchten Weiſe, die Vorausſetzung, von welcher Leopold ſeinen türkiſchen Vertrag abhängig gemacht hatte: neben die öſtreichiſche trat eine ruſſiſche Unterhandlung mit der Pforte, und der Kaiſer erließ ſogleich nach Wien und Siſtowa die Befehle, ohne weitere Vorbehalte abzuſchließen.

Die orientaliſche Kriſis war damit beendet. Der Gegenſatz zwiſchen den beiden deutſchen Mächten, der ſo eben wieder in helle Flammen auszubrechen gedroht, war beſchwichtigt, und auf's Neue ergriff Leopold den Gedanken, den preußiſchen Nebenbuhler nicht durch die Waffen, ſondern durch ein Bündniß dem politiſchen Syſteme Oeſtreichs dienſtbar zu machen. Es war ihm vergönnt, eine Reihe von erfolgreichen Schritten auf dieſem Wege vorwärts zu thun: welch ein Verdienſt um Deutſchland und Europa hätte er ſich erwerben können, wenn er mit offener Anerkennung der preußiſchen Macht die Förderung Oeſtreichs in ächter Freundſchaft mit dem deutſchen Genoſſen geſucht hätte! Ohne Zweifel wäre es möglich, ja es wäre bei der Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms leicht geweſen, bei einem Fürſten, welcher an Schärfe und Feinheit des Verſtandes tief unter dem Kaiſer ſtand, und an großmüthiger Hingebung vielleicht mehr Freude hatte, als die Pflicht des

Regenten erlaubte. Leider aber vermochte ſich Leopold in überklugem Ehrgeiz mit einem ſolchen Ergebniſſe nicht zu begnügen. Er brachte dem entſtehenden Bündniß mit Preußen eine andere Geſinnung, als den Wunſch einer aufrichtigen, wechſelſeitigen Unterſtützung zu; er vergaß bei allem Scharfſinn, daß jede Uebervortheilung des Verbündeten ſich durch die Vergiftung des Bundes zweiſchneidig an dem Gewinner rächt. Schon an dieſer Stelle läßt ſich der Punkt bezeichnen, an welchem Leopold dem Verhältniß zu Preußen den Keim der Zerſetzung einimpfte. Es war derſelbe, an welchem ſich ſo eben ſein Weg von dem der früheren Verbündeten, der Ruſſen, geſchieden hatte, derſelbe, an welchem ſich ſchon jetzt eine gegen Wien gerichtete Freundſchaft zwiſchen Berlin und Petersburg vorbereitete: es war jenes unſelig glänzende Syſtem einer ſächſiſch-polniſchen Erbmonarchie. Wenn irgend jemals war hier das Beſſere der Feind des Guten. Zur Anerkennung der polniſchen Verfaſſung unter irgend einer neutralen und unſchädlichen Dynaſtie war Preußen bereit, und dieſes Maß der Stärkung mithin unter dem Schutze des geſammten Deutſchland gegen Rußland haltbar. Was aber Leopold im Sinne trug, dazu konnte keine preußiſche Regierung die Hand bieten, und bald genug werden wir ſehen, wie gründlich es bei ſeinem erſten Erſcheinen die friſchgeknüpften Fäden ihres Bundes zerriß.

2. Pillnitz.

Kaum war Biſchoffswerder am kaiſerlichen Hoflager eingetroffen, ſo erhielt Leopold in der Entwickelung der franzöſiſchen Angelegenheiten neue Beweggründe, ſich zu ſeinen friedfertigen Entſchlüſſen Glück zu wünſchen, und ſeine Annäherung an Preußen zu beſchleunigen.

Wie wir ſahen, hatte er während des ganzen Frühlings ſeine Schweſter zu Geduld und Ausharren ermahnt, und von jedem thätigen Wagniß abzuhalten geſucht. Noch beſtimmter entzog er ſich in derſelben Zeit dem Andringen der ausgewanderten Prinzen, welche damals die deutſchen und italieniſchen Höfe mit ihren Hülfgeſuchen beſtürmten, überall die ausgeſuchteſte Höflichkeit, hier und da auch Geldunterſtützung fanden, an keiner Stelle aber einer Neigung zu bewaffneter Einmiſchung in die Revolution begegneten. Spanien und Sardinien waren freigebig mit Plänen, nach welchen die anderen Mächte den franzöſiſchen Thron retten ſollten. Neapel ließ ſich zu einigen Penſionen herbei. Der König von Preußen erklärte ſich zu kriegeriſcher Hülfe bereit, wenn

Ludwig XVI. ſie fordern und die Koſten derſelben erſetzen würde. Leopold gab die ſüßeſten Worte, erwirkte aber bei Ludwig einen Befehl an den Grafen von Artois, ſich unbedingt ruhig zu verhalten. Es war ſehr begreiflich, daß er während der Dauer der orientaliſchen Verwickelung ſich keine neue Kriſis im Weſten hinzuwünſchte: nur mit ſchweren Sorgen ſah er ſeine Schweſter an dem Fluchtplane feſthalten, welcher ihn faſt unausbleiblich, mochte er nun gelingen oder fehlſchlagen, in einem Zuſammenſtoß mit der Revolution hineinreißen mußte.

In dieſem Sinne redete er mit Biſchoffswerder in Mailand gleich bei der erſten Audienz. Er bat, daß man in Berlin ſich durch keine kriegeriſch lautende Nachricht aus Siſtowa irre machen laſſen möge; er bekenne, daß er etwas hingezögert habe, um zu ſehen, ob die parlamentariſchen Kämpfe in England ihm vielleicht noch einen kleinen Gewinn möglich machten; er ſei jetzt aber über jeden Zweifel hinaus, und habe die beſtimmteſten Befehle zum Abſchluß ertheilt. Ich weiß, ſetzte er hinzu, daß Rußland mir ſeitdem feindlich geſinnt iſt, kann aber anſtändiger Weiſe nicht offen mit ihm brechen, und auf das engliſche Anerbieten einer Allianz nicht eher eingehen, bis der ruſſiſch-türkiſche Frieden geſchloſſen iſt. Iſt dies geſchehen, ſo bin ich immer der Meinung, zuerſt mit Preußen abzuſchließen; dann mögen England und Rußland, wenn ſie wollen, unſerem Bunde beitreten. Er forderte den Oberſten auf, ihn nach Wien zu begleiten. Den Vorſchlag, die Zuſammenkunft mit dem Könige in Pillnitz Statt finden zu laſſen, fand er vortrefflich, und verſprach, den Thronfolger, Erzherzog Franz, dorthin mitzubringen, um ihn in der Freundſchaft mit Preußen zu befeſtigen. In Pillnitz, ſagte er, könne man die polniſche Sache ordnen, in der er ſehr für die Erhebung des ſächſiſchen Churfürſten, und für die Ausſchließung der drei benachbarten Dynaſtien bei der Heirath der Prinzeſſin ſei. Vor Allem aber, ſchloß er, werden wir dort die franzöſiſche Sache bereden; ich halte ſie für einen Gegenſtand der höchſten Bedeutung, welcher eine gegenſeitige Verſtändigung für alle denkbaren Fälle nöthig macht.

Zwei Tage ſpäter, am 13. Juni, hatte er eine zweite Unterredung mit Biſchoffswerder, in welcher er eine volle Stunde lang die Gefahren der franzöſiſchen Revolution erörterte. Die Emigranten, ſagte er, treiben ſich in thörichten Hirngeſpinſten umher, die Jacobiner machen Wühlereien und Aufſtandsverſuche in ganz Italien: es iſt nöthig, das Uebel in der Wurzel auszurotten, wir müſſen das in Pillnitz ausführlich erwägen. Am 18. gab er dem Oberſten eine dritte Audienz, ſprach

mit ihm die Artikel des östreichisch-preußischen Bündnisses einzeln durch, und erklärte am Schlusse dieser Erwägungen sein definitives Einverständniß. Er kam dann wieder auf Frankreich, dieses Mal in etwas verändertem Tone. Die Gefahr, sagte er, ist groß, wir müssen äußerst vorsichtig verfahren, und die Dinge reifen lassen, bis die Nation selbst das Bedürfniß einer Aenderung in ihrem Zustande empfindet. Er überreichte dann dem Obersten einen Brief an den König, nebst einer von dem Erzherzog Franz geschriebenen Erklärung, worin er die Bereitwilligkeit aussprach, gleich nach seiner Ankunft in Wien mit Bischoffswerder einen Vertrag über die besonderen Interessen Oestreichs und Preußens abzuschließen, im Sinne der bereits verabredeten Artikel, welche dann als Grundlage für den Beitritt Hollands und Englands dienen möchten, sobald der russisch-türkische Frieden zu Stande gekommen sei. Bald nachher legte er dem Obersten den Entwurf einer Note über die französische Sache vor, in welcher er die Rechtmäßigkeit einer Einmischung darthat, nach der Gefährdung der königlichen Familie und den Aufhetzungen in den Nachbarländern, sofort aber hinzusetzte, daß kein einzelner Staat hier eine günstige Wirkung erzielen könne, sondern das einzige Mittel ein großer Verein aller europäischen Mächte sei. Bischoffswerder war ganz einverstanden, und drückte die Hoffnung aus, daß sein König die Ansichten des Kaisers in jeder Beziehung theilen würde.

Dies waren die Nachrichten, welche in den letzten Tagen des Juni die kriegerischen Rüstungen in Berlin unterbrachen. Der König, welcher im Grunde des Herzens einen Kampf mit Oestreich sehr ungern gesehen hätte, athmete auf, ein volles Vertrauen aber konnte im Augenblick doch noch nicht Platz greifen: Bischoffswerder hatte nichts Näheres über den Inhalt der kaiserlichen Instructionen für Sistowa gemeldet, und in Berlin meinte man, die Waffen nicht eher aus der Hand legen zu dürfen, als bis die Unterschrift Leopold's unter dem türkischen Frieden stehe. Es sind schöne Worte, schrieb Manstein den Ministern, aber der König sagt, sie könnten jetzt nichts mehr helfen, er müsse Thaten sehen. Zwar erhielt damals, am 5. Juli, Graf Herzberg seine definitive Entlassung, gleichzeitig aber ging ein Bote des Cabinets an den Herzog von Braunschweig, um ihm den Oberbefehl im Fall eines östreichischen Krieges anzutragen. Indessen zertheilten sich diese letzten Sorgen bald genug; in Sistowa einigten sich die Unterhändler, daß die Abtretung von Orsowa in der Friedensurkunde unerwähnt bleibe, dagegen von den vermittelnden Mächten in einer

besonderen Unterhandlung den Türken auferlegt werde; um die Mitte des Juli war kein Zweifel mehr an der allseitigen Verständigung über die orientalische Frage. Um so nachdrücklicher rückte jetzt auch in Berlin die französische Revolution in den Vordergrund aller Erwägungen. Bereits im Juni war ein Vertrauter des Grafen Artois, Baron Roll, am preußischen Hofe angelangt, welcher die, freilich unwahre Versicherung des Prinzen vorlegte, durch den Grafen Durfort habe Ludwig XVI. die preußische Waffenhülfe aufgerufen und den Ersatz der Kosten versprochen. Der König antwortete ausweichend, daß er vor dem Abschlusse des türkischen Friedens schlechterdings kein Versprechen geben könne. Die Minister waren in jedem Sinne überzeugt, daß nichts für Preußen verderblicher sein würde, als ein Krieg gegen die Franzosen, daß man dadurch nur das unzuverlässige Oestreich stärken, und das verbündete England tief beleidigen würde. Alvensleben, unter ihnen Allen der Entschiedenste in der Abneigung gegen den Kaiser, glaubte jedoch mit einiger Sorge, bei dem Könige Spuren eines wärmeren Mitleidens mit Ludwig XVI. zu bemerken, als es das preußische Interesse vertrüge. Er hatte nicht ganz Unrecht, jedoch hielt einer solchen Stimmung das Mißtrauen gegen den Kaiser bei Friedrich Wilhelm einstweilen noch die Wage. Die französische Sache, schrieb damals der König an Bischoffswerder, giebt mir viel zu denken; ich wünschte, daß ihr den Kern des Geheimnisses ergründetet, und mir Aufschluß über die Politik des Kaisers verschafftet, welche man hier noch immer nicht für ehrlich halten kann. Er fürchtete, daß der Kaiser nur deshalb von Frankreich rede, um Preußen in das gefährliche Abenteuer zu verwickeln, um dann selbst in Deutschland und Osteuropa freie Hand zu haben.

Indessen hatte Leopold, nach einer ersten falschen Nachricht über Ludwig's glückliches Entkommen, die Botschaft von dem Mißlingen der königlichen Flucht und der verzweifelten Lage seiner Verwandten erhalten. Tief betroffen wie er war, blieb er auch jetzt bei der früher entwickelten Meinung, daß nur das gesammte Europa mit Erfolg der Revolution entgegentreten könne, und erließ am 6. Juli von Padua aus ein Rundschreiben an alle Souveräne, worin er sie aufforderte, sich gemeinsam der Sache Ludwig XVI. anzunehmen. Zugleich wurde eine Erklärung an die französische Nationalversammlung aufgesetzt, welche jedoch nur von der persönlichen Sicherheit der königlichen Familie redete, und als diese in Paris keine unmittelbare Bedrohung erfuhr, gar nicht abgeschickt wurde. Der Kaiser verkündete dann laut genug

die Absicht, sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß zu setzen; die wirklichen Befehle beschränkten sich aber auf wenige Bataillone, und die preußischen Minister meinten demnach, Leopold wolle stark reden, aber wenig thun, und vielleicht das deutsche Reich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es steht fest, meldeten sie ihrem Gesandten in Wien, daß wir zurückhalten und die Vorschläge des Kaisers abwarten. Um so eifriger bemühte sich Leopold, den Obersten Bischoffswerder vollständig zu gewinnen, und sah seine Bemühungen bei der Gemüthsart dieses Mannes von raschem Erfolge gekrönt. Der Oberst hatte das sichere Bewußtsein, bei dem Kaiser und dessen Vertrauten den höchsten Einfluß zu genießen, und erfüllte sich täglich mehr mit dem Wunsche, das folgenreiche Ereigniß eines östreichisch-preußischen Bündnisses so schnell wie möglich zur Vollendung zu bringen. Er wurde vielfach von Berlin aus erinnert, gegenüber einem so klugen Rechner wie Leopold auf der Hut zu sein; er versicherte dann, daß er die Feindseligkeit des Fürsten Kaunitz sehr wohl kenne, aber sich auf seine Freunde im Cabinet des Kaisers verlassen dürfe. Wenigstens das Eine wurde durch diese Warnungen bewirkt, daß er mit der französischen Sache sich im Einzelnen zu befassen ablehnte, und sich nur zur Erörterung des Bündnisses befugt erklärte, wobei denn freilich Leopold sich im Stillen vorbehielt, den Bundesvertrag nicht ohne eine auf Frankreich bezügliche Clausel abzuschließen. Er benutzte den freieren Verkehr auf der Rückreise nach Wien in diesem Sinne so gut, daß er schon fünf Tage nach der Ankunft den Obersten am 25. Juli zu einem vorläufigen Vertrage fortriß, trotz der ausdrücklichen Bestimmung in Bischoffswerder's Instruction, nicht ohne nochmalige Anfrage in Berlin, und nicht vor der Vollendung des türkischen Friedens zu unterzeichnen. Der Inhalt der Präliminarien bekundete ebenso wie die Raschheit des Verfahrens die Ueberlegenheit des kaiserlichen Unterhändlers über seinen Partner. Man begann mit dem Versprechen, sich gegenseitig den Umfang der bestehenden Besitzung zu gewährleisten, für Preußen eine entschiedene Concession hinsichtlich Belgiens, da sich der König hiemit von seinem Widerspruche gegen die vertragswidrige Beschränkung der belgischen Landesrechte lossagte. Es folgte die Verheißung, kein ferneres Bündniß mit dritten Mächten ohne Vorwissen des neuen Genossen einzugehen, ein Punkt, welcher bei der damaligen Weltlage nur für Oestreich Interesse haben konnte, da er eine einseitige Annäherung Preußens an Rußland hinderte. Sodann sagten sich die beiden Mächte zu, nichts gegen den Besitzstand und die Verfassung Polens zu

unternehmen [1]), und die sächsische Prinzessin mit keinem Prinzen ihrer Häuser zu vermählen. Nach dem früher Bemerkten bedarf es keines Beweises weiter, daß Preußen damit anerkannte, was es für die Summe der östreichischen Wünsche hielt, während Leopold sich völlig freie Hand für seinen wirklichen Plan bewahrte, und einstweilen noch die Uneigennützigkeit betonte, mit welcher er die Werbung mehrerer polnischer Magnaten um einen Erzherzog als Gemahl der sächsischen Fürstin ablehnte. Ebenso war es nur ein Vortheil für Oestreich und eine Last für Preußen, daß die beiden Mächte sich Hülfe versprachen wenn die innere Ruhe in ihren Staaten gestört werden sollte: Preußen hatte bei der damaligen Stimmung seiner Provinzen in dieser Hinsicht nichts zu befahren, während in Ungarn und Belgien die Erschütterung der josephinischen Zeit fortdauernd nachdröhnte. Endlich erklärte der vierte Artikel des Vertrages, die beiden Höfe würden sich bemühen, den Verein über die französischen Angelegenheiten, zu welchem der Kaiser so eben die Hauptmächte Europa's aufgefordert hatte, ungesäumt herbeizuführen. Leopold hatte also in jeder Hinsicht Grund, mit diesem Ergebniß zufrieden zu sein. Er hatte dem neuen Bündniß nicht das Mindeste geopfert, und doch seine Stellung nach allen Seiten gesichert. Was insbesondere Frankreich betraf, so hatte er so wenig Neigung wie die preußischen Minister zu einem Angriffverfahren gegen die Revolution: immer aber eröffneten auch hier die Präliminarien die Bahn, um für den Nothfall die Mitwirkung Preußens einzuleiten.

Am 27. Juli überreichte dann Fürst Reuß in Berlin eine Denkschrift, in welcher der Kaiser seine Ansichten über den europäischen Verein näher darlegte. Sie war durchaus in der vorsichtigen und bedächtigen Weise Leopold's verfaßt. Nachdem sie die Rechtmäßigkeit einer Intervention nach der ansteckenden Natur des revolutionären Giftes erörtert hatte, schlug sie zunächst eine gemeinsame Erklärung der Mächte an die französische Nationalversammlung vor, in welcher diese zum Innehalten auf ihrem verderblichen Wege aufgefordert würde. Wenn dieser Schritt wirkungslos bliebe, so sollen die Mächte allen Handel und Verkehr mit Frankreich abbrechen, und einen Congreß etwa in Aachen oder Spaa eröffnen, um daselbst die weiteren Maßregeln zu verhandeln. Dort würde man, für den Fall des kriegerischen Einschreitens, Abrede über die künftige Verfassung Frankreichs nehmen, von vornherein aber zu Ehren der großen gemeinsamen Sache auf jede selbstsüchtige Vergrößerung

[1]) Preußen hatte damals Danzig und Thorn völlig aufgegeben.

verzichten. Man sieht, wie geringe Kriegslust bei der Entwerfung dieses weitaussehenden Planes gewaltet hatte: wiederholt betonte die Note, daß kein Schritt geschehen dürfe, an welchem nicht alle Mächte, und insbesondere England Theil nähmen, und da Englands entschiedene Abneigung gegen jede Art der Einmischung bekannt war, so reichte dieser Umstand beinahe aus, dem ganzen Entwurfe den Charakter einer stets thatenlosen Demonstration aufzudrücken.

Immer meinten die preußischen Minister, bei einem so bedenklichen Gegenstande die höchste Vorsicht beobachten und sich auf alle Fälle decken zu müssen. Ihre eigene Meinung stand fest seit langer Zeit; sie erließen schon am 28. eine ausführliche Antwort nach Wien. Der König sei bereit, sobald der türkische Frieden definitiv geschlossen sei, sich thätig an den Maßregeln zu betheiligen, welche die Mächte im Verein beschlössen. Die erste derselben sei offenbar die vorgeschlagene Erklärung: wenn dieselbe jedoch Wirkung verheißen solle, so müsse sie durch eine ausreichende Rüstung unterstützt, und die Mächte im Falle der Ablehnung zum Kriege, und über die Art und Führung des Krieges entschlossen sein. Denn nichts sei schlimmer, als stolze Worte ohne einen thatkräftigen Rückhalt. Weniger einverstanden sei der König mit den Vorschlägen eines Congresses in Aachen und einer Aufhebung des Handelsverkehrs, von denen er keinen Nutzen, wohl aber vielfache Unzuträglichkeit erwarten müsse. Ueber die französische Verfassung würde schwer etwas zu vereinbaren sein; der König würde seinerseits eine ausreichend starke Monarchie wünschen, welche jedoch der einmal von der Nation beliebten Verfassung möglichst nahe bleibe. Ohne Zweifel nöthig sei die Mitwirkung Englands, mehrfachen Bedenken unterworfen die Theilnahme des deutschen Reiches. Den Verzicht auf selbstsüchtige Vergrößerung sei der König zu unterschreiben erbötig.

So weit war die Depesche zur Mittheilung an das östreichische Cabinet bestimmt. Zur Instruction des Gesandten aber bemerkten die Minister weiter, daß jener Verzicht in der Ordnung sei, wenn es gelinge, die Regierung Ludwig XVI. vollständig herzustellen. Wie aber, fragten sie, wenn der Krieg ein anderes Ergebniß lieferte, wenn die Restauration zwar fehlschlüge, unsere Waffen aber etwa Elsaß und Lothringen eroberten? welch ein Grund läge vor, sie wieder herauszugeben? und wenn nicht, wer sollte sie besitzen? sollte sie Oestreich behalten? und welche entsprechende Erwerbung würden wir dann machen? Aus diesen Fragen könnte ein gänzlicher Bruch des Bundes hervorwachsen; es ist unerläßlich, sie vor dem Beginne des Krieges aufzu-

klären. Wir wünſchen, ſchloſſen ſie, dieſen Krieg überhaupt nicht; wir konnten nicht umhin, die kaiſerliche Note eingehend zu beantworten, aber wir bleiben ein für alle Male bei dem Syſteme völlig paſſiven Wartens.

Die Zukunft ſollte nach wenigen Jahren lehren, wie gegründet dieſe Beſorgniſſe waren. Leopold war weit entfernt davon, das Gewicht derſelben zu verkennen; er nahm die preußiſche Antwort ſofort als eine ablehnende, und beſtärkte ſich in dem Wunſche, wenn irgend möglich, den Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Wir ſahen, wie ſich in dieſem Augenblicke die Dinge in Paris geſtalteten, wie die Nationalverſammlung zu dem König hinüberlenkte, und Lafayette die Demokraten niederwarf. Leopold beſchloß, wenn hier ein einigermaßen leidliches Ergebniß gewonnen würde, jede auswärtige Einmiſchung zu verhindern, da er ſich ſchon jetzt von einer ſolchen keine andere Wirkung als unendliche Verwickelungen in Europa, und eine ſchrankenloſe Erhitzung und Beſchleunigung der Revolution verſprach. Er zeigte plötzlich den franzöſiſchen Ausgewanderten eine ſehr empfindliche Kälte, ermahnte in Paris die königliche Familie und die politiſchen Häupter zu wechſelſeitiger Verſöhnlichkeit, und bekundete ſeine Geſinnung öffentlich durch die That, indem er ſein Heer auf den Friedensfuß ſetzte und beinahe die Hälfte der Mannſchaften aus dem activen Dienſte entließ. Alles, was ſonſt in jenen Tagen am politiſchen Geſichtskreiſe bemerkbar wurde, trug dazu bei, ihn in dieſer Haltung zu beſtärken. Wenn Preußen der kaiſerlichen Note vom 27. ſcheinbar zuſtimmend, die praktiſche Unthunlichkeit derſelben dargethan hatte, ſo kam von London eine äußerſt bündige Erklärung, daß England bei einem Bruche zwiſchen Oeſtreich und Frankreich in jedem Falle die genaueſte Neutralität bewahren würde. Man glaubte aber in Wien noch weiter zu wiſſen, daß das Miniſterium Pitt der Nationalverſammlung ſogar eine entſchiedene Vorliebe zuwende: man hatte Nachrichten, daß Ludwig XVI. ihm vergebens erhebliche Handelsvortheile zugeſichert habe, wenn es ſich mit Leopold gegen die Revolution erklären wolle; man meinte, daß Pitt ſich der Ohnmacht der Bourboniſchen Monarchie erfreue, an die Unterſtützung der amerikaniſchen Revolution durch Ludwig denke, und auf keinen Fall die Niederlande der Gefahr eines franzöſiſchen Krieges ausſetzen wolle. So löſte ſich in der Kette des europäiſchen Vereins, deren Zuſammenhalten Leopold als die unerläßliche Bedingung für den Kampf gegen die Revolution bezeichnet hatte, bei der erſten Berührung das mächtigſte Glied.

Noch ſchneidender wirkte in derſelben Zeit auf den Kaiſer die neue

Wendung, mit welcher die größte der Continentalmächte einem anderen Theile seines Systems entgegentrat. Eben jetzt wurde die lang ersehnte Vollendung des orientalischen Friedenswerkes erzielt: Oestreich unterzeichnete seinen definitiven Vertrag zu Sistowa am 5., Rußland die Präliminarien des seinigen zu Galacz am 11. August. Dies trug denn dem östreichischen Hofe wohl in Berlin die bis dahin ausgesetzte Ratification des Bischoffswerder'schen Vertrages ein; auf einer anderen Seite aber entwickelte sich daraus eine schwer empfundene Gefahr, indem Catharina, des türkischen Krieges entledigt, die polnische Sache mit höchstem Nachdruck angriff. Sie hatte nun für die polnischen Bestrebungen nichts als Haß und Verachtung, betrachtete den König Stanislaus als einen wortbrüchigen Verräther, und sprach die Ueberzeugung aus, daß die Polen ihr eigenes Werk bald zerstören würden. Traurig genug ließen sich allerdings die Verhältnisse der Republik an. Von Lithauen sagte Stanislaus schon im Juli, daß eine allgemeine Lauheit zu spüren sei, in der Ukraine glimmte der Aufstand unter der Asche, die Häupter der russischen Partei, Felix Potocki und Branicki, wollten damals den Fürsten Potemkin in Jassy aufsuchen. Schlimmer noch als diese Opposition war aber die Faulheit und Untauglichkeit der neuen Regierung selbst. Seit drei Jahren declamirten alle Patrioten unaufhörlich von der allerdings greifbaren Nothwendigkeit, das Heer auf 100,000 Mann zu bringen: jetzt hatten sie das Heft der Regierung in Händen und erfreuten sich nach dreimonatlicher Thätigkeit eines schlecht geübten und elend verpflegten Bestandes von 20,000 Mann. Als auf dem Reichstag einmal Beschwerde darüber vorkam, hieß es, daß die Militärcommission nicht arbeiten könne, weil die zu einem Beschluß erforderliche Zahl von sieben Mitgliedern niemals sich einfinde, und, unglaublich genug, man hatte dafür keinen anderen Rath, als daß man diese Zahl auf fünf herabsetzte. Bei einem solchen Zustande war Polen in jedem Falle entweder die Beute oder die Handhabe des mächtigsten Nachbarn, und Catharina war nicht gesonnen, hier einen Mächtigeren als sich selbst anzuerkennen. Ueberall verkündeten ihre Gesandten diese Gesinnung mit rückhaltloser Offenheit. In Dresden warnte Catharina's Vertreter den Churfürsten, nicht durch die Annahme der polnischen Krone Rußlands Zorn auf sich zu laden; in Wien sagte Fürst Gallizyn zu Kaunitz, jeder der beiden Kaiserhöfe habe seine Gegenrevolution, der eine in Paris, der andere in Warschau durchzuführen. Catharina wußte, wie entgegengesetzten Sinnes Leopold war; für sie lag kein Wunsch näher, als den Kaiser auf das Gründlichste in

französischen Händel zu verwickeln, und dadurch Polen seines mächtigen Schutzes zu berauben; sie trat also mit dem höchsten Eifer in die Verhandlungen über die Unterstützung Ludwig XVI. ein. Ihr alter Gegner, der glänzende König Gustav von Schweden, erklärte sich gegen ein starkes russisches Hülfsgeld bereit, ein schwedisches Heer zur See an die flandrische Küste, und von dort unter Bouillé's Leitung gegen Paris zu führen. Gemeinsam mit ihm schloß darauf Catharina mit den französischen Prinzen einen Vertrag; diese wurden als die allein berechtigte Regierung Frankreichs anerkannt, und ein russischer Gesandter, Graf Romanzow, dort beglaubigt. König Gustav bestürmte dann den Kaiser, endlich Ernst zu machen, und sich an die Spitze der gemeinsamen Sache zu stellen. Natürlich aber war jedes seiner Worte für Leopold eine weitere Mahnung zum Frieden. Er hatte so eben bei Preußen die Anerkennung Polens erwirkt, und nichts war gewisser als dessen Ueberwältigung, sobald Oestreich durch einen französischen Krieg in Anspruch genommen wurde. Er fand, daß Rußland und Schweden sehr wenig bei einem französischen Feldzuge wagten, während er die mühsam wieder errungenen belgischen Provinzen sofort auf das Spiel setzte. Endlich theilte er alle Besorgnisse seiner Schwester vor den Ausgewanderten, und gerade diese waren es, welche in der Gunst der kriegslustigen Höfe schwelgten. Mit einem Worte, die Nothwendigkeit des Friedens stand in seiner Ueberzeugung fest, und ganz in diesem Sinne schickte er sich an, die jetzt bevorstehende Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen zu verwerthen.

Unter diesen Umständen wurde er auf das Unangenehmste überrascht, als am 20. August, wenige Tage vor seiner Abreise nach Pillnitz, ohne vorausgegangene Anfrage oder Anmeldung, plötzlich der Graf von Artois in Wien eintraf. Es war nicht wohl thunlich, ihn abzuweisen, um so weniger aber ließ ihn Leopold über die Lage der Dinge im Unklaren. Artois erinnerte lebhaft an die Aussichten, welche der Kaiser in Italien, zur Zeit der Flucht König Ludwig's eröffnet habe; Leopold entwickelte ihm darauf die Hindernisse der europäischen Politik, und erklärte endlich, als Artois davon nicht hören wollte, ohne jeglichen Rückhalt, daß er die früheren Verheißungen förmlich zurücknehme. Der französische Prinz war in leidenschaftlicher Aufregung, machte aber auf den Kaiser nicht den mindesten Eindruck. Er bot ihm die Abtretung Lothringens; Leopold blieb unerschütterlich. Er bat um Erlaubniß, ihn nach Pillnitz begleiten zu dürfen; Leopold sagte mit kalter Freundlichkeit, er könne sie ohne Bedenken ertheilen, eine Aenderung des Systems

werde aber auch dort nicht erzielt werden. Einige Tage nachher erzählte Kaunitz dem preußiſchen Geſandten, daß freilich Neapel und Sardinien zum Kriege gegen Frankreich bereit ſeien, Spanien die beſten Worte, aber ſchwerlich Thaten ſpenden werde, und durch Englands Neutralität die ganze Sache ohnedies erledigt ſei. Denn, ſagte er, wenn nicht das geſammte Europa mitwirkt, ſo iſt in Frankreich nichts zu erreichen; ich glaube die Mittel zur Beruhigung eines Staates ſo ziemlich zu kennen, aber die franzöſiſchen Angelegenheiten ſind heillos und rettungslos verfahren; ich habe das auch dem Grafen Artois und ſeinen Freunden in dürren Worten erklärt, und wünſche nur, daß der Kaiſer ſich in Pillnitz nicht durch ſeine Großmuth zu einem unklugen Schritte fortreißen läßt. Wenn Ludwig XVI. ſich mit der Nationalverſammlung über die Conſtitution verſtändigt, ſo darf es zu keinem Kriege kommen.

Erfüllt von ſolcher Geſinnung reiſte denn Kaiſer Leopold zu der Zuſammenkunft mit ſeinem neuen Alliirten. Der König kam ihm mit völlig zutreffenden Anſichten entgegen; er intereſſirte ſich vielleicht mit etwas wärmerem Mitgefühl als Leopold für die Leiden der geſtürzten franzöſiſchen Größen, hatte aber nach der Lage ſeines Staates und den Erlebniſſen der letzten Jahre viel weniger politiſche Veranlaſſung zum Kriege gegen die Revolution, als Oeſtreich, und wünſchte aus vollem Herzen eine mit der Fortdauer des Friedens verträgliche Abkunft. So fand Artois in Pillnitz ſo wenig Eingang wie acht Tage früher in Wien. In der That waren ſeine Anträge von ſolcher Beſchaffenheit, um jeden Verſtändigen abzuſchrecken, und die Freunde Ludwig XVI. zu erzürnen. Er legte den beiden Monarchen eine Denkſchrift in zehn Artikeln vor, welche ein großes Syſtem unerbittlichen Krieges entwickelte. Man müſſe, hieß es darin, Alles thun, um Ludwig's Vertrauen zu ſtärken und die Unterdrücker deſſelben einzuſchüchtern. Zu dieſem Zwecke ſollen die Brüder des Königs und alle anderen Fürſten des bourboniſchen Hauſes ein Manifeſt erlaſſen, worin ſie die bisherigen Uebergriffe der Nationalverſammlung auseinanderſetzen, alle Acte derſelben für nichtig erklärten und gegen die königliche Zuſtimmung dazu, als erzwungen oder erſchlichen, Proteſt einlegten. Da es unmöglich ſei, Frankreich noch länger ohne Regierung zu laſſen, ſo müſſe der ältere Bruder des Königs, Monſieur, der Graf von Provence, kraft ſeines Geburtsrechts als Regent auftreten, der Nation die Mitwirkung Oeſtreichs, Spaniens, Neapels, Preußens, Sardiniens, Schwedens, der Schweiz und hoffentlich Rußlands ankündigen, und die Einwohner von Paris bei Todesſtrafe für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich machen.

Der Kaiser möge die Regentschaft Monsieurs thatsächlich anerkennen, indem er diesem die Beschwerden der im Elsaß verletzten deutschen Reichsstände vorlege; er möge mit Preußen und Sardinien Truppen an die französische Grenze rücken lassen, den Auswanderern bewaffnete Rüstung in seinen Staaten erlauben, und dem Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher den französischen Prinzen seine Truppen vermiethen wolle, die Zahlung der verabredeten Gelder gewährleisten. Monsieur beabsichtige seinerseits gleich nach Erlassung des Manifestes eine Anleihe von 12 Mill. zu eröffnen. Als der Kaiser diese Vorschläge vernommen hatte, war er innerlich empört. Sie erschienen ihm als das Erzeugniß blinder Selbstsucht und Selbstüberhebung. König Ludwig, dessen Errettung die Mächte aus allen menschlichen und politischen Gründen interessire, werde hier auf die Seite geschoben, entwürdigt und unwiederbringlich mit seinem Volke entzweit; Frankreich werde zur Herstellung des alten Regime, Europa zu unermeßlichen Anstrengungen verurtheilt, dies Alles, um Monsieur und die Emigranten zu ihren früheren Genüssen und Vorrechten zurückzuführen. Er verständigte sich darüber mit dem Könige auf der Stelle. Beide beschlossen, die vordringlichen Begehren der Emigranten gebührend abzufertigen, und ihnen gegenüber den allgemeinen europäischen Standpunkt auf das Bestimmteste hervorzuheben. Artois empfing am 27. August eine gemeinsame Antwort der beiden Souveräne, deren Ton und Inhalt von der Stimmung ihrer Urheber klares Zeugniß ablegte. Ludwig XVI., sagten sie, kenne den Plan eines europäischen Vereins zu seinen Gunsten; dies reiche hin, um sein Vertrauen zu stählen, während die Erhebung Monsieur's zur Regentschaft eine völlig entgegengesetzte Wirkung haben müsse. Das vorgeschlagene Manifest der bourbonischen Prinzen dürfe deshalb keinen Falles vor dem Abschlusse jenes Vereins veröffentlicht werden; eben so wenig könne vorher eine vereinzelte Truppenbewegung Statt finden. Die Rechte der verletzten Reichsstände werde der Kaiser gemäß der Reichsverfassung wahren, und bedürfe dazu einer Regentschaft Monsieur's nicht. Hessen-Cassel könne wie alle anderen Stände nur zu den verfassungsmäßigen Leistungen angehalten werden. Der Kaiser und der König genehmigten endlich den friedfertigen Aufenthalt einzelner Emigranten in ihren Staaten, bewaffnete Rüstungen aber können vor dem Abschlusse des Vereins nicht gestattet werden. Neben diese Abweisung stellten dann die Monarchen ihr eigenes Programm in einer gemeinsamen Erklärung. Sie bezeichneten darin die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich als eine für ganz Europa wichtige Frage,

drückten die Absicht aus, alle Mächte des Welttheils zur Mitwirkung einzuladen, und kündigten, wenn diese Voraussetzung sich verwirkliche, dann und in diesem Falle eine thätige Einmischung an. Da man völlig sicher wußte, daß England nicht Antheil nehmen würde, so war der gewählte Ausdruck völlig gleichbedeutend mit einer Erklärung der Nichtintervention, und von Leopold offenbar nur als Mittel zur Einschüchterung der Pariser Demokraten gewählt worden. Noch an demselben Abend schrieb er an Kaunitz nach Wien, er möge ganz ruhig sein, er, Leopold, habe sich ganz im Allgemeinen und von jeder bindenden Zusicherung entfernt gehalten. Dann und in diesem Falle, sagte er, das ist mir Gesetz und Propheten: wenn England fehlt, so ist der Fall nicht vorhanden.

So schloß die Pillnitzer Zusammenkunft, nachdem die Monarchen noch sich beiderseitige Beschützung der Reichsverfassung, Ermunterung des sächsischen Churfürsten zur Annahme der polnischen Krone, und enge Freundschaft nach allen Seiten zugesagt hatten. Die tausend und aber tausend Mal wiederholte Angabe, daß dort die erste Coalition zum Angriffe auf die französische Revolution gestiftet worden sei, ist, wie wir gesehen, vollkommen unbegründet. Sobald in Paris der erste Schimmer einer Versöhnung zwischen Ludwig und der Nationalversammlung aufleuchtete, war die Sache der Emigranten bei den deutschen Höfen verurtheilt. Von Anfang an war es nur die persönliche Bedrängniß der königlichen Familie gewesen, welche Leopold in Bewegung gebracht hatte: es schien ihm eine Thorheit, seine näheren Interessen an der Donau und Weichsel wegen einer Pariser Verfassungsfrage auf das Spiel zu setzen, aber es dünkte ihn eine Pflicht der Ehre und des Herzens, das Leben und die Ehre seiner Verwandten nicht hülflos verkommen zu lassen. So wären seine Heere ausgerückt, wenn Ludwig nach gelungener Flucht einen Krieg gegen die Pariser Demokraten zu führen gehabt hätte; so blieb er umgekehrt zum Frieden entschlossen, jetzt als der Krieg unendliche Schwierigkeiten, und für die französische Königsfamilie nur Häufung der Gefahr in Aussicht stellte. Wir übersehen hier die für ganz Europa entscheidende Wichtigkeit des Augenblickes, in welchem die neue Verfassung am 14. Septbr. Ludwig XVI. vorgelegt wurde. Die officielle Wahl lautete dahin, daß er mit der Annahme wieder in die verfassungsmäßigen Regierungsrechte eintreten, in der Ablehnung aber zugleich seine Thronentsagung liegen sollte. Wenn er sich für die letztere entschied, so war es thatsächlich gewiß, daß er seine Freiheit nicht wieder erhalten würde; höchst wahrscheinlich erfolgten wilde Ausbrüche des populären

Unwillens; es ist nicht abzusehen, wie in diesem Falle der Kaiser den Frieden hätte bewahren wollen. Es entsprach dem, daß alle Gutachten, die von östreichisch gesinnter Seite kamen, zur Annahme dringend riethen. In derselben Richtung wirkten begreiflicher Weise die Häupter der Nationalversammlung, die jetzt beinahe zu Rathgebern der Königin geworden waren. Ueberhaupt war es die vorwiegende Meinung: so weit ich sehe, gelangten nur von Burke und Maury abweichende Gutachten in die Tullerien. Das Entscheidende war wohl, daß Marie Antoinette auch dieses Mal ganz mit ihrem Bruder zusammen stimmte; sie theilte seine Abneigung gegen fremde Einmischung und seine Sorge vor neuen Katastrophen in Frankreich selbst in gleichem Maße. Daß die Verfassung in sich unhaltbar sei, darüber hatte sie und Barnave so wenig wie die eifrigsten Royalisten einen Zweifel; aber sie fand kein Mittel zur Abhülfe, als Ueberzeugung der öffentlichen Meinung durch einen vollständig zu Ende geführten Versuch. Man müsse, dachte sie, die auf das höchste gespannte Ungeduld durch die Annahme befriedigen, durch genaue Beobachtung der Gesetze das Mißtrauen der liberalen Masse beseitigen, und die Demokraten sich durch die eigene Unbändigkeit zu Grunde richten lassen. Dann, hoffte sie, würde es gelingen, durch kräftige Forderungen der Mächte den von den Emigranten offen getrennten König der großen Mehrheit der Nation als Retter und Helfer zu empfehlen. Kein Bürgerkrieg, schrieb sie an Leopold, kein Angriff der Emigranten, und, wenn es irgend möglich ist, kein auswärtiger Krieg. Immerhin Benutzung der völkerrechtlichen Folgen der Revolution, die bestimmte Forderung aller Mächte, daß der König die zur Regierung Frankreichs und zur Sicherheit Europa's nöthige Gewalt zurückerhalte, daß Frankreich seine vier Millionen Bürgergarden nach dem Waffenstande des übrigen Europa's vermindere, daß es seine älteren Verträge mit seinen Nachbarn gewissenhaft einhalte. Es ist möglich, daß wenn diese, und nur diese Dinge als Preis des Friedens mit Europa erscheinen, ein allgemeiner Umschwung in der Stimmung des Landes Statt findet.

So sprach Ludwig am 16. September die Annahme der Verfassung aus. Der Jubel war groß in der Pariser Bevölkerung; die Nationalversammlung ergänzte ihn durch eine volle Amnestie für die bisherigen politischen Vergehungen. Seine Beweggründe entwickelte der König einige Wochen später noch einmal in einem vertraulichen Briefe an seine Brüder, indem er sie aufforderte, allen Protesten, die nur Erbitterung hervorrufen würden, zu entsagen. Der Weg der Gewalt,

ſagte er, führt uns zu Entſetzlichkeiten aller Art. Ein König kann nicht fremde Heere über ſein Reich hereinführen, und wenn dieſen die Eroberung gelänge, ſo können ſie nicht immer in den verheerten Provinzen ſtehen bleiben. Man ſagt wohl, ein König trachte ſtets nach Wiedergewinnung der verlorenen Macht, aber ich kann deshalb eine Bahn nicht einſchlagen, auf der ich nur zum Ruine meines Volkes und zu Vorwürfen meines Gewiſſens gelange. Ich vereine mich deshalb mit dem Volke zu dem Verſuche der Verfaſſung. Das Volk aber iſt verwandelt in all' ſeinen Anſchauungen. Die niedere Claſſe ſchwärmt für Ungebundenheit, die höhere für Gleichheit; jene ſieht ſich beachtet, dieſe erblickt nichts mehr über ſich. Der Genuß dieſes Selbſtgefühles hat jede andere Erwägung verdrängt. Jeder tadelt irgend ein Decret an der Verfaſſung, aber ſie hoffen auf einen ſeligen Zuſtand jetzt nach der Vollendung derſelben. Ein Verſuch ſie zu ſtürzen, würde einen unabſehbaren Sturm hervorrufen, davon habe ich mich überzeugt. Sie müſſen die Probe machen, dann werden ſie bald ihre Täuſchung erkennen. So bin ich bereit, ein mühevolles Daſein weiter zu friſten, und fordere Euch auf, meine Pläne durch volle Reſignation zu unterſtützen. Ihr habt Urſache genug zur Erbitterung, ihr habt Vieles erduldet, aber habe ich etwa fröhliche Tage gehabt?

Kaiſer Leopold war derſelben Meinung von Grund ſeines Herzens. Er billigte die Annahme der Verfaſſung an ſich ſelbſt, ſie war ihm zugleich eine rettende Ausſicht in der peinlichſten diplomatiſchen Lage. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, ſo erklärte er den Mächten, hiemit ſei der Gegenſtand eines europäiſchen Vereins für's Erſte beſeitigt. Noch am 1. November wiederholte er in einer Circularnote: nachdem Ludwig XVI. ſelbſt die Bereitwilligkeit ausgeſprochen, ſeine neue Stellung einzunehmen, und damit Freiheit und Herrſchaft wieder empfangen habe, könne man nichts thun, als die weitere Entwickelung der franzöſiſchen Dinge beobachten. Der König von Preußen, obwohl damals den Emigranten günſtiger geſtimmt als zu Pillnitz, wollte doch ohne den Kaiſer nichts thun. Spanien und die italieniſchen Staaten dankten bei aller Entrüſtung gegen die Revolution dem Himmel für die Erhaltung des Friedens. Da Schweden und Rußland ſchon wegen der vorgerückten Jahreszeit ihre Seerüſtungen auf den nächſten Frühling ausſetzen mußten, war für jetzt auch der letzte Schein einer Coalition verſchwunden. Für Europa ſchien der Frieden auf lange hin geſichert.

Nur die Auswanderer blieben bei ihrem Treiben, und ſchickten ihre Proteſte, daß Ludwig als Gefangener keine gültigen Entſchlüſſe

faſſen könne, in alle Zeitungen. Im Inneren Frankreichs aber gingen die geiſtlichen Händel in immer wachſendem Umfange fort, die Verfolgung der unbeeidigten Prieſter ſteigerte ſich wie der Fanatismus der katholiſchen Bauern. Beides war Niemand willkommener als den Jacobinern, die ſich mit ſchwach verhehlter Freude anſchickten, dieſe Gährungsſtoffe zum Sturze des Thrones, der Umkehr der Geſellſchaft und der Entzündung Europa's in die Hand zu nehmen.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Drittes Buch.

Sturz des franzöſiſchen Königthums.

Erstes Capitel.

Ursprung des Revolutionskrieges.

In der neuen Nationalversammlung gab es nur eine kräftige und thatlustige Gruppe, die Partei der Gironde.

Die Wahlen waren so gut wie nach dem allgemeinen Stimmrechte erfolgt: der Einfluß der Clubs war durch keine Gegenwirkung des Eigenthums gebrochen worden. Dazu kam eine Erscheinung, welche man von diesem Zeitpunkte an bei allen Ereignissen der Revolution gar nicht zu stark in Anschlag bringen kann, eine tiefe und allgemeine Abspannung der Mittelclassen. Der Aufschwung bei der königlichen Flucht war der letzte Pulsschlag der Begeisterung, womit die Nation im Sommer 1789 den Anbruch eines neuen Weltalters begrüßt hatte. Die Masse der Bevölkerung war trotz aller Uebelstände nicht unzufrieden mit dem bisher Geleisteten: aber um so heftiger drängte sie zum Abschlusse, und eilte, als ein solcher durch Annahme der Verfassung geboten schien, zum ruhigen Genusse des Vollendeten. Alle Welt wandte sich ihren Privatgeschäften zu, und freute sich, von der lästigen Politik auf lange, wie man meinte, erlöst zu sein [1]). Fast alle Wahlen, welche von nun an erfolgten, waren Minoritätswahlen, am Stärksten in Paris, wo es jetzt für ein Großes galt, wenn ein Viertel der Activbürger sein Recht ausübte.

Es ist ein schlagender Beweis für die thatsächliche Schwäche der

[1]) Die Roland klagte damals: es ist unglaublich, wie viele Beamte und Großhändler reactionär sind; das Volk aber ist müde, glaubt Alles gethan, und geht an sein Tagewerk. Alle demokratischen Zeitungen erbosen sich über das Lebehoch, welches den König bei jedem Erscheinen begleitet, u. s. w.

demokratiſchen Partei, daß ſie unter dieſen Umſtänden dennoch bei den Wahlen in ganz entſchiedener Minderheit blieb. Aber die Niederlage wurde ihr reichlich durch die Beſchaffenheit der Sieger erſetzt. Da die Männer des alten Staates durch die ganze Lage der Dinge, die Mitglieder der Conſtituante durch Robespierre's Geſetz, die Mehrzahl der Gebildeten durch ihren Ueberdruß an der Politik ausgeſchloſſen waren, ſo ergab ſich als eigentlicher Körper der Verſammlung eine anſichts- und erfahrungsloſe Menſchenmenge, welche tief unter ihrer Aufgabe ſtand. Sie hatten den löblichen Willen, die neue Freiheit zu bewahren, aber nicht das mindeſte Urtheil über die Gefahr, welche die Freiheit damals bedrohte. Sie wünſchten Monarchie und Ordnung, hätten aber jede dahin zielende Maßregel für erdrückende Reaction gehalten. Ihr Wahlſpruch war die Verfaſſung, die ganze Verfaſſung und nichts als die Verfaſſung; ſie hatten keine Ahnung, daß für die Erhaltung deſſen, was ihnen bei dieſen Worten vorſchwebte, eine gründliche Reform der Verfaſſung unumgänglich war. Kurz, ſie waren eine verſchlechterte Auflage der Lameth'ſchen Partei von 1790: ſie erlebten auch genau daſſelbe Schickſal wie dieſe, halfen anfangs auf allen Seiten zur Zerſtörung, kamen zu ſpät zur Beſinnung, und mußten endlich gezwungen zulaſſen, was ſie ſelbſt in leichtſinniger Unerfahrenheit begonnen hatten.

Wenn man von Parteien in dieſer Verſammlung redet, ſo bedeutet der Ausdruck nichts Anderes, als kleine Gruppen von zwölf bis zwanzig Männern, welche die Rednerbühne oder die Ausſchüſſe beherrſchen und die willenloſe Maſſe der Abgeordneten wechſelnd mit ſich fortreißen. Zwar ſchrieben ſich gleich Anfangs hundert und dreißig Deputirte bei den Jacobinern, und etwa zwei hundert bei den Feuillants ein, auf die Abſtimmungen aber hatte dies keinen bleibenden Einfluß; die Mehrheit ſchwankte vielmehr nach augenblicklichen Beſtimmungsgründen. Was rechte Seite hieß, kam eigentlich niemals zur Thätigkeit, ſondern ſah ſich von Anfang an auf die Vertheidigung geworfen. Die alten Häupter der Conſtituante, Barnave, Lameth, Duport, arbeiteten zwar im Stillen, theils im Cabinet der Miniſter, theils im Club der Feuillants, um den Verhältniſſen durch Einführung des Zweikammerſyſtems größere Stetigkeit zu geben. Allein über das Wie gab es keine Verſtändigung; man ſtritt über erbliche Pairie und wählbaren Senat, und wagte ſich um ſo weniger in der Nationalverſammlung mit einem Antrage hervor. Draußen bekannte ſich das Ideal der Partei, der General Lafayette, zu dem Syſteme eines amerikaniſchen Senates, aber ohne irgend welche

Energie einer wirklichen Ueberzeugung. Wie er das Königthum nur aus Pflichttreue vertheidigte und der Republik alle Gefühle des Herzens zuwandte, so gestand er das Bedürfniß einer zweiten Kammer ein, schöner aber und idealer schien ihm doch die bestehende Verfassung. Er kam darüber weder zu klaren Gedanken noch zu entschlossenem Thun: auch gab er damals seinen Befehl über die Pariser Nationalgarde ab und blieb eine Weile auf seinen Gütern in Auvergne. So war das System der zwei Kammern von Anfang an ein leerer Schemen, und nur den Demokraten ein nützlicher Vorwand zu Zorn und Verdächtigung, womit sie denn auch die Pariser Proletarier so kräftig in Bewegung setzten, daß der Club der Feuillants binnen wenigen Wochen durch den Unfug des Pöbels gesprengt wurde.

Wenn also auf dieser Seite im besten Falle eine schwächliche Defensive aufzutreiben war, so fand sich drüben auf der Linken desto entschlossenere Lust zum Angriff. Die Abgeordneten der Gironde, Vergniaud und Ducos, Guadet und Gensonné ragten unter den neuen Männern der Versammlung durch persönlichen Anstand, formelle Bildung und rednerisches Talent hervor; sie waren dabei so heiß und radical wie irgend ein pariser Volksmann, und wurden bald die Lieblinge aller eifrigen Patrioten, welchen die Cordeliers zu schmutzig und die Feuillants zu mattherzig erschienen. Die Schönheit der Form ist nichts Geringes auch in den furchtbarsten Krisen der Politik; die Gironde verdankt dem oratorischen Zauber, vor allem Vergniaud's, einen Nachruhm, den weder ihre Grundsätze noch ihre Thaten hätten verdienen können; denn im Uebrigen hat sie ohne irgend eine eigenthümliche Auszeichnung die Laufbahn der Demagogie zurück gelegt. Sie hat als Opposition die Regierung mit allen Waffen der Anarchie angegriffen, und ist dann conservativ geworden, als sie selbst die Regierung führen sollte. In der ersten Hälfte ihres Weges sucht man vergebens irgend einen sachlichen Unterschied zwischen ihr und den Cordeliers. Ungebundenheit der Einzelnen und Gewaltthätigkeit der Massen, Nichtbeachtung des Rechtes und Beseitigung des Eigenthums, Emancipation des Fleisches und Herabwürdigung der Religion, in all diesen Bestrebungen stimmen die Girondisten mit Robespierre und Marat überein, auch als sie durch persönlichen Ehrgeiz schon auf das Bitterste mit ihnen überworfen sind. Sie bleiben in diesen Richtungen genau so lange, bis sie durch die Dolche, welche sie gegen das Königthum in Bewegung gesetzt, das eigne Leben bedroht sehen; dann sind sie mit einem Schlage verwandelt, kämpfen für Ordnung, Gesetz und Eigenthum, und gehen zu

Grunde, weil sie auf einem ihnen so fremden Boden sich nicht zu bewegen wissen, und der Anarchie durch ihre früheren Thaten selbst die Dämme abgetragen haben. Ihr Unheil war dann nicht etwa, wie man wohl behauptet hat, ihr wankelmüthiger Abfall von der Sache der Pöbelherrschaft, sondern gerade ihre Unfähigkeit, die Umkehr gründlich und vollständig zu vollziehen: sie erlagen nicht der logischen Stärke ihrer Gegner, sondern der sittlichen Consequenz ihres eignen Unrechts, in dessen Folgen sie unwiderruflich verstrickt waren.

Die Vertreter von Bordeaux, welche der Partei den Namen gegeben, haben eigentlich niemals eine leitende Stellung innerhalb derselben eingenommen. So viel von einer solchen bei ihnen überhaupt die Rede war, kam sie, wunderlich genug, in den Besitz eines heimathlosen Literaten, einer politisirenden Dame und eines verborgen wirkenden Priesters. Diese Hände haben dann den Thron der Capetinger gestürzt und die Umwälzung über Europa fortgeleitet. Keiner von ihnen war ein schöpferisches Talent oder ein mächtiger Charakter [1]); alle aber hatten den eifrigen Willen zum Zerstören, und mehr bedurfte es nicht, um die morschen Pfeiler der neuen Verfassung über den Haufen zu werfen.

Der Literat unter ihnen war Brissot, der am 16. Juli die Republik hatte ausrufen wollen und jetzt als constitutioneller Abgeordneter die Hauptstadt in der Nationalversammlung vertrat. Vor seinem unruhigen Ehrgeize lag nun die Welt geöffnet, und noch ganz andere Dinge als die Schwächlinge der Constituante dachte er zu leisten. Denn wenn diese Frankreich nach ihrem Sinne gestaltet hatten, so konnte er seit den letzten Monaten die Revolution vor allen Dingen als eine europäische Frage betrachten, und auf einem Schauplatze so weit wie die Welt sein Talent und seinen Einfluß bethätigen. Im Einzelnen waren seine Wege schwerlich schon bestimmt, er war überhaupt nicht der Mann, um sich zähe an weitausschauende Pläne zu binden: aber Zweck und Mittel vereinten sich ihm in der einen Forderung — immer weitere Unruhe nach allen Seiten. So schürte er in Frankreich für die Republik, so hatte er seine Umtriebe in allen Nachbarländern [2]), so kam er bald

---

[1]) Ueber die Befähigung der damaligen Staatsmänner im Allgemeinen sagt die Roland selbst I, 332: La chose qui m'ait le plus surprise.. c'est l'universelle médiocrité; elle passe tout ce que l'imagination peut se présenter, et cela dans tous les degrès etc.

[2]) Einzelne Personen sowohl als geschlossene Gesellschaften, sagt der Bericht Montmorin's an die N.-V. 31. October, haben es versucht die Nachbarvölker aufzuwiegeln.

auf das verhängnißschwere Wort, daß Frankreich auswärtigen Krieg bedürfe, um seine Revolution zu vollenden. Diesen Krieg, welcher den Thron Ludwig XVI. stürzen, die französische Gesellschaft aus den Angeln heben und Europa verwandeln sollte, kein anderer Mensch als er und seine Partei hat ihn herbeigeführt, und mithin auch kein anderer einen größeren Theil der Verantwortung für die Gräuel von 1793 zu tragen. Er warf sich in diesen Strom mit kecker Unbedachtsamkeit; er hatte etwas ideale Begeisterung für die Befreiung der Welt und die Staatsform der Republik, was ihn aber am Stärksten trieb, war die persönliche Rastlosigkeit, welche an dem Getümmel und der Erhitzung selbst ihre Lust hat, und sich ohne Sorge für kommende Gefahren dem Glücke anvertraut, das dem Kühnen und dem Gewandten hold ist.

Wie Brissot nach Außen, so gab der Partei ihre Tendenz nach Innen Marie Johanne Roland, die Gemahlin des bisherigen Gewerbeinspectors zu Lyon, mit dem sie vor einem Jahre nach Paris gekommen und gleich in das heftigste demokratische Treiben eingetreten war[1]) Schon im Jahre 1789 hatte sie einem Freunde geschrieben, die Nationalversammlung müsse zwei erlauchte Köpfe fordern, wenn nicht Alles wieder zu Grunde gehen sollte, und nach der Flucht des Königs war sie mit Brissot und Robespierre eifrig in der Agitation beschäftigt, welche mit der Emeute des Marsfeldes ein so trauriges Ende nahm. Sie war damals 36 Jahre alt, nicht schön aber interessant, enthusiastisch und ruhelos, talentvoll und unerschrocken, dem Edlen nachstrebend aber ohne Gefühl für das sittlich Zulässige. Bei allen Gaben aber war auch sie dem gewöhnlichen Loose politisirender Frauen nicht entgangen. Sie hatte den weiblichen Sinn für das Schöne und die menschliche Wärme des Herzens eingebüßt. Damals schwärmte sie nach den Studien ihrer Jugend für eine Republik nach antikem Muster, für spartanische Strenge, römische Tugend und plutarchische Helden, alles Dinge, die mit der Moralität von Paris und der Zerrissenheit Frankreichs einen besonderen Contrast bildeten. Diese Idealität hielt sie jedoch nicht von dem eifrigen Besuch der Clubs ab, wo es nichts weniger als idealisch oder nur reinlich herging. Später liebte sie ihre Freunde im eignen Hause zu

---

[1]) Die neuesten vervollständigten Ausgaben ihrer Memoiren, von Dauban und Faugères, liefern nur unbedeutende Zusätze zu dem früher bekannten Texte. Interessanter sind die neuerlich entdeckten Briefe an Buzot, bei Dauban étude sur Mad. Roland. Paris 1864.

verſammeln und ihren Erörterungen zuzuhören: da hatte ſie ſelten ein anderes Gefühl als Ungeduld über dieſe Männer, die immer nur in das Allgemeine reden und ſich damit alle Begeiſterung hinweg ſprechen. Dann verhandelte ſie mit den Genoſſen einzeln, rief ſie aus ihrer Trägheit und Schläfrigkeit hervor und ſchalt ihre Bedenken und Rückſichten nieder. Als Jemand ſie vor der Unbändigkeit des Pariſer Pöbels warnte, rief ſie, man könne die Schweißhunde doch einmal nicht zum Aufjagen des Wildes entbehren: als ein Anderer Mitleid bei einer Beſchimpfung der Königin und des kleinen Dauphin zeigte, wandte ſie ſich hinweg, es handele ſich in der Revolution um größere Dinge, als um ein Weib und ein Kind. Wer ſich für ihr perſönliches Weſen begeiſtern will, muß über dieſe fanatiſche Kälte hinwegſehen können: wer ihre ſtaatsmänniſche Thätigkeit prüft, wird kein anderes Ergebniß erhalten, als daß ſie durch ihre Hitze die Partei unaufhörlich vorangetrieben, aber bei ihrer Oberflächlichkeit ſehr ſelten durch einen ſchöpferiſchen Gedanken gefördert hat.

Eine weniger bemerkte, aber nicht minder wichtige Rolle ſpielte in dieſem Kreiſe der Abt Sieyès. Er leiſtete, was weder Briſſot noch die Roland vermocht hätten: er gab der Partei den weit ausſchauenden ſtrategiſchen Plan. Nachdem er ſich im Sommer 1789 beinahe an der Spitze der Bewegung geſehen, dann aber ſich übellaunig zurückgezogen hatte, als die Revolution nicht überall die geraden Linien ſeines Syſtemes einhalten wollte, ſtand er im Augenblicke völlig vereinzelt, grimmig über die Welt, die von der Trefflichkeit ſeiner Schlüſſe nicht mehr als von dem Bohren ſeines Ehrgeizes Notiz nahm. Er war ganz in der Stimmung, ſich einer Partei anzuſchließen, welche eben zur Vernichtung alles Beſtehenden die Hebel anſetzte: wie ſehr er im Grunde des Herzens ſeine jungen und unreifen Republikaner verachtete, ſo ließ er ſich doch herab, mitten in tiefer Verborgenheit ihren leitenden Feldherrn zu machen. Der Mangel praktiſchen Sinnes, der ſo leicht dem Gelehrten im politiſchen Leben hinderlich iſt, erſchien bei ihm nur in dem Inhalte ſeiner großen Theorieen: für die Behandlung der laufenden Geſchäfte, der täglichen Parteikämpfe, der ſtreitenden Perſonen, beſaß er berechnende Schlauheit und unverwüſtliche Ruhe. So warnte er, die Nation nicht wieder durch den Namen der Republik vorzeitig zu erſchrecken, deren Einführung zunächſt durch neuen Thronwechſel vorzubereiten, überhaupt den Kampf mit verdeckten Mitteln zu führen. Er verſtand es, Erfahrungen und Verbindungen aller Art mehr anzudeuten als zu entwickeln, ſich ſtets in geheimnißvoller Ueberlegenheit zu erhalten,

und allmählich seine Umgebung zu einem Ziele zu führen, dessen Bedeutung von ihr noch kaum geahnt wurde[1]).

Schon aus dieser Mischung höchst verschiedener Einflüsse ist es leicht erklärlich, daß die Gironde nie zu festem und gleichförmigem Auftreten gelangen konnte, wie es die übrigen Factionen der Jacobiner charakterisirt. Um so schwerer möchte es anzugeben sein, wie im Einzelnen der von ihnen erstrebte Staat beschaffen sein sollte; das einzig Sichere war ihr Wunsch, die Herrschaft zu ergreifen, die Revolution weiter zu führen und den Kampf gegen die Monarchie mit allen Mitteln zu Ende zu bringen.

So rasch wie möglich gingen sie an die brennenden Fragen, nicht an die großen und dringenden Aufgaben der inneren Gesetzgebung, die ersehnte Reform des bürgerlichen Rechtes oder die Neubildung des mit der Kirche zerrütteten Unterrichtswesens, sondern an den Sturz des Königthums, und zu diesem Behufe an die weitere Verfolgung des Clerus und der Auswanderer bis zum europäischen Kriege.

Wir überblicken noch einmal, ehe wir in diese Verwickelungen eintreten, die allgemeine Weltlage. Rußland und Schweden wünschten den Krieg; Spanien und Sardinien redeten viel davon, Preußen fing an auf diese Wege einzulenken. Es war aber gewiß, daß sie ohne Oestreichs Mitwirkung nicht dazu gelangen konnten, und Kaiser Leopold war ein für alle Male zum Frieden entschlossen, theils aus Mißtrauen gegen Preußen, Sorge um Polen, Furcht wegen Belgiens, theils nach den Wünschen Ludwig XVI. und den Plänen der Feuillants. Diese hofften, daß kräftige Vorstellungen Europa's die Revolutionäre einschüchtern würden, und wünschten als Organ dieser Vorstellungen einen Congreß aller Mächte: dabei verabscheuten sie aber jeden Gedanken an Krieg, dessen Ausbruch ihr Dasein gefährdete, und dessen Ende nur den Jacobinern oder den Emigranten zu Gute kommen konnte.

Bei dieser Lage der Dinge war es eine Lächerlichkeit, wenn die Pariser Patrioten wegen der Umtriebe der Ausgewanderten Sorge heuchelten. Deren gab es jetzt, theils in Coblenz, theils in Worms und Ettenheim 4000 Mann. Was wollte diese Hand voll Menschen ohne östreichische Hülfe gegen ein Volk unternehmen, das trotz aller sonstigen Spaltung gerade ihnen, wie der Juni gezeigt hatte, vier Millionen bewaffneter Bürger entgegenstellte? Ohne Frage bedenklicher waren die

---

[1]) Ueber Sieyès vergl. vor Allem die von Sayous herausgegebenen Memoiren Mallet du Pans, und La Marck an Mercy 30. October.

kirchlichen Händel. Frieden in dieſen Verhältniſſen gab es kaum in irgend einem Departement. Allein denke man über die ariſtokratiſche Stellung der Kirche und über die Einziehung ihrer Güter wie man wolle, ſo viel iſt unzweifelhaft, daß der darauf folgende Schritt, die Civilverfaſſung des Clerus, ein reiner Angriffsact der Revolution geweſen, welcher durch kein Bedürfniß des Jahrhunderts gefordert wurde. Hatte man wahre Sorge für Freiheit und Gedeihen des Volkes, ſo mußte man hier mit der Verminderung der eigenen Gewaltthat beginnen.

Es iſt wichtig, dieſe unzweifelhaften Thatſachen feſt in das Auge zu faſſen, um ſich von einer der größten Täuſchungen frei zu erhalten, welche jemals durch Partei- und Nationalintereſſe um ein großes geſchichtliches Ereigniß gelegt worden ſind. Tauſend Mal iſt es wiederholt worden: der Krieg, welchen Frankreich gegen die Mächte begann, ſei nur die Abwehr gegen die Feindſeligkeit geweſen, womit dieſe und der katholiſche Clerus die Freiheit von 1789 und die Verfaſſung von 1791 bedroht hätten. In Wahrheit aber ſind wenige geſchichliche Thatſachen gewiſſer, als das gerade Gegentheil jenes Satzes: der Krieg iſt durch die Gironde begonnen worden, um die monarchiſche Verfaſſung von 1791 zu beſeitigen, und Ludwig XVI., die Feuillants und Kaiſer Leopold wurden von ihnen bedrängt, weil ſie Alle dieſe letzte Stellung vor der Republik gegen den Angriff der Jacobiner zu behaupten ſuchten. Der König wünſchte für ſpätere Zeiten eine Reform der Verfaſſung auf friedlichem Wege, die Gironde aber begann den Krieg, um den gewaltſamen Sturz der Verfaſſung ſofort zu erreichen. Bei der augenblicklichen Ruhe bedurfte ſie dazu einer erneuerten Gährung, ſie mußte durch ein ſtarkes Reizmittel die Maſſe der Nation wieder in die Wege der Jacobiner zurückſchrecken. Was bei der Flucht des Königs geſchehen, gab dazu die Mittel in die Hand. Wenn man dem Volke die Einbildung beibrachte, daß König, Prieſter, Emigranten und Ausland einverſtanden ſeien, mit deutſchen Truppen das alte Staatsweſen wieder einzuführen, dann, wußte man, würde die unermeßliche Mehrzahl des Volkes ſich zu den Jacobinern geſellen.

Demnach nahm man ſeine Stellung. Raſch nach einander wurden Verfolgungsdecrete gegen Prieſter und Auswanderer beantragt. Zuerſt am 7. October ſprach Couthon über die Prieſter, ein lahmer nnd gebrechlicher Menſch von mildem und freundlichem Weſen im privaten Verkehr, nach ſeinen politiſchen Anſichten aber enge mit Robespierre befreundet, und gab gleich das Maß für die Verhandlung, indem er

die bloße Anwesenheit der eidweigernden Priester für ein Hinderniß der Ruhe erklärte. Claude Fauchet, der sich durch die Reden im socialen Cirkel die bischöfliche Würde im Departement Calvados verschafft und hier die Bauern in wilder Anhänglichkeit an die alte Kirche gefunden hatte, forderte, daß der Staat die Schlangen in seinem Busen wenigstens nicht selbst ernähre, und also den eidweigernden Priestern ihre Pensionen entziehe. Man bemerkte rechts ohne Erfolg dagegen, daß die Pensionen eine Entschädigung für das eingezogene Kirchengut und von der Verfassung selbst gewährleistet seien: von der Linken kam vielmehr Isnard auf Couthon's Ansicht zurück und forderte Verbannung der Priester aus dem Reiche, unter wüthendem Beifalle der Zuhörer, die bei dieser Versammlung eine noch größere Rolle als bei der vorigen spielten. Indeß blieb die Mehrheit bei Fauchet's Antrag stehen, welcher der Staatscasse 30 Mill. zu ersparen verhieß, und gab außerdem nur den Districtsbehörden die Befugniß, widerspenstige Priester aus dem Bezirke zu entfernen.

Gleichzeitig war man auch gegen die Auswanderer vorgeschritten. Die Rechte stützte sich wieder auf die Verfassung, welche die Freiheit der Auswanderung gewährleistete: sie nahm außerdem Bezug auf die allgemeine Amnestie, womit die Constituante ihre Thätigkeit geschlossen hatte. Hier ergriff denn Brissot die Leitung des Angriffs. Seine große Rede vom 20. October, mit der er zuerst seine Führerstellung in dem Hause einnahm, ist deshalb merkwürdig, weil sie deutlich zeigt, daß es ihm mehr auf die Mächte als auf die Auswanderer ankam, und die letzteren ihm nur ein Mittel zum europäischen Kriege waren. Während er gegen die Ausgewanderten gelindere Mittel als irgend einer seiner Freunde vorschlug, mahnte er um so glühender den Stolz der Nation gegen die Mächte auf, die er ohne Weiteres als Beschützer der Emigration bezeichnete: sie seien zwar ungefährlich, entfernt, friedliebend oder ohnmächtig, aber um so mehr empfehle es sich, durch festes bewaffnetes Auftreten ihnen die Lust zur Einmischung oder Vermittelung zu benehmen. Die Gironde war damit vollkommen einverstanden, aber es erschien den Meisten unter ihnen thöricht, nach seinem Vorschlage die Auswanderer durch Drohungen zur Rückkehr zu bestimmen. Wie man die Priester zu verbannen wünschte, so wollte man die Auswanderer gerade nicht zurückrufen, sondern ihre Entfernung und die Angst vor ihren Rüstungen verewigen. Dazu gab es keinen einfacheren Weg, als durch Schreckensmaßregeln zugleich ihr Ehrgefühl zu reizen und ihre Sicherheit gefährdet zu zeigen. So kam am 8. November

ein Beſchluß zu Stande, welcher den 1. Januar als Friſt zur Rückkehr ſetzte, die Prinzen und Beamten, welche dann nicht erſchienen, ohne Weiteres zum Tode verurtheilte, und die gleiche Strafe den Uebrigen androhte, wenn ſie an einer Rottirung Theil nähmen. Das Begehren der Rechten, den Begriff der Rottirung näher zu beſtimmen, wurde abgelehnt, dann aber der diplomatiſche Ausſchuß beauftragt, über die fremden Mächte näheren Bericht zu erſtatten.

Der König, der vierzehn Tage früher ſeine Brüder, wir ſahen, mit welcher Dringlichkeit, zur Ruhe ermahnt hatte, konnte ſich doch nicht entſchließen, an der barbariſchen Härte des Decrets Antheil zu nehmen, und legte ſein Veto dagegen ein. Der Gironde ſchien es faſt ein größerer Gewinn, als die Ausführung des Strafgeſetzes. Clubs und Preſſe klagten jetzt um die Wette über das Einverſtändniß zwiſchen Ludwig XVI., den Emigranten, den Mächten. Zugleich faßte die Partei damals an der wichtigſten Stelle des hauptſtädtiſchen Lebens feſten Fuß, indem die Amtszeit des Maire zu Ende ging, und ſich hier Gelegenheit bot, die mächtigſte Behörde des Reiches im revolutionären Sinne zu beſetzen. Der hervorragendſte Bewerber der rechten Seite war General Lafayette, der in dieſem Poſten ſein ganzes früheres Anſehen wieder zu gewinnen hoffte. Die Volksmänner aber, welche ihn ſeit dem 17. Juli tödtlich haßten, boten Alles auf, um einem der Ihrigen den Sieg zu verſchaffen, und richteten ihre Blicke auf Pethion, der in der Conſtituante zu dem kleinen Kerne der äußerſten Linken, Robespierre, Salles, Gregoire gehört hatte. Sie erhielten hier einen unerwarteten Bundesgenoſſen an dem geheimen Einfluſſe des Hofes, der ſeit 1790 von Niemand härteren Druck als von Lafayette erfahren hatte, und Pethion für unbedeutend und beſtechlich hielt. Das Beſte that immer die Trägheit der großen Maſſe der Bürger, da faſt 70,000 Stimmberechtigte, die gewiß nicht Alle für Pethion geweſen wären, zu Hauſe blieben, und dieſer es ſo am 16. November mit 6000 Stimmen von 10,000 über Lafayette davon trug [1]). Die übrigen Wahlen fielen nicht beſſer aus, ein eifriger Genoſſe Briſſot's, Roederer, wurde Syndicus des Departements, Manuel, ein ebenſo fanatiſcher als frivoler Literat, Procureur, Danton endlich, der Führer der Cordeliers, Procureur-Subſtitut der Stadt Paris [2]).

Am 22. November erſchien der Bericht des diplomatiſchen Aus-

---

[1]) Vergl. Mortimer-Ternaux I, 44.

[2]) Dieſer mit 1162 Stimmen unter 81,000 Berechtigten

ſchuſſes über die auswärtigen Angelegenheiten. Noch einmal hatte in demſelben die gemäßigte Meinung den Platz behalten; er begnügte ſich mit dem einfachen Antrage: die Regierung möge die nöthigen Schritte thun, um die rheiniſchen Churfürſten von einer ferneren Begünſtigung der Emigranten und ihrer Rüſtungen abzuhalten. Dies war ganz im Sinne des Hofes, des Miniſters Deleſſart, und der ihm leitenden Feuillants, der Lameth's, Barnave's, Duport's, welche ſämmtlich den Krieg ſcheuten, aber durch die Verhandlungen, welche der Ausſchuß vorſchlug, den vielerſehnten Congreß der Mächte herbeizuführen hofften. Denn an dieſen wollten die meiſten Regierungen bis jetzt nicht recht heran, die Einen, weil er ihnen gefährlich für den Frieden, die Anderen, weil er ihnen als Verſchleppung des Krieges erſchien: ſo daß einer der Eingeweihteſten unter den damaligen Diplomaten, der Graf Mercy, am 28. October ſchrieb: im Capitel der Hoffnungen ſteht der Congreß noch in erſter Linie, vielleicht wird es in drei oder vier Monaten zu dieſem Schattenſpiele kommen.

Die Gironde, welche nichts mehr als eben einen ſolchen Einfluß der Mächte auf die Mittelclaſſen oder die Jacobiner befürchtete, that Alles, um durch offenen Bruch mit Oeſtreich das Syſtem im Keime zu erſticken. Indeſſen kann man zweifeln, ob ſie damals ſchon die Mehrheit gewonnen hätte, wäre ihr nicht von der Rechten ſelbſt eine entſcheidende Hülfe zugekommen. Lafayette nämlich kannte im Allgemeinen die Wünſche der Lameth's, Deleſſart's, des Kaiſers, ohne bisher eine beſtimmte Stellung dazu zu nehmen. Ueber das Ziel derſelben, die Einführung einer zweiten Kammer, hätte er ſich vielleicht mit ihnen verſtändigt, wenn auch über die Bildung derſelben die Anſichten noch auseinander gingen. Aber nimmermehr mochte er ſich auf ihre Wege einlaſſen. Es war etwas Nationalſtolz dabei, der ihn gegen den Einfluß der Mächte ſich ſträuben ließ, zugleich aber machte ihm ſeine Eigenſucht den Gedanken unerträglich, daß die verhaßten Lameth's den König retten und die Macht davontragen ſollten. Schloß er ſich dagegen der Gironde an, ſo konnte ihm die Führung des Heeres und des Krieges nicht entgehen; er erinnerte ſich an die alten Pläne zu Gunſten der belgiſchen Freiheit, er ſah ſich wieder mit der Fülle der Ehren und der Volksgunſt umgeben. Er e
Krieg.

Der größte Theil der rechten Seite ſte
ſeiner Freunde Einfluß. Der erſte Schritt
ſtreitfähigen Heeres. Die wenigen

wagten keinen Widerſpruch; Barnave ſelbſt hatte geäußert, daß ohne ein tüchtiges Heer im Innern nicht weiter zu kommen ſei; ſie meinten, die Verſtärkung der Armee bringe noch keinen Krieg, wohl aber könne ſie die Zucht der Truppen kräftigen, und dadurch dem König eine nach Innen zuverläſſige Streitmacht verſchaffen. Was die Linke betraf, ſo ſprach Isnard ihre Hoffnungen mit rückhaltloſem Ungeſtüm aus: „wenn das franzöſiſche Volk den Degen einmal zieht, wird es die Scheide weit hinweg werfen; entzündet von dem Feuer der Freiheit kann es allein, wenn man es reizt, das Angeſicht der Erde verwandeln und die Tyrannen auf ihren thönernen Thronen zittern machen.“ So wurde am 29. November, an demſelben Tage, an welchem das Prieſterdecret ſeine ſchließliche Faſſung erhielt, unter dem Jubel aller Parteien [1]) beſchloſſen, der König möge die Churfürſten zur Auflöſung des Emigrantenheeres auffordern, die Entſchädigung der im Elſaß begüterten deutſchen Fürſten raſch erledigen, das diplomatiſche Perſonal in patriotiſchem Sinne wechſeln, und ſofort die nöthigen Streitkräfte an den Grenzen verſammeln, um dem Allem Nachdruck zu geben [2]).

Der Hof war überwältigt durch dieſe plötzliche Einigkeit der Parteien. Vergebens ließ Malouet rathen, der König ſolle vor jeder anderen Antwort ſeinen Willen erklären, von Paris hinweg etwa nach Fontainebleau zu gehen; vergebens warf ſich Montmorin der Königin zu Füßen, ſie möge lieber gleich der Gefahr entgegentreten, als ſich durch längere Nachgiebigkeit vernichten. Man hatte Furcht vor den Folgen jedes Widerſtandes, Furcht vor dem nächſten Unheil einer Inſurrection [3]). Der König gab der Nationalverſammlung eine im Allgemeinen zuſtimmende Antwort. Er war in Schrecken nach jeder Seite hin, hier wie immer erfüllte ihn die leiſeſte Annäherung

---

[1]) Dies erkennt jetzt auch Mortimer-Ternaux I, 42 an.

[2]) Mémoires de Lafayette VI, 42; mémoires de Vaublanc 1, 335. Vaublanc war ſelbſt in der Verſammlung für dieſe Dinge thätig, im Sinne Lafayette's, den er als Feldherrn des aufzuſtellenden Heeres bezeichnete. Es iſt ein ſtarker Irrthum wenn Buchez (VI, 284 der zweiten Ausgabe) Vaublanc hier für ein Werkzeug des Hofs und der Feuillants hält, die von Rüſtungen nichts wiſſen wollten. L. Blanc VI, 219 ff. meint ebenſo grundlos: Narbonne und Lafayette hätten nicht den wirklichen, ernſten Krieg gegen die Mächte, ſondern nur kleine Angriffe gegen die rheiniſchen Churfürſten gewollt. Eine ſolche Unterſcheidung gab es nicht: damals wußte jedermann, daß ein Angriff auf Trier oder Worms den Krieg mit dem Kaiſer ſofort zur Folge haben würde.

[3]) Mallet du Pan mémoires I, 248.

an Krieg und Kriegsrüſtung mit unüberwindlichem Abſcheu. Dazu kam das Decret gegen die Prieſter, welches bei ihm die tiefſten Wunden wieder aufriß, und nach dem Gutachten aller Miniſter ſogleich von ihm genehmigt werden ſollte. Er hielt dies hin und ſchrieb einſtweilen am 3. December an mehrere Höfe, daß er trotz der Annahme der Verfaſſung von den Factionen ernſtlich bedroht werde und nur in der baldigen Eröffnung des Congreſſes Heil ſehe[1]). Es war ſtets noch die einzige Hoffnung, daß ein Zuſammentreten Europa's den Kriegseifer der Republikaner abkühlen würde.

Aber die Hülfe war fern und ungewiß, während die Folgen des Decretes in Paris ſich unaufhaltſam entwickelten. Der Kriegsminiſter Duportail, ein eifriger Vertreter der Friedenspolitik, gab ſofort ſeine Entlaſſung: und Ludwig, nachdem er den offenen Widerſtand gegen das Decret nicht gewagt hatte, konnte nicht umhin, das erledigte Portefeuille im Sinne der neuen Richtung zu vergeben. Er wählte einen Mann, der wenigſtens durch ſeine Geburt aus der alten vornehmen Welt entſproſſen war, und in ſeiner Geſinnung eine warme Ergebenheit gegen den Thron zur Schau trug. Allein trotz dieſer Eigenſchaften gehörte Graf Ludwig Narbonne nach ſeinem Dichten und Trachten zu jener jüngeren Generation des franzöſiſchen Adels, die ſich bei dem Anfange der Revolution ſo lebhaft betheiligt und auf verſchiedenen Punkten ſo großen Einfluß ausgeübt hatte, zu jenem Kreiſe geiſtreicher und frivoler Lebemänner, die in die Revolution wie ſonſt in eine Hofintrigue als ein Mittel perſönlichen Ehrgeizes eintraten, und bei aller Demagogie doch immer vornehme Herren, reich, glänzend und lebensluſtig blieben. Narbonne war mit den größten Muſtern dieſes Schlages, mit dem orleaniſtiſchen Biron und dem fayettiſtiſchen Talleyrand, von Jugend auf gleich befreundet, dann durch letzteren mit Lafayette in nahe Verbindung getreten. Abgeſehen von politiſchen und ſittlichen Grundſätzen war er im Uebrigen liebenswürdig, brav und gewandt; ein Mann, der mit derſelben Keckheit einen mißlichen Liebeshandel, einen kühnen Huſarenſtreich und ein über den Staat entſcheidendes politiſches Experiment

---

[1]) Dies iſt das von Bertrand und Beauchamp zu 1790, von Beaulieu richtig zu 1791 geſetzte Schreiben: der Anfang deſſen, was die demokratiſche Geſchichtsſchreibung den Landesverrath Ludwig XVI. nennt. Die von Hunolſtein S. 226 ff. mitgetheilten Briefe der Königin an die römiſche Kaiſerin, Catharina II, die Könige von Spanien und Schweden ſprechen denſelben Gedanken aus. Die Aechtheit derſelben iſt möglich aber unerwieſen.

unternahm, und zuletzt auch das Eine ebenso verführerisch wie das Andere fand. Er wurde durch Lafayette und Talleyrand[1]) den officiellen Kreisen empfohlen; außerdem aber beschützte ihn Necker's Tochter, Frau von Staël, die soeben mit ihrem Gemahl, dem schwedischen Gesandten, nach Paris gekommen war, sich als Kind ihres großen Vaters, als geistreiche Frau und begeisterte Patriotin fühlte, und mit prickelnder Ungeduld ihren Einfluß nach allen Seiten auszudehnen suchte. Der Gemahl war der Vertreter eines Fürsten, welcher an der Spitze der Auswanderer einen Kreuzzug gegen die ganze Revolution unternehmen wollte; Frau von Staël aber ließ sich durch so bürgerliche Rücksichten nicht aufhalten, und in ihrem Salon wurde Narbonne's Ernennung zum Minister des Revolutionskrieges durchgesetzt. Denn so und nicht anders nahm Narbonne seine Aufgabe. Er hing mit der Gironde durch die Freundschaft einer anderen Dame, der Frau von Condorcet, zusammen; er sah Brissot häufig und verständigte sich mit ihm ohne Mühe. Freilich war er von dessen republikanischen Plänen noch weiter als Lafayette entfernt: er wollte vielmehr die Monarchie erhalten, und wo möglich heben. Aber man müsse seine Zeit verstehen, heute gehe es nicht ohne breite Volksthümlichkeit und verwegene Demagogie, wer hier aber unerschrocken und freiheitliebend zugreife, bedürfe keines Congresses der auswärtigen Mächte. Im Gegentheil, von diesen das Heil erwarten, verrathe eine entwürdigende Abhängigkeit; eben jetzt mit den vorgeschlagenen Rüstungen sei man auf dem rechten Wege, man schaffe sich zunächst ein tüchtiges Heer und Respect nach Außen und Innen; indem man sich dann selbst an die Spitze der Bewegung setze, sichere man den Frieden am besten, und wenn es dennoch zum Kriege kommen sollte, so müsse man nur geschickt und verwegen sein und werde Europa und die Jacobiner zugleich zu Paaren treiben.

Der König, dem es damals ganz an einflußreichen Rathgebern fehlte — denn Barnave wurde von ihm nie, von der Königin selten gehört, die andern Feuillants hatten nur mit den Ministern zu thun[1]) — der König wußte keinen scheinbaren Grund gegen diese Erörterungen. Die anderen Minister wagten nicht, zugleich ihren Collegen und der Versammlung entgegen zu treten, und so verkündete Ludwig am 14. December dem Reichstage, daß er dem Churfürsten von Trier erklärt

---

[1]) Morris diary, 4. Febr.

[2]) Pellenc an La Marck. 3. Januar. (Correspondance entre Mirabeau et Lamarck, vol. III.)

habe, wenn binnen einem Monat das Emigrantenheer nicht aufgelöst sei, werde man ihn als Feind betrachten; daß an der Nordgrenze 150,000 Mann in drei Heeren unter den Generalen Rochambeau, Luckner und Lafayette aufgestellt werden sollten; daß er, der König, den Krieg beantragen werde, falls die Vorstellungen fruchtlos blieben. Die Versammlung sprach ihre hohe Genugthuung für so viel Kraft und Vaterlandsliebe aus, und ließ es sich in dieser Stimmung fast schweigend gefallen, daß Ludwig fünf Tage später das Priestergesetz, wie vorher das Emigrantendecret zurückwies [1]).

Bei dieser vorläufigen Rüstung blieben aber die Gedanken Narbonne's und seiner Freunde nicht stehen. Sie sahen sehr wohl, wie unzulänglich die französischen Streitkräfte damals gegen ein Bündniß Europa's waren: sie entwarfen also den Plan, das ganze Allianzsystem des bisherigen Frankreich umzuwandeln, und durch neue Verbindungen das alte Europa auf den Kopf zu stellen [2]). Der erste Antrieb dazu ging von Biron aus: einst war er der Held der vornehmen Gesellschaft aller Residenzen gewesen, schön, reich, verschuldet, in Abenteuern, Liebeshändeln, Raufereien berühmt, mit allen Intriguanten befreundet, eine Weile von der Königin begünstigt, dann ein Gefährte des Herzogs von Orleans, jetzt als General beim Nordheere erfüllt von dem Ehrgeize, eine kriegerische Rolle zu spielen. Kaum hatte er Narbonne's Ernennung erfahren, so schrieb er dem gemeinsamen Freunde Talleyrand: die Maßregel des 14. ist herrlich, wenn ihr Preußen gewinnt, im entgegengesetzten Falle spielt ihr gewagtes Spiel mit schlechten Karten. Talleyrand ging mit Freuden darauf ein. Hier liegt unser Heil, antwortete er, ist der König von Preußen für uns, so sind wir Herren der Stellung, das Mißtrauen schwindet, die Verfassung gewinnt Boden. Beide vereinten sich dann weiter, auch England hinzuzuziehen, welches, wie sie hofften, schon nach seinem bisherigen Bunde mit Preußen sich gerne anschließen würde. Die von dem Reichstage begehrte Erneuerung des diplomatischen Personales bot ganz von selbst den Anlaß zu solchen Unterhandlungen, und Biron, der alle liederlichen Elemente des Berliner Hofes auswendig wußte, machte eifrige Vorschläge über diese Gesandtschaft. Man sieht, in wie luftiger Weise die vornehmen Glücks-

---

1) Ich gebe so oft nach, sagte er, daß man mir auch einmal den Willen thun kann. Pellenc l. c.

2) Das Folgende aus der ungedruckten Correspondenz zwischen Narbonne, Biron und Talleyrand. Dépôt de la guerre, Paris.

ritter hohe Politik trieben. Mit einer Kammerdiener- und Kupplerintrigue meinten sie die Stellung der großen Reiche wie Thon in ihren Händen umzuformen. Wenn Bischoffswerder hinreichende Gelderbietungen gemacht würden, schmeichelten sie sich, Preußen zum Verbündeten der Revolution gegen Oestreich zu gewinnen, Preußen, welches Oestreich jetzt deshalb zürnte, weil dieses zu wenig Neigung zum Kampfe gegen die Revolution zeigte. So mußte denn Biron auch in Paris gleich auf der Schwelle seines Systems erleben, daß Barnave und Delessart, welche von Preußen gerade wegen der Kriegslust desselben nichts wissen wollten, zwar dem Scheine nach auf Narbonne's Wünsche eingingen, dann aber durch die Sendung des Grafen Segur, eines in Berlin mißliebigen Mannes, jede Wirkung von vorn herein vereitelten. Biron wüthete, als er es erfuhr, gab alle Hoffnung auf, und nahm sich vor, gegen den verrätherischen Minister bei der Nationalversammlung gebührende Klage zu erheben. Für's Erste aber war man nur noch an die militärischen Maßregeln gewiesen.

Bei der Zerrüttung des ganzen Heerbestandes war dazu das Dringendste eine reichliche Geldbewilligung. Narbonne begehrte also einen außerordentlichen Zuschuß von 20 Millionen in klingender Münze, eine Summe, die bei damaligem Stande des Papieres wenigstens 30 Millionen in Assignaten kosten mußte. Für gewöhnliche Staatsmänner hätte dies allein zu gründlicher Vertreibung aller Kriegsgedanken ausgereicht, da die finanzielle Verlegenheit bereits unermeßlich war. Die Erhebung der directen Steuern war null. Jetzt am Jahresschlusse waren noch nicht einmal die Departements mit der Bestimmung ihrer Quoten fertig, und deren Vertheilung auf die Gemeinden und die Steuerpflichtigen stand noch völlig zurück. So lieferte statt der regelmäßigen Monatseinnahme von 48 Mill. der September 40, October 28, November 30; das Vierteljahr ergab mithin einen eingestandenen Ausfall von 46 Mill. oder fast ein Drittel der erwarteten Einnahmen. Sei es nun, daß in Wahrheit diese Beträge noch ungünstiger standen, sei es, daß die außerordentlichen Ausgaben mehr als ihre amtlichen Ansätze betragen hatten, genug, zu Anfang December waren die 600 Mill., welche die Constituante im Juni decretirt hatte, verbraucht, 472 davon auf die Tilgung der Schuld, also 128 auf die Ausgaben der Jahresverwaltung verwandt worden. Da die Constituante 800 Mill. zugesetzt hatte, so war hienach kein Zweifel möglich, daß bis zu Ende des Jahres die revolutionäre Regierung eine Milliarde von dem Capital des Staates verzehrt haben würde.

Auf die Nationalversammlung machte es geringen Eindruck. Ihr Vertrauensmann in Finanzsachen war ein Fabrikant aus Montpellier, Peter Joseph Cambon, der seinen ungelehrten Collegen vielleicht durch die Kenntniß kaufmännischer Buchführung imponirte, jeden Widerspruch gewöhnlicher Staatsklugheit mit patriotischer Energie niederdonnerte, und die Hülfsmittel der Revolution, wenn man nur auf den Wegen der Revolution bliebe, für unerschöpflich erklärte. In der Constituante hatte sich Montesquiou wenigstens die Mühe ausführlicher Erörterung gegeben; die ganze Wahrheit kam auch hier niemals zum Vorschein, aber man suchte doch den Schein zu retten, die Ausgaben zu belegen, die Einnahmen nachzuweisen, und so eine gewisse Bilanz auf dem Papiere herzustellen. Jetzt war von dem Allen keine Rede mehr. Cambon sagte in drei Worten, die Casse sei leer, folglich neues Papier anzufertigen; die Fünflivresscheine hätten die Silberthaler aus dem Verkehre verdrängt, folglich müßten die neuen Assignaten in Scheine von 10 und 15 Sous getheilt werden. Zwei Redner schilderten darauf das Unheil, welches die arme Klasse durch die Ausgabe eines so werthlosen Papieres treffen würde; Niemand versuchte sie zu widerlegen, weil die Maßregel, einerlei ob gut oder übel, in jedem Falle unvermeidlich schien. — Am 17. December befahl man die Anfertigung von 300 Mill. Assignaten, so daß die Gesammtmasse jetzt 2100 Mill. betrug. Das Maximum des Umlaufes, bisher 1400, wurde auf 1600 Millionen gestellt, und die Emission allmählich in Scheinen von 50 bis 10 Sous vollzogen.

Somit waren Geldmittel vorhanden, und die Gironde bereitete sich mit frischem Muthe zu der Verhandlung über den von Narbonne begehrten Credit. Der Krieg, rief Brissot, ist eine nationale Wohlthat, das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben. Wenn die Fürsten uns angreifen wollen, so müssen wir ihnen zuvorkommen, wollen sie es nicht, so müssen wir ihren Possen mit Schwertstreichen ein Ende machen. Selbst Brissot erkannte noch an, daß der letzte Fall vorhanden, und der Kaiser keineswegs streitlustig war: aber, setzte er hinzu, man muß ihm auf seine Deuteleien wegen der elsasser Fürsten sagen, daß die Hoheit der Völker durch die Verträge der Tyrannen nicht gebunden ist. Herault de Sechelles sprach das wahre Verhältniß noch genauer aus. Will man von dem windigen Plane eines Congresses reden? Schlüge man uns die Aenderung eines einzigen Artikels der Verfassung vor, wir müßten lächelnd zur Tagesordnung gehen. Bezeichnend war dann sein Bedauern, daß der Minister nicht bestimmter von den drohenden Feindseligkeiten Nachricht gegeben. Eine solche Erklä-

rung, ſagte er, würde Euch die Gewalt verleihen, über die beiden Veto hinwegzuſehen, und Alles zu thun, was zum Heil des Staates erforderlich iſt: es wäre dies Rechtens nach der römiſchen Formel videant consules; es wäre der Augenblick gekommen, um der Rettung des Daſeins willen das Bild der Freiheit zu verſchleiern.

Endlich begeiſterte Condorcet die Verſammlung durch ein Manifeſt, worin das franzöſiſche Volk ſich über die Art der Kriegsführung ausſprechen ſollte. Es drehte ſich um den Satz, daß man Frieden mit allen Völkern und keine Eroberung wolle, daß man auch die Völker, deren Fürſten Krieg beginnen, als befreundet und der Freiheit bedürftig behandeln werde.

Die ganze Zukunft der Gironde lag in dieſer Debatte. Krieg nach allen Seiten ohne Rückſicht auf das Völkerrecht, durch den Krieg die revolutionäre Herrſchaft über Frankreich und die Ausdehnung der Revolution über die Nachbarſtaaten.

Die 20 Millionen wurden am 30. December einſtimmig bewilligt, und am 1. Januar das Anklagedecret auf Hochverrath gegen die Führer der Auswanderer erlaſſen.

Ein unvermutheter Widerſtand bei den Jacobinern gab der Gironde Anlaß, ihre letzten Gedanken noch unverhüllter an das Licht zu ſtellen. Robespierre hatte, wie wir ſchon zum Mai 1790 bemerkten, von jeher den Krieg gefürchtet. Was die Gironde damit bezweckte, war ganz und gar auch das Ziel ſeiner Wünſche, darüber gab er die unzweideutigſten Erläuterungen. Aber er glaubte, daß das Mittel ſchlecht gewählt ſei, er ſorgte, ſobald der Krieg erklärt werde, müſſe dem General, der ihn führe, die politiſche Dictatur zufallen. So hielt er den ganzen Lärmen für eine Intrigue, um Lafayette und Narbonne an die Spitze Frankreichs zu bringen; ungefähr wie Narbonne ſelbſt ſah er die Wirkungen einer Kriegserklärung an. Was gäbe es ſchöneres, erörterte er, als einen heiligen Kampf für die Freiheit, für die Ausrottung aller Tyrannei, für die Erhebung aller Völker? Aber ein ſolcher Krieg muß mit ungelähmter Kraft und unter zuverläſſigen Lenkern geführt werden, und ihr muthet uns zu, unter dem Beifall des Hofes, der Leitung Narbonne's, den Befehlen des Marquis von Lafayette zur Schlachtbank zu gehen. Alſo, ſchloß er, ſtürzt zunächſt den Hof, verjagt Narbonne und vernichtet Lafayette, dann erſt dürft ihr ohne Verrätherei vom auswärtigen Kriege reden, dann aber ſtimme auch ich mit Freuden ein.

Ludwig XVI. hätte ihm ſagen können, daß nicht der Krieg, ſondern

die Revolution zur militärischen Dictatur führe. Die Revolution setzt nur scheinbar die Freiheit, in Wahrheit aber die Gewalt auf den Thron, und die stärkste Gewalt ist bei der Armee. Robespierre's Demagogie arbeitete ebenso wie Brissot's Kriegseifer dem General Bonaparte vor. Die Freiheit Frankreich's wurde durch die Kriegserklärung hoffnungslos, aber nicht, weil diese wie Robespierre besorgte, die Revolution erstickte, sondern weil sie dieselbe, wie Brissot richtig sah, erhitzen und beschleunigen mußte.

Da es sich nun zwischen den beiden Führern der Revolution nur um diese letzte Frage handelte, so war Brissot's Ueberlegenheit ganz entschieden. Wenn Robespierre vor dem Verrathe des Hofes warnt, entgegnete er treffend, so ist darauf zu sagen, daß wir dieses Verrathes dringend bedürfen. Er ist das einzige Mittel, die Leidenschaft des Volkes zu entflammen, und den Sturz der Tyrannen herbeizuführen. Er wird einen Sturm anfachen, in dem die Schaar der Intriguanten verweht, die Macht der Revolution aber sich riesenhaft entfalten wird [1]).

Robespierre hatte gegen diese unwiderlegliche Ausführung kein anderes Mittel als die eigene Verdächtigung des Gegners. Brissot ging mit Narbonne denselben Weg, also war ein er Volksverräther wie dieser. Er stellte sich Robespierre als überlegener Widersacher auf der Bühne der Jacobiner entgegen: das verzieh ihm der argwöhnische reizbare Mensch nicht, der sich bereits dort den Alleinherrscher der Demokratie zu fühlen gelernt hatte. Allmählich gelang es diesem zwar, die Jacobiner mehr und mehr gegen Brissot einzunehmen — das Meiste dazu that die steigende Macht des Gegners, welcher damit selbst der Oppositionslust des Clubs verfiel — aber was half eine solche Entschädigung des gekränkten Selbstgefühls, wenn die thatsächlichen Erfolge immer entschiedener nach Brissot's Wünschen gelangen?

Robespierre hatte in der That keinen Begriff von der Denkweise seines Gegners. Er faßte es nicht, daß Jemand an der Gefahr selbst seine Lust haben, daß das wirbelnde und tollkühne Spiel, welchem die Zukunft des Landes durch eine Kriegserklärung anheimfiel, einen starken Menschen reizen könnte. In seiner zähen und pedantischen Weise kam er nur Schritt auf Schritt voran: die europäische Revolution war ihm das logische Ergebniß der französischen, und daß Brissot

---

[1]) Ebenso Louvet in seinen Memoiren, Mallet I, 247 f., Röderer im Jacobinerclub.

ſie jetzt mit kecker Umkehrung des Gedankens zum Hebel derſelben machen wollte, war ihm unfaßbar und unheimlich. In den auswärtigen Verhältniſſen war er dabei ſo unbewandert wie irgend ein Franzoſe, und fand ſich bei all' dieſen Verhandlungen unſicher auf fremdem Boden. Ueberhaupt aber war ihm Alles zuwider, was mit Krieg und Heer zuſammenhing: er liebte zu reden, aber nicht zu ſchlagen, der Krieg dünkte ihn eine gemeine, und nach Umſtänden auch eine gefährliche Rauferei. Daß Briſſot mit ſolchem Feuer darauf hinarbeitete, wurde ihm nur durch die Vorausſetzung nichtswürdiger Verrätherei erklärlich.

Drüben aber, im Lager der Girondе und im Miniſterium des Krieges, war der Jubel groß, daß die Kataſtrophe ſo glücklich eingeleitet ſei. Deleſſart bequemte ſich endlich, dem Grafen Segur einen zweiten Agenten mit ſchweren Beſtechungsmitteln nach Berlin nachzuſchicken: man hatte daneben den Plan für den Fall des Mißlingens, den Herzog von Braunſchweig, deſſen Feldherrnruhm an der Spitze des preußiſchen Heeres man fürchtete, zum Führer der franzöſiſchen Armee zu gewinnen [1]). Nach England ſollte in vertraulicher Sendung Talleyrand ſelbſt hinübergehen, und wenn Pitt hartnäckig bliebe, der Oppoſition zum Sturze des Miniſters behülflich ſein. Narbonne machte eine raſche Beſichtigungsreiſe an die Grenzen, um die befehlenden Generale perſönlich zu ſehen, Rochambeau und Luckner durch den Marſchallſtab für das neue Syſtem zu gewinnen [2]), und mit Lafayette beſtimmtere Abrede zu nehmen. Ob man wirklich Krieg haben würde, wußte noch Niemand gewiß, ob man ihn wünſche, darüber war wohl die Gironde, Narbonne aber ſchwerlich klar. Mit heiterer Leichtigkeit und allſeitigem Selbſtvertrauen ging er einer Kriſis entgegen, deren Entwickelung ihn ſelbſt, ſeine Freunde und Gegner, den König und die Verfaſſung in vernichtendem Sturze begraben ſollte.

Eben in dieſem Augenblicke langte die Antwort des Kaiſers auf den Beſchluß des 14. December an. Sie war vom 21. datirt: Leopold wies darin alle feindſeligen Gedanken zurück, erklärte aber, daß er als

---

[1]) Correſpondenz darüber zwiſchen Narbonne und dem Herzog in Girtanners politiſchen Annalen II, 242. Näheres über den ganzen Plan bei Mallet I. 259.

[2]) Biron hatte darauf hingewieſen, um den Generalen, die mit ihren Aſſignaten nicht auskamen, damit Gehaltszulage auszuwirken. (Schreiben an Narbonne 9. December.) Narbonne entfernte von den Marſchallſtäben die Lilien. (Pellenc an La Mark 3. Januar.)

Oberhaupt des Reiches eine bewaffnete Verletzung der Reichsgrenze nicht zulaſſen könne, mithin dem General Bender in Luxemburg Befehl gegeben habe, das Kurfürſtenthum Trier gegen einen franzöſiſchen Einbruch zu ſchützen; König Ludwig wiſſe übrigens, wie ſehr es ihn ſchmerzen würde, wenn Maßregeln erfolgen müßten, wie ſie in einem ſolchen Falle Kaiſer und Reich und den andern vereinten Mächten obliegen würden. Eine weitere Note vom 5. Januar wiederholte, daß jede Verletzung des Reichsgebietes den Krieg nach ſich ziehen müſſe, zugleich aber meldeten die Brüſſeler Regierung und der Churfürſt von Trier, daß der Kaiſer hier die Entwaffnung der Auswanderer gefordert, nur unter dieſer Bedingung Schutz verſprochen, und damit auch das Aufhören der Rüſtung bewirkt habe.

In der That befahl Trier, ernſtlich erſchreckt, die gänzliche Zerſtreuung der Emigranten. Die Landſtände, die nichts weniger als einen Angriff der Franzoſen wünſchten, reichten Vorſtellungen ein, die ganz aus dem gewohnten unterthänigſt erſterbenden Tone fielen, und von dem Churfürſten mit halb zornigem halb ängſtlichem Mißfallen bemerkt wurden. Bis dahin war in Coblenz ein luſtiges und geräuſchvolles Treiben geweſen, die Franzoſen hatten ſich bei dem gütigen Oheim ihrer Prinzen wie die Herren im Hauſe gefühlt, Hoffeſte, Duelle, Liebeshändel, Exercitien löſten einander ab: jetzt mußte der fröhliche Lärmen verſtummen, und höchſtens auf einigen Dörfern, hinter dem Rücken der ſchwachen Behörden, mochte man noch die Degen wetzen. Calonne, der allmächtige Miniſter des ausländiſchen Frankreich, zürnte über den Kaiſer nicht weniger als über Ludwig XVI.: denn auch dieſer blieb bei der Meinung, daß ihm das Auftreten der Emigranten nur Verderben bringen könne, und ließ durch Calonne's alten Widerſacher Breteuil die Höfe im Sinne des Kaiſers inſtruiren. Leopold beſtärkte darin die Königin auf das Nachdrücklichſte. Er ſchilderte ihr wiederholt die Gräßlichkeit des Krieges, der ſich durch ein Bündniß zwiſchen den Mächten und den Emigranten entzünden würde, die Schwierigkeit, die in dieſem Fall einige Nation zu bezwingen, die Unmöglichkeit, nach dem Siege auf Trümmern und Leichen einen ſichern Zuſtand zu begründen. Es iſt unthunlich, ſagte er, auf die Stimmung der Nation keine Rückſicht zu nehmen; der Verein der Mächte darf mithin die weſentlichen Grundſätze der Verfaſſung nicht antaſten, er darf ſeine Forderung nur an ſeine Beſchwerden über die elſaſſer Fürſten, die Beraubung des Papſtes, die letzten franzöſiſchen Rüſtungen anknüpfen, er muß ſich mit dem vernünftiger Weiſe Erreichbaren, Sicherheit und Kräftigung

für den König und Rettung der Existenz für den Adel begnügen, und das Weitere einer besseren Zukunft anheim stellen [1]).

Je deutlicher dies System sich in den amtlichen Noten ankündigte, desto bestimmter erkannte auch die Gironde die für ihre Zwecke darin liegende Gefahr. Kam sie nicht zuvor, so mußte sie fürchten, im Lande vereinzelt zu werden. Isnard sprach es offenherzig genug schon am 5. Januar aus. „Der Kampf dreht sich nicht mehr um Herstellung des alten Regime oder Einführung der Republik, denn die Freunde des Alten erkennen auch die Unmöglichkeit desselben, und die Republikaner sind bei ihrer geringen Anzahl gar nicht als Partei zu zählen. Aber da steht den warmen Patrioten, den ächten Freunden der Freiheit und Gleichheit die Masse der Gemäßigten entgegen, die zwar auch die Verfassung, vor allem aber die Ruhe lieben. Sie schreckt die Furcht der Anarchie von den besten Patrioten hinweg, und wirft sie den falschen Gemäßigten, den Gefährlichsten von Allen in die Arme, den Reichen und Egoisten, den Feinden der Gleichheit. Um die Rettung oder Vernichtung der Gleichheit bewegt sich der Streit." Robespierre und Marat, die wollenen Mützen und die Pikenmänner hätten keine zutreffendere Formel ersinnen können. Nicht die Verfassung in ihren positiven Grundsätzen war bedroht, sondern die Herrschaft der Pöbelmassen und ihrer demagogischen Führer. Um dieser nächsten Sorge auszuweichen, stürzte sich die Gironde in den Krieg, in die viel größere aber entferntere Gefahr. Kein vernünftiger Mensch konnte sich verbergen, daß die Revolution verloren war, wenn die Mächte den Krieg mit raschen und zermalmenden Schlägen führten: aber einstweilen waren die Feinde weit entfernt, alle Möglichkeiten offen, und nur das Eine gewiß, daß der Krieg die französische Krone vernichtete, wenn die Mächte noch einige Monate in der gewohnten Weise fortzauderten.

Also war die Gironde keinen Augenblick zweifelhaft. Mit größter Eile suchte sie die Möglichkeit jeder Annäherung abzuschneiden. Genfonné, der Berichterstatter des diplomatischen Ausschusses, verweilte auf dem Befehle an General Bender, hob den in der Note erwähnten Verein der Mächte hervor, und beantragte eine kategorische Frage, ob der Kaiser auf alles Vornehmen gegen die Verfassung verzichte, und Frankreich nach den alten Bündnissen gegen andere Mächte unterstützen wolle; gebe er hierauf binnen drei Wochen nicht eine bindende Erklärung,

---

[1]) Geheime Correspondenz zwischen Leopold und Marie Antoinette in der Revue rétrospective.

ſo ſei er als Feind zu betrachten. Ehe noch die Verhandlung über dieſen Antrag begann, erhob ſich Guadet auf ſeinem Präſidentenſeſſel. Ein Punkt in dem Vortrage habe ſein Gefühl ſo mächtig erregt, daß er um die Erlaubniß bitte, ihm Worte zu geben. Und dann auf die Tribüne getreten, kündigte er den Verein der Mächte auf Aenderung der Verfaſſung als die Thatſache an, die jedes ehrliebende und patriotiſche Herz mit vernichtendem Zorne erfüllen müſſe. In heftig rauſchender Rede rief er den Stolz des franzöſiſchen Volkes, des einzigen freien Volkes des Welttheils auf, den Stolz, an deſſen Stelle jetzt die tiefſte Erniedrigung treten ſolle, Geſetze zu empfangen von verachteten Fremden, von einer Bande gekrönter Deſpoten. Ich fordere, ſchloß er, daß ihr jeden Franzoſen, der an irgend welcher Verhandlung mit Fremden über unſere Verfaſſung Antheil nimmt, für ehrlos und einen Verräther am Vaterlande erklärt.

Es war nach den Zwecken der Gironde, nach dem Sinne Lafayette's, nach den Begierden der Zuhörergalerien geredet. Die ganze Verſammlung war ein einziges Feuer: ohne Beſinnen noch Widerſtreben, unter dem anhaltenden Rufe Freiheit oder Tod, wurde das Decret beſchloſſen. Deleſſart war anweſend, und ſah die Hoffnungen ſeiner Freunde zermalmt. Er hatte nicht die Kraft ſich zu regen, er rief Freiheit oder Tod wie die Andern, und begehrte von dem Könige die augenblickliche Genehmigung des Decretes, wenn man nicht ohne Rettung zu Grunde gehen wollte.

Das war die Antwort auf die Wünſche der Feuillants, durch vernünftige Vorſtellungen der Mächte auf die Gemüther der Franzoſen zu wirken. Der Krieg war entſchieden. Denn gerade das Programm, mit welchem der Kaiſer bisher die nordiſchen Mächte von dem Angriff auf Frankreich abhielt, war jetzt von den Franzoſen ſelbſt als Kriegsfall bezeichnet worden. Und mit welchem brennenden Eifer griff dieſe Geſinnung bei den Pariſer Demokraten weiter und weiter umher. Briſſot wollte — am 17. Januar — von dem Ausſchußantrage nichts wiſſen, nach welchem der Kaiſer über ſeine Bundestreue noch erſt befragt werden ſolle: der Verein mit anderen Mächten, deſſen die Note erwähne, ſei ein Bruch des Vertrages von 1756 und ein offener Act der Feindſeligkeit, dies alſo ſei auf der Stelle zu erklären, und dem Kaiſer zu ſagen, daß nur die ſofortige Auflöſung jenes Vereines den Krieg abwenden könne. Wozu überhaupt noch irgend eine Erklärung? rief der Biſchof Fauchet. Der Krieg zwiſchen Freiheit und Tyrannei iſt längſt vorhanden, ruft alle Völker zur Theilnahme auf, bietet ihnen

Euere Hülfe gegen ihre Despoten, und zerreißt alle Verträge, mit denen bisher die Könige die Völker geknechtet haben. Noch sind, entgegnete ein Mitglied der Rechten, die Umstände dazu nicht reif.

Während dieser Verhandlungen hatte Narbonne seine Grenzreise vollendet, die Generale in Metz gesehen und sie zu einem Kriegsrathe nach Paris entboten. Er stärkte der Versammlung den Muth durch eine glänzende Beschreibung der Festungen und der Regimenter, und bat nur um ein wirksameres Recrutirungsgesetz, da ungefähr 50,000 Mann an den Linientruppen fehlten. Gewünscht hätte er, die Bataillone der Freiwilligen in die Regimentsverbände aufzunehmen und so der militärischen Ordnung zu unterwerfen, allein damit drang er trotz aller Volksgunst bei den Demokraten der Versammlung nicht durch, da immer umgekehrt diese den Soldaten im Bürger aufgehen lassen wollten. Es blieb bei der Erhöhung des Handgeldes, Herabsetzung des Körpermaßes und öffentlichen Ceremonien bei der Anwerbung. Späterhin zeigte sich, daß der Erfolg gering war, und gleich damals erklärte General Noailles, daß Reiterei und Kanoniere in voller Auflösung begriffen seien. Allein der Eifer der Versammlung war dadurch nicht zu halten; vielmehr beschloß sie am 25. Januar, der König möge den Kaiser befragen, ob er auf alle Unternehmungen gegen Frankreich verzichte, und den Krieg erklären, wenn dies bis zum 1. März nicht zugesichert werde. Niemand zweifelte an dem Ausgange. Das Ministerium forderte die Generale zu Aeußerungen über die beste Weise den Krieg zu führen auf. Rochambeau, ein Soldat des alten Schlages, an methodische Kampfesweise gewöhnt und dem revolutionären Treiben abgeneigt, gab das mißliebige Gutachten, daß mit den heruntergekommenen Truppen nur die Vertheidigung der Grenzen möglich und jeder Angriff vom Uebel sein würde. Desto eifriger ging Luckner auf die Wünsche Narbonne's und der Gironde ein. Er hatte einst im siebenjährigen Kriege sich Ruf als Parteigänger gegen die Franzosen erworben, hatte große persönliche Tapferkeit, aber als Feldherr geringe, als Staatsmann nicht die mindeste Einsicht. So stand er zwischen den Parteien mit völliger Unselbstständigkeit, und war besonders beim Glase für jede Meinung zu gewinnen. Er entwickelte jetzt mit großer Lebhaftigkeit, man dürfe sich nichts gefallen lassen, sondern müsse dem Kaiser zu Leibe gehen; er, Luckner, werde den Rhein überschreiten, Mainz nehmen, das deutsche Reich in Bewegung setzen, in Wien selbst den Kaiser zur Anerkennung der französischen Verfassung zwingen. Die Anderen hatten an seiner Hitze beinahe zu mäßigen, Brissot und Condorcet fanden es nützlicher, das

deutſche Reich nur durch Aufwiegelung der Einwohner zu beſchäftigen — im Breisgau und der Pfalz rührten ſich ihre Agenten damals nicht wenig — den Krieg aber nach Belgien zu werfen, wo man ebenfalls auf Empörungen und zugleich auf die Unthätigkeit Preußens hoffte. Dieſen Hauptſtreich zu führen hatte ſich Lafayette zugedacht, er und die übrigen Häupter ſtanden wieder in eifrigem Briefwechſel mit den Unzufriedenen in Belgien und Lüttich, und in Douay bewaffnete der Graf Bethune ſchon eine Anzahl belgiſcher Flüchtlinge.

So weit war man in Paris voran. Der Kaiſer war in dieſer Zeit noch mit keiner Macht zum Abſchluß gekommen, eine Unterhandlung ſchwebte mit Holland, ohne ein Ergebniß zu liefern; von Spanien, Schweden und Rußland war er nach wie vor geſchieden durch ſeinen Entſchluß, mit den Auswanderern und der Herſtellung des alten Regime nichts zu thun zu haben. In Belgien ſtanden den 100,000 Franzoſen, welche nach den Etats die Nord- und Mittelarmee enthielten, 30,000 Oeſtreicher gegenüber; in den Breisgau, der durch innere Unruhe und Luckner's Rheinarmee bedroht war, beſchloß Leopold 6000 Mann zu ſchicken, und in Böhmen 30,000 Mann marſchfertig zu halten. Zugleich gingen ſeine Verhandlungen mit Preußen ungeändert auf der bisherigen Grundlage weiter. Ich werde, ſchrieb er im Februar der Königin, den Factionen, die jetzt das franzöſiſche Volk mit ſich fortreißen, die Freude nicht machen, mich offen für die Contrerevolution zu erklären und ihnen damit die Gemäßigten in die Hand zu liefern. Mit Preußen bin ich einig darüber, und werde bei keiner Macht davon abgehen, daß wir die Auswanderer nicht unterſtützen, uns in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht thätig einmiſchen, es ſei denn bei einer perſönlichen Gefährdung der königlichen Familie, und in keinem Falle auf den Sturz der Verfaſſung ausgehen, ſondern nur die Verbeſſerung derſelben durch verſöhnliche Mittel begünſtigen. Unſere Maßregeln haben keinen anderen Zweck, als Ermuthigung der gemäßigten Partei und Herbeiführung eines vernünftigen und gerechten Abſchluſſes, der durch Verſöhnung der Intereſſen das Glück und die Freiheit Frankreichs ſichert [1]).

---

[1]) Der Miniſter Deleſſart ſchrieb ſpäter aus ſeinem Gefängniß an Necker: ma défense sera curieuse ... par la manifestation de ce qui s'est passé dans les cours étrangères, par la demonstration qu'on ne nous voulait pas faire la guerre, par la preuve sans replique, que c'est nous qui l'avons provoquée, et mis l'Europe contre nous. Die Dolche der Septembermörder haben dieſe Vertheidigung vernichtet.

Zweites Capitel.

Sturz der Feuillants.

Die Gironde hielt auch aus anderen Gründen ihre Zeit für gekommen. Auch wir, sagt die Roland, wollten eine Revolution machen, die zweite, größere Revolution. Wenn sie in der Brandung des auswärtigen Krieges zunächst den Thron zu begraben, wenn sie durch die Stürme desselben die schwachen Bande der bestehenden Verfassung zu zersprengen hofften, so schien es seit dem Beginne des Jahres fast, als hätte es des gefährlichen Mittels kaum bedurft, so entsetzlich brach die innere Auflösung aller Verhältnisse an das Tageslicht.

Damals im November, als Brissot seine ersten Kriegsreden hielt, war in die Nationalversammlung die erste, anfangs verworrene, bald schauerlich bestimmte Nachricht von der Zerstörung der reichsten französischen Colonie, von dem Untergange San Domingo's gelangt. Unmittelbar vor der Revolution stand die Insel auf einem Höhenpunkte der Entwickelung, der in der Geschichte aller europäischen Colonien nicht übertroffen worden ist. Der größte Theil des Bodens war mit colossalen Plantagen bedeckt, welche halb Europa mit Zucker, Kaffee und Baumwolle versorgten. 1788 brachten sie für 150 Millionen nach Frankreich [1]), dessen Handel etwa vier Fünftel davon wieder in den Norden Europa's ausführte, und gern bereit war, darauf hin die Pflanzer, wo es Noth that, mit seiner ganzen Capitalkraft zu unterstützen. Insbesondere hatte sich der Flor der Insel seit einer Verordnung von 1786 gehoben, die im Gegensatze zu dem bisher befolgten

[1]) Arnould, balance de commerce. Bericht des Ministers Joli, 10. Juli 1792.

Monopolſyſtem der Colonie den unmittelbaren Handel auch mit Fremden eröffnete. Seitdem verdoppelten die Pflanzer ihre Production, eine Menge Anlagecapitalien ſtrömten aus Frankreich hinüber, aus Bordeaux allein über 100 Mill.; der Ertrag war glänzend und wurde immer glänzender erwartet. Das Leben der Pflanzer war ein fürſtliches. Alle Genüſſe der tropiſchen Natur und der europäiſchen Bildung ſtanden ihnen zu Gebote; auf ihren weiten Gütern herrſchten ſie über Tauſende von Negerſclaven, ohne ſelbſt irgend eine Gewalt über ſich zu empfinden; ſeit der Befreiung Nordamerika's fragten ſie ſich wohl, warum ſie in der Abhängigkeit des Mutterlandes blieben.

Als in Frankreich die Reichsſtände einberufen wurden, wollten ſie denn auch ihren Antheil an der neuen Freiheit und nationalen Souveränität beſitzen. Sie hatten dabei in den Städten der Inſel eine lockere und unruhige Bevölkerung hinter ſich, da der Reichthum derſelben ſeit Jahren eine Menge emporſtrebender Menſchen aus allen Theilen und Ständen des Mutterlandes hinübergelockt hatte, Handwerker und Soldaten, Kaufleute und Matroſen, Krämer und Wirthe. In ihren Verſammlungen gab es ſogleich Streit mit den königlichen Behörden, und Hader unter einander, ob man Vertretung im Reichstage oder Unabhängigkeit von demſelben begehren ſolle. Bald aber erhob ſich im Innern der Inſel ein neues Element, vor deſſen Forderungen alle jene Händel in Schatten traten. Zwiſchen den großen Plantagen hauſten auf kleinen Bauerhöfen freie farbige Leute, Mulatten und freigelaſſene Neger, etwa 15,000 an der Zahl, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod gewannen, von Reichthum und Genüſſen, von Bildung und Luxus nichts wußten, und durch den Stolz der Weißen von jeder Theilnahme an Politik und Geſellſchaft ausgeſchloſſen waren. Jetzt aber vernahm man in S. Domingo wie in Frankreich die Lehre der Menſchenrechte, die Farbigen begannen ſich als Menſchen zu fühlen, begehrten politiſche Rechte zuerſt bei der Verſammlung der Pflanzer, und dort mit Hohn zurückgewieſen an der Barre des Reichstages zu Paris. Hier nahmen ſich Pethion und Robespierre ihrer an, während Barnave die Pflanzer als die wahren Stützen der Revolution auf der Inſel vertrat; die Nationalverſammlung, zwiſchen den Intereſſen des franzöſiſchen Handels und den Grundſätzen der Menſchenrechte in der Klemme, ſchwankte und kam zu keinem Entſchluſſe. Darüber verloren die Mulatten endlich die Geduld und ergriffen unter der Anführung Ogé's die Waffen, allein die franzöſiſchen Regimenter unter dem kräftigen Oberſten Mauduit warfen den Aufſtand raſch zu Boden, und die

Mulatten wurden mit entsetzlicher Grausamkeit für die Ausübung des Insurrectionsrechtes bestraft.

Unglücklicher Weise aber hatte sich Mauduit den Freiheitsgelüsten der Weißen ebenso furchtbar gemacht wie der Unbändigkeit der Farbigen. Einige Monate vor dem Mulattenaufstande hatte er die Versammlung der Weißen mit bewaffneter Hand gesprengt, und das Ansehen der königlichen Behörden mit Nachdruck aufrecht erhalten: die Pflanzer verziehen es ihm nicht, wiegelten die Truppen gegen ihn auf, wühlten in den Regimentern wie die Jakobiner des Mutterlandes, und ruhten nicht, bis Mauduit einer Emeute seiner Soldaten unterlag. Die Vergeltung dafür folgte rasch genug. Im Mai 1791 trug die äußerste Linke der Nationalversammlung ein Decret davon, welches den freien Farbigen den Zugang in das active Bürgerrecht eröffnete. Die Nachricht davon fiel wie ein Donnerschlag in die Wirren der Insel hinein: die Weißen waren entschlossen, lieber das Joch des Mutterlandes abzuwerfen, als sich der schimpflichen Gemeinschaft zu fügen; die Farbigen wollten ihr jetzt gesetzlich bekräftigtes Recht um jeden Preis verwirklichen, und ohne Hoffnung, die doppelt zahlreichen Weißen allein zu bezwingen, schritten sie zu dem Aeußersten, zur Empörung der Negersclaven.

Deren gab es damals etwa 400,000 auf der Insel. Ihre Behandlung war verschieden nach der Persönlichkeit ihrer Herren; gefehlt hatte es leider nie an Fällen, wo Grausamkeit, Habgier oder Wollust das Loos der Sclaven unerträglich gemacht hatte. So war seit dem Beginn der französischen Herrschaft eigentlich niemals völlige Ruhe gewesen, kleinere oder größere Banden entlaufener Neger oder Maronen machten das Innere der Gebirge unsicher; da sie aber der bewaffneten Macht gegenüber stets den Kürzeren zogen, war man daran in Domingo völlig gewöhnt und dachte nicht an die Möglichkeit einer Gefahr von dieser Seite her. Jetzt aber wirkten Maronen und Mulatten zusammen, und in einem Moment brach der Aufstand weit und breit in allen Landschaften aus. Binnen vier Wochen lagen 600 Plantagen in Asche, Hunderttausende standen unter Waffen, die Weißen wurden wie wilde Thiere gehetzt, die Gefangenen gepfählt und zersägt, die Frauen auf den Tod mißhandelt, das platte Land bis unter die Mauern der Städte verheert. Die Weißen wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung, jetzt aber fehlte es den Truppen an Disciplin, der Lenkung an Mauduit's Kraft. Schon im September sahen sie keine Rettung als ein Abkommen mit den Mulatten, denen sie endlich die politische Gleichstellung bewilligten. Aber in demselben Augenblicke setzte Barnave in der National-

verſammlung die Zurücknahme des Maidecretes durch, und legte damit das Schickſal der Mulatten geſetzlich wieder in die Willkür der Weißen. Die Nachricht davon fachte ſogleich den Krieg auf's Neue an, die Gironde in ihrem Hader mit dem Miniſterium hinderte die Abſendung von helfenden Truppen, und ſtellte ſtatt deſſen die Rechtsgleichheit der Mulatten wieder her. Es war eins ſo fruchtlos wie das andere; der einmal entfachte Brand wüthete fort. Nun kamen die Klagen des franzöſiſchen Handels. In den Seeſtädten folgten ſich die Bankbrüche, in Paris ſtieg der Preis des Zuckers faſt auf das Doppelte, der Pöbel der Antonsvorſtadt begann die Magazine zu plündern, forderte Taxirung des Zuckers und, einmal an dieſe Beſtrebungen erinnert, auch des Brodes. Die Ruhe, die ſeit dem 17. Juli in der Stadt geherrſcht, war zu Ende, die Maſſe der Proletarier wieder in Bewegung, und die Gironde ſorgte dafür, das Treiben rege zu erhalten.

Sie ſah die Kriegserklärung voraus; ſie wußte, wie enge damit innere Stürme verknüpft waren; ſie dachte ſogleich eine Armee dafür zu bewaffnen. Das Unheil von S. Domingo wäre coloſſal genug geweſen, um zur Ruhe und Einigung zu ermahnen, aber dieſe Art der Vaterlandsliebe, die den Intereſſen des Landes etwas Syſtem und etwas Ehrgeiz zu opfern vermag, war nicht in ihnen. Als Paris acht Tage lang von den Tumulten der Vorſtadt dröhnte, hatten Briſſot und ſeine Freunde nur den Gedanken, es würde noch ſtärker toſen, wenn die Vorſtädter der Nationalgarde bewaffnet gegenüber ſtänden. Der Wahlclub im biſchöflichen Palaſte, welcher Briſſot in die Verſammlung gebracht, erklärte, wenn die Muskete die Waffe der Activbürger ſei, ſo ſei die Pike die Waffe des Volkes; die Zeitungen der Partei wiederholten den Ruf, und Pethion klagte, daß die Bourgeoiſie, deren Bündniß mit dem Volke den 14. Juli geſchaffen, jetzt der heiligen Sache des Volkes untreu geworden ſei. Die Fabrikation begann, bald waren viele tauſend Piken in den Händen der Paſſivbürger. Zwei Deputationen von St. Anton, die kurz nach einander an die Barre der Verſammlung traten, gaben die Zwecke der Bewaffnung mit unverhüllten Worten an; ſie wollten, hieß es am 26. Januar, ein Geſetz, welches das Eigenthum ſichert, aber Aufkauf und Wucher vernichtet — es war die bekannte Formel für amtliche Zwangstaxe der Waaren — beobachtet die Tuilerien, ſagte man am 15. Februar, das Erwachen des Löwen iſt nicht fern, wir ſind bereit, die Erde von den Freunden des Königs zu reinigen, und ihn ſelbſt zu nöthigen, daß er uns nicht mehr betrügt. Kurz vorher lten franzöſiſchen

Garden als Linienregiment an die Grenze geschickt, zu großem Kummer der Revolutionäre, die bei allem Pikeneifer diese schlagfertigen Vorkämpfer sehr ungern ziehen sahen; die Jakobiner handelten die Nothwendigkeit ihrer Zurückberufung unaufhörlich ab, und auch jene Deputation erklärte der Versammmlung: mit den Piken und den Garden werdet ihr das Vaterland retten.

Noch stärkere Hoffnungen setzten sie aber auf den Süden des Reiches. Ich muß hier ein Wort über Avignon nachholen, über ein zweites Gräuelfest, womit die Anfangstage der gesetzgebenden Versammlung eingeweiht wurden.

Der alte Sitz der Päpste stand bis zum Jahre 1789 unter der römischen Herrschaft, die in dieser Ferne sehr gelinde auftrat, und den Gemeinden des Landes eine große Selbstständigkeit ließ. Der Zustand der Bevölkerung war übrigens derselbe wie in den benachbarten französischen Bezirken, Unruhe in den Städten, Elend auf dem Lande; es war kein Wunder, daß die Bewegungen des 4. August sich in jedem Sinne auch über die Grafschaft ergossen. Die Schlösser wurden verbrannt, die Klöster gebrandschatzt, Zehnten und Herrenrechte beseitigt. Bald wurde die Stadt Avignon der Mittelpunkt eines revolutionären Treibens, welches zuerst auf Abschüttelung der päpstlichen Herrschaft, dann auf Vereinigung mit Frankreich steuerte. Die bisherige städtische Verfassung wurde umgeworfen, eine Municipalität nach französischem Schnitte gebildet, und durchgängig mit französischen Parteigängern besetzt. Es war hier die bürgerliche Mittelclasse, die aus Haß gegen Clerus und Adel die Bewegung in die Hand nahm. Allein im Lande selbst erfuhr sie starken Widerstand. Die zweite Stadt des kleinen Bezirkes, Carpentras, erhielt sich päpstlich, schon aus nachbarlichem Widerspruch gegen Avignon: Adel, Mönche und Bauern strömten hier zusammen, hüben und drüben stand man mit gleichgesinnten Franzosen in Verbindung. Schon im November 1789 brachte die Linke der Nationalversammlung die Reunion zur Sprache; es ging aber hier wie bei der Colonialfrage, die Versammlung gelangte zu keinem Entschlusse, scheute etwas vor offener Gewaltthat, und hatte doch eine unwiderstehliche Lust, das päpstliche Gut sich anzueignen. Im Juni 1790 warf das Volk in Avignon die päpstlichen Wappen um, und der Stadtrath sandte Botschaft nach Paris, daß Avignon sich mit Frankreich vereinigen wolle. Auch dann aber zögerte die Entscheidung sich hin. Auf Requisition des päpstlichen Nuntius selbst ließ Mirabeau im November 1790 das Einrücken einiger französischen Regimenter zur Erhaltung der Ruhe

decretiren. La Marck ſchrieb ihm damals: ihr ſchickt damit die Peſt nach Avignon — und in der That, kaum in Avignon angelangt, deſertirte der größere Theil der Truppen, und zog mit den Demokraten der Stadt zur Einnahme und Plünderung des päpſtlich geſinnten Oertchens Cavaillon aus. Seitdem hörte der Bürgerkrieg nicht auf. Avignon berief gleich nachher eine Wahlverſammlung aus allen Communen der Landſchaft, und als Carpentras dieſe nicht anerkannte, rückte die bewaffnete Bande, durch franzöſiſche Zuzüge bis auf 6000 Mann verſtärkt, gegen die Stadt, um die Papiſten mit Feuer und Schwert zu bändigen. Der unglückliche Bezirk vermochte ſeine Landſchaft nicht zu decken, die Dörfer wurden angeſteckt, die Aecker verheert, die Forſten verwüſtet. Die Stadt aber, von Flüchtigen und Verzweifelnden erfüllt, hielt ſich unerſchütterlich; und als die Bauern des Gebirges, ein harter und feſter Menſchenſchlag, gereizt durch die thieriſche Wildheit der Banditen von Vaucluſe — ſo nannte das demokratiſche Heer ſich ſelbſt — ſich endlich zum Entſatze erhoben, kamen die Belagerer ihrerſeits in ernſtliche Gefahr. In dieſem Augenblicke aber langten franzöſiſche Regierungscommiſſare an, bewirkten Waffenſtillſtand, vorläufige Regelung des Zuſtandes und Rückkehr der Banditen nach Avignon. Am 14. September 1791 befahl ſodann die Conſtituante die Vereinigung der Grafſchaft mit Frankreich. Allein ehe die neue Herrſchaft ſich geltend machen konnte, waren bereits weitere und ärgere Gräuel erfolgt. Der Stadtrath von Avignon war nicht mehr Meiſter über die von ihm entfeſſelten Kräfte. Die Wahlverſammlung hatte den Banditen außer Verpflegung und Bewaffnung 2 Franken Tagesſold verſprochen; es war für Avignon eine harte Laſt, die bald genug den Wunſch auf Auflöſung der gefährlichen Rotte hervorrief. Damit aber war den Führern nicht gedient; ſie bemächtigten ſich vielmehr des päpſtlichen Schloſſes, welches von hohem Felſen herab die Stadt und das Rhonethal überſieht, und damals zugleich Palaſt, Citadelle und Arſenal war. Von hier aus beherrſchten ſie die Stadt nach ihrem Willen, ſchleppten die Mitglieder des Stadtrathes in ihre Kerker, plünderten die öffentlichen Caſſen, ermordeten wer ihnen Widerſtand leiſtete. Endlich aber war die Geduld des Volkes erſchöpft. Als einer der Wahlherren, Leſcuyer, die Leihhauscaſſe wegführen wollte, erhob ſich ein Aufſtand, in dem er erſchlagen wurde; zugleich kam die Nachricht, daß neue Commiſſare mit franzöſiſchen Truppen im Anzuge ſeien, und die Bande ſah damit das Ende ihres Regimentes und Beſtrafung ihrer Frevel vor Augen. Da beſchloſſen ſie, im letzten Momente Leſcuyer zu rächen und ſich der

[illegible]

Macht besaß. Sie hatte hier die Municipalität nach ihrem Sinne gewählt, und auch die Mehrheit der Nationalgarde, 21 Bataillone, war ihr sicher. Dazu strömte in dem reichen Handelsplatze tagtäglich eine Menge des erregbarsten Volkes zusammen, französische und catalanische Schiffer, Schleichhändler und Abenteurer aus allen Weltgegenden; die großen Arbeiten des Hafens beschäftigten einige Tausend Arbeiter, der laufende Verkehr führte alle Bauern der Umgegend unaufhörlich ab und zu; zwanzigtausend Menschen, sagt Barbaroux, damals Secretär der Stadt, und ebenso viel Charaktere und Sinne. An Anlaß zur Unruhe fehlte es keinen Augenblick. Da gab es Reactionsversuche von Officieren, Edelleuten und Priestern, Gerüchte von Verschwörungen der Emigranten, Tumulte des Volkes, welches an den Assignaten nicht verlieren und sein Brod wohlfeil einkaufen wollte; kurz es war ein unaufhörlich kreisender, immer wachsender Wirbel, der bald die ganze Provinz in seine Kreise hineinzog. Die Municipalität trat gegen diese Volksmassen mit unterwürfiger Zustimmung auf — sie ließ z. B. in einem Jahre für 21,000 Livres Ermahnungen drucken [1]) — sonst aber handelte sie als souveräne Behörde, setzte sich mit allen benachbarten Gemeinden in Verbindung, eröffnete mit Corsica diplomatische Unterhandlungen, verwaltete die Marseiller Handelsniederlassungen in Afrika und der Levante, und ließ keine Einrede, weder des Departements noch des Ministeriums zu. Schon im Anfang des Jahres warf sie argwöhnische Blicke auf Arles und Avignon, und erwog die Folgen, wenn diese Orte sich mit Sardinien und den Emigranten verbündeten. Am 4. Februar schickte sie darauf Barbaroux nach Paris, um die angeblichen [2]) Rüstungen, welche Arles gegen Marseille unternehme, die Contrerevolution der Departements, die Herrschaft der Wucherer und Aufkäufer zu denunciren. Barbaroux, ein junger schöner Mann von entschiedener Bravour, warmer Phantasie, tumultuarischem Auftreten, setzte sich sogleich mit Brissot in enges Vernehmen, und begeisterte sich lebhaft für die gleich ungeduldige und ehrgeizige Frau Roland. Außer Marseille unterstützten auch Montpellier und Orange seine Forderungen, und als Arles sich nicht fügen wollte, begannen sie auf eigene Hand einen Freischaarenzug

---

[1]) Diese Rubrik kehrt in allen städtischen Budgets der Zeit mit ähnlichen Zahlen wieder — z. B. für Orleans 8000 L., Lottin I., 304 — im ganzen Reiche muß diese Reihe unproductiver Revolutionskosten Millionen verschlungen haben.

[2]) General Barbantane, der drei Wochen später in Aix seine revolutionsfreundliche Gesinnung der [illegible] von Arles ein Kinderspiel.

dorthin zu rüſten. Nationalgarden und bewaffnete Proletarier, Einheimiſche und fremder Zuzug wurden aufgeboten. Gegen Avignon wurden dieſelben Anklagen wie gegen Arles erhoben, die ganze Gegend ſchilderte man als in Aufſtand und voller Verſchwörung mit den Emigranten begriffen.

Aehnliche Wirren wurden um dieſe Zeit der Nationalverſammlung aus allen Theilen Frankreichs gemeldet. Es zeigte ſich, zu welcher Nichtigkeit die Regierung, zu welchem Elende die ökonomiſchen und religiöſen Zuſtände, zu welcher Macht die Jacobiner gelangt waren. Kaum eine Stadt gab es jetzt in Frankreich, die nicht ihren Tochterclub beſaß, die Jacobiner ſchätzten ſelbſt ihre Zahl im Reiche auf 400,000 Männer[1]), zum größten Theil urtheilsloſe und dürftige Leute, welche durch die Einrichtung des Clubs den Pariſer Führern unbedingt zur Verfügung ſtanden. Nicht als wären die Unordnungen, von denen gleich zu reden iſt, alle im Pariſer Club im Voraus entworfen und angeordnet worden. Die Verhältniſſe machten dies ganz überflüſſig, da in jedem Dorfe der Anlaß zu kirchlichen Händeln, der Verluſt an den Aſſignaten, der Wunſch nach wohlfeilem Brode, die Nichtachtung endlich der Behörden und Geſetze vorhanden war. Aber die Clubs leiteten die allgemeine Parole auf Gährung oder Beſchwichtigung der Maſſen in jedem Augenblick nach den Bedürfniſſen der Führer durch das Land. Sie gaben den einzelnen Banden das Vertrauen, daß ähnliche Bewegungen anderwärts ſich wiederholten und eine unüberſehbare Menge Gleichgeſinnter ihnen den Rücken deckte; ſie ſetzten umgekehrt die Führer auf das Raſcheſte in den Stand, von jeder Localbewegung im Centrum des Reiches den angemeſſenſten Gebrauch zu machen. Jetzt im Februar ging die Loſung, wir wiſſen aus welchen Gründen, durchweg auf Steigerung der Unruhen. Briſſot und die Gironde waren auf dieſem Felde mit Robespierre und Danton ebenſo einig, wie ſie ſich in der Kriegsfrage der Unterſtützung Lafayette's und Narbonne's erfreuten. Daß umgekehrt Robespierre ihnen wegen des Krieges und Lafayette wegen der inneren Tumulte zürnte, kümmerte ſie wenig bei dem Erfolge dieſes Zuſammenwirkens, in welchem alle anderen Parteien für den Augenblick nur ihren Zwecken zu dienen ſchienen.

Die Brandſtoffe waren überall dieſelben. Nicht mehr, wie 1789 die Herrenrechte, noch nicht wie 1793 der Schrecken vor dem Auslande; vielmehr ſieht man hier ſehr deutlich, wie der Alarm gegen die Aus-

[1]) J. M. Chenier, Monit. 1792, p. 711.

wanderer nur von den Parteiführern gemacht und etwa in einigen Grenzdistricten getheilt wurde. Im Lande war es durchgängig die religiöse und die sociale Frage, welche die Gemüther bewegten: Vernichtung der Kirche und Ernährung auf Kosten des Staates, das war das Ziel fast aller Bewegungen. Die Assignaten, von denen jetzt 1600 und bald 1800 Millionen circulirten, nachdem etwa 400 wieder verbrannt waren, hatten das Silber ganz aus dem Verkehre verdrängt, ja selbst das Kupfer war trotz des Einschmelzens der Glocken nur mit Mühe zu haben. Seit dem Beginne des Kriegsgeschreies sank das Papier entsetzlich; es verlor auch in seinen kleinen Noten von 5 Livres in Paris 40, in anderen Städten bis an 60 Procent; die Sorge des Courszettels, die sonst nur reiche Rentner drückt, plagte hier unaufhörlich den ärmsten Arbeiter. Die Nationalversammlung aber hatte für das Staatsbudget keine andere Quelle, als immer neue Emissionen; da sah sie den heillosen Bruch mit den Auswanderern im Grunde mit herzlicher Freude, weil er ihr Anlaß zu neuen Confiscationen, also zu unmittelbarem Gewinne und Vergrößerung des Pfandes für die Assignaten gab. Am 9. Februar decretirte sie das Sequester über alle Güter der Emigranten, und Verwaltung derselben zum Vortheil der Nation. Es war eine Masse, jetzt schon größer als jene des Kirchengutes, deren Confiscation denn auch längst von den Demokraten begehrt wurde. Dem Volke aber, dessen Assignaten sich dadurch nicht um einen Heller besserten, war bei allem terroristischen Jubel nicht geholfen. Der Mangel an baarem Gelde wurde täglich stärker und bedrohlicher, kein Kassentransport auch der Regierung war noch sicher, weil das wüthende Volk sogleich Entsendung in das Ausland argwöhnte. Wo ein Verkäufer das Papier sich anzunehmen weigerte, wo ein Geschäftsmann vollends baares Geld zusammensuchte, war der Tumult vorhanden und ertönte der Ruf: die Wucherer an die Laterne!

Unmittelbar damit hingen die Unruhen über die Lebensmittel zusammen. Die Preise stiegen mit der Werthlosigkeit der Assignaten, das Volk fürchtete zu verhungern, litt durchgängig Noth und sorgte noch viel mehr als es wirklich litt. Denn Arbeit war in den Manufacturen in Masse vorhanden, da die Wirkung des niedrigen Wechselcourses noch andauerte; wo sie nicht ausreichte, gab die Nationalversammlung neue Millionen für öffentliche Werkstätten, und die eifrig betriebene Recrutirung eröffnete für den Augenblick mehr als hunderttausend Männern ein leibliches Unterkommen. Ebenso fehlte es nicht an Getreide; wo sich ein wirklicher Ausfall zeigen mochte, hätte der

Staat den Markt versorgen können, da er in den ersten drei Monaten des Jahres für 12 Millionen ankaufte und dann weitere 10 Millionen zu gleichem Zwecke aussetzte. Aber die Unbändigkeit des Volkes verdarb auch hier Alles. Die Recrutirung ging schlecht, so viel man auch von der patriotischen Begeisterung reden mochte; die Fabrikherren brachten mit größter Mühe ihre Arbeiter zusammen; die öffentlichen Werkstätten waren auch in den Augen des Volkes verbraucht und passirt. Nach Arbeit und Disciplin stand der Sinn nicht. Lieber hörten sie auf Marat's Verwünschungen gegen die hartherzigen Reichen, lieber lasen sie in der verbreitetsten aller Pariser Zeitungen: der Ueberfluß des Reichen ist vom Antheil des Armen genommen, er ist also ein Diebstahl, ein sträflicher Diebstahl in einer Gesellschaft gleicher Menschen. In einem Athem damit gingen die Ermahnungen, alle Edelleute einzusperren und ihre Güter unter die Armen zu vertheilen, die Priester wie Pestkranke in abgeschlossene Gebäude zu setzen, da man sie leider nicht verbannen könne, weil Niemand das Geschmeiß aufnehmen wolle; den König bei den Befehlen des souveränen Volkes zum Schweigen, die Minister zum Gehorsam zu nöthigen. Die Jacobiner lebten und webten in solchen Erörterungen, sandten sie in die Departements, wiederholten sie in jedem Orte. Dazu der Hunger und Kummer der Volksmassen, es bedurfte keiner weiteren Conspiration, um aller Orten die gleiche communistische Gewalt in das Leben zu rufen.

Der Getreidehandel lag völlig darnieder. Der Pöbel ermordete die Kaufleute als Kornwucherer, und hielt die Transporte an. In Noyon entstand bei einem solchen Vorfall das Gerücht, es seien Truppen dagegen im Anmarsche; da ging der Alarmruf durch 140 Pfarreien, und 300,000 Bauern strömten zusammen, um sich das Brod nicht entreißen zu lassen. Nachricht kam an die Nationalversammlung, wo die Linke anfangs nur schmeichelnde Entschuldigungen für die Tumultuanten hatte; dann aber zeigte sich, daß der Transport für Paris bestimmt gewesen, und nun wurde mit Ernst eine bewaffnete Macht entsendet, welche durch ihr bloßes Erscheinen dem Unfug ein Ende machte. Anderwärts versagten auch die Truppen oder schlugen sich zu den Empörern; in den Departements des Nordens und des Pas du Calais brachte wochenlang jeder Markttag seine Revolte. In der Normandie zogen bewaffnete Banden von 6 bis 8000 Mann von Ort zu Ort, schätzten beliebig die Waaren, und erzwangen den Verkauf. In Melun hörte man die Sturmglocken weit umher auf allen Dörfern; die Bürger verschanzten die Thore, trugen Steine und heißes Wasser auf die Dächer, und

erwarteten ſo den Angriff. Die Behörden, ohne wirkſamen Zuſammenhang unter ſich und nach oben, benahmen ſich ſehr verſchieden. Der Maire von Etampes ließ ſich von einer Rotte Banditen niedermachen, ohne die begehrte Waarentaxe zu genehmigen; anderwärts ſah man die Gemeindebeamten an der Spitze der Aufrührer, die Directoren der Departements dagegen meiſt für Geſetz und Ruhe wirkend. Ueberhaupt kam die ſchlotterichte Unbrauchbarkeit der neuen Verwaltung glänzend an den Tag: unſer Hauptunglück iſt, rief Vaublanc, daß die Gemeinderäthe gegen die Departements in offener Widerſetzlichkeit ſtehen.

Gefüllt wurde das Maaß dieſes Elends durch die kirchlichen Streitigkeiten. Miniſter des Innern war damals Cahier de Gerville, früher Mitglied des Pariſer Gemeinderathes, ein Freund Barnave's und Chapelier's, ein Mann von rauhem und polterndem Weſen, von Grund ſeines Herzens Republikaner, jetzt aber nach ſeinem Eide redlich auf Erhaltung der Geſetze bedacht. Ueber die Kirche hatte er ungefähr Mirabeau's Anſicht: ihm kam alles Chriſtenthum wie Aberglauben vor, den aber Jedermann nach ſeiner Freiheit hochſchätzen möchte. Als ihn Prinzeß Eliſabeth einmal um Beſchützung einer verfolgten Religioſen bat, rief er rauh und kurz: ein Miniſter hat für wichtigere Dinge als für Nonnen zu ſorgen: die Nationalverſammlung aber erſuchte er dringend, dafür zu thun, daß das Wort Kirche und Prieſter bei ihr nicht mehr gehört werde. Dieſer Mann nun berichtete am 15. Februar: in allen Departements iſt die Freiheit des Cultus verletzt worden; die Behörden haben quäleriſche Beſchlüſſe gefaßt, laſſen den Eltern die Kinder wegnehmen, laſſen Todte wieder ausgraben, weil eidweigernde Prieſter die Taufe oder die Beerdigung vollzogen haben; viele Departements haben die Pfarrkirchen geſchloſſen, unter dem Vorwande, daß die Prieſter zur Rebellion neigten. Nach dieſer amtlichen Aeußerung, gegen die ſich kein Wort des Widerſpruchs auf der Linken erhob, kann kein Zweifel ſein, auf welcher Seite auch im Jahre 1792 die Offenſive in der kirchlichen Frage lag. Es zeigte ſich weiter, als der Miniſter mit Nachdruck ein Geſetz begehrte, welches die Liſten des Perſonenſtandes bürgerlichen Behörden übertrüge, um dieſe Rechtsverhältniſſe dem Kirchenſtreite und den Gewiſſensſcrupeln zu entziehen. Man ließ ihn Monate lang vergebens dringen, ſträubte ſich auf alle Weiſe, und ging endlich erſt auf Guadet's Bemerkung daran, daß die Sache an ſich gut ſei, und ſpäter, wenn der conſtitutionelle Clerus erſtarke, vielleicht von dieſem gehindert werden möchte. Wie man ſich der Widerſpenſtigkeit der Emigranten freute, um ihre Güter einziehen zu können,

ſo wünſchte man die Fortdauer des Kirchenſtreites, um das Recht zur Entfernung der Prieſter zu gewinnen. Bereits ſchritten einige Departements zu der Maßregel vor, ſie eigenmächtig von ihrem bisherigen Wohnorte wegzuweiſen, oder ſie ohne irgend ein gerichtliches Verfahren zu verhaften. In Lyon, wo der Stadtrath damals auch das Brod taxirte und willkürliche Hausſuchungen nach falſchen Aſſignaten veranſtaltete, hielt er die Klöſter unter polizeilicher Aufſicht, und ließ die Wappen an den Kirchthüren zerſchlagen.

Daß ſich bei ſolchen Verfolgungen Widerſtand regte, kann nicht befremden. Wenn die Kirche geſchloſſen war, hielt der Pfarrer den Gottesdienſt von allen menſchlichen Wohnungen entfernt im Dunkel des Waldes; die Bauern kamen meilenweit dorthin, und ſicher nicht mit Begeiſterung für die Revolution in ihre Dörfer zurück. An der Aisne verjagten achtzehn Pfarreien ihre conſtitutionellen Geiſtlichen, und wichen erſt, als ſtarke Abtheilungen Linientruppen einrückten. An der Dordogne und den obern Pyrenäen gelang keine Wahl, die nicht von den altgläubigen Prieſtern unterſtützt wurde. Im Departement endlich der Lozère entwich der abgeſetzte Erzbiſchof, Caſtellane, in das Gebirge auf ſein Schloß Chenac; die Gläubigen ſammelten ſich um ihn, befeſtigten das Schloß, und umgaben ihn mit einer zahlreichen Beſatzung. Daran reihte ſich die Erhebung von Mende und Jalès, deren ich früher Erwähnung that: nicht weit davon lagen Arles und Avignon, die ſich täglich entſchloſſener zeigten, der Tyrannei der Demokratie entgegen zu treten; es waren die Bezirke, gegen welche Barbaroux in Paris arbeitete und der Stadtrath von Marſeille rüſtete. In Marſeille zürnten die Führer, daß die Nationalverſammlung keinen Beſchluß faßte, und ſchickten ſich endlich an, auch ohne einen ſolchen zu handeln. Auf dem Wege nach Arles lag in Aix ein Schweizerregiment, deſſen militäriſche Zuverläſſigkeit ihnen aus eigener Erfahrung — das Regiment hatte früher zur Marſeiller Garniſon gehört — bekannt war. Sie fürchteten, von dieſen Truppen bei einem Zuge auf Arles gefährdet zu werden, und rückten alſo am 28. Februar mit 4000 Mann und ſechs Kanonen zunächſt gegen Aix. Dort erwartete Niemand einen Angriff; der Stadtrath ſorgte für ſeine Bürger im Fall eines Kampfes, der Oberſt des Regimentes, von dem vorgeſetzten General Barbantane ſelbſt zur Capitulation aufgefordert, wollte ſeine Truppen nicht zu einem nutzloſen Blutvergießen führen: genug die Entwaffnung und Entfernung der Truppen vollzog ſich ohne Schwertſtreich. Mit dieſem erſten Erfolge zufrieden, gingen die Marſeiller wieder zurück, der Eindruck

aber, den ihr Unternehmen in Paris hervorrief, war gewaltig: der Hof und die Republikaner sahen, daß hier ein schlagfertiges Heer nur auf das Zeichen zur Erhebung wartete.

Es war kein Zweifel möglich, daß ein Zustand solcher Spannung und Gährung nicht lange andauern konnte. Das Ministerium hatte keine Mittel zum Eingreifen, die Verfassung nahm ihm die rechtliche Befugniß, der Geldmangel, die Bildung der Grenzheere und die Zuchtlosigkeit der Truppen entzog ihm die materielle Kraft zur Unterdrückung der Unruhen. Die Gironde ermangelte jedoch nicht, seine Unthätigkeit als planmäßiges Streben zu verklagen, damit dem Volke durch Verlängerung der Wirren die Revolution verleidet würde; ein Vorwurf, den es allerdings sehr leicht auf die Versammlung zurückwerfen konnte, indem Gerville nachwies, daß er seit October mehr als 200 für die Verwaltung nöthige Decrete vergebens beantragt habe, der Marineminister Bertrand sich in gleichem Falle befand, und endlich Narbonne am 16. Februar über 21 rückständige Gesetze erinnerte, ohne die weder Rüstung noch Kriegsführung denkbar sei. Dazu kam die innere Uneinigkeit in dem Ministerium selbst, wo kaum zwei Mitglieder genau dieselbe Meinung vertraten [1]). Bertrand hielt sich abgesondert als ausgesprochener Royalist, knapp und gemessen in seinem Benehmen gegen die Versammlung, bei Hofe allein wohl angesehen, in der Stadt unaufhörlich intriguirend, ein fester, kluger, aber nicht immer zuverlässiger Mensch. Der Finanzminister Tarbé, ein braver und redlicher Mann, als Techniker ebenso bewandert wie unbedeutend als Politiker, schloß sich eng an Delessart an, und wurde wie dieser vornehmlich von Barnave und den Lameth's geleitet. Sie waren einig darüber, daß ein längeres Zuwarten unmöglich sei, und kamen jetzt auf die Pläne Mirabeau's zurück, denen sich ihre Lenker einst mit so eifersüchtigem Grimme widersetzt hatten: die auf den Tod abgehetzte Nation würde sich bestimmen lassen, aus allen Departements die Auflösung der unfähigen Nationalversammlung zu begehren; ein Theil der letzteren wäre zu bearbeiten, diese Forderung selbst zu unterstützen; man hoffte dann, den König in eine sichere Garnison des Inneren zu bringen, wo er sich mit einer selbsternannten Notablenversammlung umgeben, und mit dieser eine neue Verfassung nach dem Zweikammersystem bilden würde [2]). Bertrand hatte gegen einen solchen Plan nichts einzuwenden, als etwa seine

---

[1]) Pellenc an La Marck. 3. Januar 1782.

[2]) Mallet du Pan I, 295, 432.

Unzulänglichkeit: Gerville und der Justizminister Duport hielten sonst zwar etwas mehr von der bestehenden Verfassung, gaben aber bei der jetzigen Lage der Verhältnisse ebenfalls ihre Zustimmung. Hätte man vielleicht die Leiden des Inneren, die man schon so lange geduldet, noch eine Weile fort ertragen, so ließ die Verwickelung der auswärtigen Fragen keinen Augenblick des Zauderns zu. Das einzige Rettungsmittel gegen den Krieg, den Zerstörer aller Dinge, war die Sprengung der bisherigen Mehrheit in der Nationalversammlung. Darin lag aber auch die tiefste Schwierigkeit des Vorhabens. Narbonne saß doch einmal im Conseil; konnte man hoffen, daß er und mithin Lafayette ihre ganze bisherige Stellung wechseln würden? Es schien gerade in diesen Tagen nicht unmöglich. Denn Lafayette zürnte über die inneren Unruhen, welche den Kriegsrüstungen keineswegs förderlich waren, und hatte sich ja von jeher zu Gunsten eines (gewählten) Senates ausgesprochen; Narbonne aber wurde bei den Jacobinern von der Partei Robespierre's immer wüthender angegriffen und empfand bei mehreren Gelegenheiten schmerzlich das Sinken seiner Popularität. Jedenfalls war ohne den Kriegsminister kein Gelingen zu hoffen, man mußte ihn, was gefährlich schien, beseitigen, oder ihn heranziehen, was wenigstens bei den ersten Schritten des Planes unbedenklich war.

In der That ließ er sich um die Mitte des Monats bereitwillig finden. Es wurde beschlossen, sich mit einer Anzahl wohlgesinnter Abgeordneten einzulassen, und eine ministerielle Partei, die bis jetzt nicht existirt hatte, förmlich zu organisiren [1]). Einer derselben, Mouysset, stellte darauf am 23. im Namen von 300 parteilosen Mitgliedern den Antrag, den Saal der Versammlung für die Abende, an denen keine Sitzung Statt fände, den Abgeordneten zu freien aufklärenden Besprechungen zu eröffnen. Die Gironde erkannte die Tragweite der Forderung auf der Stelle. Sie fürchtete, daß sich hier eine parlamentarische Vereinigung, unabhängig von den Clubs und bald diesen feindselig bilden würde: sie bot alle Kräfte auf, den Versuch im Keime zu ersticken. Die Verhandlung wurde stürmisch, beleidigende Unterstellungen mischten sich mit tumultuarischen Drohungen, die Galerien tobten mit ausgelassenem Jubel. Endlich fiel den Gemäßigten der Muth, und Mouysset nahm seinen Antrag zurück. Dieser erste Plan war im Keime erstickt.

[1]) Bertrand vol. 7, chap. 11. Jedoch mit unrichtiger Zeit- und Personalangabe. Depesche Talleyrand's an Narbonne 21. Februar: enfin Vous Vous unissez tous: une bonne nouvelle.

Indeß war Lafayette immer ſo erzürnt auf die Jacobiner, daß er mit Narbonne und Frau von Staël die Herſtellung des Thrones für ſich allein in die Hand nahm. Frau von Staël wollte die königliche Familie in ihrem Wagen entführen, dann ſollte der König in Lafayette's Lager abgehen, und ſich an die Spitze des Heeres, natürlich unter Lafayette's Leitung, ſtellen. Wie wir den General kennen, wäre hier nimmermehr etwas Ausreichendes zu Stande gekommen; die äußere Anlage des Planes war dabei ebenſo abenteuerlich und locker wie Narbonne's ganzes Syſtem. So war die Königin von vorn herein abgeneigt, und als endlich Bertrand und Deleſſart davon erfuhren, entſchieden ſie ohne Mühe die gänzliche Ablehnung [1]).

Hätte die Annahme höchſt wahrſcheinlich das Königthum um nichts gebeſſert, ſo war die Weigerung ebenſo verhängnißvoll für Ludwig XVI. wie für die Feuillants. Bei Lafayette trug es die friſche Empfindlichkeit ſogleich über den früheren Zorn davon: ſeine Vereinigung mit der Gironde war unbedingter, ſein Haß gegen die Lameth's und ihre Freunde ingrimmiger als je. Um die Kataſtrophe zu beſchleunigen, trat die Entwickelung der auswärtigen Angelegenheiten hinzu.

Man erhielt nämlich Nachrichten aus Wien und aus London. Jene waren ganz dazu angethan, die Erbitterung der franzöſiſchen Kriegspartei zu reizen, dieſe, die Hoffnung und den Muth derſelben zu erhöhen. Beide drängten alſo die Kriſis zur Entſcheidung.

Was Oeſtreich betraf, ſo hatte ſich Leopold nach ſeiner zähen Weiſe auch durch die letzten Erfolge der Gironde nicht von ſeinen Anſichten hinweg bringen laſſen. Wie er ſelbſt den Frieden wünſchte, ſo lebte er ſtets noch der Ueberzeugung, die Feuillants müßten es in Paris endlich doch davon tragen, und durch das Anſehen der Mächte geſtützt, eine unblutige Verfaſſungsreform durchſetzen. In dieſem Syſtem mahnte er die geiſtlichen Churfürſten wiederholt zur Vorſicht; ja die 6000 Mann, welche er in den Breisgau beſtimmte, erhielten keine anderen Befehle als ernſtliche Verhinderung aller Umtriebe der Emigranten [2]). Die ſcharfe Note des 25. Januar, welche ſo unumwunden einen gänzlichen Syſtemwechſel von ihm begehrte, ſetzte ihn freilich einen Augenblick in Verlegenheit: er rief, es ſcheine, als wenn ihn die Franzoſen, die ihn den Friedfertigen nannten, doch noch von

---

[1]) Mallet I., 258.

[2]) Depeſchen des holländiſchen Miniſters van Haeften vom 4., 14., 16., 25. Januar, 2., 8. Februar, 10. März.

anderen Seiten kennen lernen müßten; bald aber kam er wieder auf das feuillantiſtiſche Syſtem und die ſichere Hoffnung zurück, die Franzoſen würden ſich fügen, ſobald ganz Europa ſeine kräftige Ermahnung an ſie ergehen ließe. Der Eifer der Gironde diente ſomit nur dazu, ſeine diplomatiſchen Schritte zu beſchleunigen, um den, wie er meinte, entſcheidenden Verein der Mächte zu Stande zu bringen, ehe die Gironde die Kriegserklärung durchgeſetzt hätte.

So eben war es ihm gelungen, mit Preußen einig zu werden, und das definitive Bündniß am 7. Februar zu zeichnen. Wir werden uns ſpäter die Entwickelung der deutſchen Politik im Zuſammenhange vergegenwärtigen; hier genügt es, zu bemerken, daß der Kaiſer auch in dieſem Vertrage an ſeiner früheren Weiſe feſthielt, das Bündniß durchaus auf gegenſeitige Vertheidigung richtete, die endliche Bildung des europäiſchen Vereins in Ausſicht ſtellte, und die Unterſtützung der conſtitutionellen Partei in Frankreich wie in Polen beabſichtigte. Ganz nach dieſer Auffaſſung wurde dann am 17. Februar die Antwortnote auf das Decret vom 25. Januar redigirt. Die öſtreichiſche Regierung ſprach zunächſt ihr Befremden über den Unwillen aus, den man gegen den Befehl an General Bender geäußert habe, da man ja von Brüſſel und Trier zugleich die amtliche Kunde erhalten, daß Bender nur dann Trier beſchützen ſolle, wenn dieſes die Emigranten entwaffne und zerſtreue. Hinſichtlich des Vereins der europäiſchen Mächte erklärte Leopold, daß er ſeit der Annahme der Verfaſſung nur noch eventuelles Beſtehen habe, daß es aber Pflicht ſei, ihn fortdauern zu laſſen, ſo lange eine republikaniſche Faction den mit Leopold verbündeten König bedrohe, und ſich unter mächtigen Rüſtungen und thätigen Wühlereien zur Revolutionirung von Europa anſchicke. Der Kaiſer wünſche Frieden, habe, während Frankreich rüſte, die Emigranten entwaffnet und die anderen Mächte zum Frieden ermahnt; die Jacobiner allein hetzten zum Kriege, weil ſie nur darin das Mittel ſähen, das Volk zu einem ihnen günſtigen Fanatismus zu ſteigern. Oeſtreich ſei alſo zu Vertheidigungsanſtalten genöthigt, hoffe jedoch, die geſunde Mehrheit des franzöſiſchen Volkes werde an ſeiner wahren Geſinnung nicht zweifeln, ſondern ſich von den Täuſchungen befreien, in welche die Jacobiner ſie zu verwickeln ſuchten.

Solche Erörterungen konnten die Leidenſchaft Lafayette's und der Gironde nur immer höher ſteigern: der ſcharfe und ſtolze Ton, in dem ſie auftraten, wurde von Briſſot mit Freude vernommen und eifrig

eutet. Deleſſart brachte die Depeſche am 1. März vor die

Verſammlung, und meldete, daß er in ſeiner Antwort die Kritik des inneren Zuſtandes und der franzöſiſchen Parteien als ungehörig und beleidigend zurückgewieſen, dann aber die Freude des Königs über die friedfertigen Verheißungen Leopold's ausgeſprochen, und den Kaiſer aufgefordert habe, da er jede Feindſeligkeit gegen die franzöſiſche Verfaſſung abläugne, einen Verein zu löſen, der hiernach keinen Gegenſtand mehr habe. Zwar klatſchte die Verſammlung, indem ſie die Note dem diplomatiſchen Ausſchuſſe überwies, dieſen Wendungen Beifall: Deleſſart ſollte aber bald erfahren, daß für ihn, den Miniſter des Friedens, auf dieſem kampfglühenden Boden keine Stätte mehr ſei.

Zu gleicher Zeit ſandte Talleyrand Berichte über ſeine Thätigkeit in London. Zuerſt hatte er etwas kühle Aufnahme gefunden, zu deren Beſſerung nicht beitrug, daß ſein Begleiter Biron wegen Schulden einem Verhaftsbefehle verfiel, und er ſelbſt ſich dem Miniſterium durch eifrigen Verkehr mit Fox, Sheridan und anderen Oppoſitionsmännern verdächtig machte [1]). Indeß zeigte die Lage doch auch günſtige Momente. Der Sinn aller Machthaber in England ging unzweifelhaft auf langen Frieden, wie ihn Pitt für ſeine großen Finanzoperationen bedurfte. König Georg III. haßte allerdings die Revolution mit der ganzen Zähigkeit ſeines Weſens, in dem Lande aber gab es eine Menge warmer Verehrer des neuen Frankreich, und wie in einem Kriegsfalle die Maſſe der Nation ſich entſcheiden würde, hätte Niemand vorausſagen können. Das Miniſterium war übrigens nicht ſo einig, als es nach außen erſchien. Der Premier verfügte unbedingt nur über ſeinen perſönlichen Freund Dundas und ſeinen Vetter Grenville; gegenüber ſtand der Kanzler Thurlow, der ebenſo eigenſinnig war, wie Pitt durchgreifend, und ſeit langen Jahren lebhaften perſönlichen Groll gegen Pitt im Herzen trug. Dieſen Männern nun legte Talleyrand den Antrag vor, die beiden Völker, im Bewußtſein der Gleichheit ihrer Intereſſen, ſollten ſich ihre Beſitzungen in und außer Europa wechſelſeitig gewährleiſten. Er bemerkte wohl, daß es das einzige Erreichbare, und auf ein förmliches Bündniß nicht zu hoffen ſei, fand aber, daß eine ſolche Garantie, in dieſem Augenblicke gegeben, den öſtreichiſch-europäiſchen Verein thatſächlich ſprengen müßte. Für England hatte der Vorſchlag

---

[1]) Morris, Tagebuch I, 365.: Montmorin ſagt mir am 16. Januar, Talleyrand ſei ganz ſicher, Pitt zu ſtürzen. Morris an Waſhington 4. April: ich habe mir an Talleyrand ein warnendes Beiſpiel genommen, und mit den Oppoſitionshäuptern keinen Verkehr gepflogen.

lockende Seiten; es gährte in Irland, in Oſtindien hatte man den gefährlichen Krieg mit Tippoo Sahib, es konnte ſehr belangreich erſcheinen, auf beiden Punkten ſich gegen eine franzöſiſche Feindſeligkeit zu ſichern. So ſchwankte die Frage vierzehn Tage lang im Miniſterrathe, endlich, am 2. März, eröffnete Grenville dem franzöſiſchen Unterhändler, daß man nicht zu den Feinden Frankreichs gehöre, im Gegentheil die Befriedigung deſſelben im eigenen Intereſſe wünſche — Pitt und ich, ſagte er, wiſſen, daß ein Handelsvolk bei der Freiheit ſeiner Nachbarn nur gewinnen kann — auf Talleyrand's andere Vorſchläge aber keine Antwort zu geben gedenke. Nach dem Verlaufe des Geſprächs hielt ſich Talleyrand für berechtigt, Narbonne zu melden, daß Pitt eine Annäherung an Frankreich anſtrebe, der Kanzler aber und vor Allem der König dagegen ſei, daß man ſich deshalb zu einer nichtsſagenden Antwort entſchloſſen habe, daß Pitt aber nichts gegen Frankreich thun werde, auch wenn dieſes Belgien angreife. Denn allerdings habe 1790 England die belgiſche Souveränität dem Kaiſer garantirt, allein eine militäriſche Expedition ſei an ſich noch kein Gegenſtand des Vertrags [1]).

Mit dieſer Zuſicherung glaubte Narbonne viel gewonnen zu haben. Bei der Kriſis, worin durch die Entſchlüſſe der übrigen Miniſter das Cabinet ſich befand, hatte er die drei Generale wieder nach Paris kommen laſſen, um ihr Anſehen und ihren Rath als Stütze in der Nähe zu haben. Wieder kam unendlich viel auf Lafayette an, und wieder gab er die Entſcheidung zu Gunſten der Zerſtörung. Erzürnt über Bertrand's Widerſpruch gegen ſeinen Rettungsplan, gehoben durch die neuen Hoffnungen in England, beſtärkte er Narbonne, auf dem bisherigen Wege zu bleiben, an der Kriegspolitik feſtzuhalten, und ſeinen Collegen kräftig entgegenzutreten. Lafayette ſelbſt übernahm es, dem Conſeil am 3. März zu verkünden, daß Narbonne mit dem verfaſſungsfeindlichen Bertrand nicht mehr zuſammen dienen könne. Zureden und Anerbietungen waren umſonſt, man hoffte, Narbonne zum Chef eines ganz gefügigen Miniſteriums zu erheben. Am 6. erklärte Narbonne der Verſammlung im Namen der Generale, daß man Niemanden an die Verfaſſung rühren laſſen dürfe: abſcheulich ſei es, muthwillig das Land in Krieg zu ſtürzen,

[1]) Dies Alles nach Talleyrand's Depeſchen an Narbonne. Auch dieſe Blätter haben ihre Revolutionsgeſchichte gehabt. Sie wurden bei Deleſſart's Proceß dem Gerichtshof zu Orleans überſandt, blieben dort, als das Tribunal durch die Septembermorde geſprengt wurde, unbeachtet unter den übrigen Papieren deſſelben, wurden erſt vor einigen Jahren zufällig als Maculatur entdeckt und gerettet.

aber verächtlich, den Krieg für unmöglich zu erklären, um die Freiheit zu ſchmälern; der König werde, das dürfe man von ſeiner Rechtſchaffenheit erwarten, ſeinen Miniſtern befehlen, nicht bloß die Verfaſſung zu beobachten, ſondern ſie auch auszuführen, und alle Schwierigkeiten kräftig aus dem Wege zu entfernen. Es war ſchwer zu ſagen, ob die Verdächtigung, die in dieſen Worten lag, mehr den König oder die Miniſter träfe; deutlicher redete übrigens am Abend die Gironde durch den Mund eines gewiſſen Gonchon [1]), eines halb verrückten Bürgers von St. Antoine, der im Namen der Vorſtadt der Verſammlung zurief: erzwingt den vollen Werth der Aſſignaten und vernichtet alle Verſchwörer, es iſt lohnender dem Volke dienen als den Königen, denn Höflinge, Könige und Miniſter werden vergehen, das Volk aber und die Piken werden nicht vergehen.

Deleſſart und die Lameth's fanden [2]), daß unter dieſen Umſtänden Narbonne nicht einen Augenblick länger Miniſter bleiben dürfe. Die anderen erklärten ſich in gleichem Sinne, nur müſſe, um die Maßregel zu mildern, zugleich der royaliſtiſche Bertrand ausſcheiden. Während dieſer Erwägungen brachten die Zeitungen Briefe der drei Generale an Narbonne, worin ſie es beklagten, wenn er ſeine Entlaſſung nähme, er ſei dem Heere und dem Vaterlande unentbehrlich; damit war die Kriſis in die Oeffentlichkeit geworfen und die Aufregung allgemein. Auch der König, verletzt durch die Einmiſchung der Officiere in politiſche Fragen, zauderte nicht länger, und eröffnete Narbonne in drei Worten: er habe den Oberſten de Graves an ſeiner Statt zum Kriegsminiſter ernannt. Die Generale beſchied er auf das Schloß, ſich über ihre Briefe zu rechtfertigen: Luckner ſagte, Narbonne ſei ein ſo bequemer Miniſter geweſen; Lafayette entgegnete, er habe an der Veröffentlichung des Briefes keinen Antheil. Dem Juſtizminiſter aber rief Lafayette unmuthig zu: wir wollen ſehen, wer der Stärkſte im Reiche iſt, ich oder der König [3]).

Es war der unglücklichſte Zeitpunkt, welchen Deleſſart hätte wählen können. Es war, als ſollten alle Weltgegenden den Schlag, der über ihm ſchwebte, verſchärfen. Am 8. kam die Nachricht nach Paris, daß der ſpaniſche Miniſter Florida Blanca geſtürzt, und durch Aranda erſetzt ſei, dem man beinahe eine politiſche Geſinnung wie Lafayette,

---

[1]) Daß er jetzt und noch lange ein Werkzeug der Gironde war, zeigen Gadoul's Berichte bei Buchez XXVIII.

[2]) La Marck an Mercy 11. März.

[3]) Pellenc an La Marck.

und eine entſchiedene Feindſeligkeit gegen England zutraute, ſo daß man Spanien für den öſtreichiſchen Verein völlig verloren gab. Man hörte ſodann von ruſſiſchen Bemühungen, Preußen gegen die Polen in Bewegung zu bringen; es hieß, daß in Berlin darüber Generale und Miniſter im Streite lägen, und das Intereſſe an Leopold's franzöſiſchen Wünſchen zurückträte. Endlich am 9. erhielt man die überraſchende und alle bisherigen Pläne zerſprengende Kunde, daß Kaiſer Leopold, im kräftigſten Alter, nach viertägiger raſcher Krankheit geſtorben ſei. Damit ſchien dem europäiſchen Vereine die Seele genommen. Der Nachfolger Franz, ein junger ſchwächlicher Menſch von 22 Jahren, war noch nicht Kaiſer; Oeſtreich, meinte man, ſei ganz vereinzelt, da man ſich der engliſchen Neutralität nach Talleyrand's Berichten ſicher hielt. Das Pariſer Publicum glaubte jetzt an Fortdauer des Friedens, und die Papiere ſtiegen um 15 Procent. Aber Briſſot und Lafayette ſahen nur die vortheilhaftere Ausſicht bei einem Angriffe auf Oeſtreich, ſahen Deleſſart auf allen Seiten verlaſſen und hülflos, und beſchloſſen, für Narbonne's Sturz eine ausgezeichnete Rache zu nehmen, ſich die Macht zu erobern, und den Bruch mit Oeſtreich zu vollenden.

Nichts kann inhaltsleerer, gehäſſiger und heftiger ſein [1]), als die ausführliche Rede, womit Briſſot am 10. März jene Depeſchen Oeſtreichs und Deleſſart's beleuchtete, um die Anklage auf Hochverrath gegen den Miniſter darauf zu begründen. Mochte dieſer den Verein Leopold's gewünſcht haben, hier in den Noten lag nichts vor als was die Nationalverſammlung ſelbſt decretirt hatte; was ſonſt einem Miniſter Pflicht und Ruhm ſein würde, ſtarke Forderungen in milder Form zu ſtellen, um den Gegner nicht unnöthig zu reizen, wurde dieſes Mal zum Verbrechen an der Ehre und Sicherheit des Staates geſtempelt. Kein Ausſchuß hatte berichtet, kein Wort des Angeklagten wurde zugelaſſen. Briſſot's und Lafayette's Factionen waren verbündet, das war die ganze Verſammlung. Als aber einigen Mitgliedern der Rechten die peinliche Anklage zu ſtark erſchien, und ſie ſich mit dem Sturze des Miniſters durch ein dictatoriſches Mißtrauensvotum begnügen wollten, erhob ſich der glänzendſte Redner der Gironde, Vergniaud, um ihnen durch Eröffnung weiterer Gewalt die Milde der Partei anſchaulich zu

---

[1]) Briſſot ſelbſt geſtand es Dumont ein, der Miniſter werde ohne Zweifel freigeſprochen werden, da man keine Beweiſe gegen ihn habe; aber die Situation fordere die Anklage, um ihn aus dem Miniſterium zu entfernen; man dürfe ſich die Jacobiner nicht zuvorkommen laſſen. Dumont, mémoires sur Mirabeau XIX, 378.

machen. Einſt hatte Mirabeau im Kampfe gegen die Prieſter an die Bartholomäusnacht erinnert, in welcher die Fanatiker die Hand Carl IX. gegen ſein Volk bewaffnet hätten; jetzt rief Vergniaud: auch ich ſehe die Fenſter des Palaſtes, in denen die Verſchwörung ſpinnt, uns durch Anarchie und Bürgerkrieg zur Sclaverei zu führen: oft iſt der Schrecken in alter Zeit aus dieſem Palaſte herausgetreten im Namen des Deſpotismus, möge er jetzt dorthin im Namen des Geſetzes zurückkehren, möge man wiſſen, daß dort nur der König unverletzlich und jedes andere Haupt dem Schwerte des Geſetzes unterworfen iſt.

So ſchreckte die Gironde die Königin aus den Thränen um den Bruder, um den entfernten und letzten Retter, mit der Drohung des Blutgerüſtes auf. Sie dachte nicht, daß ſie die Hände rührte, um es ebenſo für ſich ſelbſt wie für ihr Opfer zu bauen. Als ihr Redner geſchloſſen, überwältigte ſie mit dem Donner eines endloſen Applauſes jeden Gedanken an Widerſtand. Deleſſart's Anklage wurde mit gewaltiger Mehrheit beſchloſſen, und noch am Abend ſeine Verhaftung bewirkt. Das Miniſterium war geſprengt. Woher ſeine Nachfolger nehmen?

Zwei Angaben lieſt man häufig über die Bildung des neuen Cabinets. Nach der einen hätte die Gironde die Miniſterliſte unter der Drohung dictirt, im anderen Falle der Königin den Proceß zu machen[1]). Tritt man jedoch näher an den Verlauf des Ereigniſſes, ſo zeigt ſich außer Vergniaud's Rede keine Spur davon. Nach der anderen hätte der König überlegt, er müſſe ſeine Freunde für beſſere Zeit bewahren, und nach conſtitutioneller Regel die Miniſter aus der ſiegenden Oppoſition nehmen. Aber in ſolchen Zeiten hört wahrlich das Schema des conſtitutionellen Turnieres auf. Wo es ſich um Leben und Tod handelt, umgibt man ſich mit Freunden und Helfern — wenn man es kann.

Aber Ludwig konnte es nicht mehr: das war der einfache Grund für die Bildung eines demokratiſchen Miniſteriums. Er war ohne Schutz und Waffe, ſeine Garde noch nicht im Dienſt, die Truppen ebenſo in der Hand ſeiner Feinde, wie die Banden der Vorſtadt. Die Nationalverſammlung hatte die Gewalt in Händen, ihre Häupter befahlen die Ernennung der Miniſter, und bedurften keiner beſonderen

---

[1]) Es war damals Robespierre's Verſion, Beaulieu III., 247. Da nachher von einem ſolchen Proceß keine Rede war, ſo ergab ſich der Verdacht, die Gironde, zur Herrſchaft gelangt, betheilige ſich an den Verbrechen, die ſie zu verfolgen gedroht.

Drohung mehr. Der König, schrieb damals einer seiner Vertrauten [1]), lebt wie ein Mensch, der sich auf seinen Tod vorbereitet. Wären die Girondisten allein die Sieger des 10. gewesen, so hätte wohl schon damals Ludwig's Regierung geendet, und die Gironde eine Regentschaft für Ludwig XVII. gebildet [2]). Aber sie hatten gemeinsam mit Lafayette gesiegt, und noch war der General für sie eine Macht, mit der sie rechnen mußten. Er hatte in Paris so viele Anhänger unter der Nationalgarde, wie sie unter den Pikenmännern; er hatte draußen die Armee hinter sich, oder wenigstens glaubte er es, wie die Gironde.

Er aber hatte sich trotz seiner republikanischen Neigungen zu entschieden für die ganze Verfassung ausgesprochen, er sah unter den damaligen Umständen sich bei einer Aenderung derselben zu sicher durch die Gironde verdunkelt, als daß er die Beseitigung Ludwig's zugelassen hätte. So blieb es bei einem Ministerwechsel. Was jedoch die Personen des neuen Cabinets betraf, so trug es die Gironde bei allen Posten über Lafayette davon.

Gleich der noch von Delessart ernannte Kriegsminister de Graves, der jenem durch einen Freund Narbonne's empfohlen worden, hing mit der Gironde durch Pethion und Gensonné eng zusammen. Wichtiger aber war die folgende Ernennung zum auswärtigen Departement, wozu Lafayette den republikanisch gesinnten, aber weichen und unentschlossenen Barthélémy, Gesandten in der Schweiz, vorschlug, während er auf das Innere für seinen Freund, den Baron Dietrich, Maire von Straßburg, dachte, der in seinem Interesse die Elsasser Priester und Jacobiner bekämpfte, und ihm so eben eine Taschenausgabe der Menschenrechte zur Anlockung der östreichischen Soldaten geliefert hatte. Allein die Gironde warf nach Gensonné's Anregung ihr Auge auf den General Dumouriez, den sie in jenem Augenblick als einen der Ihrigen betrachtete, und gegen den Lafayette nicht besondere Einwendungen erheben konnte, da er ihn früher selbst als Agenten in Brüssel gebraucht hatte. Einer der bedeutendsten Männer der Revolution trat damit auf den großen Schauplatz der Politik. Er entschied sogleich die Anstellung des ihm ergebenen, sonst unerheblichen Lacoste als Marineminister. Etwas länger dauerte es mit den übrigen Stellen, bei denen Dumouriez ohne Genehmigung Brissot's und Pethion's keinen Schritt thun wollte. Erst am 26. einigte man sich auf Narbonne's Freund

[1]) Pellenc.

[2]) Mallet 1, 260. Auch Beauchamp weiß davon.

Garnier als Justizminister, wogegen Roland für das Innere und Clavière für die Finanzen durchaus Minister der Gironde waren. Endlich lehnte Garnier ab, und auch dieses letzte Departement fiel an einen Bordeleser Advocaten, Duranthon, der von Vergniaud und Guadet empfohlen worden war[1]).

So gingen die Erfolge der Faction am Sitze der Regierung vorwärts. Die Entscheidung in den Provinzen entsprach vollkommen der Krisis in der Hauptstadt. Am 12. März brach ein älterer Freund des Barbaroux, Namens Rebequi, mit 4000 Mann und 6 Geschützen aus Marseille auf, um die Gegenrevolution in Arles zu ersticken. Er achtete weder die Abmahnung einer Behörde noch die Möglichkeit des Bürgerkrieges; jedoch zeigte sich schnell genug, wie sehr die Patrioten die Kriegsrüstung der Arlesen übertrieben hatten, da von Widerstand keine Rede war, sondern die Marseiller ohne Kampf einrückten und die bedeutend schwächere Nationalgarde sofort entwaffneten. Fast an demselben Tage kamen in der Nationalversammlung wiederholte Anklagen gegen Avignon, Mende und Jalès vor, und rasch nach einander wurde die Besetzung der Stadt Arles durch die Marseiller bestätigt, und die Entwaffnung des ganzen Departements der Lozère befohlen; dafür aber gab man den Banditen von Vaucluse die Waffen der Eisgrube wieder in die Hand, indem man für Avignon eine unbeschränkte Amnestie aller politischen Vergehen aussprach, und statt der königlichen Commissare die Departements von Marseille und des Gard mit der Herstellung der Ruhe beauftragte. Marseille ernannte dazu die Führer seiner Armee von Arles, Rebequi und Bertin, die sogleich auf eigene Hand einen Trupp ihrer Mannschaft nach Avignon schickten, Jourdan, einen Theil seiner Banditen und andere Criminalgefangene befreien ließen, und gleich nachher mit ihnen einen feierlichen Triumpheinzug in Avignon hielten. Ueber der unglücklichen Stadt lag seitdem Trauer und Schrecken: dieses Mal, hatte Jourdan gerufen, soll die Eisgrube voll werden; viele Tausende schickten sich zur Auswanderung an. Die republikanische Revolution beherrschte den Süden des Reiches, und hatte dort ein gerüstetes und siegreiches Heer zur Verfügung. Dazu war die zweite Stadt des Landes, Lyon, ganz und gar in demokratischen Händen. Der Gemeinderath war von Roland's Freunden erfüllt; der Maire, Vitet, stand mit dem Minister in vertrautem Briefwechsel, beherrschte die Stadt durch den Jacobinerclub, und setzte so eben die Wahl eines

[1]) Neben ihm war noch von Louvet, Robert und Collot d'Herbois

tapferen Sansculotten, des Seidenarbeiters Juillard, zum Generalcommandanten der Bürgergarde durch. Während ein gasconischer Priester, Lauffel, die Arbeiter der großen Fabrikstadt durch eine Zeitung begeisterte, an deren Spitze er die Bibelworte stellte: der Herr hat die Armen gesättigt und die Reichen leer hinweggeschickt — predigte ein anderer Exgeistlicher aus Piemont, Challier, bereits nach Robespierre's Muster Verdacht gegen die Halbheit der Girondisten, und forderte die Vernichtung der Geldmänner, die ihre Aristokratie auf den Trümmern des Adels erheben wollten. Es war vergeblich, daß der Departementsrath ihn wegen gesetzwidriger Verhaftungen und Haussuchungen suspendirte; der Zorn seiner demokratischen Pöbelmassen hielt ihn im Amte fest. Der Maire Vitet selbst ging damals nach Montpellier, um sich mit den Führern der Marseiller in Vernehmen zu setzen; es hieß allgemein, das Revolutionsheer, durch alle gleichartigen Elemente des Landes verstärkt, werde jetzt auf die Hauptstadt vorrücken.

Da die Gironde indeß das Ministerium erobert hatte, wurde die äußerste Maßregel für's Erste aufgeschoben. Roland erklärte sogar die Befreiung der Banditen in Avignon für gesetzwidrig, worauf Robespierre ihn bei den Jacobinern offen des Verrathes anklagte: es war aber nicht so ernstlich gemeint, und Roland's Freunde ließen gleich nachher die Versammlung über die Beschwerden Avignon's zur Tagesordnung schreiten.

Drittes Capitel.

Miniſterium der Gironde.

Bei Weitem der bedeutendſte Menſch in der neuen Regierung war der Miniſter des Auswärtigen, General Dumouriez. Er ſtammte wie Sieyès und Mirabeau aus der Provence, von einer angeſehenen Familie des dortigen Parlamentsadels. Sein Vater hatte es jedoch nach der Reizbarkeit und Ungefügigkeit ſeines Weſens nur bis zum Amte eines Kriegskommiſſars gebracht, und der ehrgeizige und lebensluſtige Sohn war demnach ſchon früh auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen. So zog er als Achtzehnjähriger in den Krieg gegen Friedrich den Großen, und erwarb ſich in drei Feldzügen das Ludwigskreuz und eine Hauptmannsſtelle. Der Frieden aber ſchnitt raſch dieſe Hoffnungen ab, ſein Regiment wurde aufgelöſt, und er ſelbſt mit einer kleinen Penſion entlaſſen. Dazu überwarf er ſich mit dem Vater durch Neigung zu einer jungen Verwandten, mit deren Eltern die ſeinigen zerfallen waren; ſo durch Armuth, Leidenſchaft und Ehrgeiz dreifach getrieben, machte er ſich auf, den Reſt ſeiner Habe, hundert Louisdor in der Taſche, um in der weiten Welt ſein Glück zu ſuchen. Choiſeul, welcher damals an der Spitze des Miniſteriums ſtand, gab ihm Erlaubniß, über ſeine Erfolge zu berichten; dies war für Dumouriez hinreichend, um in dem Intriguenkreiſe, welcher damals die Regierung Frankreich's hieß, feſten Fuß zu faſſen. Es war für jeden ein ſchlüpfriger Boden, und für einen Menſchen ohne Namen und Verbindungen wie Dumouriez, ein halsbrechender. Dumouriez aber hatte den ächten Soldatenſinn, welchem die Gefahr ein Reiz iſt; er verſtand es, am paſſenden Orte keck und ſtolz, geſchmeidig

und unterwürfig, vor allem aber geschickt und brauchbar zu sein. Höhere Gesichtspunkte beschränkten ihn nicht; er hatte in Politik und Moral weiter keine Ueberzeugung, als daß jeder Fehler für ihn schlimmer als ein Verbrechen, und jedes gemeine Vergehen der schlimmste Fehler sein würde. So ging sein Leben in bunten Wechselfällen dahin: zuerst war er in sehr zweideutiger Stellung bei den corsischen Händeln von 1766 thätig, dann wirkte er als geheimer Agent des Ministeriums in Spanien und Portugal, darauf in Ungarn und Polen, wo er im besten Zuge war, den Krieg gegen die Russen auf großem Fuße zu organisiren, als der Sturz Choiseul's seinem Treiben ein Ende machte und ihn nach Paris zurückrief. Für die Ungnade des neuen Ministers Aiguillon hielt er sich durch die Gunst des Grafen Broglie entschädigt, welcher dem Könige als persönlicher Rathgeber hinter Aiguillon's Rücken diente, erfuhr dann aber bei dem ersten Anlasse die Schwäche Ludwig XV., der ihn ohne Schwierigkeit dem Minister Preis gab und eine lange Verhaftung Dumouriez's zuließ. Endlich 1775 hörte die Verfolgung auf, und er wurde als Generalmajor zum Commandanten von Cherbourg ernannt, welche Stelle er bis zum Ausbruche der Revolution bekleidete.

Die Entfernung aus Paris war hart genug für ihn; sein Geist fand in den engen Verhältnissen der Provinz keine Ruhe, unaufhörlich bestürmte er die Ministerien mit Plänen, Gutachten, Vorschlägen. Bei all diesem Treiben ging sein Drang weniger auf den Glanz als auf das Wesen der Macht, auf Einfluß, Thätigkeit und Wissen. Er wollte das Leben genießen, aber wäre auch mit mäßigem Lohne zufrieden gewesen; er hätte sich leicht beschieden, wenn sein Name unbekannt geblieben wäre; nur zu herrschen, einzugreifen, die Menschen zu lenken, seinen Willen in der Politik Frankreich's zu bethätigen, darauf richtete sich der Ehrgeiz seines unruhigen Geistes. So fand ihn der Ausbruch der Revolution, und er war keinen Augenblick zweifelhaft über seine Partei. Sein Leben lang hatte er mit dem Vorzuge des Geburtsadels ringen müssen; jetzt war die Zeit der persönlichen Kraft gekommen, und Dumouriez warf sich mit Eifer in die Bewegung. Er sachte den Bürgersinn seiner Soldaten an, half selbst in Cherbourg die Nationalgarde einrichten, und machte sich rasch einen revolutionären Namen in der ganzen Provinz. In Paris wurde er mit Mirabeau befreundet, fand Eingang bei Lafayette, und ging 1790 in dessen Auftrag nach Belgien, wo er mit den dortigen Demokraten bleibende Verbindungen anknüpfte. Getragen durch eine Menge alter Bekannt-

ſchäften, gewann er jetzt auch bei dem Miniſterium Einfluß; nur Ludwig XVI. mochte ihn nicht, und wies ſeine Beförderung mit den Worten ab, er kenne dieſen Intriguanten, deſſen Unterſtützung man bereuen würde. Endlich kam er 1791 als Militärchef der niederen Loire nach Nantes, zeichnete ſich hier bei der Flucht des Königs durch ſcharfen Patriotismus aus, und wurde mit Genſonné bekannt, als dieſer im Auguſt die religiöſen Unruhen der Vendee zu prüfen hatte. Zwei Monate nachher bot er ſich dem Könige als Miniſtercandidaten an, und verſprach die gründlichſte Ausrottung der Jacobiner [1]); zurückgewieſen, ſetzte er durch Genſonné die Verbindung mit der Gironde fort, die ihn endlich im Februar 1792 nach Paris und bei Delaſſart's Sturz in das Miniſterium führte. Er zählte damals dreiundfünfzig Jahre, war aber noch lebhaft und ungeſtüm wie der jüngſte Menſch, entſchloſſen auf eigenen Füßen zu ſtehen, und eine große Epoche in der Revolution zu machen.

Er ſtimmte nun vollkommen zu der Kriegspolitik der Gironde, und brachte ſie eigentlich zuerſt in Syſtem und Methode, gab ihr beſtimmte Zielpunkte und berechnete die dafür nöthigen und möglichen Mittel. Ihr werdet, hatte er früher zu Deleſſart geſagt, nicht bloß mit Oeſtreich, ſondern einen allgemeinen Krieg haben, aber er ſoll uns Ruhm und Gewinn und erweiterte Herrſchaft bringen. Er ſprach zuerſt das für die Revolution ſo verhängnißvolle Wort der natürlichen Grenzen, der Alpen und des Rheines, aus, und gründete darauf ſein ganzes Kriegsſyſtem: Vertheidigung, wo dieſe Grenzen ſchon geſchloſſen ſeien wie im Elſaß, Angriff, wo ſie erſt durch Eroberung erreicht werden mußten. Dies traf Belgien, Lüttich und die rheiniſchen Churfürſten im Norden, im Süden aber das gegen die ſardiniſche Herrſchaft mißvergnügte Herzogthum Savoyen. Hier wie in Belgien und am Rheine hatte man zahlreiche Verbindungen unter dem Volke, und zweifelte nicht an dem Losbrechen der Inſurrection, ſobald franzöſiſche Truppen ſich zeigen würden. Demnach ſollte Lafayette über Namur gegen Lüttich und Brüſſel, Luckner von Straßburg aus über Landau gegen Mainz operiren, im Süden aber ein viertes Heer zum Angriffe auf Savoyen gebildet werden. Dumouriez, der aus ſeinen früheren Abenteuern die ſchwachen und ſchlechten Seiten aller Höfe ſo gut wie Biron kannte, hoffte entſchieden, England bei der Neutralität feſtzuhalten und Preußen von dem öſtreichiſchen Bündniſſe zu trennen.

---

1) Morris an Waſhington. 21. März.

Seiner ganzen Partei kam es unglaublich vor, daß Preußen, gegen welches einst der östreichisch-französische Bund von 1756 geschlossen worden, sich ernstlich an einem Kriege gegen das neue Frankreich betheiligen sollte, welcher gerade die Absage jenes Vertrags zur Ursache hatte. Leopold's Tod schien neue Wege zu eröffnen, man machte also noch einen Versuch mit Preußen, und bot ihm durch den jüngeren Custine eine französisch-polnische Allianz, deren Lohn die Hegemonie in Deutschland, ja vielleicht die eben vacant gewordene Kaiserkrone sein sollte[1]). Wenn dies Alles aber täuschte, (wie es denn der wirklichen Weltlage in jeder Hinsicht widersprach,) so meinte Dumouriez im schlimmsten Falle Belgien längst erobert und in bewaffneten Aufstand versetzt zu haben, ehe die deutschen Heere anlangen könnten. Demnach nahm er den Notenwechsel mit Oestreich in äußerst schroffen Formen auf, um so schnell wie möglich bei der Kriegserklärung anzulangen.

Es bedurfte dazu nicht viel, da durch den Beschluß des 25. Januar der Bruch so gut wie vollzogen war. Oestreichischer Seits hatte sich der junge König Franz schon 1791 für den Krieg ausgesprochen, und das bereits unter Leopold gesunkene Ansehen des Fürsten Kaunitz, der in Wien den Bund mit Frankreich gegen Preußen personificirte, kam jetzt vollends herunter. Eine Nachgiebigkeit, die schon wegen der bekannten Tendenz der Gironde in jedem Sinne thöricht und fruchtlos gewesen, war bei dieser Stimmung des Cabinets vollends nicht zu erwarten. Immer aber war Franz noch zu neu in den Geschäften und zu mißtrauisch gegen sich und Andere, als daß er sogleich eine sichtbare Aenderung in Leopold's Friedenspolitik hätte eintreten lassen. Der Vicekanzler Graf Cobenzl, der nach wie vor seinen Einfluß behielt, wiederholte demnach in einer Note vom 18. März ganz gleichlautend die Erörterungen des 17. Februar, über deren milde Beantwortung Delessart zuerst beklatscht und dann vor Gericht gestellt worden war. Es ist ein Glück für Euch, sagte der Churfürst von Mainz damals zu den Emigranten, daß die Franzosen selbst den Krieg erklären, sonst würdet ihr euch umsonst danach sehnen[2]). Dumouriez antwortete noch einmal mit der kategorischen Forderung, der Kaiser müsse entwaffnen und sein Bündniß mit Preußen auflösen: Cobenzl entgegnete, es werde geschehen, wenn Frankreich seine Rechtsverletzungen gegen die Elsasser Fürsten und den Papst gutmache, und sich selbst in eine Lage bringe, bei welcher die Sicherheit Europa's nicht gefährdet sei, in welcher

[1]) Condorcet revision des travaux de l'assemblée legislative, oeuvres X, 442.

[2]) Bouillé.

Weiſe aber dies Letztere geſchehen könne, darüber hätten die Franzoſen ſich ſelbſt zu berathen[1]). Oeſtreich alſo verharrte genau in der Stellung, die es ſeit December eingenommen, ohne einen Schritt zum Angriffe weiter zu thun. Darauf beſchloß Dumouriez, ſo ſchlecht die Vorwände ſich ausnehmen mochten, die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen bei der Nationalverſammlung zu beantragen.

Er hatte damals, Mitte April, ſchon einige Erfahrungen über die Annehmlichkeiten gemacht, mit welchen eine Revolutionszeit die Stellung eines Miniſters umgibt. Zwar klatſchte die Nationalverſammlung bei jedem ſeiner Berichte, die er mit aller Energie des Bürgerſinnes zu würzen verſtand; auch bei den Jacobinern, die er einmal in der rothen Freiheitsmütze beſuchte, blieb die Mehrzahl der Stimmen ihm noch gewogen. Zunächſt aber mußte er ſich überzeugen, daß die Mittel zu einem ernſtlichen Kriege durchaus unzulänglich waren. Narbonne hatte ſeine Anſtalten mit glänzender Leichtfertigkeit getroffen und ſeine Berichte nur nach dem Beifall der Galerien, nicht aber nach der Wahrheit der Thatſachen eingerichtet. Es fehlte überall an Mannſchaften und Officieren, Disciplin und Material; der Kriegsminiſter de Graves, der ſich ganz zu Dumouriez's Verfügung geſtellt hatte, that das Mögliche; leider aber hinderte die innere Politik der Gironde, auf die man ſonſt ſich ſtützen mußte, jeden Fortſchritt. Die erſte Bedingung erfolgreicher Kriegführung, die Disciplin des Heeres, erhielt nach ſo zahlloſen Erſchütterungen jetzt den Todesſtoß, als auf wiederholtes Andringen der Jacobiner die Nationalverſammlung die Freilaſſung der Schweizer vom Regimente Chateauvieux befahl, welche wegen der blutigen Meutereien von Nancy zu den Galeeren verurtheilt worden waren, und darauf die Pariſer Demagogen den entlaſſenen Kettenſträflingen als Blutzeugen der Freiheit am 15. April ein rauſchendes Volksfeſt veranſtalteten[2]). Je radicaler dieſe Wühlerei wurde, deſto

[1]) So der Text der Note ſelbſt. Dumouriez ſagt, Oeſtreich habe die königl. Erklärung vom 23. Juni 1789 als Grundlage der künftigen Verfaſſung bezeichnet; wir werden unten, Buch IV. Capitel 1, ſehen, wie weit damit die Anſichten des öſtreichiſchen Miniſteriums ſtimmten; jedenfalls iſt von einer Note dieſes Inhalts nichts zu finden.

[2]) Die rothe phrygiſche Mütze, die ſeit dem Beginne der Revolution häufig als Symbol der Freiheit verwandt, und in dieſem Sinne auch von Dumouriez bei den Jacobinern getragen worden war, gewann erſt ſeit dem Feſte des 15. April allgemeine und bleibende Popularität. Die Galeerenſträflinge trugen rothe wollene Mützen und auch die gefeierten Schweizer hatten ſie aus dem Bagno mitgebracht. Vgl. Poisson l'armée et la garde nationale I, 370. Mortimer-Ternaux histoire de la Terreur Bd. 2. Cap. 1.

mehr Officiere wanderten aus, deſto unbändiger ſtellten ſich die Soldaten, deſto weniger Truppen wurden im Inneren entbehrlich, deſtomehr ſtockten alle Canäle der Verwaltung. Ueberhaupt zeigte ſich bald, daß Dumouriez der Partei zu ſelbſtſtändig war. Frau Roland ärgerte ſich über ſeine nicht gerade delicaten Formen, er ſpottete über ihre Geſchäftigkeit und Großmannsthuerei: einſtweilen brauchte man einander, aber von engerem Einverſtändniß war keine Rede. Im Gegentheil fand Dumouriez, und machte kaum noch ein Geheimniß daraus, daß der König beſſer ſei, als ſie Alle.

Es war ſehr natürlich, daß er unter dieſen Umſtänden die alte Verbindung mit Lafayette zu erneuern ſuchte, der jetzt wieder in ſein Hauptquartier Metz zurückgegangen war, voll von Unmuth über die Beſetzung des Miniſteriums, und deshalb viel geneigter gegen die Jacobiner als die Oeſtreicher in das Feld zu rücken. Dumouriez ſchrieb ihm dreimal, beſtätigte ihm die unter Narbonne genommene Abrede, daß er den Hauptſchlag gegen Belgien führen ſollte, und verſtärkte ihn trotz aller Klagen der anderen Generale durch eine Diviſion des Nordheeres [1]). Darauf kam eine halbofficielle Note des Generals, worin er die Herſtellung der inneren Ordnung, die Achtung der bürgerlichen und religiöſen Freiheit begehrte, und unter dieſer Bedingung das Miniſterium zu unterſtützen verſprach. Zugleich aber beſchwerte er ſich in einem Privatbillet an Dumouriez über den ausſchließenden Parteigeiſt und das unbändige Drängen zum Beginn des Krieges. Dumouriez antwortete: er treibe nicht zum Kriege, das Datum dieſer Entſcheidung ſei älter als das jetzige Miniſterium, noch mehr aber verwahre er ſich gegen den Vorwurf des Parteigeiſtes, und ſei der Ueberzeugung, daß er ſelbſt und Lafayette einander bedürften. In dieſem Sinne nahm er den General auch bei den Verhandlungen des Conſeils und der Partei in Schutz; er hatte Anlaß dazu, denn die Gironde, die jetzt des Krieges ſicher wieder Ausſöhnung mit Robespierre wünſchte, wollte dieſem den verhaßten Lafayette opfern, Dumouriez aber trat dem mit vollem Nachdrucke in den Weg. Nichts deſto weniger blieb Lafayette zurückhaltend; ſeine Stimmung war den Miniſtern nicht unbekannt, und gab ihnen ernſtliche Sorge über das Schickſal des Kriegsantrags in der vorher ſo begeiſterten Verſammlung. Noch am 18. April, als bereits den Generalen die Inſtruction zum Angriffe zugegangen, ſchrieb Dumouriez an Biron, mit dem er aus alten Zeiten befreundet war:

---

[1]) Ungedruckte Correſpondenz im Pariſer Kriegsarchiv.

die Kriegsfrage kommt jetzt an die Verſammlung, entſcheidet ſie für Frieden, ſo bleibt uns allen nichts übrig, als nach Amerika zu wandern. Allein es zeigte ſich bald, daß bei Lafayette eine Stimmung nicht ſo ſchnell zur That überging, und er, wenn auch perſönlich in ſeiner Kriegsluſt abgekühlt, auf ſeine Partei keine Einwirkung verſucht hatte. Im Gegentheil, als der König mit ſchwerem Herzen am 20. April den Befehl ſeiner Miniſter vollzog, und den Antrag auf Krieg gegen Oeſtreich ſtellte, erhoben ſich zwei oder drei Stimmen mit der Mahnung zur Behutſamkeit, ſonſt aber war Alles nur eine Bewegung von Freude, Hitze und Ungeduld. Kein Aufſchub, kein Ausſchußbericht, kein Druck des Antrags wurde zugelaſſen, ſondern der Krieg gegen Böhmen und Ungarn beinahe mit Einſtimmigkeit decretirt.

An den Grenzen war Alles bereit, um Blitz und Schlag auf der Stelle ſich folgen zu laſſen. Für den Süden hatten die Demokraten von Marſeille ſich den General Montesquiou ausgebeten, der noch von der Zeit der Conſtituante her mit Lameth und Lafayette geſpannt, der Gironde ſichere Bürgſchaft zu geben ſchien[1]). Bereits war er unterwegs nach Lyon, um 30,000 Mann hart an der Grenze von Savoyen aufzuſtellen und zu raſcher Invaſion bereit zu halten. Der Vorwand ließ nicht lange auf ſich warten. Am 19. April wies der ſardiniſche Commandant in Alexandrien den neu ernannten franzöſiſchen Geſchäftsträger Sémonville zurück, weil er nicht den Formen gemäß vorher angemeldet und außerdem als gefährlicher Unruheſtifter bekannt ſei. Beides war begründet. Sardinien gehörte zu den ſogenannten verwandten Höfen, bei welchen jenes Cerimonial in Geltung war: Sémonville aber war einſt ein Werkzeug Lafayette's und dann Mirabeau's in der geheimen Pariſer Polizei geweſen, hatte ſpäter als Geſchäftsträger in Lüttich mit den dortigen Demokraten gearbeitet, und endlich in Genua dieſe Bemühungen für Italien eifrig fortgeſetzt. Nichts deſtoweniger forderte Dumouriez nachdrückliche Genugthuung für die völkerrechtswidrige Beſchimpfung, und als dieſe ausblieb, erhielt Montesquiou die Weiſung, bis zum 15. Mai Savoyen zu beſetzen[2]).

Rochambeau und Lafayette hatten ſchon fünf Tage vor der Kriegserklärung den Befehl, ihre Truppen Lager beziehen zu laſſen, damit dieſer in den erſten Tagen des Mai 30,000 Mann von Dun in Eilmärſchen auf Givet und Namur führen, und Rochambeau,

---

1) Barbaroux mémoires.

2) Correſpondenz der Südarmee.

ſobald dieſe Bewegung eröffnet ſei, mit 22,000 Mann über Mons nach Brüſſel aufbrechen könne. Rochambeau war jedoch nach ſeinen militäriſchen und politiſchen Anſichten weder Dumouriez noch der Gironde genehm; nach acht Tagen kam alſo ein zweiter Befehl, er ſelbſt ſolle bei der Nachhut in Valenciennes bleiben und ſtatt ſeiner den General Biron mit 12,000 Mann gegen Mons, zwei kleinere Abtheilungen aber zur Beirrung der Oeſtreicher auf Tournay und Furnes entſenden, und den Angriff ſpäteſtens am 29. April eröffnen. In gleicher Weiſe wurde Lafayette angewieſen, ſchon am 30. in Givet einzutreffen, und am 1. Mai gegen Namur vorzugehen[1]). Dumouriez ſchrieb ihm ſelbſt, und trieb ihn zur Eile, erinnerte ihn an den Zorn der Jacobiner, den er durch glänzende Erfolge zu entwaffnen habe, an die Schwäche der ihm gegenüberſtehenden Oeſtreicher, an das Gewicht des Erfolges, wenn er in raſchem Laufe Namur und Lüttich erreiche, und die Belgier unter die Waffen rufe. Ich zähle die Minuten, ſchloß er, bis ich Nachricht von Euch habe.

Die Nachrichten kamen nur zu ſchnell von allen Seiten, unheilvoller als irgend wer erwarten konnte.

Rochambeau war bitter verdroſſen, als er die zweite Depeſche vom 22. empfing, der noch dazu die Inſtructionen für die drei Untergenerale verſiegelt beigelegt waren. Jedoch faßte er ſich als ein Ehrenmann, und that das Mögliche, um in den kurzen acht Tagen Biron beſtens auszuſtatten, obwohl er ihn für den eigentlichen Urheber der ganzen Anordnung hielt. So mangelhaft auch die Rüſtung des Heeres war, ſo hatte man doch hinreichendes Material, um 12,000 Mann in feldmäßigen Stand zu ſetzen, und Biron konnte damit am 29. die Grenze überſchreiten, während Theobald Dillon mit 3500 von Lille aus gegen Tournai, und Carles mit 1200 von Dunkirchen auf Furnes vorging. Dillon marſchirte die Nacht hindurch, kam am 29. früh auf belgiſchen Boden, und machte eine Stunde vor Tournai Halt, um die Truppen frühſtücken zu laſſen. Er ſelbſt war unſicher über Stellung und Erfolg, ſagte dem Rittmeiſter, welcher den Vortrab führte, er

[1]) Der ganze Unterſchied zwiſchen der Inſtruction vom 15. und vom 22. beſtand alſo darin, daß nach jener der Angriff in der erſten Woche des Mai, nach dieſer ſpäteſtens am 30. April geſchehen ſollte. Da ſeit Monaten der Plan im Allgemeinen den Generalen bekannt und in Bezug auf Namur ſelbſt von ihnen angegeben war, ſo erſcheint die Differenz ganz unerheblich. Wenn Lafayette und Rochambeau daraus das Mißlingen herleiten, beweiſt dies nur ihren Wunſch, die Schuld deſſelben auf das Miniſterium zu werfen.

fürchte einen Ueberfall, und möchte eigentlich sogleich zurückgehen, blieb aber doch hinter Hügeln versteckt stehen, ohne Posten zu weiterer Kundschaft vorzuschieben. So zäumte eben die Reiterei zum Füttern ab, als der Feind ungefähr in gleicher Stärke in der Flanke der Stellung erschien. Es waren die Obersten Pforzheim und Vogelsang, welche mit drei Bataillonen und sechs Schwadronen gegen die Franzosen heranrückten [1]). Obgleich sie zuerst nur einige Geschütze und Chevauxlegers in das Gefecht brachten, erregten sie doch sogleich gewaltigen Schrecken bei dem Gegner, und als nach einer Weile auch Infanterie sichtbar wurde, befahl Dillon sogleich den Rückzug. Anfangs ging er in leidlicher Ordnung von Statten. Die Oestreicher folgten unter Sturmschlag, jedoch ohne zu feuern; plötzlich aber lösten sich zuerst die französischen Cürassiere, dann die übrigen Reitergeschwader auf, überrannten unter wildem Fluchtgeschrei das Fußvolk, und nun wälzte sich der ganze Haufen in verwirrtem Getümmel Lille zu. Die Oestreicher verfolgten nur bis zur Grenze, ohne einen Mann zu verlieren, die Franzosen büßten vier Geschütze, eine Menge Gepäck und zwei Todte ein. Der Tumult setzte sich aber in Lille selbst fort, die Soldaten riefen Verrath, der städtische Pöbel stimmte ein, die Wuth richtete sich gegen die Officiere, und Dillon selbst wurde mit zwei anderen Generalen unbarmherzig niedergemacht.

Indeß hatte Biron am 29. den ersten belgischen Grenzort Quiévrain ohne Widerstand besetzt, und rückte von dort in drei Colonnen gegen Mons. Es gab einige Vorpostengefechte, die jedoch den Marsch nicht lange aufhielten, so daß man Nachmittags die Höhen unmittelbar vor Mons erreichte, wo sich der östreichische General Beaulieu nur mit 3500 Mann aber in vortheilhafter Stellung verschanzt hatte. Hier machte Biron Halt; er wußte nicht, wie stark der Feind war, traute seinen Truppen nicht viel zu, wunderte sich, daß von einer belgischen Revolution nichts zu spüren war, und kam endlich, nach einer nutzlosen Kanonade gegen die feindlichen leichten Truppen, zu dem vorsichtigen Beschlusse, auf Nachricht von Tournay zu warten. Als diese am Abend anlangte, war auch sein Muth zu Ende, und nur weil die Ermüdung der Truppen einen Nachtmarsch unmöglich machte verschob er noch den Rückzug auf den folgenden Morgen. Keine Erwägung kam ihm, daß er unmöglich eine feindliche Uebermacht vor sich haben könne, da in ganz Belgien nicht 40,000 Oestreicher standen, daß Dillon nur

[1]) Oestreichische militärische Zeitschrift 1812, I., 16.

eine Finte, er aber den Hauptangriff zu machen habe, daß Rochambeau mit 6000 Mann nur wenige Stunden entfernt, und mithin ein recognoscirender Versuch gegen die feindliche Stellung ganz ungefährlich sei. Seine Unruhe ging auf die Truppen über, mitten in der Nacht gab es Unordnung bei zwei Dragonerregimentern, einige Soldaten flohen, doch blieb die Masse auf ihren Posten [1]; früh Morgens trat Biron nach kurzem Scharmützel bei Framerie den Rückzug an und gelangte ohne Verlust bis Quiévrain [2]. Hier aber warf ein plötzlicher Angriff feindlicher Husaren ein Bataillon Nationalgarden über den Haufen, die Unordnung pflanzte sich in den andern Regimentern fort, das östreichische Fußvolk kam heran, und ohne Halten floh Alles unter Verrathgeschrei nach Valenciennes zurück. Mit unendlicher Mühe brachte Biron noch einmal einen Theil seiner Leute bei Crespin zum Stehen; kaum aber zeigte sich eine Patrouille östreichischer Uhlanen, so erneuerte sich die wildeste Verwirrung. Drei Kanonen, sieben Munitionswagen, hundert Gefangene fielen in die Hände der Oestreicher; der Verlust an Menschenleben war bei der eilfertigen Flucht der Franzosen gering [3].

Während dieser Vorgänge hatte Lafayette zwischen dem 25. und 30. in angestrengten Märschen 10,000 Mann bei Givet vereinigt, und den Rest seines Heeres in voller Bewegung dorthin. Sein Vortrab überschritt die Grenze und besetzte Bouvines; da erhielt er am Abend von Rochambeau die Nachricht, daß Dillon und Biron sich zurückzögen, am 1. ein bestätigendes Schreiben von Biron, am 2. eine Depesche des Kriegsministers, welche den Schrecken über Dillon's Unglück, und die Ermahnung aussprach, nur mit größter Vorsicht sich zu bewegen, damit nicht weiteres Mißlingen erfolge. Lafayette wünschte sich nichts Lieberes als solch' eine Aufforderung, und blieb in Givet stehen, ohne die geringste Recognoscirung weiter zu versuchen.

Weil also die 3000 Mann unter Dillon geflohen, zog sich Biron trotz seiner dreifachen Uebermacht zurück, und weil Biron nichts ausgerichtet, wagte Lafayette mit 30,000 Mann keinen Schritt in ein Land, das im Ganzen ihm keine stärkere Streitmacht hätte entgegen stellen können. Prüft man den Hergang genauer, so liegt hier die Schuld nicht an den Soldaten, die sich bald nachher tadellos schlugen,

---

[1] A. N. 17. Mai, Berichte der beiden Obersten.

[2] So sein eigener Bericht. Moniteur 8. Mai.

[3] Dies Alles nach den Acten. In mehreren Darstellungen ist das Bild besonders durch den falsch aufgefaßten Vorgang bei den beiden Dragonerregimentern verwirrt worden.

nicht an der ſchlechten Ausrüſtung, die bei dieſen erſten Schritten noch gar nicht zur Sprache kam, ſondern allein an den Führern, die mit Unſicherheit und Unluſt an den Krieg herangingen, immer nur die Mittel des Feindes und nicht die eigenen im Auge hatten, und überall das erſte Beiſpiel des Verzagens gaben. Allerdings war darum das Verrathgeſchrei der Soldaten, ſo heftig es auch von den Clubs und den Parteien wiederholt wurde, nicht begründet: thatſächliche Beweiſe liegen an keiner Stelle vor, vielmehr erklärt ſich die Flucht der Soldaten ausreichend aus ihrer Unerfahrenheit, aus ihrem Mißtrauen gegen die Officiere, und aus ihrem Gefühl von der Schlaffheit der Führung. Was aber die Generale anbetrifft, ſo iſt Mangel an Muth und Friſche noch kein Verrath, und die leichteſte Erwägung ihrer Intereſſen lehrt unwiderſprechlich, daß für Lafayette und Rochambeau ebenſo wie für Biron und Dillon der Verrath ein Act des Wahnſinns und des Selbſtmordes geweſen wäre. Darüber konnte ſich kaum die fanatiſche Verblendung des Parteihaſſes von 1792 täuſchen. Ebenſo nichtig iſt zuletzt die Anklage Lafayette's gegen Dumouriez, daß er, um ſich des Generals zu entledigen, die Operationen überſtürzt und Lafayette's Niederlage gewünſcht habe. Hatte er doch ſeine politiſche Exiſtenz auf den Erfolg des Angriffes geſetzt, Lafayette gegen den Wunſch der Gironde im Commando erhalten, ſein eigenes Heil von dem Benehmen des Generals abhängig gemacht. Auch wüthete er über den ſchimpflichen Ausgang; ſeinem Freunde Biron ſandte er ein vertrauliches Schreiben, worin er ſeinem Herzen Luft machte: ihr ſeid ausgerückt wie die Thoren, und zurückgekommen wie die Narren.

Endlich, um das Maß zu füllen, kam wenige Tage ſpäter Nachricht von General Montesquiou, die Miniſter ſeien arg betrogen, wenn man ihnen von dem Daſein einer Südarmee geſprochen; dort ſei Alles zerſplittert und ungerüſtet wie im December, und unter zwei Monaten nichts aufzubringen, man möge alſo um jeden Preis den Bruch mit Sardinien vermeiden.

So war die Hoffnung, mit einem Handſtreiche bis an den Rhein und die Alpen vorzubringen, ſchnell zerronnen. Die Lage des Staates erſchien mißlich im höchſten Grade. Bei der engliſchen Regierung erwirkte Talleyrand zwar ausdrücklich die Verheißung der Neutralität, auch wenn Frankreich Belgien überziehe — nur Holland müſſe unangetaſtet bleiben[1]) — aber die gewünſchte Unterſtützung von dieſer Seite

[1]) Montmorin an La Marck 22. Mai.

war entschieden nicht mehr zu hoffen. Kein besseres Glück machte der nach Berlin und Braunschweig gesandte jüngere Custine; vielmehr stellte sich unzweifelhaft heraus, daß Preußen für Oestreich auftreten, und binnen wenigen Monaten ein schweres Zusammentreffen zu erwarten sein würde. Dieser Aussicht erlag zunächst der Muth de Graves', der mit leeren Cassen, aufrührerischen Soldaten, desertirenden Officieren und schlaffen Generalen sich nicht gegen die deutschen Heere zu messen wagte: er gab am 5. Mai seine Entlassung. Sein Nachfolger wurde ein girondistisch gesinnter Oberst Servan, ein fest zusammen genommener Charakter und tüchtiger Officier, welcher damals keine andere Ansicht hatte, als daß die Lässigkeit der Feuillants und der Verrath des Hofes allein das Unheil verursache, mit großem Eifer an allen Punkten eingriff, und im Inneren zu jedem revolutionären Schritte bereit war. Er hielt also im Conseil mit Roland und Clavière fest zusammen, während Dumouriez mit diesen täglich mehr zerfiel, und alles Augenmerk um so eifriger nach Außen richtete. Er hatte keinen anderen Gedanken, als möglichst rasche Erneuerung der Offensive. Gleich nach dem Schimpfe von Mons hatte Rochambeau seinen Abschied gefordert, und Dumouriez sofort die Ernennung des kampflustigen Luckner an seine Stelle veranlaßt. Zugleich schrieb er auf's Neue an Lafayette, erklärte ihm bündig, daß er seine Ansichten über die innere Politik vollständig theile, und beschwor ihn, binnen 14 Tagen einen zweiten Angriff auf Belgien zu versuchen und jeder Unterstützung durch die Minister gewärtig zu sein. In der That ließ es hier die Gironde trotz alles Argwohnes gegen Lafayette nicht fehlen. Servan verdoppelte und verdreifachte die Recrutirungen, die Nationalversammlung erließ ein scharfes Disciplinargesetz, zum höchsten Anstoß der Cordeliers, Robespierre's [1]) und Marat's, ansehnliche Sendungen von Munition und Geräthen gingen in das Lager ab. Allein hier wie überall kam Lafayette nicht über persönliche und augenblickliche Stimmung hinweg. Er traute Dumouriez nicht, er fürchtete gegen ihn in untergeordnete Stellung zu gerathen, er verachtete die Immoralität des Mannes, der immer Maitressen gehalten, immer Freunde aus allen Parteien, immer Geld

1) L. Blanc VI, 384 citirt aus Robespierre's Artikel die allgemeine Theorie, daß der Soldat nur für Dienstvergehen der militärischen Disciplin unterworfen sein soll, und weiß dieselbe als beste Stütze gegen das Säbelregiment nur zu loben. Er erwähnt aber ganz und gar nicht, daß die Theorie dieses Mal den ausgesprochenen Zweck hatte, eine militärische Zuchtlosigkeit, die sich so eben in Feigheit, [illegible] und Mord bethätigt hatte, zu verlängern.

ohne nachweisbare Einkünfte gehabt, genug er wollte von einem solchen Bündnisse nichts wissen. Er antwortete nur mit verstärkten Klagen über die gänzliche Entblößung seines Heeres, die alle entschiedene Thätigkeit verhindere, und bestimmte noch dazu den schwachen Luckner, fast mit denselben Worten diese Klagen zu wiederholen. Seine Träume, Belgien und Holland als triumphirender Befreier zu durchziehen, waren zum zweiten Male verraucht. Vom Kriege versprach er sich nichts, als durch tüchtige Vertheidigung die Deutschen im Schach zu halten, und mit einer Capitulation zugleich die Menschenrechte gegen die Emigranten, und die Constitution gegen die Jacobiner zu sichern [1]). So verging der Monat Mai, ohne daß außer einigen nichts bedeutenden Postengefechten der Krieg sich irgend wie geregt hätte. Man blieb schwach und unfähig zu militärischem Thun, obgleich die ersten vier Wochen dieses kampflosen Feldzuges bereits 52 Millionen kosteten [2]).

So viel nämlich hatte man officieller Weise dem Kriegsministerium als Zulage zu dem ordentlichen Etat bewilligt; daß im Stillen viel mehr aufging, verrieth Cambon am 30., als er 99 Mill. erwähnte, die man so eben dem Minister angewiesen habe; Näheres darüber weiß ich nicht beizubringen. Schlimmer aber als diese unmittelbaren Kosten, waren auch auf dem finanziellen Gebiete die mittelbaren Nachwehen des Krieges: schon damals war auf dieser Seite vollständig zu übersehen, was er für die Fortentwickelung der Revolution bedeute.

Zunächst machte seine bloße Ankündigung dem künstlichen Aufschwung der französischen Industrie, welchen wir in den vorhergehenden Jahren beobachteten, ein Ende. Bereits am 16. December rief ein Deputirter: wir verkaufen dem Auslande fünfzig Procent weniger als im vorigen Jahre und kaufen um eben so viel mehr. Alle Manufacturen stocken, sagte ein Anderer, überall concurriren die Fremden gegen uns mit Vortheil. Einige der wichtigsten Zweige, die Wollen- und Baumwollenfabrication, krankten am Meisten; jene mußte ihren Rohstoff zum großem Theile, diese vollständig außer Landes suchen; jene litt bei dem Ankaufe desselben an dem ungünstigen Wechselcourse, diese an der Zerrüttung ihrer Hauptquelle, der Colonie von San Domingo; beide sahen in der allgemeinen Zerrüttung den inneren Markt und den Verbrauch ihrer Erzeugnisse täglich mehr zusammenschrumpfen. Im Februar kam die Frage an die Nationalversammlung.

[1]) Mallet's Memoire vom 14. Juli, §. 2.

[2]) 20 im December bewilligt, 25 am 22. April, dann 7 für jeden Monat vom 1. Mai an.

Man war hier an das Eingreifen des Staates in Eigenthums- und Verkehrsverhältniſſe ſattſam gewohnt, und ſchnell mit dem Heilmittel fertig. Die Hauptſchwierigkeit war die Beſchaffung des Rohſtoffes: wohlan, ſo zwinge man die Beſitzer deſſelben, ihn in die Fabriken zu bringen. Man hat ſich bisher, ſagte Tarbé, mit einem mäßigen Ausfuhrzoll auf Wolle und Baumwolle begnügt, jetzt, wo der heimiſche Bedarf nicht ausreicht, muß man die Ausfuhr eben verbieten. Es kommt darauf an, ſo ſtellte Aréna den Standpunkt des Urtheils feſt, dem Vaterlande zwei Millionen Arbeiter [1]) zu erhalten, die verruchten Speculanten aber, welche durch Aufkauf der Wolle für das Ausland unſere Manufacturen ſtille legen, zu vernichten. Vergebens warnten Vaublanc und Emmerch. In Frankreich war von jeher die Wollenerzeugung nicht ſo bedeutend, wie ſie die natürlichen Mittel des Bodens verſtatteten, die Schaafzucht hatte ſtets die ſchwächſte Seite des franzöſiſchen Ackerbaues gebildet. Es war alſo ſicher, daß man einer zweifelhaften Begünſtigung der Fabriken zu Liebe den überall erſchütterten Ackerbau auf das Härteſte traf, ſobald man den Heerdenbeſitzern ihren Ertrag und Abſatz verkümmerte. Nichts deſto weniger wurde das Verbot decretirt.

Ende März klagte darauf der Handelsausſchuß, daß es für die Baumwolle einen unendlichen Schleichhandel in das Leben gerufen habe, ſo daß man bei weiterem Beſtande Gefahr laufe, die Baumwolle der franzöſiſchen Colonien von den Engländern kaufen zu müſſen. Der Ausſchuß beantragte demnach ſtatt des Verbotes eine Ausfuhrſteuer von 12 Prozent des Werthes. Allein ſo wohlfeil waren die Anhänger der ökonomiſchen Staatsallmacht nicht zu befriedigen. Ein eifriger Demokrat, Duhem, forderte anſtatt der Aufhebung des alten den Erlaß eines neuen Verbotes, gegen die Ausführung nämlich des Holzes, weil es den armen Leuten zu theuer werde, und man für dieſe den Preis niedrig halten müſſe. In Wahrheit ſtand es hier wie bei der Wolle: der letzte Grund der Theuerung war die unzulängliche Production, dieſe aber beförderte man wahrhaftig nicht, wenn man ihr die vorhandenen Abſatzwege ſperrte. Es blieb denn bei dem Ausfuhrverbot auf Wolle, und einem Ausfuhrzolle von 50 L. den Centner auf Baumwolle, eine Steuer, welche dem Verbote gleich kam. Es blieb aber auch bei allen Uebelſtänden, welche das Verbot nicht beſeitigte, ſondern verſchlimmerte.

---

[1]) Es kommt dem Redner, wie Cambon, auf eine Null mehr oder weniger nicht an.

Um das Uebel zu lindern, hätte es der Heilung seiner Ursachen bedurft, und diese lagen zwar auf der Hand, waren aber integrirende Theile der Revolutions- und Kriegspolitik der Gironde. So lange sich diese nicht änderte, trieb man Frankreich in dem elenden Kreise zu Tode, daß die Gewalt immer gesteigerte Noth, und die Noth immer verschärfte Gewalt hervorrief. Man war schon so weit auf diesem Wege gekommen, daß eine Maßregel, welche Mirabeau vor anderthalb Jahren für schlimmer als den Bürgerkrieg gehalten hatte, fast unbemerkt in dem Getümmel vorüberging.

Clavière, welcher jetzt die Finanzen des Staates zu lenken hatte, war schon mit dem Vorschlage des Bankerotts hervorgetreten. In früheren Abschnitten der Revolution hätte er guten Sinn gehabt, damals, als man fremdes Eigenthum confiscirte, um die Staatsgläubiger damit zu bezahlen. Jetzt aber handelte es sich um die Kosten eines muthwillig hervorgerufenen Krieges: man fürchtete in Belgien nicht einfallen, die Rheinlande nicht revolutioniren, die natürlichen Grenzen nicht erobern zu können, wenn man fortführe, den Pflichten gegen seine Gläubiger nachzukommen. Dieser Gefahr gegenüber schien kein Zaudern möglich. Man beschloß, den Ertrag der confiscirten Kirchengüter natürlich zu behalten, aber die darauf angewiesenen Gläubiger dennoch nicht mehr zu bezahlen. Am 27. April erschien also der Antrag, 300 Millionen neue Assignaten zu erschaffen, welche mit Beseitigung der bisherigen Gesetze, allein für Kriegskosten, und nicht auch für die Liquidation der Staatsschuld zu verwenden wären. Dies wurde ohne besondere Debatte sogleich bewilligt. Zehn Tage später erfuhr man, daß der April 60 Millionen zur Schuldentilgung verbraucht hatte: Jacob Dupont rief, auf diesem Wege werde die Staatsschuld alle Assignaten verschlingen; Cambon bemerkte, der Krieg allein werde bis zu Ende des Jahres 400 Mill. mehr als die ganze Jahreseinnahme kosten. Ueberdies, setzte er hinzu, mit dem Aufhören der Tilgung trefft ihr nur reiche Leute, alte Finanzbeamte, Bankiers und Speculanten. So wurde am 15. Mai beschlossen, die Bezahlung der Schulden bis auf Weiteres beruhen zu lassen, mit Ausnahme der kleinen Posten unter 10,000 Livres.

Dadurch in den Finanzen gefristet, nahm die Gironde die alten Revolutionspläne wieder auf. Nachdem sie das Ministerium erobert, und Ludwig XVI. sich ihren Wünschen gefügig gezeigt, hatte der Angriff gegen das Königthum eine Weile geruht. Der Frieden hätte sich vielleicht noch weiter fortgesetzt, wenn die Eroberung Belgiens gelungen

wäre, und gemeinſame Erfolge die Herzen erwärmt und die Parteien genähert hätten. Als aber das Mißgeſchick von Tournay dem General Lafayette den erwünſchten Vorwand gab, ſeinen Unmuth gegen die Gironde zu offenbaren und alle kriegeriſchen Operationen in Stillſtand zu bringen; als Ludwig, ſo wenig er Lafayette liebte, ihn doch nicht ohne Weiteres den revolutionären Parteien aufopfern wollte: da erinnerten ſich Roland und Briſſot, daß ihr eigentliches Ziel ein Größeres als ein conſtitutionelles Miniſterium ſei. Wenn Belgien nicht vor Ankunft der deutſchen Heere eingenommen war, ſo wußten ſie, daß der Krieg eine ſehr mißliche Geſtalt annahm: alſo hatten ſie Eile. Einſtweilen aber waren die Preußen noch ſehr weit entfernt und auf der deutſchen Grenze Alles in tiefer Ruhe: alſo waren ſie mit friſcher Keckheit erfüllt. Die Gründe des langen deutſchen Zauderns werden wir noch erörtern, können aber hier ſchon bemerken, daß die Folgen ganz unberechenbar waren. Die Pariſer Bevölkerung, im Winter höchſt aufgeregt durch die zahlloſen Schilderungen der auswärtigen Gefahr, vergaß bei dieſer endloſen Sicherheit beinahe die Exiſtenz der fremden Mächte: man ſprach von dem Kriege mit einer ſorgenloſen Neugier wie etwa von den indiſchen Kämpfen der Engländer gegen Sultan Tippo. Damit wurde für jetzt die Hoffnung der Feuillants auf Einſchüchterung der Demokraten zu Waſſer, und als ſpäter die Gefahr ganz unvermuthet hereinbrach, ſchlug der unverſtändige Leichtſinn in wahnſinnige Angſt und thieriſche Leidenſchaft um.

Mehr noch als ſeine übrigen Collegen hatte Roland ſeit dem Anfang des Miniſteriums an der feindſeligen Stellung der Partei gegen den König feſtgehalten. Kaum hatte er das Portefeuille des Inneren übernommen, ſo ſteigerte ſich die Verfolgung gegen die alte Kirche. Die Nationalverſammlung hob am 6. April die weltlichen Congregationen auf und verbot alle kirchlichen Amtstrachten: als dann mehrere Departements die Verbannung der Prieſter petitionirten, erläuterte Roland, es ſei in der That der Bürgerkrieg nur durch ſolche Maßregeln der Strenge abzuwenden, und veranlaßte damit am 26. einen Bericht des Sicherheitsausſchuſſes, daß die Prieſter, als beſonders durch die Einfalt der Bauern geſtützt, in die Hauptſtädte der Departements transportirt werden müßten. Eine Weile hinderte Dumouriez, welchem die kirchlichen Händel gleichgültig und zuwider waren, dieſen Eifer, und wies namentlich die Zumuthung, den König zum Gebrauche eines conſtitutionellen Beichtvaters zu nöthigen, unwillig ab. Als aber die Gironde durch Servan's Eintritt eine neue Stimme im Miniſterrathe gewonnen,

kam Roland wieder in die Nationalverſammlung, um zu ſchleuniger Entſchließung über die Prieſter zu mahnen. Mag man über die Sache denken wie man will, unzweideutig iſt die Illoyalität, mit der er als Miniſter hier gegen die verwundbarſte Stelle der königlichen Ueberzeugung vorſchritt, einen Krieg auf Leben und Tod zwiſchen dem Könige und der Verſammlung entzündete, und im Amte blieb, um ſo lange als möglich den miniſteriellen Einfluß gegen den König zu richten. Er war darin ſo unbefangen, daß er aus miniſteriellen Mitteln eine republikaniſche Zeitung gründete, und über Dumouriez nicht wenig zürnte, als dieſer von einer ſolchen Ausgabe nichts wiſſen wollte. Seine Frau rühmt auf allen Blättern ihres Buches die Tugendhaftigkeit des Gemahls; es iſt deutlich, daß er, vielleicht vortrefflich im Privatverkehr, als Parteihaupt über die einfachſten Regeln der Ehre und Rechtlichkeit hinwegzuſchreiten verſtand.

Eine völlige Abſchaffung des Königthums lag übrigens auch damals nicht in dem Plane der Partei. Sieyès und Condorcet hielten einen ſolchen Schritt noch immer für höchſt bedenklich. Sie ſahen wohl, daß darüber, je heftiger die Kriſis ſich anließ, erſt der Augenblick des Sieges die Entſcheidung geben könnte. Im Allgemeinen ging ihr Gedanke auf weitere Schmälerung der königlichen Rechte, Herabſetzung der Civilliſte, Ernennung der Miniſter durch die Nationalverſammlung, endlich nach Umſtänden Aenderung des Throninhabers oder der Dynaſtie [1]). Das frühere Ideal der Lameth's, eine monarchiſche Verfaſſung, aus der man den König nach Belieben weglaſſen kann, wäre damit auf das Vollkommenſte erreicht geweſen.

Der Weg zu dieſem Ziele war durch die Umſtände deutlich vorgezeichnet. Das erſte war neue Belebung der revolutionären Leidenſchaft, da weit und breit im Lande nichts als Abſpannung und Sehnſucht nach Ruhe ſichtbar war, in Paris beſonders alle Welt ſich von der Politik abwandte, und nur das ſtets ſchlagfertige Geſindel der Clubs, die Baſtilleſieger, Pikenmänner und Vagabunden, höchſtens 10 bis 15,000 Köpfe, für eine Emeute in Bereitſchaft ſtanden. Um die Zahl dieſer Unruhigen zu verſtärken, bot das nächſte Mittel der deutſche Krieg; man hatte ihn weſentlich deshalb erklärt, um den Hof der Verrätherei bezichtigen zu können, man mußte jetzt mit dieſer Anklage ſo ſcharf als möglich hervortreten.

Dann galt es, den König in militäriſcher Beziehung vollends

---

1) Memoire von Mallet du Pan, nach Mittheilungen Ludwig XVI.

wehrlos zu machen. Man verfügte durch Pethion bereits über die Bürgermiliz, durch das Miniſterium über die Linientruppen; vor Kurzem aber hatte die neue Leibwache des Königs ihren Dienſt begonnen, ihm perſönlich verpflichtet, nach den Etats 1800, in Wirklichkeit aber an 6000 Mann ſtark, erprobte und ausgeſuchte Leute, die man in Verbindung mit einigen nahen Schweizerregimentern für ganz ausreichend erachtete, jene Barricadenhelden in Reſpect zu halten. Die Beſeitigung dieſer conſtitutionellen Garde war alſo der zweite Schritt.

Damit aber hatte die Gironde ſich ihre Beute keineswegs ſelbſt geſichert. Denn ſo leicht ihr es war, die Geſellen und Proletarier zur Empörung aufzurufen, ſo wenig konnte ſie nach dem Siege auf den Gehorſam dieſer Truppen rechnen. Sie wußte ſehr wohl, daß hier Danton und Marat, die Cordeliers und Robespierre allmächtig waren, und von dieſen Häuptern war ſie ſeit der Kriegsfrage durch den bitterſten gegenſeitigen Haß getrennt. Es erſchien alſo dringend, ſich neben Lafayette's Soldaten und Danton's Pikenmännern eine eigene, unmittelbar von ihr abhängige Kriegsmacht zu bilden: dafür rechnete ſie zunächſt auf den Süden des Reiches, vor Allem auf die Provence, die jetzt vollſtändig unter der Herrſchaft der Marſeiller[1]) und der Banditen von Vaucluſe lag. Hier hoffte man endlich auch im ſchlimmſten Falle, wenn die deutſchen Heere wider Erwarten ſchnell einträfen, eine ſicher entlegene Zuflucht zu finden, den König dorthin mitzuſchleppen, und unter dem Schutze Jourdan's und Barbaroux's einen neuen Abſchnitt des Revolutionskampfes zu verſuchen.

Alle dieſe Dinge wurden ſchon um die Mitte des Mai, vierzehn Tage nach dem Mißgeſchick von Tournay und Mons erwogen[2]), und während der lang ſich hinziehenden Prieſterdebatte Punkt auf Punkt in das Werk geſetzt.

Ein journaliſtiſcher Parteigänger der Gironde, Carra, ein Menſch, der wegen Einbruches zwei Jahre im Gefängniſſe, wie er verſicherte, höchſt unſchuldig, zugebracht hatte, klagte am 15. in ſeiner Zeitung ein öſtreichiſches Comité in den Tuilerien als Urheber alles Unheils an. Die früheren Miniſter Bertrand und Montmorin wurden als Mitglieder

---

[1]) Gorſas Courier vom 13. Juni enthält eine Marſeiller Correſpondenz vom 5. Juni, worin ein Schreiben der Marſeiller Jacobiner an Pethion mitgetheilt wird: ſie wollen nach Paris kommen und die Freiheit vertheidigen, bis eine allgemeine Föderation ſie geſichert hat.

[2]) Montmorin an La Marck, Mai und Juni. Morris an Jefferſon 10. Juni.

bezeichnet, die Königin, als östreichiſche Prinzeſſin, leite die Verſchwörung, welche Frankreich den öſtreichiſchen Heeren überliefern ſolle, der jetzt in Brüſſel lebende Graf Mercy ſei der Vermittler zwiſchen Wien und den Tuilerien. Der Streich ſollte, wie man ſieht, die Königin, und damit die Stellung Ludwig's an dem empfindlichſten Punkte treffen. Was zur Gironde nah und fern gehörte, nahm die Verläumdung auf; Briſſot und Genſonné brachten ſie in die Nationalverſammlung; alle Zeitungen und Clubs wiederholten ſie mit ſtets gehäſſigeren Zuſätzen, und Frau Roland hatte den niedrigen Gedanken, ihrem Gemahle ein Miniſterialſchreiben an den König ſelbſt aufzuſetzen, in welchem ähnliche Hindeutungen durch die Sanction des Miniſterrathes bekräftigt wurden. Der republikaniſche aber gewiſſenhafte Juſtizminiſter Duranthon verhinderte dies, indem er es als Miniſter des Königs für ſeine Pflicht erklärte, dieſen nicht zu verdächtigen, ſondern zu unterſtützen[1]: allein nichts deſto weniger hallte der Ruf des öſtreichiſchen Comité's von einer Partei, von einer Provinz zur anderen, haftete unvertilgbar an den Schritten der Königin, und wurde der Vorwand zu allen Gräueln des nächſten Jahres. So iſt über ſeine thatſächliche Wahrheit eine Bemerkung nöthig, obgleich die Ankläger ſich jeden Verſuch eines Beweiſes erſpart haben. In früherer Zeit nahm die Königin allerdings Rathſchläge von dem öſtreichiſchen Geſandten, Grafen Mercy, die gewöhnlich durch Mirabeau's Freund La Marck vermittelt wurden. La Marck zog dann 1790 noch den Miniſter Montmorin in dieſen Verkehr, in deſſen Zuſammenhang auch Mirabeau's Noten weſentlich eingriffen. Durch dieſen Canal ging 1791 vor Allem der geheime Briefwechſel Kaiſer Leopold's mit ſeiner Schweſter, auf Erhaltung des deutſchen Friedens und Unterſtützung der franzöſiſchen Conſtitution. Jetzt aber war der Kaiſer todt, Mercy und La Marck in Belgien, Montmorin wagte ſich nur in wenigen verſteckten Augenblicken in das Schloß, und gerade in dieſer Zeit meldete er dem Grafen La Marck, daß die königliche Familie ohne alle Rathgeber, und bald nachher, daß ſie ohne jede Kenntniß von den Abſichten der deutſchen Mächte ſei[2]. Von dem Verſuche, welchen Ludwig damals machte, ſeine Wünſche über die Haltung der Mächte ſeinem Neffen Franz II. zu empfehlen, werden wir ſpäter, im Zuſammenhange der Kriegsereigniſſe berichten.

An demſelben 19. Mai, an welchem Roland ſein Schreiben den

---

[1]) Mem. de Roland, pièces justificatives.

[2]) 22. Mai, 18. Juni

Collegen mit der Bemerkung vorlegte, er werde es allein überreichen, wenn ſie die Betheiligung ablehnten, forderte Lasource in der Nationalverſammlung, man müſſe das Volk in all' ſeinen Tiefen aufregen durch eine feierliche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr ſei, man müſſe vor Allem eine neue Streitmacht bei Paris verſammeln, um die Stadt gegen innere und äußere Gegner zu decken. Der Antrag war verfrüht, die Gemüther in der großen Maſſe der Abgeordneten noch nicht vorbereitet, die Rede ſcheiterte an einem finanziellen Nebenpunkte. Aber wenige Tage ſpäter war das Prieſtergeſetz vollendet, barbariſch genug, um ſeine Verwerfung durch den König außer allen Zweifel zu ſetzen, und in dieſer Vorausſicht die Mehrheit der Verſammlung feindſelig gegen den König zu ſtimmen. Jeder Prieſter, hieß es darin, ſoll den Bürgereid leiſten; thut er es nicht, ſo wird er, ſobald zwanzig Bürger des Ortes darauf antragen, nach Bericht der Diſtrictbehörde, durch die Direction des Departements ohne weiteres Verfahren über die Grenze des Reiches gebracht. Mancher Abgeordnete meinte, das Decret einmal gegeben, müſſe der König es auch genehmigen, und gehe es nicht anders, ſo könne eine gelinde Einſchüchterung nicht ſchaden. Dazu kam eine Inſtruction des Maire an die Nationalgarde, ein wachſames Auge auf etwaige Fluchtverſuche des Königs zu haben; eine ſolche Erinnerung an Varennes machte bei Vielen das Blut ſieden und den Kopf wirbeln. Genug, am 28. reichte ein elender Anlaß hin, einen tobenden Sturm anzufachen. Die Gemüther waren lebhaft erregt durch einen Vortrag des Kriegsminiſters, der neben dem Linienheere die Ausrüſtung von 83,000 Freiwilligen begehrt, und zum zweiten Male das weithin wiederhallende Wort: die ganze Nation muß ſich erheben — in die Verſammlung geworfen hatte. Gleich daran ſchloß der Sicherheitsausſchuß eine Anzeige, die königliche Porzellanfabrik zu Sèvres habe große Ballen Papier verbrannt, verdächtiges, ſehr verdächtiges Papier, in dem ſich vielleicht der Briefwechſel des öſtreichiſchen Comité's befunden haben könne. Darauf Unterſuchung, Alarm der Hauptſtadt, Permanenz der Sitzung. Es zeigte ſich zwar ſogleich, daß die Ballen nichts als eine in London gedruckte, von der Civilliſte aufgekaufte Schmähſchrift gegen die Königin enthalten hatten, man war aber einmal in Bewegung, und decretirte auf Bazire's Antrag die Auflöſung der königlichen Garde, weil einige geſetzlich ausgeſchloſſene Perſonen in ihr dienten, die Mannſchaft über den Etat verſtärkt und von revolutionsfeindlicher Geſinnung beſeelt ſei. Der König fand, daß man dieſe Klagpunkte hätte verfolgen und zur Strafe bringen, nicht aber deshalb die von der Verfaſſung

ihm zugesicherte Garde vernichten dürfen: als er aber das Decret verwerfen wollte, weigerten sich die Minister, sein Ablehnungsschreiben zu unterschreiben. Von Drohungen umringt, von Rath und Beistand entfernt, vollzog der Monarch den Befehl. Die Garde wurde aufgelöst und ihre Waffen von der städtischen Behörde in Verwahr genommen [1]). Er stand jetzt schutzentblößt zwischen den Feinden, ohne zu wissen, ob diese nur nach seiner Krone oder auch nach seinem Blute verlangten.

Darauf that der Kriegsminister Servan den letzten Schritt. Am 4. Juni, ohne Vollmacht vom Könige, ohne Rücksprache mit seinen Collegen, — nur Roland und Clavière wußten davon — erklärte er der Nationalversammlung die Unzulänglichkeit der bisherigen Heeresstärke und Recrutirung, und beantragte, daß jeder Canton des Reiches zum Jahrestag des Bastillesturmes fünf Bewaffnete zum Verbrüderungsfeste senden möge, zusammen 20,000 Mann, die nach der Feierlichkeit ein Lager bei Paris zur Deckung der Hauptstadt bilden, und die Kanonen der Pariser Nationalgarde erhalten sollten. Der Vorschlag wurde mit geringen Aenderungen unter Beifallklatschen der Tribünen angenommen. Die Gironde sah sich damit binnen kurzer Frist im Besitz einer Armee, ausreichend stark, um den Thron zu beherrschen oder zu stürzen: die Zukunft Frankreichs schien vollständig in ihre Hand gelegt.

Ueber die Wichtigkeit des Beschlusses konnte sich Niemand täuschen. Alle Parteien sahen ebenso deutlich wie die Urheber desselben, daß die Waffen dieser Zwanzigtausend nicht gegen den äußeren Feind, sondern der inneren Politik zu dienen bestimmt waren. Die Jacobiner und Cordeliers frohlockten. Der einzige Robespierre, dessen persönlicher Hader mit Brissot stets giftiger geworden, fürchtete die Machtvermehrung, welche den verhaßten Nebenbuhlern durch die Bildung dieses Volksheeres zuwachsen könnte; die Anderen hielten das für weitschichtige Sorgen, dachten sich mit den Föderirten, als ihres Gleichen, wohl zu vertragen, und freuten sich der Stärkung ihrer Sache gegen das Königthum. Danton's Freund Lacroix forderte im Club bereits die Isolirung der Oestreicherin, den Verkauf der Emigrantengüter, allgemeine Volksbewaffnung und progressive Einkommensteuer; ein Bürger der Antonsvorstadt setzte unter lärmendem Beifall hinzu: das Volk ist Souverän; thun seine Vertreter nicht ihre Schuldigkeit, so werden wir selbst sehen, was zu thun ist. Dem entsprechend nahm die Anfertigung und Aus-

---

1) Gorsas, Courier 2. Juni.

theilung der Piken beſchleunigten Fortgang; die zweite Revolution, die einſt die Gironde angekündigt, war zum Ausbruche reif.

Das Bürgerthum und der Hof empfanden es wohl. Die Pariſer Nationalgarde, welche den rachedürſtenden Haß der Proletarier ſeit dem 17. Juli nur zu gut kannte, ſah mit Schrecken und Zorn eine demokratiſche Armee ſich gegenüber entſtehen; ſie hielt ſich entehrt und gefährdet; ſie zweifelte keinen Augenblick, daß nur jacobiniſches Geſindel in das neue Lager zuſammen ſtrömen, und der Hauptſtadt das Schickſal von Arles und Avignon bereiten würde. Dazu war der Plan der Gironde, im ſchlimmſten Falle den König in den Süden zu entführen, keineswegs geheim geblieben, und die Bürger meinten, dann ihren einzigen Schutz gegen die Plünderungen der fremden Truppen zu verlieren[1]). So trat die Mehrzahl der Bataillone zuſammen, und verabredete eine große Demonſtration; der Generalſtab unternahm die Anfertigung einer Eingabe an den Reichstag gegen die Berufung der Föderirten, die ſich raſch mit Tauſenden von Unterſchriften bedeckte. Mit Eifer regten ſich in dieſer Bewegung die Feuillants. Lafayette, in hellem Grimme gegen das Miniſterium, trat wieder vollſtändig zu ihnen hinüber; vereinigt boten ſie dem Könige ihre Unterſtützung gegen den Angriff der Gironde an. Bei den Armeen hatte Luckner ſo eben einen zweiten Verſuch gegen Belgien unternommen: ich habe zwar weder Truppen noch Waffen genug, hatte er an Servan geſchrieben, aber ich bin bereit zur Offenſive, wenn ihr ſie vor der Ankunft der Preußen wünſcht. Das Miniſterium befahl darauf einen Angriff gegen Menin und Courtray, zu deſſen Unterſtützung Lafayette bis gegen Maubeuge hin vorgehen ſollte; Luckner in Menin angelangt, ſchaute dann begierig nach einem revolutionären Losbruche der Belgier aus, allein ein ſolcher erfolgte nicht, und auf die Pariſer Nachrichten beſchloß Lafayette auf der Stelle, keinen Schritt weiter gegen die Oeſtreicher zu thun, bis er im Innern mit den Jacobinern aufgeräumt hätte. Es war vergebens, daß Servan noch einmal einen Verſuch zur Annäherung machte, und einen gemeinſamen Freund in Lafayette's Lager abſandte. Als dieſer am 15. Juni dem Generale die Bereitwilligkeit Servan's entwickelte, ihn mit allen Mitteln zur Eroberung Belgiens auszuſtatten, brachten Lafayette's Adjutanten mit lautem Jubel die Nachricht von dem Sturze der girondiſtiſchen Miniſter.

Denn auch Ludwig XVI. hatte ſo wenig wie irgend ein Menſch die Gefahr ſeiner Lage verkannt. Seit Wochen entſchloſſen, die miniſte-

---

[1]) Morris.

rielle Gewalt ſeinen Feinden zu entziehen, gab ihm jetzt eine innere Spaltung des Cabinets den Muth zu dem entſcheidenden Schritte. Dumouriez' Stellung zu ſeinen Collegen hatte ſich mehr und mehr verſchlimmert. Sie tadelten die Unregelmäßigkeiten ſeines Privatlebens: er nahm Anſtoß an dieſer Hofmeiſterei; ſie ſuchten ihm ſeine geheimen Fonds zu nehmen, als er ſie nicht mehr für republikaniſche Zeitungen verwenden wollte: er erklärte ſie für wortbrüchige Fälſcher, wenn ſie die Hand an das einmal ihm bewilligte Geld legen würden. Wenn ſie ſich ärgerten, daß er über die Schwächen der Nationalverſammlung rückhaltlos ſpottete, ſo fand er es ohne Weiteres gewiſſenlos, daß ſie als Miniſter des Königs den Thron unterwühlten; dazu kam denn das auswärtige Mißlingen, deſſen Schuld man ſich mit immer größerem Eifer gegenſeitig zuſchob, endlich machten die beiden Decrete über die Prieſter und die Föderirten den Bruch unheilbar. Dumouriez war ſchon mit jenem nicht einverſtanden; bei dieſem erklärte er Servan's Benehmen für unverantwortlich in der Form, und das Decret für eine Quelle des Verderbens, welches über den König und die Gironde gleich ſicher hereinbrechen würde. Im Conſeil wurde die Verhandlung ſo lebhaft, daß die beiden Miniſter dicht an der Herausforderung ſtanden; nach der Sitzung ſchlug darauf Roland den Collegen vor, bei dem Könige die Entlaſſung des Generals zu erzwingen. Allein dieſer war ihnen bereits zuvorgekommen. In vertraulicher Conferenz mit dem Könige übernahm er es, die Verabſchiedung der drei Girondiſten zu vertreten, und ein neues Miniſterium zu bilden: nur müſſe Ludwig die beiden Decrete genehmigen, worauf er dann ſorgen würde, daß ſie in der Ausführung wie ſo vieles Andere zu Nichte würden. Er ſelbſt erzählt, der König ſei dieſe Bedingung eingegangen, während der Miniſter Bertrand das Gegentheil verſichert: die formelle Glaubwürdigkeit beider Männer hält ſich ziemlich die Wage, doch kann man ſich vorſtellen, daß bei dieſen raſchen und geſpannten Verhandlungen ein unbeſtimmtes Wort des Königs dem General jene Hoffnung machte, ohne daß Ludwig ſelbſt ſich gebunden erachtete. In dieſer Lage der Dinge gab Roland den letzten Anſtoß, indem er am 10. Juni den von ſeiner Frau redigirten Brief zuerſt dem Könige überreichte, und dann im Miniſterrathe vortrug, ein Actenſtück, welches ſich in mannichfaltigen Wendungen und herausfordernder Sprache um den Satz bewegte, daß es zwar menſchlich und begreiflich ſei, wenn der König nach den Vorurtheilen ſeiner Erziehung die Reaction erſtrebe, daß aber nichts deſtoweniger dieſes Streben alles Unheil der Revolution verurſache. Nach

dieſem perſönlichen Angriffe war kein Zaudern möglich, und am 13. empfingen die drei Girondiſten in kurzen Worten ihren Abſchied. Dumouriez trat an Servan's, zwei ſeiner perſönlichen Freunde an die Stelle Roland's und Clavière's.

Man konnte vorausſehen, daß dieſe Maßregel eine folgenſchwere war. So viele Kräfte die Revolution in Frankreich beſaß, ſo viele waren mit einer ſolchen Kriegserklärung zu offener Feindſchaft gegen den König aufgeboten. Zunächſt in der Nationalverſammlung dröhnte es gewaltig. Roland's Brief wurde mit Begeiſterung beklatſcht und der Druck und die Verſendung an die Departements beſchloſſen. Clubs und Journale rührten ſich; die Jacobiner ſtürmten für die patriotiſchen Miniſter; Robespierre ſelbſt, ſo wenig er der Gironde die Portefeuilles gegönnt hatte, durfte höchſtens das Epigramm wagen, die Exiſtenz eines verrätheriſchen Miniſterrathes ſei vielleicht ein Glück, weil ſie die Patrioten zu neuem Mißtrauen anſporne; im Uebrigen aber zeigte ſich volle und eifrige Einigkeit bei den revolutionären Fractionen. Ein Sturm in Paris war unzweifelhaft.

Dumouriez, deſſen derbe Keckheit mit der Gefahr wuchs, dachte ihm nicht auszuweichen. Im Gegentheil, er trat mitten in die Bewegung des Reichstages mit kalter Feſtigkeit hinein, um eine lange und ſchneidende Kritik von Servan's Amtsführung zu verleſen. Er vermehrte die Erbitterung der Gegner, erweckte aber nicht geringere Furcht durch ſeine unbewegliche Sicherheit. Sie krümmten ſich unter ſeiner Hand; Briſſot rief: es iſt der niedrigſte Intriguant, der jemals gelebt hat — aber ſie fanden keinen Fleck, ihn zu treffen, ja, ſie wagten kaum ihren Haß zu zeigen, da der bisherige Mitwiſſer ihrer Pläne Waffen wie kein Anderer gegen ſie beſaß. Ob in den Zuſtänden für Dumouriez die Möglichkeit gelegen hätte, den Streit zu beſtehen, wer will es entſcheiden? Die erſte Bedingung aber des Gelingens wäre geweſen, daß alle Monarchiſten ſich gleich einig wie die Revolutionäre gezeigt hätten. Denn nichts iſt zwar ſicherer, als daß dieſe nur eine Minderheit in der Nation bildeten, daß ſie aber die gefährlichſten Hülfen an der Unzuverläſſigkeit der Truppen, der Auflöſung der Behörden, der Gleichgültigkeit und Feigheit der beſitzenden Claſſen hatten. Die vereinten Kräfte des Königs, der Feuillants, Lafayette's und Dumouriez' wären unter ſolchen Umſtänden des Sieges keineswegs ſicher geweſen; ihre Trennung machte die Niederlage unvermeidlich.

Zunächſt weigerte der König ebenſo dem Miniſterium Dumouriez die Sanction der Decrete wie den Girondiſten. Vergebens ſtellte Du-

mouriez vor, daß das Veto nichts ausrichten würde; die Demokraten der Departements würden dennoch die Prieſter mißhandeln und bewaffnet nach Paris ſtrömen, Ludwig würde durch ſeine Weigerung nur ſeinen eigenen Intereſſen ſchaden. Der König blieb dabei, ſich durch kein Unrecht beflecken zu wollen, und Dumouriez, durch die Unlenkſamkeit deſſelben nicht weniger, als wegen der Folgen des Veto betroffen, gab ſchon am 17. ſeine Entlaſſung, um in dem Nordheere ein militäriſches Commando zu übernehmen. Ein unternehmungsluſtiger Führer, hätte er in dieſer Stellung vielleicht kräftiger auch nach Innen wirken können, als an der Spitze der ohnmächtigen Behörde, welche damals den Titel eines Miniſterrathes führte: allein auch hier trat die Verblendung der damaligen Conſervativen dazwiſchen. Für den König blieb bei der Beſetzung der Miniſterien keine Wahl, er mußte Feuillants und Fayettiſten berufen; von Lafayette alſo vor Allen hing es ab, wie viel Dienſte General Dumouriez noch dem Throne leiſten ſollte. Lafayette aber war unerbittlich in ſeinem Haſſe. An demſelben Tage, an welchem Dumouriez das Miniſterium niederlegte, traf ein Schreiben in Paris ein, in welchem Lafayette eine geharniſchte Kriegserklärung gegen die Jacobiner mit der Verſicherung begann, daß nach dem Sturze der drei Girondiſten auch Dumouriez, der wenigſt entſchuldbare und anrüchigſte von ihnen, ſein ſcandalöſes Daſein nicht lange mehr fortſchleppen würde. Damit waren alle Brücken abgeworfen. Dumouriez war in ſeiner Entrüſtung über die Gironde bereit geweſen, für das Königthum ſein Geſchick einzuſetzen, aber bei einem Siege wollte er ſeinen Theil am Lohn, und war nicht geſonnen ſich für eine Idee zu opfern, deren Vertheidiger ihn mit Füßen traten. Er kannte ſeine Kraft, er ſah die Kriſis nahe rücken, und ging mit der gelaſſenen Ueberzeugung in das Lager, daß klügere Menſchen als Lafayette trotz aller Abneigung, ihn rufen würden, ſobald ſie ſeiner bedürften. Lafayette aber ſollte es bald erfahren, was er mit Dumouriez' Beſchimpfung gewonnen hatte.

Viertes Capitel.

Letzte Verſuche der Feuillants.

Die republikaniſchen Parteien waren in voller Bewegung. Die Gironde wollte ſich die Macht nicht ohne Widerſtand entreißen laſſen, fürchtete aber bei der Abneigung der Pariſer Bürgergarde und der Feigheit des vorſtädtiſchen Pöbels mit den Kräften der Hauptſtadt nicht auszureichen. Sie wünſchte alſo zu warten, bis Servan's Decret trotz des königlichen Veto von den Provinzen vollzogen wäre, entbot alle Clubs im Reiche, Freiwillige zum Föderationsfeſt zu ſenden, und bot vor Allem die Marſeiller und das Heer von Vaucluſe auf. Deſto ungeduldiger rührten ſich die Agenten der Pariſer Cordeliers in allen Sectionen: bei ihnen war keine Rede von Aufſchub und Zuwarten, vielmehr fanden ſie es lockender und vielleicht auch ſicherer dazu, mit einem raſchen Handſtreiche zu endigen. Wenn die Gironde an die Gunſt der Bauern dachte, indem ſie am 14. auch ſolche Herrenrechte ohne Entſchädigung aufheben ließ, welche auf freiem Vertrage beruhten, ſo traf Danton bei den Pariſer Proletariern viel ſchärfer zu demſelben Ziele, indem er im Jacobinerclub eine neue Beſteuerung der Reichen zu Gunſten der Armuth begehrte. Es war der Schlachtruf, mit dem er die Herzen der Antonsvorſtadt unwiderſtehlich an ſich feſſelte.

Danton war mit ſeiner Wahl zu dem Gemeinderathe in einen neuen Abſchnitt politiſchen Lebens eingetreten. Sein Vorgänger in dieſem Amte, Gerville, war von dort in das Miniſterium berufen worden: Danton begann ſich ſeitdem als Parteihaupt zu fühlen, und auf die Begründung einer ſelbſtſtändigen Macht zu arbeiten. Mancher Schritt auf dieſem Wege war ihm bereits gelungen. Der Brennpunkt

ſeines Anſehens war nach wie vor der Club der Cordeliers, wo ſich aus ganz Paris die Menſchen vereinigten, denen es bei den Jacobinern noch zu anſtändig herging, die von wortreichen Verhandlungen und doctrinären Unterſuchungen nichts wiſſen wollten, und ohne ſonſtige Umſtände auf das einzige Intereſſante der Revolution, auf ihre Beute, losgingen. In der Nationalverſammlung zählten ſie bis jetzt nur wenige Stimmen; deſto zahlreicher waren ihre Einflüſſe auf dem eben ſo wichtigen Boden der Hauptſtadt. Der Maire Pethion hinderte ſie nicht, ſo lange die Gironde zum Hofe feindſelig ſtand, der Procureur Manuel und von den Gemeindebeamten die beiden Mitglieder der Polizeicommiſſion, Panis und Sergent, hielten entſchieden zu Danton: es war alſo der ganze Apparat der hauptſtädtiſchen Polizei, mit ſeinen Verbindungen, Geldern und Agenten in den Dienſt der Emeute übergegangen. Seitdem wurde es ihnen doppelt leicht, alle unruhigen Elemente der gewaltigen Stadt um ſich zu verſammeln. Die Handwerker der Vorſtädte ſchworen nicht höher als zu Danton's Freunden, dem reichen aber etwas herunter gekommenen Bierbrauer Santerre, und dem Bataillonsführer von St. Marcel, Alexandre; in dieſen Quartieren war auch der größere Theil der Nationalgarde demokratiſch geſinnt, und Bajonette und Piken in brüderlicher Eintracht verbündet. In den anderen Stadttheilen waren die Demokraten dünner geſäet; dafür reichten die Verbindungen der Cordeliers in die Schlupfwinkel der Cité und die Spelunken der Hallen, in jene Höhlen des Elendes und der Völlerei, wo die Verbrecher des ganzen Reiches zuſammen ſtrömten, und jetzt von der Polizei ſelbſt für den Dienſt der Revolution geworben wurden. Da fanden ſich Abenteurer aller Stände und Nationen, meiſtens jüngere in jeder Art des Laſters geübte Menſchen, die für einige Thaler zu Kriegs- und Mordbienſt bereit waren, und die Emeute den Meiſtbietenden zur Verfügung hielten. Das Geld, welches in großen Maſſen zum Unterhalt dieſer Banden erforderlich war, lieferten theils beuteluſtige Speculanten, wie die Bankiers Gebrüder Frei, die in der Auflöſung aller Rechtszuſtände ſich goldenen Gewinn entgegenreifen ſahen, theils der Herzog von Orleans, der obgleich ohne feſten Plan und ſichere Ausſicht, damals durch perſönliche Beleidigungen des Hofes in friſchen Ingrimm geſetzt war, vor Allen aber die Commune und durch deren Vermittelung der Staat ſelbſt.

Niemand wird nun bei dem Führer eines ſolchen Treibens ideale Sittlichkeit oder weitblickende Vaterlandsliebe vermuthen. Danton war kein unbedeutender aber ein gemeiner Menſch, vielfach begabt, aber nur

durch seine ungestüme Sinnlichkeit in Bewegung zu setzen. So lange sein Durst nach Genuß nicht befriedigt war, zeigte er sich unermüdlich, voll von Arbeitslust und Thatkraft: er ging an das Schwerste und Widerlichste, und schreckte vor keiner Anstrengung und vor keinem Verbrechen zurück. Mit der Sättigung aber fiel Alles zusammen. Dann trat eine unbezwingliche Trägheit und schlaffe Gutmüthigkeit hervor: er war behaglich, und wollte in seinem Behagen nicht gestört sein. Er leistete, was thierische Kraft und thierische Leidenschaft vollbringen kann, aber hatte keine Ader eines höheren geistigen Lebens in Sitte oder Bildung. Er besaß weder moralischen noch physischen Muth; den einen kann nur das Bewußtsein einer guten Sache geben, den anderen hatte er in seinen wüsten Schlemmereien verloren; zum Glück für sein Emporkommen war damals das Handwerk der Insurrection nicht mit dringenden Gefahren verbunden, und über entferntere Wechselfälle sah er mit selbstsüchtigem Leichtsinne hinweg. Für ein politisches System schwärmte er so wenig wie irgend einer seiner Freunde. Er war einstweilen gegen den König, obgleich er stattliche Summen aus der Civilliste bezog, denn er sah wohl, daß sich an dessen Dasein der letzte Rest der Regierung und die Hoffnung aller Ordnungsfreunde anknüpfte. Er feierte wie Marat die unbedingte Durchführung der Menschenrechte als des einzig erheblichen Theiles der Verfassung, denn die Menschenrechte waren die ganz ausreichende Waffe, um jede Verfassung zu Gunsten roher Willkür auseinanderzusprengen. Die Demagogen, durch welche die Pikenmänner und Hallendamen sich begeistern ließen, hatten kein anderes Ziel als die eigene Allmacht laut Beschluß des souveränen Straßenpöbels. Danton verachtete die Schulmeister und Schönredner, die sich mit Grundsätzen plagten; er war wie Dumouriez und später Bonaparte der Ueberzeugung, daß es in der Politik allein darauf ankomme der Stärkste zu sein, und fügte höchstens noch den Satz hinzu, daß nur ein Thor nicht für sich schöpfe, wenn er an der Quelle sitze. Bisher, sagte er damals, hat die Revolution den Patrioten wenig eingebracht, sie muß von Neuem begonnen werden.

Ein Mensch dieses Schlages konnte eine Weile mit der Gironde zusammenwirken, auf längeren Frieden mit ihr war aber nicht zu rechnen. Am nächsten stimmte noch Brissot's Wesen zu dem seinigen, denn auch diesem war zuletzt die Republik mehr Mittel als Zweck, und die Lust des Regierens die Hauptsache. Dennoch waren beide Männer durch die Verschiedenheit ihrer persönlichen und socialen Neigungen unwiderruflich getrennt. Brissot schwelgte in dem Gefühle des überlegenen

persönlichen Geschickes; er bedurfte dazu Kenntniß und Bildung, und war an die gute Gesellschaft und die Techniker der Staatskunst gewiesen. Danton aber wollte vor allem Geld, Wein und Weiber, und hatte nicht den geringsten Sinn für die ästhetische Verfeinerung seiner Genüsse. Jener blieb also bei aller demokratischen Coketterie zuletzt doch ein Politiker der gebildeten Classen, dieser hat auch als Minister und Diplomat den Parteiführer der Sansculotten niemals verläugnet. Die anderen Girondisten hatten vollends keine Berührungspunkte mit Danton. Roland, Vergniaud, Guadet hielten auf strenge Privatmoral, und hatten ein starkes Bewußtsein ihres soliden Lebenswandels, sie verurtheilten hienach Danton mit gleicher Schärfe, wie der ebenso nüchterne Lafayette über Dumouriez's geniale Liederlichkeit entrüstet sein konnte. Er vergalt es ihnen reichlich; er verachtete die Bedenklichkeit, die zu Hause ehrbar einhertrat, und in der Politik das ganze Treiben der Cordeliers mitmachte. Vor Allem aber war ihm Roland der schärfste Stein des Anstoßes. Denn dieser wünschte freilich auch den König zu stürzen, dann aber in der Republik eine geschäftsmäßige Ordnung zu handhaben, und die Cordeliers wollten Revolution, gerade um alle Ordnung und Verantwortlichkeit zu beseitigen.

Um so eifriger drängten sie jetzt vorwärts, um den Augenblick für sich auszubeuten, und der Gironde den Gewinn vorwegzunehmen. Diese mochte besorgt genug sein über die Folgen eines verfrüheten oder von ihr unabhängigen Aufstandes, allein auch bei ihren Freunden gab es Hitzköpfe genug, die sich ohne Halten in die Wühlerei hineinwarfen, und die Leiter hätten bei offenem Einhalten den Bruch ihres ganzen Einflusses und die Erholung der königlichen Gewalt befürchten müssen. So wurde für den Augenblick kein Unterschied der Parteien sichtbar. Genossen der Gironde und Anhänger der Cordeliers wirkten in den Sectionsversammlungen gemeinsam für dieselben Zwecke [1]).

Am 16. beschlossen die Vorstädte, den Jahrestag des Ballhauses, den 20., durch einen feierlichen Zug zu begehen, dessen Theilnehmer die Waffen wie an jenem Tage tragen, und der Nationalversammlung wie

---

1) L. Blanc Bd. VI, Ch. 12, um allein die Gironde für den Tag verantwortlich zu machen, erörtert, daß weder von Danton noch von Camille Desmoulins irgendwo Erwähnung geschehe. Daß Danton nicht sichtbar hervortrat, ist richtig: wer aber wollte glauben, daß Santerre, Alexandre, Sergent ohne Danton's Zustimmung vorgegangen seien? Der stets vorsichtige Robespierre warnte, keine partielle Insurrection zu machen.

dem Könige die Wünsche des Volkes aussprechen sollten. Wenn man alles Gesindel der Hauptstadt in der Vorstadt vereinte,[1]), und die Bauern der nächsten Dörfer hinzuzog[2]), so konnte man vielleicht auf 20,000 Bewaffnete rechnen: der Zug selbst mußte fernere Menschenmassen anlocken, ein Anlaß zum Tumulte war leicht gefunden, dann mochte der Strom über die unvorbereiteten Tuilerien dahinbrausen. Hinter Pethion's Rücken konnte ein solcher Streich weder vorbereitet noch vollzogen werden; dieser aber haßte den König bitter, und that für das Gelingen des Aufstandes Alles, was er ohne öffentliche Genehmigung desselben thun konnte. Die Vorstädter hatten gar keine Lust zu einem Kampfe mit der Nationalgarde, und hätten sich nicht gerührt, wenn Pethion einen Beschluß des großen Gemeinderathes, es sollte entsprechend der bestimmten Vorschrift des Gesetzes durchaus keine bewaffnete Petition zugelassen werden, vollzogen hätte. Statt dessen wies der Maire den Commandanten an, die Bewegung nicht zu unterdrücken, sondern zu lenken, theilte einen widersprechenden Befehl des Departements nicht dem Commandanten, sondern nur den einzelnen Bataillonsführern mit, und lähmte so die Wirksamkeit der Nationalgarde in gleichem Maße wie er den Muth der revolutionären Haufen erfrischte[3]). Als Santerre am Morgen des 20. seine Vorstädter erwägen hörte, ob die Nationalgarde feuern würde, rief er: Pethion ist da, habt keine Sorgen, vorwärts Marsch! Anfangs hatte er nur 1500 Mann[4]), darauf traten die Bataillone der Vorstädte hinzu, so daß der ausrückende Haufe etwa 8000 Mann betrug[5]), dann folgten nach Pethion's Befehle auch andere Nationalgarden, eine Menge Neugieriger drängte nach, so daß endlich 30 bis 40,000 Bewaffnete und im Ganzen vielleicht eine Menschenmenge von hunderttausend Köpfen in Bewegung sein mochte[6]). Ein Theil derselben wandte sich an die Nationalversammlung, wo trotz aller Proteste der Rechten Vergniaud ihre Zulassung durchsetzte, und verlas dort eine Adresse, worin das

---

1) Beaulieu III, 359.

2) Gerichtliche Aussage Lareynies bei Buchez XVII, 117. Santerre hat mehrere Affidé's auf die Dörfer geschickt. Die Bauern von Montreuil drohen auch am 21. hereinzubrechen.

3) Die Actenstücke dieser Verhandlungen in der Revue rétrospective, sodann vielfach vervollständigt bei Mortimer-Ternaux, Band I, Buch 2 und Note 9.

4) Lareynie.

5) Beaulieu.

6) Peltier. Prudhomme.

Blut der Verschwörer und der Sturz des Königs gefordert wurde, falls er einen andern Willen als das Volk haben wollte. Nachdem ihr Zug unter Trommelwirbel, patriotischen Reden und Tänzen durch den Saal defilirt hatte, eilte die ganze Masse gegen die Tuilerien, wo zwanzig Bataillone Nationalgarde aufgestellt aber ohne Befehle gelassen waren, und auf den Andrang des Volkes plötzlich das große Eingangsthor von Innen eröffnet wurde, worauf der Schwarm sich mit wildem Jubel über die Gemächer des Schlosses wie über eine erstürmte Festung ergoß.

Der König, der noch so eben von Municipalofficieren die besten Zusicherungen über die Gesinnung des Volkes erhalten, war völlig überrascht. Indessen faßte er sich schnell, befahl selbst die Thüre seines Zimmers den Tumultuanten zu öffnen, und war dann, in eine Fensternische gedrängt, zwei Stunden lang von dem Pöbelhaufen umgeben. Sie schrieen: weg mit dem Veto, hoch die patriotischen Minister, bestätigt die Decrete. Der König blieb unbeweglich. Mehrmals schlug ein langer junger Mensch mit einer Pike nach ihm, Andere suchten ihn mit den Spitzen ihrer Degen zu erreichen, vier Bürgergarden um ihn herum hatten Mühe ihn zu decken [1]). Dann gab es etwas mehr Ruhe, die Mehrzahl des Haufens hatte offenbar keine Anweisung für den Fall, daß der König nicht sogleich eingeschüchtert wäre: sie fingen an ihm zuzutrinken, und nöthigten ihn, eine Freiheitsmütze aufzusetzen, fanden, daß er nicht so übel sei, waren aber nicht vom Flecke zu bringen. Hinter all' diesen Brutalitäten lag jedoch nur Frechheit und kein Muth: als draußen einmal Musketen klirrten, wandte sich der Schwarm schleunig nach allen Thüren zur Flucht; es war aber nur das Geräusch des Salutirens, mit dem die Bürgergarde einige Deputirte der Nationalversammlung empfing, und der Pöbel blieb wieder fest auf der Stelle. Vergeblich waren die Vorstellungen auch der Volksmänner Vergniaud und Isnard; auch sie erhielten nur das Geschrei: die Minister, die Decrete, weg das Veto, zur Antwort; unten im Garten ertönte zuweilen der Ruf, sie hätten oben mit dem Könige ein Ende gemacht. Ludwig war nicht zu erschüttern, zeigte weder Furcht noch Zorn, und that damit wohl das Beste, um sein und der Seinigen Dasein zu

1) Diese Details stehen durch die protokollarischen Aussagen der anwesenden Nationalgarden, so wie durch den Bericht der Departementscommission fest, was auch L. Blanc über die Harmlosigkeit der ganzen Bewegung sagen mag. Wenn der König einmal den Saal zu verlassen weigerte, so geschah es, weil er dem Municipalbeamten, der ihn dazu aufforderte, nicht traute.

friſten. Endlich nach anderthalbſtündigem Warten langte Pethion an. Er hatte leider, ſagte er, erſt ſpät die Nachricht erhalten, war dann ſogleich vom Mittagseſſen aufgeſtanden, und auf jedem Schritte verzögert worden. Er hielt darauf eine Rede, lobte die Weisheit des Volkes, verſprach alles Gute, und ſchmeichelte ſie endlich aus den Zimmern hinaus. Etwas nach 7 Uhr war das Schloß wieder geräumt.

Der ganze Hergang zeigt deutlich, wie verſchiedene Einflüſſe auf den Pöbel wirkten. Die Häupter der Gironde im Reichstage hätten die Empörung des Tages gar nicht gemacht; als ſie losbrach, gaben ſie ihr nur heimliche und deshalb ſchwache Unterſtützung, und beſchränkten ihr Ziel auf die Rückberufung Roland's in das Miniſterium. Unter dieſer Bedingung ebnete ihr Pethion die Wege, die er mit einer einzigen Ordre an die Bürgergarde hätte abſchneiden können. So haben ſie allerdings nicht den Tod des Königs geplant, wohl aber haben ſie allein den Mördern die Thore des Schloſſes geöffnet. Denn daß ſolche Elemente unter der Maſſe waren, kann keinem Zweifel unterliegen: wie am 6. October zu Verſailles zogen die von Marat und ſeines Gleichen geſchulten Banditen in dem Gefolge der revolutionären Demonſtration einher, und brachen mit blutgierigem Ungeſtüm durch die künſtlichen Pläne der erſten Führer hindurch. Als dieſes Mal der Königsmord durch die Feigheit der Mörder, die Feſtigkeit der einzelnen Gardiſten, die ungetrübte Haltung des Königs mißlungen war, hatte der Tag keinen Inhalt mehr: das Ganze verlief ſich als eine gemeine und ſchmutzige Poſſe.

Von dem 20. Juni an hielten die Parteien die Waffen in der Hand. Man war zu weit gegangen, um noch an friedliche Entſchlüſſe des Gegners zu glauben; man war dem Blute zu nahe gekommen, als daß ein Ende ohne Blut noch möglich geweſen wäre. Bis zur endlichen Kataſtrophe gab Frankreich kein anderes Lebenszeichen, als die Vorbereitungen zum entſcheidenden Schlage.

So eben war das Miniſterium neu beſetzt worden. Es waren Feuillants oder Schützlinge Lafayette's, was damals gleiche Bedeutung hatte: ein Mann befand ſich unter ihnen, der den Zuſtand nach ſeinen Gründen und Folgen begriff, und ſich durch kein theoretiſches Schwärmen im Kampfe beirren ließ, der Miniſter des Innern Terrier de Monciel. Bisher Präſident des Juradepartements, wo er als Liberaler emporgekommen und durch den Unfug der Demokraten conſervativ geworden war, dachte er ſich nicht wie die Lameth's auf Intriguen, oder wie Lafayette auf Proteſte zu beſchränken. Ihm war es klar geworden,

daß die Jacobiner gefährlich seien, nicht weil sie die Verfassung verletzten, sondern weil die Substanz der Verfassung die Jacobiner erschaffe; er sah ein, daß der Streit schon längst über den Boden der Gesetze hinausgekommen und ein Waffengang auf Tod und Leben geworden war. Sein Verstand war kalt und sein Herz warm genug, um ihn in die Mitte der Gefahr, aber auch zu den praktischen Mitteln zu treiben. Zum ersten Male seit Mirabeau's Tod sahen sich die Jacobiner, so eben noch in voller Offensive, mit einem rücksichtslosen Angriffe bedroht.

Der Scandal des 20. stärkte, eben weil er nur ein Scandal geblieben, ihre Gegner. Die öffentliche Meinung rührte sich bei den Mittelclassen, zu Paris, in den Provinzen, bei den Armeen. Zwei Versuche der Cordeliers, am 21. und 25., den Sturm auf die Tuilerien zu wiederholen, wurden, der eine durch das Auftreten der Nationalgarde, der andere durch die vorsichtigen Warnungen Pethion's verhindert[1]), steigerten aber den Zorn der Bürgerschaft über den gefährlichen Unfug, und wenn einen Monat früher acht Tausend gegen Servan's Decret sich eingezeichnet hatten, so fand jetzt eine energische Bittschrift um Bestrafung der Aufrührer zwanzigtausend Unterschriften[2]). Der Nationalgarde fehlte nichts als ein kräftiger und einflußreicher Führer, um sich von dem republikanisch gesinnten Stadtrathe loszureißen, um den Jacobinerclub mit gewaffneter Hand zu sprengen. Die Mehrheit des Reichstages wäre dann der herrschenden Gewalt in Paris ebenso gerne nach Rechts wie bisher nach Links gefolgt: eine Wendung von unabsehbarer Wichtigkeit hätte eintreten können. Niemand wird behaupten, daß der Sieg damit gewiß, und die Revolution ohne Weiteres erstickt gewesen wäre: aber die Möglichkeit dazu war gegeben, wenn sogleich eine verständige Reform der Verfassung nach Mirabeau's Grundsätzen, und vor Allem, wenn gleichzeitig verdoppelte Rüstung gegen die Fremden und der Antrag eines einfachen Friedensschlusses an Oestreich erfolgte. Dies Alles war erreichbar, es war oft von den Führern der Feuillants besprochen worden, es ließ den Jacobinern kein Agitationsmittel übrig, dem man nicht mit überlegener Kraft hätte begegnen können. Es war

---

[1]) Rev. de Paris 13, 572: On se désista de la nouvelle démarche projetée Erst nachträglich wurde die Ausrede erfunden, die Unordnung sei von verkappten Royalisten angezettelt worden.

[2]) Die Jacobiner erklärten den größten Theil derselben für erschlichen; wir werden sehen, wie nachdrücklich sie drei Monate später diese Behauptung zurücknahmen.

der letzte Augenblick, um Frankreich vor den Gräueln von 1793 und Europa vor einem zwanzigjährigen Weltkampfe zu schützen. Leider aber war der einzige nach der Situation mögliche Führer der General Lafayette, und dieser hatte freilich den Wunsch, die Jacobiner zu unterdrücken, und mit Oestreich einen ehrenhaften Frieden zu schließen; allein über die Höhe seiner Thatkraft sollte seine Partei sogleich die schmerzlichste Erfahrung machen.

Er erhielt die Nachricht von dem 20. Juni zwei Tage nachher in seinem Lager von Teinieres, dort in der Stellung zwischen Maubeuge und Bavay, die er zu Luckner's Unterstützung bezogen hatte. Eine solche und so rasche Antwort auf seinen Drohbrief war ihm zu viel. Er beschloß nach Paris zu gehen, um den Club zu vernichten. Demnach sandte er seinen Adjutanten, Bureau de Puzy, an Luckner, mit einem zweifachen Auftrage. Zunächst theilte er ihm nach einem früher von Dumouriez erhaltenen Briefe mit, daß die Preußen im Anzuge seien, und er also in seine alten Stellungen zurückgehen müsse: daraus ergab sich für Luckner die Nothwendigkeit, ebenfalls seine vorgeschobene Position zu räumen, und sich hinter Valenciennes mit der Deckung der französischen Grenze zu begnügen [1]). Luckner antwortete hierauf, daß er bereits dem Minister die Schwierigkeit seiner Lage geschildert habe, an weitere Angriffe nicht denke und nur die Befehle von Paris erwarte. Sodann sollte Bureau im Allgemeinen den Marschall von Lafayette's Absicht, nach Paris zu gehen, unterrichten, und eine vorläufige Meinung des alten Haudegen darüber zu erforschen suchen. Luckner rief zuerst aus: ist er toll? er mag sich hüten, daß ihm die Jacobiner nicht den Kopf abschneiden. Dann beschied er sich, daß er von Politik nichts verstehe; Lafayette möge darin thun, was ihm nützlich und gerecht erscheine.

Dieser hatte indeß sein Heer unter die Kanonen von Maubeuge zurückgenommen, und stellte seine Abreise nach Paris auf den 26. fest. Einen genauen Plan hatte er schwerlich; er dachte in der Nationalversammlung zu reden, und die Nationalgarde zu begeistern; daß er im Voraus die weiteren Schritte überlegt habe, wird zweifelhaft schon

---

[1]) Luckner an den Kriegsminister 22. Juni. Am 20. hatte er noch um Verstärkungen zu weiterer Fortsetzung seiner Operationen gebeten; am 26. nach der Conferenz mit Bureau erklärte er dem Minister, daß er nichts Besseres als Vertheidigung der Grenzen wisse. Diese urkundlichen Daten lassen von Bureau's Rapport an die Nationalversammlung und Lafayette's Angaben VI., 82 nicht viel bestehen.

durch den Umstand, daß er niemanden in Paris auf seine Ankunft vorbereitete. Noch am 25. schrieb er vielmehr dem Kriegsminister Lajard, einem ihm völlig ergebenen Manne, er wisse nicht, wie er Krieg führen solle, so lange der anarchische Zustand des Innern ihre militärische Schwäche verzehnfache, er habe den meisten Grund darüber zu sorgen, da er nach Außen stärker gefährdet sei als Luckner, denn dieser habe nur mit Oestreichern, er aber mit Preußen, und was schlimmer sei, mit preußischen Generalen zu thun[1]), er werde nicht widerstehen können, wenn nicht vorher eine glückliche Krisis im Innern eintrete. Außer diesen Sorgen und Wünschen aber enthielt das Schreiben nichts. Lajard war ebenso wie alle Welt überrascht, als der General am 28. in Paris anlangte, und nicht die geringste Vorbereitung war getroffen.

In der Nationalversammlung dachte die Linke, als sie seine Ankunft vernahm, er sei wenigstens von einigen Regimentern begleitet, um sie und den Jacobinerclub auseinander zu sprengen. Es ist kein Zweifel, daß sie bei der Stimmung der Nationalgarde kein Mittel dagegen gehabt hätten. Als aber der General an ihrer Barre erschien, allein, friedfertig, nur mit den Waffen der Rede auftretend, war ihr Muth sogleich wieder hergestellt. Die Tribünen murrten, Guadet redete von einem neuen Cromwell, die Discussion endete mit der Verweisung der Sache an einen Ausschuß. Lafayette begab sich darauf zu dem Könige, dem er die Versicherung gab, die Jacobiner müßten physisch und moralisch vernichtet werden[2]), zugleich aber auch aussprach, in Hinsicht der Verfassung bleibe er bei der amerikanischen mit einer erblichen Vollziehungsgewalt[3]). Der König war höflich aber zurückhaltend, und als nach Lafayette's Aufbruch die Prinzessin Elisabeth ausrief, man müsse das Vergangene vergessen und sich dem Manne anschließen, der allein noch Rettung bringen könne, antwortete die Königin: lieber sterben, als sich von Lafayette und den Constitutionellen retten lassen. Der General versammelte dann in seiner Wohnung eine Anzahl vertrauter Freunde zur Berathung um sich. Die Einzelnheiten dieser späten Ueberlegung werden in jedem Berichte verschieden erzählt: das Wesentliche aber kehrt in allen gleichmäßig wieder, Unentschlossenheit und Unklarheit bei sämmtlichen Theilnehmern. Als Lafayette

[1]) Dieser Satz fehlt in dem Abdrucke des Briefs in Lafayette's Memoiren.
[2]) Lally-Tolendal an den König von Preußen.
[3]) Morris Tagebuch, 29. Juli.

die bewaffnete Sprengung des Clubs zur Erwägung brachte, erklärten seine Freunde aus der Departementsbehörde, ein solcher Schritt sei ungesetzlich und folglich von ihnen, als der specifisch gesetzlichen Partei zu unterlassen [1]). Dann kam eine Deputation von einigen Bataillonen Pariser Nationalgarde; sie hatten einen Maienbaum vor Lafayette's Thür gepflanzt und ihm eine Ehrenwache gegeben; sie forderten ihn jetzt auf, sie ohne Zaudern gegen die Jacobiner zu führen, und hier das Nest alles Unheils mit einem Schlage zu zerstören. Der General antwortete ihnen, er wolle ihnen nicht das Beispiel der Gewaltthätigkeit geben, er bedürfe es auch nicht, da ihm zwei Drittel der Nationalsammlung sicher und mithin die gesetzliche Auflösung des Clubs gewiß sei [2]). Hinterher mochte er bedacht haben, daß die Mehrheit der Nationalversammlung nicht eher ein freies Votum über irgend eine Frage abgeben würde, bis der Club und die Tribünen ihre Macht verloren hätten: man versprach sich also, mit allen Gleichgesinnten Abends auf den elyseischen Feldern zusammenzutreten [3]). Allein jene erste Zurückweisung der Garden mußte lähmend gewirkt haben; die strengen Royalisten der Bataillone hatten unterdeß im Schlosse angefragt, und die Weisung erhalten, sich auf nichts einzulassen [4]); genug, nicht hundert Menschen fanden sich am Abend ein. Den folgenden Morgen erneuerte man den Versuch mit noch geringerem Erfolge. Die Jacobiner hatten von Anfang an das Aergste erwartet: jetzt athmeten sie auf und begleiteten die hoffnungslose Abreise des Generals mit höhnischem Freudengeschrei [5]).

Mit den Kräften der Hauptstadt, das sahen jetzt alle Parteien, war die Entscheidung nicht zu geben. Die Conservativen konnten die Armee, die revolutionäre Partei die Föderirten nicht entbehren. Alles

---

1) Lally.

2) Beaulieu, essais.

3) Toulongeon, histoire de la révolution.

4) Campan, mémoires.

5) Ich habe die Anekdote nicht erwähnt, daß Lafayette eine Revue der Nationalgarde zu seinem Staatsstreiche habe benutzen wollen, die Königin aber Pethion davon benachrichtigt und dieser die Revue abbestellt habe. Nach der Gesinnung der Königin gegen Lafayette wäre es nicht unmöglich gewesen; ich zweifle aber an der Wirklichkeit. Die einzige Quelle sind die Berichte Lafayette's und seiner Freunde, sonst weiß weder Beaulieu noch Lally, weder die Campan noch Bertrand davon; auch war es seit lange jacobinische Politik, Lafayette durch dritte Hand Geschichten von solchen Hofintriguen zu hinterbringen, um ihn gegen die Königin weiter zu reizen.

hing davon ab, wer diese Kräfte zuerst um sich vereinen, wer sie dem Gegner an den entscheidenden Punkten entziehen könnte.

Die Provinzen, von beiden Seiten her gleich eifrig bearbeitet, fingen an, auf's Neue wie im Februar und März zu gähren: der Pöbel erging sich in Korntumulten und Priesterverfolgung, während die besitzenden Classen, wie in Paris, über die Fortdauer der Anarchie täglich ungeduldiger wurden. Hier griff dann der Minister Monciel auf allen Punkten mit Nachdruck und Thätigkeit ein. Sein Augenmerk ging im Wesentlichen auf einen Plan, wie ihn Mirabeau entworfen hatte, Entfernung des Königs aus Paris, Auflösung der Nationalversammlung durch eine große Manifestation der Departements, Aenderung der Verfassung im Vereine mit neuen Reichsständen. Die meisten Departementsräthe waren bereit darauf einzugehen; die Jacobiner zählten selbst 25 bis 32, welche sich allen und jeden Schritten des Hofes anschließen würden; eine Menge davon hatten bereits ihre stehenden Vertreter in Paris, mit denen der Minister die laufenden Angelegenheiten berieth. Bis man zu entscheidenden Maßregeln gelangte, galt es aber die Ruhe in Paris zu sichern, und in diesem Sinne traf Monciel den Brennpunkt des girondistischen Kriegsplanes, indem er am 30. Juni allen Departements befahl, den Marsch der Föderirten nach Paris zu hindern, da jeder gute Bürger das Verbrüderungsfest zu Hause begehen könne, Paris aber mit einer Anhäufung von Banditen bedroht werde.

An demselben Tage legte die Gironde ihren Feldzugsplan der Nationalversammlung mit voller Offenheit vor. Gleich nach dem Sturz Roland's hatte sie als leitendes Organ einen Ausschuß von zwölf, später von einundzwanzig Mitgliedern ernennen lassen, welcher die Lage des Landes und die Mittel gegen die drohenden Gefahren berathen sollte. Dieser erstattete nun am 30. seinen ersten Bericht. Es war ein umfassendes Programm, welches eine ganze Reihe von Gesetzen, und mit diesen ohne formelle Aenderung der Verfassung, eine unbedingte Dictatur der Versammlung ankündigte. Eine feierliche Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, in diesem Falle die Permanenz aller Behörden und das Aufgebot aller Nationalgarden, eine verstärkte Recrutirung für die Heere, Absendung von Commissaren der Versammlung in jedes Heerlager, geschärfte Verantwortlichkeit der Minister, endlich ein neues Gesetz gegen die meuterischen Priester. Die Rechte hörte mit schweigender Abspannung zu: ihr Muth war seit Lafayette's Fehlschlagen tief gesunken. Das Centrum, oder besser die Masse der

willenlosen Leute stand wieder völlig unter der Zucht der stets heftiger brausenden Tribünen[1]). Die Linke forderte mit Eifer die schleunige Durchberathung jener Beschlüsse: war sie vollendet, so sollte das letzte Wort erst erscheinen, die Suspension des Königs, auf welche Gensonné in der Commission schon einen Antrag gestellt, und dafür die laute Unterstützung der Mehrheit gefunden hatte[2]). Sie meinten, der König würde dann keine Mittel mehr besitzen, um dem Suspensionsdecrete Widerstand zu leisten: die Macht der Regierung würde ohne Kampf und Erschütterung in ihre Hände übergehen. Immer sah man sich auch für gewaltthätige Ereignisse vor; bei aller Abneigung gegen die bewaffnete Insurrection that man das Mögliche, um ihr den Sieg zu erleichtern. So wurde am 2. Juli ein Decret erlassen, welches Terrier's Verfügung gegen die Föderirten zwar nicht aufhob, wohl aber nichtig machte, indem es solchen Nationalgarden, welche nach Paris zum Feste des 14. kämen, freies Quartier in der Hauptstadt bis zum 18. verhieß und dann ihren Abmarsch in ein Lager bei Soissons verordnete. Am Abend befahl darauf die Versammlung nach den Wünschen der Vorstadt die Auflösung des Generalstabs der Bürgergarde, am 3. sogar auf Carnot's Antrag die Zurückberufung der vormaligen französischen Garden nach Paris, unter dem Vorwande, sie hier zu einer Gendarmeriedivision zu formiren. Er war eine Polizeimannschaft, wie sie Panis und Sergent bedurften: bei solchen Vertheidigern des Thrones konnte man sich den Marsch der Föderirten beinahe ersparen; der Augenblick schien nahe, in welchem der Sturz des Königthums wie ein harmloses Schaustück vor sich gehen konnte.

So von den nächsten Hindernissen befreit und durch tröstliche Aussichten nach allen Seiten gestärkt, trat man am 3. Juli in die große Discussion über die Gefahr des Vaterlandes ein. Vergniaud eröffnete sie mit einer ausführlichen und schwungvollen Rede, welche in ihrer Form die Kraft durch scheinbare Mäßigung steigerte, in der Sache aber doch gerade auf den Schluß hinging, daß der König durch sein Einverständniß mit den Oestreichern, Preußen und Emigranten die von der Verfassung für solche Fälle angedrohte Absetzung verwirkt

[1]) Aus den zahlreichen Zeugnissen dafür nur eines von einem Journalisten der äußersten Linken. Es war unbequem für die Königsmänner, sagt er, daß sie feste Plätze auf der Rechten hatten, ils étaient trop en évidence, on les huait, même avant d'ouvrir la bouche, ils étaient jugés au premier pas qu'ils faisaient en entrant et cela chaque jour, les tribunes étaient inexorables.

[2]) Debatte des Convents. 3. Januar 1793.

habe. Er beantragte demnach die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, die Verantwortlichkeit der Minister geschärft, der König durch ein kräftiges aber versöhnliches Manifest auf den rechten Weg zurückgeführt werde. Die Wirkung war groß, der Beifall auch bei den Gegnern bedeutend, und die Stimmung der Mehrzahl erobert. Dumas suchte vergebens durch eine weniger glänzende aber äußerst bündige Improvisation die Stimmung auf das Maß der Thatsachen zurückzuführen. Er erinnerte, daß der König sich gegen die Kriegserklärung gesträubt, und die Gironde allein sie erzwungen, daß der König die Auswanderer von den Mächten nach Kräften fern gehalten, und die Versammlung allein die Sache beider verschmolzen, daß der König die Hauptstärke des Heeres zur Vertheidigung der Ostgrenze bestimmt, und das girondistische Ministerium allein diese Grenze durch einen leichtfertigen Angriff auf Belgien entblößt habe. Diese Dinge konnte kein Mensch hinwegläugnen, kein Mensch die Wahrheit bemänteln daß der Ursprung der jetzigen Verwicklung auf die Gironde, auf sie allein und nicht auf den König zurückgehe. Immer aber blieb es nicht weniger wahr, daß, wie die Sachen einmal lagen, der König einen Sieg der Preußen als einen Vortheil für sich selbst betrachten, und folglich in den Augen der Meisten als ein Feind der nationalen Ehre und Selbstständigkeit erscheinen mußte. Brissot mochte mit stolzem Selbstgefühl auf die revolutionäre Klugheit zurück sehen, mit der er im Anfang des Jahres alle Kraft auf seinen Meisterstreich, auf die Entzündung des Krieges, verwandt hatte. Wie sehr die Stellung des Königs seitdem compromittirt war, trat in diesem Augenblicke hervor. Zwei Drittel der Versammlung waren monarchisch gesinnt, aber nichts desto weniger war gleich an diesem ersten Tage der Ausgang der Discussion im revolutionären Sinne entschieden. Schon am 4. Juli kam ein Decret zu Stande, welches die Permanenz aller Behörden und das Aufgebot aller Nationalgarden anordnete für den Fall, daß die Gefahr des Vaterlandes erklärt würde. Niemand konnte zweifeln, daß die Erklärung selbst unmittelbar bevorstände. Der Bischof Torné sprach es ohne Rückhalt aus, daß die Verrätherei des Königs offenbar, und die Dictatur der Nationalversammlung der einzige Weg zur Rettung des Vaterlandes sei. Es waren nicht bloß die Parteien, es war die große Masse der Bevölkerung, welche durch das glühende Schreckbild des Landesverrathes von dem Throne losgerissen und den Zwecken der radicalen Factionen wider Willen dienstbar wurde. Die feudale Presse that mit eherner Stirne Alles, um diese Sorge und Erbitterung weiter zu schüren, indem sie

problem das Einverständniß der Officiere und Regimenter mit dem Feinde und den bevorstehenden Abfall der Armee verkündete und die Pariser mit jeder Art von Mißhandlung durch die siegreichen Truppen bedrohte. Diese Umstände können die Greuel der später revolutionären Partei und Unbarmherzigkeit nicht rechtfertigen aber zu großem Theile erklären.

Während sie die Sirene keck und methodisch Schritt auf Schritt zu ihrem Ziele that, war man am Hofe erfüllt mit Schrecken und Unsicherheit. Bis dahin hatte Mercier's Einfluß vorgewogen, unterstützt durch den americanischen Gesandten Morris, sowie durch die im Wesentlichen gleichlautenden Vorschläge der Exminister Bertrand und Montmorin. Allein unter ihnen selbst war keine volle Einstimmigkeit, und noch weniger entschlossen sich König und Königin, mit reinem Vertrauen einem einzigen Systeme zu folgen. Sie empfingen zahllose Berichte und die abweichendsten Rathschläge, neigten hinüber und herüber, und zerstörten einen Plan durch den andern. Es war nicht gerade ein Wunder, denn ihre persönliche Lage wurde täglich entsetzlicher. Wenn die Königin an das Fenster trat, wurde sie von dem Pöbel sogleich mit giftigen und unfläthigen Schmähungen zurückgeschreckt, der Gottesdienst in der Schloßcapelle wurde durch den Lärm der Patrioten gestört, wochenlang hatte man Vergiftung zu besorgen und wagte nur besonders zubereitete Speisen zu kosten, in einer Nacht verhaftete der Kammerdiener der Königin in ihrem Vorzimmer einen ihr auflauernden Mörder. Die Königin rief mehrmals, lieber wollte sie Monate lang in einem Thurme am Meeresstrande eingesperrt sein als solch' einen Zustand länger ertragen [1]). Sie hörte alle Befreiungspläne; sie ließ es zu, daß die Minister mit Lafayette, andere Vertraute mit den ausgewanderten Prinzen verhandelten, daß die Civilliste fortdauernd Pethion, Danton und andere Patrioten zu bestechen suchte: aber im Grunde ihres Herzens hatte sie keine ernstliche Hoffnung als auf die Ankunft der deutschen Armeen mehr. Der Schweizer Mallet du Pan war Mitte Mai zu den beiden Königen abgeschickt worden, um diese in Leopold's Ansichten festzuhalten und den Einfluß der Emigranten auszuschließen [2]), eben jetzt war er in Frankfurt bei der Kaiserkrönung

[1]) Memoires de mad. Campan. Lafayette läßt sie statt dessen sagen: es wäre unser Glück, wenn wir in einen Thurm gesperrt würden, und deutet dann an, Danton habe nach dem 10. August auf diesen Wunsch hin die königliche Familie in den Tempel bringen lassen.

[2]) Die jetzt vollständigen Acten dieser Unterhandlung in den Memoires etc. de Mallet du Pan.

Franz II. anwesend, und mit größter Spannung wurden seine Berichte erwartet. Andere Mittel, für die Coalition zu wirken, hatte man in den Tuilerien nicht, da die Leitung des Krieges ausschließlich in der Hand der Minister und der Generale lag, und diese, wenn auch mit den Jacobinern verfeindet, und auf monarchische Restauration bedacht, dem Auslande doch keinen unmittelbaren Einfluß verstatten wollten. Hier stimmte Monciel ganz mit Lafayette zusammen: in den letzten Tagen des Juni beschlossen sie, Luckner's Truppen aus Belgien zurückzuziehen, und alle Streitkräfte dem Einmarsche der Preußen entgegenzuwerfen: am 4. Juli ging noch dazu ein Befehl an Montesquiou ab, 20 Bataillone der Südarmee, also beinahe die Hälfte seines Fußvolkes, zur Verstärkung des Rheinheeres abzugeben. Zugleich wurde bestimmt, daß Lafayette und Luckner ihre Commandos tauschen, jener die flandrische, dieser die luxemburgische und Rheingrenze übernehmen sollten. Ein Grund dafür war die Abneigung Lafayette's, seine Kräfte mit den Preußen zu messen[1]), ein dringenderer jedoch der Plan, nicht bloß die Generale, sondern auch die Truppen zu wechseln, bei diesen Märschen einige ergebene Regimenter in die Nähe von Paris zu führen, und den König etwa nach Compiegne unter deren Schutz zu bringen. Dann würde man die Gegenrevolution beginnen, zugleich aber mit den Deutschen unter Vermittelung des befreiten Königs einen ehrenvollen Frieden schließen[2]).

Diese Dinge waren im Werden, als die Nationalversammlung die erzählten Streiche führte. Der Eindruck in den Tuilerien war überwältigend. Man besorgte einen sofortigen Ausbruch, der König hatte noch keinen festen Plan, kein Geld, keine verfügbaren Streitmittel[3]). So gewann plötzlich eine ganz entgegengesetzte Ansicht die Oberhand, die traurigste, die sich denken ließ, da sie in letzter Instanz das Heil in der Gewinnung der schwachen Masse der Nationalversammlung suchte. Der König sollte sich in versöhnliche und liberale Haltung versetzen, so viel wie irgend möglich die revolutionären Maßregeln zu seinen

---

[1]) S. o. seinen Brief an Lajard 25. Juni. Lafayette stellt freilich in seinen Memoiren die Sache so dar, daß Luckner den Tausch veranlaßt hätte, allein dieser wundert sich in einer Depesche vom 12. Juli gar sehr über seine ewigen Deplacirungen.

[2]) Depeschen Luckner's und Lafayette's an Lajard 6. Juli, nebst Lajard's Antwort vom 9. — Lally an Ludwig XVI., Beilage zu seinem Briefe an den König von Preußen.

[3]) Morris Tagebuch 2. Juli.

eigenen machen, und ſo mit den Stimmen des Centrums ſich die Mehrheit des Reichstages wieder erobern [1]). Alle Gründe der Einſicht und der Würde ſprachen dagegen, aber der Schrecken vor den nächſten Gefahren und die Gleichgültigkeit gegen die miniſteriellen Pläne entſchieden dafür. So gab der König jetzt ſeine Sanction zu dem letzten Decrete über die gutsherrlichen Rechte; dann ſchrieb er am 4. Juli der Nationalverſammlung, er wünſche dem Förderationsfeſte perſönlich beizuwohnen, und den Verbrüderungseid entgegen zu nehmen. Auffallender ließ ſich das Einſchlagen eines neuen Weges nicht bezeichnen.

Die Linke war überraſcht, blieb aber argwöhniſch und ließ ſich in ihrem Gange nicht irren. Gironde und Jacobiner forderten um die Wette die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes. Im Club war bereits durch Danjou entwickelt worden, daß ein geſetzgebender Körper nicht mehr ausreiche, ſondern zur Aenderung der Verfaſſung ein Nationalconvent berufen werden müſſe. Cheppy ſetzte hinzu, alle Adeligen ſeien aus dem Heerbefehle zu entfernen, alle Emigrantengüter zu verkaufen, alle Verwaltungs- und Gerichtsbehörden neu zu beſetzen. Aus der Mitte der Girondiſten begehrte mit nicht geringerem Ungeſtüm in der Nationalverſammlung der Biſchof Torné, ſie ſolle nicht mehr in den Geſetzen, ſondern einzig in dem Heil des Vaterlandes die Richtſchnur ihres Benehmens ſuchen: vorher hatte er ſeinen Freunden entwickelt, mit der Verfaſſung ſei es vorbei und nur im Süden des Reiches Rettung zu finden. Noch immer mehr ſteigerten ſich die Anträge. Am 6. wollte Condorcet das Finanzminiſterium unterdrückt, und die Civilliſte unter Aufſicht geſtellt wiſſen; er gab zugleich eine Probe des Cultur- und Sittenzuſtandes, welchen die Gironde unter dem Namen bürgerlicher Freiheit für Frankreich in Bereitſchaft hielt: Abſchaffung der Teſtamente, Vermehrung der kleinen Eigenthümer, Gleichſtellung der natürlichen und ehelichen Kinder, Freiheit der Eheſcheidung, dieſe Dinge forderte er als die beſte Schutzwehr gegen den königlichen Deſpotismus.

Ludwig XVI. hätte an dieſer erſten Probe genug haben können. Aber die Unterhandlungen mit dem Centrum hatten ſchon begonnen, und hier eine lebhafte Freude hervorgerufen. Denn dieſe Männer fürchteten gleich ſehr den Sieg der Rechten wie der Linken, und fürchteten vor Allem die Gefahren des dem Siege vorausgehenden Kampfes. Es war bei ihnen ein Lieblingswort, daß die Nachgiebigkeit die höchſte

[1]) Lally an Ludwig XVI., 19. Juli, Nachſchrift.

patriotiſche Tugend ſei, nur die Zwietracht der Parteien gefährde das Vaterland, der Vernünftigſte müſſe einen Schritt entgegenkommen. Nach dieſen Regeln hatten ſie ſich bisher mit der Gironde und den Tribünen verhalten, und waren natürlich entzückt, daß der König ſich jetzt mit ihnen in gleicher Weiſe ſtellen wollte. Es gab am 7. Juli einen Sturm der Begeiſterung, als der Biſchof Lamourette dieſen Empfindungen Worte lieh, eine allgemeine Verſöhnung predigte, zur Verfluchung der Republik und der Adelskammer aufrief, und von der Tribüne herabſteigend, ſich einem bisherigen Gegner in die Arme warf. Die parteiloſen Männer tobten in ihrem Jubel über den Frieden, und die beiden Parteien mußten ſich beeilen, durch gleich tugendhaftes Betragen die Achtung ihrer Mitbürger zu behaupten. Sie wetteiferten ſich zu umarmen, und ſich als Söhne des Vaterlandes den Bruderkuß zu geben; die ganze Verſammlung war in Rührung und Enthuſiasmus aufgelöſt, ſo daß man den König auf der Stelle benachrichtigte und in den Saal hinüberführte, um die friſche Wärme für die gute Sache zu benutzen. Auch erlebte er ein nochmaliges Aufwogen von Patriotismus und Loyalität und kam voll guter Hoffnungen in das Schloß zurück.

Aber was konnte es frommen, wenn man den trüben Schaum der Verſammlung für einen Augenblick durch einander rührte? Man hätte ſtärker und muthiger als alle Parteien zuſammen ſein müſſen, um ihren Hader zu bändigen: wie lange ſollte ein Frieden vorhalten, den einzig die Schwäche der Furchtſamen ausgerufen hatte? Die Dinge gingen auf der Stelle ihren Gang weiter. In derſelben Stunde, in der Lamourette ſeinen Triumph feierte, beendete das Departement ſeine Unterſuchung über den 20. Juni, und ſprach als Ergebniß derſelben die Amtsſuſpenſion Pethion's und Manuel's aus. Nach der Verfaſſung hatte in einem ſolchen Falle zuerſt der König und dann die Verſammlung über die Rechtsbeſtändigkeit der Verfügung zu entſcheiden, und der Stadtrath beeilte ſich, den Schutz der letzteren für ſeinen tugendhaften Maire anzurufen. Der König verſuchte auch jetzt noch die eben eingeweihte Friedenspolitik fortzuſetzen, und bat ihm, als einem perſönlich Betheiligten, ſein Votum zu erlaſſen: allein die Gironde war nicht geſonnen eine ſolche Gelegenheit neuer Erbitterung aus der Hand zu geben, und blieb feſt auf der Vorſchrift der Verfaſſung. Alle Organe der Linken erklärten am folgenden Tage die Verſöhnung für eine entweder tückiſche oder widerliche Poſſe. Zwiſchen der Tugend und dem Laſter, ſagte Prudhomme, iſt kein Frieden denkbar; ſtatt aller meinte Carra, bedürfen wir Suſpenſion des

Königs und die Sturmglocke durch das ganze Reich. Bei den Jacobinern stimmten Tausende zu, als Billaud Varennes ausrief: solche Gefühlsscenen bedeuten stets nur Unheil, gegen gekrönte Räuber und Menschenfresser muß man nicht einen weinerlichen Priester, sondern Herkules und seine Keule in den Streit führen. In der Nationalversammlung selbst begann am 8. Brissot eine große Rede über die Gefahr des Landes mit der Erklärung, daß ein Mensch die Kraft Frankreich's lähme, und Preußen und Oestreich überwältigt sei, sobald man die Tuilerien gebrochen habe: er schloß mit dem Antrage auf Niedersetzung eines Ausschusses der Versammlung zur Führung der hohen Polizei und der hohen Politik, eines Ausschusses, wie man ein Jahr später sagte, der öffentlichen Wohlfahrt.

Kurz, die Politik der Nachgiebigkeit hatte binnen 24 Stunden vollständiges Fiasco gemacht. Monciel hatte von vorn herein keinen Zweifel darüber gehabt, sich dem Auftreten Ludwig's in der Versammlung nachdrücklich widersetzt, endlich seine Entlassung angeboten [1]). Der König war nach einem so gänzlichen Mißlingen rath- und willenlos, Monciel's Ansehen gewann wieder Boden, und noch einmal schien es, als wenn Ludwig sich seiner Leitung unbedingt überlassen würde. Es kam Botschaft von Lafayette, er wolle mit Luckner am 14. in Paris sein, und nach dem Feste den König offen aus der Stadt hinweg nach Compiegne führen, wo er unter dem Schutze getreuer Regimenter eine neue Aera der Freiheit eröffnen würde. Lafayette hielt sich überzeugt, die bloße Entfernung des Königs würde einen solchen Eindruck in Paris machen, daß alle guten Elemente der Nationalgarde sich zusammen schaaren, die Mehrheit der Nationalversammlung sich zurecht finden, der König nach einigen Wochen als friedfertiger Triumphator in die Hauptstadt würde zurückkehren können. Einer Aenderung aber der Verfassung war er noch im innersten Herzen abgeneigt [2]). Ein solcher Plan hätte sich selbst aufgehoben, und so unternahm es Lally-Tolendal, ihn auf eigene Hand zu modificiren, um ihn dem Könige genehm zu machen. Er stellte es Ludwig als die Absicht des Generals vor, daß in Compiegne das Königthum die ihm nöthigen Rechte zurückerhalte, eine neue Kammer aus den Grundbesitzern gebildet, der Adel in seine Ehrenvorrechte wieder eingesetzt werde. Das Ministerium unterstützte diese Anträge mit seinem ganzen Ansehn, und am 9. Juli

[1]) Morris Tagebuch 8. Juli.

[2]) Lafayette, Memoiren IV. Anhang, über Lally's Brief an den König von Preußen.

ſprach Ludwig XVI. ſeine Einwilligung aus. Aber nicht lange hielt auch dieſe Entſchließung Stand. Montmorin fand ſchon die Abreiſe zu gewagt, Bertrand meinte, daß Lafayette durch ſeine Anhänglichkeit an die conſtitutionellen Formen an jeder Kraftentwickelung gehindert ſein würde. Die Königin fand beide Einwürfe richtig. Alle Adreſſen, die aus der Provinz gegen den 20. eingelaufen ſind, ſagte ſie, bekunden nur die Anhänglichkeit an Ruhe und Ordnung, nicht aber ſo viel monarchiſche Geſinnung, um nur einen einzigen Schuß gegen die Pariſer und Marſeiller zu unſerem Schutze abzufeuern. Lafayette kann uns nicht helfen, ſeitdem er durch ſeinen Beſuch die Nationalverſammlung von aller Furcht geheilt hat, dazu verehrt er die Quelle alles Uebels, die Verfaſſung, als den einzigen Gegenſtand, der eine Vertheidigung verdiene [1]). Mit einem Worte, ſie ſah im Innern weder Hülfe noch Rettung, Gefahr überall bis zur Ankunft der Deutſchen, gleichſehr in den Provinzen wie in Paris ſelbſt, ja Verſchlimmerung der Lage, wenn man durch eine Flucht aus der Hauptſtadt die entſcheidende Stelle räume. Sie war überzeugt, daß für die nächſte Zeit nur die Herſtellung der unumſchränkten königlichen Gewalt Frankreich vor unabſehbarem Unheil bewahren könne; ſie war zugleich weiter als jemals von dem Gedanken des alten Regime mit ſeinem Adel, ſeinen Gutsherren, ſeiner Kirche entfernt, ſie konnte mithin auf die Ausgewanderten noch weniger als auf die Conſtitutionellen rechnen, und hatte kein anderes Wort, als Abwarten, ob man den Einzug der Preußen in Paris erlebe.

Der König widerſtand ihr nicht lange. Am 10. eröffnete er den Miniſtern ſeinen Willen in Paris zu bleiben. Sie waren wie vom Donner gerührt, und erklärten ſofort, dann nicht länger ihre Stellung behaupten zu können. In die Verſammlung fiel die Nachricht von dieſer Miniſterkriſis zu allſeitiger Ueberraſchung hinein. Niemand vermochte ſie ſich zu erklären, es gab ein langes Schweigen, nur durch das Klatſchen einiger Zuhörer unterbrochen. Dann machte Lamourette noch einen Verſuch im Style des 7., indem er beantragte, die Erklärung über die Gefahr des Landes ebenſo wie die Unterſuchung über den 20. Juni auszuſetzen; er mußte aber erleben, daß kaum Jemand Notiz davon nahm, ſondern im Gegentheil die Zwölfe mit einem Schlußbericht für den nächſten Tag beauftragt wurden. Nachher drängten ſich freilich die Ueberlegungen, was die Miniſterkriſis zu

[1]) Beaulieu.

bedeuten habe. Am ſchmeichelhafteſten für die Partei legte ſie ſi
Roland aus: er war der Ueberzeugung, daß Ludwig XVI., des Ka
pfes gegen die Gironde müde, ihn und ſeine Freunde wieder in d
Cabinet berufen wolle. Es lag darin kein Grund, mit den parlame
tariſchen Maßregeln inne zu halten, durch welche man den Kön
unterwerfen wollte: von Herzen aber freute man ſich, nicht mehr i
Bunde mit den Cordeliers einer Straßenrevolte zu bedürfen. E
ließ Roland auf der Stelle Barbaroux rufen, und wies ihn an, d
Marſch der Marſeiller zu ſuſpendiren, weil zu einem zweiten Miniſt
rium der Gironde Ausſicht wäre.

Gründlicher konnte man ſich allerdings nicht irren. Der Kön
hatte die Feuillans entlaſſen, weil er nur noch von den Fremden
Rettung des Lebens erwartete. Die Cordeliers aber verwarfen je
ordnende Regierungsgewalt, und hätten auf ein Miniſterium d
Gironde mit doppelter Schadenfreude ihre Streiche geführt.

Fünftes Capitel.

Der zehnte August.

Gleich der Tag nach der Auflöſung des Miniſteriums brachte in Paris die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes. Die Nationalverſammlung ſprach ſie am 11. Juli aus, ſtellte dadurch alle Nationalgarden für den Krieg zur Verfügung, und rief die Wachſamkeit der Behörden, ſo wie die Aufopferung des Volkes auf. Unter den vorgeſchriebenen feierlichen Formen pflanzte ſich dies Signal der Erhebung allmählich durch alle Ortſchaften des Reiches fort, und hatte gewaltige Wirkung. Es lieferte zwar den Generalen geringe militäriſche Verſtärkung, was ich ſpäter im Zuſammenhange der Kriegsgeſchichte darthun werde, leiſtete jedoch der Gironde vollkommen den für die innere Politik beabſichtigten Dienſt. Die bald rauſchende, bald düſtere, ſtets aber theatraliſche Weiſe, womit aller Orten die Gefahr des Landes unter Trompetenſchall in feierlichen Aufzügen verkündet wurde, vermehrte die Aufregung und den Fremdenhaß bedeutend, und ließ wenigſtens bei den niederen Volksclaſſen die Vorfechter der Revolution allein auch als die Vertreter der nationalen Selbſtſtändigkeit erſcheinen.

In Paris fanden die Cordeliers außerdem, daß mit dem Decrete die gewöhnlichen Geſetze überhaupt aufgelöſt, und mit der Gefahr des Landes auch die herrſchende Allmacht des Volkes verfügt ſei. Die gewaltige Stadt dröhnte von den Vorbereitungen des Föderationsfeſtes, bei dem Jedermann den Ausbruch erwartete: die indeß angelangten Föderirten traten höchſt geräuſchvoll auf, verdoppelten den Galerienlärm in der Nationalverſammlung, und ſetzten hier am 13. Pethion's Losſprechung durch. Der König hatte nämlich die Suſpenſion beſtätigt;

die Gründe waren unwiderleglich, aber die Unparteiischen des Reichstages besorgten unendliches Unheil von der Leidenschaft der Föderirten, wenn der tugendhafte Maire nicht glänzend hergestellt würde. Er war denn auch der eigentliche Held des Festes, welches am 14. tumultuarisch genug begangen wurde: im Uebrigen blieb der Tag hinter den Erwartungen der Demokraten weit zurück. Einerseits hatte Mouciel's Verbot doch immer gewirkt, und die Ankunft der Föderirten wenigstens verzögert, so daß am 14. kaum 3000 Mann angelangt waren, die sich unter der Pariser Nationalgarde völlig verloren. Dann aber gab es noch einige Regimenter Linientruppen zu Paris, gegen deren Aufstellung die Revolutionsmänner sich nicht zu erheben wagten: gleich den 15. nahm denn auch die Gironde Anlaß, sie aus Paris hinwegzuweisen. Es bedurfte dazu nur eines einfachen Decretes, da die Anwesenheit von Truppen am Sitzungsorte des Reichstages von dessen Genehmigung abhängig war. Der König behielt seitdem nur ein Schweizerbataillon zur Beschützung seiner persönlichen Sicherheit in der Stadt.

Um so lauter und rückhaltloser gingen Cordeliers und Föderirte ihren Weg. Letztere hatten schon vor dem Feste auf Danton's Vorschlag verheißen, Paris nicht vor dem Sturze der Tyrannei zu verlassen, und setzten noch am 14. Abends einen Ausschuß nieder, der seitdem als leitende Behörde des Aufstandes thätig war. Ihre Zahl wuchs allmählich auf ungefähr 5000 Mann, zum größten Theile verlorene Leute, die von den Staatsmännern der Gironde nicht viel wußten, desto eifriger aber in den Schenken der Vorstädte mit den Banden der Cordeliers Herzensfreundschaft schlossen, und vor Allem von Robespierre und Marat, als den Vorkämpfern des armen Volkes begeistert waren. Robespierre, dessen Stern im Februar neben dem Einflusse der Gironde etwas verblichen war, wuchs täglich mehr heran, seitdem die Gironde den letzten Angriff verzögerte. Aeußerlich hielt er sich in engem Einverständniß mit Danton und Marat, hatte aber geringe Mühe, sich neben ihnen eine gesonderte Stellung zu sichern. Während Marat nur von Blut und Mord, von Verrath und Strafe des Verrathes redete, und Danton alle Kraft zum Schlagen und Explodiren zusammen nahm, suchte Robespierre stets mit parlamentarischen Mitteln zu arbeiten, die er den Waffen in derselben Weise wie die Gironde, wenn auch aus anderen Gründen und zu entgegengesetzten Zwecken vorzog. Danton arbeitete auf die thatsächliche Anarchie, mehr aus Genußsucht als aus Ehrgeiz, mit dem einfachen Hebel seiner bewaffneten Banden. Robespierre kannte das Wort Genuß nicht, desto

mehr aber den Trieb allein hervorzuragen in Anſehen, Volksgunſt und Gewalt, ſo daß er einem Geguer leichter als einem Rivalen verzieh: er wollte ſein Leben und ſeine Macht nicht dem Wagniß des Straßenkampfes anvertrauen, und ſeine Herrſchaft durch geſetzliche Organiſation dauernd ſichern. Danton verſtand es, aus allen Spelunken Frankreichs eine Bande zum Sturme auf die Tuilerien zuſammen zu ziehen, Robespierre aber wußte eine Verfaſſung auszudenken, in welcher dieſe Bande eine bleibende und regulirte Herrſchaft über Frankreich handhaben konnte. Hatte er in dem erſten Abſchnitte der Revolution die Tugend und die Rechte der unterdrückten Proletarier verkündet, ſo erſchuf er in dem zweiten für die Uebermacht derſelben die ordnende Form, und gründete darauf ſeine eigene, in aller Geſchichte beiſpielloſe Gewalt. Im Jacobinerclub führte er dieſes Thema nach verſchiedenen Seiten mit unermüdlicher Thätigkeit aus: neben der Forderung des Augenblicks, Lafayette und Ludwig XVI. zu beſeitigen, behandelte er fort und fort das Programm, daß auch in der Zukunft kein König, keine Kammer, kein General eine herrſchende Gewalt haben dürfe, ſondern allein die Maſſe der einzelnen, freien, ſouveränen Bürger. Wenn damit der große Haufen überall das Heft in der Hand hatte, ſo fiel die thatſächliche Macht von ſelbſt den Proletariern zu, welche nicht die Mehrzahl, wohl aber den einzigen organiſirten Theil deſſelben bildeten.

Die beſitzloſen Leute ſollten aber nicht blos die herrſchende Claſſe in dem franzöſiſchen Staate werden. Danton und Robespierre dachten ihnen die Güter der bisherigen Reichen zuzuwenden, Marat's Freunde trachteten nach gänzlicher Vernichtung der bisherigen Geſellſchaft. Niemand unterſtützte es bei den Jacobinern mit heftigerem Nachdrucke, als Billaud-Varennes, der Sohn eines armen Advocaten in La Rochelle, der als junger Menſch aus dem älterlichen Hauſe mit einer Magd entlaufen, dann eine Weile zum Theater gegangen, und endlich wegen ſkandalöſer Pamphlete aus ſeiner Vaterſtadt verjagt worden war. Der Hunger hatte ihn darauf in die Congregation des Oratoire zu Paris getrieben, wo er ſich zum Lehrer ausbildete, zwar nicht Prieſter wurde, wohl aber alle Untugenden des pfäffiſchen Weſens ſich aneignete. Es war ſo viel Ehrgeiz und Eigenliebe in ihm wie in Robespierre; ſein bisheriger Lebensgang hatte ihn mit Geſetz und Geſellſchaft in Kampf gebracht; er fühlte ſich als Ausgeſtoßenen und dachte es der tugendhaften und anſtändigen Welt dereinſt zu vergelten. Dort im Kloſter lernte er ſeine Leidenſchaft hinter ernſtem und ſalbungsvollem Weſen zu

verſtecken; er recitirte mit erhobenen Blicken ſchwülſtige Lobgedichte auf Ludwig XVI, wußte ſich in das Wohlwollen ſeiner Vorgeſetzten einzuſchleichen, gab aber endlich doch einige Bläſen, und wurde wegen unzüchtiger Poeſien aus dem Colleg ausgewieſen. Auf's Neue ging es ihm elend, ſeine Galle wurde immer ſchwärzer, ſein Grimm immer giftiger, ſo fand ihn die Revolution. Jetzt warf er die bisherigen Künſte des Heucheln und Schleichens hinweg, und ſtürzte ſich in die Unruhen mit dem Eifer lang geſammelter Rachgier hinein. Man ſah ihn ſelten auf der Tribune, weil ſeine Rede weder gelenk noch enthuſiaſtiſch genug war, um die Maſſen zu feſſeln (Desmoulins nannte ihn deshalb einmal einen rechtwinkligen Politiker, was ihm Billaud nie vergaß), aber in der Heimlichkeit des Comité's Anſchläge zu brüten, vor deren Schärfe ſelbſt die Cordeliers zurückſchreckten, und aus Robespierre's Vorausſetzungen die ſchneidendſten Conſequenzen hervorzukehren, dazu war er der auserleſene Mann. Hatte ſchon Danton die Erleichterung der ärmeren Claſſe bei den Steuern begehrt, ſo wollte Billaud die Koſten der neuen Revolution mit dem Vermögen ihrer Gegner beſtritten wiſſen. Das Mittel dazu ſchien ihm einfach: wenn alle Officiere, Beamte und Richter verabſchiedet ſeien, müſſe man die Feinde der Freiheit deportiren und ihre Güter einziehen.

Eine Tugend läßt ſich dieſem finſteren Terroriſten nicht abſprechen: er hat ſeit 1789 ſeine Wünſche nie mehr unter doctrinäre oder ſentimentale Redeblumen verſteckt, und niemals durch eine perſönliche Rückſicht ſich zu einem Farbenwechſel beſtimmen laſſen. Unaufhörlich arbeitete er für die äußerſten Mittel; wo man ihn berührte, fand man ihn glühend von Leidenſchaft, und die Schwerfälligkeit ſeines Weſens ſchien die Wucht ſeines Auftretens nur zu erhöhen. Dies vornehmlich unterſchied ihn von einem ſonſt ganz gleichgeſinnten Genoſſen, dem Lyoner Schauſpieler Collot d'Herbois, der ſich wie Billaud, für alle Mühſeligkeiten ſeines hungervollen Lebens an dem Blute der anſtändigen Geſellſchaft zu erholen gedachte, aber alle Affecte hinter einer unerſchütterlichen und undurchdringlichen Kälte verſteckte. Er hatte ſich bei den Patrioten einen weiteren Namen zuerſt durch einen für die Bauern geſchriebenen Katechismus der neuen Politik gemacht, der unter dem Titel, Geſpräche des Vater Gerhard, in vielen tauſend Exemplaren durch die Jacobiner verbreitet wurde. Als darauf die Miniſterkriſis des März eintrat, fühlte er ſich ſchon ſo bedeutend, daß er ſich der Gironde zuerſt als Miniſter des Innern, und dann als Regierungscommiſſar für die Colonien anbot; Briſſot aber hatte das Ungeſchick, den patriotiſchen

Schauspieler etwas achselzuckend abzufertigen, und Collot begann darauf die Gironde mit wüthenden Denunciationen zu verfolgen. Er war unter den Jacobinern entschieden das größte Intriguantentalent; er verstand es wie keiner, eine Partei zu verwirren oder neu zu bilden; er besaß, was diese Laufbahn erfordert, in vollendetem Grade, freche Eigensucht, kalte Brutalität, schamlose Schmeichelei, vor Allem aber eine unergründliche Verschlossenheit. In geordneten Zuständen auch eines demokratischen Staates hätten ihn weder Kenntnisse noch Charakter über die niedrigsten Stufen des Gemeinwesens erhoben, jetzt wo sich der ganze Zustand täglich mehr unter die Gewalt der rohen Massen beugte, hatte er eine Zukunft vor sich, in der sein Name das Entsetzen Frankreichs werden sollte.

Je unverhüllter und ernsthafter diese Tendenzen bei den Jacobinern hervortraten, je entschiedener diese Männer die Föderirten und Vorstädter an sich fesselten, desto lauer wurden begreiflicher Weise die Girondisten in der Verfolgung ihrer Umsturzpläne. Freilich hatten sie Alles, was jene begehrten, selbst unendlich oft gepriesen, und den Pöbel eifrig genug als Mittel für ihre neue Revolution verwandt: aber sobald die Partei Robespierre geradezu die Vernichtung der gebildeten Gesellschaft forderte, so fühlten sie sich ohne Ausnahme als Angehörige des bedrohten Standes. Sie Alle konnten sich nicht entschließen, in die Tavernen der Hallen hinabzusteigen, um hier den Föderirten Brüderschaft zuzutrinken; und doch mußten sie sich sagen, daß es das einzige Mittel war, die Revolution in der Hand und ihre Todfeinde von der Herrschaft entfernt zu halten. Der von Schmutz und Blutgeruch erfüllte Dunstkreis bei den Jacobinern wurde ihnen mit jeder Stunde unerträglicher: sie waren an dem Punkte angelangt, an dem die Revolution, nicht über ihr Gewissen, wohl aber über ihre Neigungen hinausging. Sie sahen, daß sie nicht bloß dem Könige Gefahr bereitet hatten, und warteten ungeduldig, ob er sich ihnen nicht zu gemeinsamer Vertheidigung unterwerfen wollte. Vergniaud beklagte sich bereits über das Unheil des 20. Juni, die Commission der Zwölfe fand am 19. keinen Grund, dem Generale Lafayette wegen seines letzten Erscheinens in Paris den Proceß zu machen. Aber wie laut nun auch die Jacobiner über diesen verrätherischen Abfall der Gironde zum Könige tobten, Ludwig XVI. schien dafür ganz unempfänglich, und vergebens wartete Roland Tag um Tag auf eine Botschaft vom Schlosse. Als sie schlechterdings nicht kommen wollte, entschloß sich die Partei, sogar den ersten Schritt zu thun. Am 20. ließen Vergniaud, Guadet und

Genſonné dem Könige durch den Hofmaler Boze ein Schreiben zuſtellen, worin ſie die Bildung eines girondiſtiſchen Miniſteriums als das einzige Rettungsmittel nachdrücklich hervorhoben [1]).

Wie groß war nun die Enttäuſchung und der Zorn, als Ludwig am 21. Roland's Portefeuille wieder einem Feuillant, Champion, übertrug, Dubouchage zur Marine, endlich am 23. d'Abancourt zum Kriege berief, und die raſche Beſetzung der übrigen Stellen verhieß. Roland war außer ſich. Die erſte Erbitterung bewirkte einen neuen Befehl an die Marſeiller, ihren Marſch nach Paris zu beſchleunigen, und einen heftigen Angriff Guadet's auf Lafayette, den er anklagte, durch Bureau Puzy den Marſchall Luckner zu einem Marſche auf Paris aufgefordert zu haben. Die Nationalverſammlung befahl hierauf eine neue Unterſuchung, bei welcher die drei Officiere, dem buchſtäblichen Hergange gemäß, die Wahrheit der Thatſache einhellig in Abrede ſtellten. Auch folgte bei der Gironde ſelbſt dieſem Aufwallen die Abkühlung auf dem Fuße. Damals war General Montesquiou in Paris, den ſie ſelbſt an die Spitze des Südheeres befördert, und weſentlich bei allen Umſturzplänen in Anſchlag gebracht hatte. Er war noch immer ihr Verbündeter, und wünſchte gerade jetzt durch ihren Einfluß ſich die zwanzig Bataillone zu erhalten, die ihm Lajard für die Rheingrenze abgefordert. Aber was die Republik betraf, ſo erklärte er den Zwölfen ſehr trocken: ihr könnt hier die Abſetzung des Königs ausſprechen, aber ſeid verſichert, daß ihr dann keinen Officier und keinen Soldaten mehr haben werdet. Es war etwas zu viel geſagt, da die Soldaten ebenſo wenig monarchiſchen wie republikaniſchen Eifer hatten: aber es reichte hin, um das Feuer der girondiſtiſchen Partei vollkommen zu löſchen.

Ihre Führer gingen dann ohne allgemeinen Plan den Umſtänden nach ihre Wege weiter. Bei Einigen trug es der Grimm gegen den König über alle anderen Erwägungen davon, und Genſonné brachte am 25. einen Geſetzentwurf vor die Nationalverſammlung, der nichts Geringeres, als eine revolutionäre Regierung unmittelbar durch die Mehrheit des Parlamentes enthielt: die Gemeinderäthe ſollten das Recht empfangen, jeden der Sicherheit des Staates gefährlichen Menſchen zu verhaften und nach Befinden ein Jahr lang im Gefängniſſe zu laſſen, die Aufſicht aber über dieſe Thätigkeit ſollte einem Ausſchuſſe

[1]) Guadet (Neffe des Deputirten), les Girondins I, 262 berichtet, daß ſein Oheim damals zum Könige berufen und freundlich angehört worden ſei. Wirkung hatten freilich auch ſeine mündlichen Rathſchläge nicht.

der Nationalversammlung übertragen werden. Wenn es durchging, so war offenbar die Frage, wer aus den Revolutionskämpfen Frankreich als Beute davontrüge, gleichbedeutend mit jener, wer sich des Besitzes der Gemeindebehörden versichern würde. Was Paris betrifft, so hatte die äußerste Linke ihren Einfluß sicher gestellt, indem seit dem 17. Juli ein sogenanntes Correspondenzbureau der 48 Sectionen eingerichtet worden war, dessen Mitglieder aus sehr unregelmäßigen Wahlen hervorgingen, durchgängig zu den heftigsten Jacobinern gehörten und bei der bevorstehenden Erhebung ganz bereit waren an die Stelle der bisherigen Behörden als revolutionärer Gemeinderath zu treten [1]). Weitere Schritte auf diesem Boden gelangen der Partei in der Nationalversammlung, indem sie am 25. die Permanenz aller Sectionen im Reiche, und am 29. die Zulassung der Passivbürger zum Bürgergardendienste einmal im Monat durchsetzte.

Andere Girondisten aber wurden durch solche Vorgänge eher noch zweifelhafter. Zum zweiten Male erhielt Boze ein Schreiben an den König; Vergniaud sprach auf der Tribüne von den Unbesonnenen, welche durch Uebertreibung — durch einen Antrag nämlich auf Absetzung des Königs — die beste Sache verderben; Brissot forderte sogar Bestrafung, wie der Emigranten, so auch der Königsmörder, da das Blut eines Königs stets nicht die Freiheit, sondern die Monarchie gekräftigt habe. Als dann Guadet ganz offen eine Adresse an Ludwig XVI. beantragte, welche die Wiederherstellung des girondistischen Ministeriums begehren sollte, und Rechte und Linke sich gleich eifrig dagegen vereinten, da erhob sich Brissot von Neuem gegen die Ausschweifungen, womit man dem Könige das Recht gebe, seinerseits über Verfassungsbruch zu klagen, und die besitzende Classe in ganz Frankreich in die Arme der Ausländer treibe. Er fand Beifall in der Versammlung, aber die Galerien heulten, schmähten über den doppelzüngigen Verräther und warfen ihm Obst in das Gesicht. Bei den Jacobinern war nur eine Stimme der Verachtung gegen die elende Partei, welche bei der Revolution einzig die Ministersessel für ihre Handlanger im Auge habe: der Ausschuß der Föderirten meinte, die Ankunft eines glühend patriotischen Brester Bataillons zum entscheidenden Schlage zu benutzen. Als aber Pethion davon erfuhr, beeilte er sich die Aufläufe zu zerstreuen und seinen Einfluß zur Erhaltung der Ruhe in die Wagschale zu werfen.

Es war das letzte Mal. Denn schon den 28. gab der König die

---

[1]) Mortimer-Ternaux II, 138.

bestimmte Erklärung, daß er niemals auf die Anträge der Girondisten eingehen würde[1]. Zugleich wurde das Manifest der verbündeten Höfe bekannt[2], welches für die Girondisten ebenso harte Drohungen war für die übrigen Jacobiner, und für ganz Frankreich kein anderes Wort als der Absetzung und Bestrafung enthielt. Es lasse ihnen, meinten die Führer, keinen Rückzug übrig. Hätten wir sonst auch zaudern wollen, sagte einer, so sind wir jetzt gezwungen, die Nation zu einem Schlage fortzureißen, der alle Brücken zertrümmert und sie unwiderruflich mit uns verbindet[3]. Die Girondisten suchte über das praktisch ausführbarste und wirksamste System zur Entscheidung zu kommen, gelangte aber auch jetzt nicht zu voller Einmüthigkeit. Einige Mitglieder der Partei wollten die Monarchie erhalten, und nur die Person des Monarchen wechseln. Nach ihrer Meinung sollte Ludwig XVI. beseitigt und die Absetzung ausgesprochen werden. Dann würde der Dauphin folgen, und die Girondisten den Regentschaftsrath besetzen. Die Berufung eines Nationalconvents zur Revision der Verfassung schien unerläßlich, aber man dachte sich die Mehrheit im Voraus zu sichern, indem man zwei Drittel der jetzigen Deputirten von vorn herein zu Mitgliedern der neuen Versammlung erklärte[4]. Condorcet würde Erzieher des jungen Königs, Pethion Vorsteher der Regentschaft, Roland, Servan, Clavière Minister werden. Dagegen erklärte Vergniaud, daß es eine Thorheit und ein Vergehen sei, das Ideal der Freiheit, die republikanische Staatsform noch länger abzuweisen. Er forderte also einen Convent der Nation gerade zu dem Zwecke, um die Abschaffung des Königthums zu verfügen, und wollte deshalb nicht die Absetzung Ludwig's, welche zur Thronfolge des Dauphin führte, sondern die Suspension des Königs, als ersten Schritt zum Sturze des Thrones. So wichtig aber diese Meinungsverschiedenheit war, so wenig hinderte sie für den Augenblick die revolutionären Schritte der Partei, da die Entfernung Ludwig's in jedem Falle das nächste Ziel der Bewegung bildete. Hierüber kam man in diesen Tagen zu dem bestimmten Entschlusse. Trotz aller Schwierigkeiten fand man zuletzt doch ebenso viel Aussichten wie Uebelstände. Woher hätte nach der Entfernung der Linientruppen der König die Kraft

1) Bertrand.
2) Buchez.
3) Beaulieu.
4) Einen Decretentwurf dieses Inhalts führt Prudhomme, crimes etc. zum 10. August an.

zum Widerſtande nehmen ſollen? Wären die Armeen nicht gerade freundlich geſinnt, ſo würden ſie ſich doch ſchwerlich zu einem Gewaltſtreiche fortreißen laſſen, wenn ein verfaſſungsmäßiges Decret die Abdication des Königs ausſpräche. Alles käme darauf an, einen ſkandalöſen Pöbeltumult, welcher durch die geſetzlichen Formen ſchreiend hindurchbräche, zu verhüten, und damit hier den Generalen den Vorwand zur Reaction, dort den Cordeliers die Möglichkeit zur Anarchie abzuſchneiden. Gerade am 29. langte das vielberufene Bataillon der Marſeiller an, es ſtand damals noch ganz unter Barbaroux's Einfluß, ſo daß dieſer gleich an dem Tage ſeiner Ankunft der Nationalverſammlung das Abſetzungsdecret zu entreißen dachte. Dabei wurde er zwar durch Santerre im Stiche gelaſſen und ſo der Plan vereitelt; immer aber war das Anſehen der Marſeiller bei den Demokraten gewaltig, und konnte der Gironde die Hoffnung erwecken, durch ſie auch die übrigen Föderirten, im Ganzen 5300 Mann, am 30. Juli für ihre Zwecke zu benutzen, dann aber ſo raſch wie möglich aus Paris und dem Bereiche der Cordeliers zu entfernen [1]). Pethion überließ ſich den beſten Hoffnungen: ich ſehe ſchon, ſagte er, ich werde der Regentſchaft nicht entgehen können [2]).

Es gehörte freilich die ganze Ehrſucht und Selbſtgefälligkeit dazu, welche Pethion und ſeine Freunde charakteriſirte, um ſich mit ſolchen Träumen die Feſtigkeit ihrer Stellung auszumalen. Sie, welche ihrem Bunde mit den Cordeliers ſo wenig trauten, daß ſie erſt vor acht Tagen ſich zweimal in demüthigende Unterhandlungen mit Ludwig XVI. hatten hineinſchrecken laſſen, ſie am wenigſten hätten ſich in dieſem Grade täuſchen dürfen. Immer deutlicher zeigte ſich eine Lage des Landes, in der nur eine organiſirte und ſchlagfertige Waffenmacht etwas ausrichten konnte, und eine ſolche beſaß zwar das Reich in der Armee, dieſe aber war an den Grenzen gegen die Deutſchen beſchäftigt: es beſaß ſie die Revolution an den Proletariern des Jacobinerclubs, dieſe aber ſtanden in Paris zu den Cordeliers, und in den Provinzen nur dort zu der Gironde, wo man von ihrem Zwieſpalt mit Danton und Robespierre noch wenig unterrichtet war. Sittliche und rechtliche Kräfte aber waren nicht vorhanden, das Geſetz und der Staatsorganismus hatten keinen Einfluß, die Behörden und Nationalgarden waren ohnmächtig, in ſich

---

[1]) Laſource forderte deshalb am 29. bei den Jacobinern den Abmarſch der Föderirten an die Grenze.

[2]) Beaulieu — nach der Ausſage von Ohrenzeugen.

gespalten oder reactionär. Dabei wurde die finanzielle Aussicht immer trüber, und hätte schneidender als alles Andere der Gironde die Aufklärung geben können, daß die Urheber des Revolutionskrieges ihr eigenes Geschöpf verläugneten, wenn sie sich von der communistischen Demokratie hinwegwandten. Denn vor Allem der Krieg verschlang bei der Zersetzung aller inneren Verhältnisse namenlose Summen; diese konnten nur durch Assignaten erhoben werden, und jede Vermehrung der Assignaten bereitete neue Confiscationen und allgemeine Zwangscourse vor. Beides zusammen aber ergab Ueberweisung alles Eigenthums an den Staat, mithin den Communismus.

Der Beginn des Krieges hatte außer starken Prohibitivzöllen und dem Bankerott gegen die Gläubiger des alten Staates noch 600 Mill. neuer Assignaten gebracht. Ende Juli waren diese Summen erschöpft, der Cours des Papiergeldes stand seit Februar zwischen 70 und 60, der Staat hatte also in dem halben Jahre ungefähr 330 Millionen Capital auf seine laufenden Ausgaben verwandt. Es waren aber jetzt 2400 Millionen emittirt, und die Hypothek der Kirchengüter bereits überschritten. Denn nach dem letzten Berichte im Mai waren davon verkauft ungefähr für 1800, und vorhanden noch für 350 Millionen [1]); es gab mithin 200 Mill. Assignaten mehr als die endliche Veräußerung erwarten ließ. Jetzt bedurfte man neues Papier, folglich auch neue und große Hypothek: der Berichterstatter Fouquet entwickelte jedoch am 31. Juli einige Bedenken; uns wird ein kurzer Ueberblick über die Folgen der bisherigen Wirthschaft zeigen, daß Anlaß genug dazu vorhanden war.

Der Verkauf der Kirchengüter hatte erst im Frühling 1791 stärkeren Zug gewonnen; den günstigsten Verlauf nahm er gleich nach der Vollendung der Verfassung, wo binnen vier Wochen an 500 Mill. Angebot erfolgte [2]). Die Parteihändel aber der Legislative und vor Allem der Ausbruch des Krieges lähmten ihn auf der Stelle, die folgenden 7 Monate lieferten nur 360 Millionen, und es war vorauszusehen, daß jede Steigerung der inneren oder äußeren Wirren das Verhältniß immer ungünstiger stellen würde. Das fiel um so schwerer in das Gewicht, als jene Zahlen keineswegs eine entsprechende Ver-

[1]) Alle diese Ziffern sind hier abgerundet. Berichte vom 5 April, 19. April, 23. Mai.

[2]) Denn am Ende der Constituante waren 964, Mitte October aber 1440 Millionen versteigert.

minderung der Papiercirculation ausdrückten; vielmehr waren nach dem zum Kaufe lockenden Gesetzen die Zahlungstermine weit gestellt, und bis zum Mai auf jene 1800 Millionen erst 488 eingezahlt; seitdem aber liefen monatlich etwa 30 Millionen ein. Hieraus allein erklärt sich auch die hohe Summe von 2200 Mill., auf welche der Kaufertrag der Kirchengüter angegeben wurde, während sie in geregelten Verhältnissen kaum 1300 hätten aufbringen können. Da die Assignaten seit Februar ein Drittel unter Pari standen [1]), so waren die Güter in Wahrheit für etwa 1600 Mill. weggegeben, und dieser Preis durch die übermäßige Zerschlagung und Aussaugung derselben theuer genug erkauft worden. Wohin sollte es nun führen, wenn man die Papiermasse in stets größerem Maße vermehrte, die Güterpreise aber durch stets erweiterte Zufuhr von Kaufobjecten herabdrückte?

Es kamen aber noch andere Rücksichten in Betracht. Die Verwaltung der Domänen war jetzt so elend wie zwei Jahre früher; man hatte vom Frühling 1790 bis zum Mai 1792 im Ganzen 44 Mill. daraus bezogen, während sonst in jedem Jahre der Clerus 70, die Regierung 11—12 Millionen erhielt. Seit dem Februar 1792 war nun aber eine damals ebenso gewaltige und täglich anwachsende Gütermasse in dieselbe Lage versetzt worden, die Besitzungen der Emigranten. Sie standen vermöge des Sequesters, wie die Kirchengüter, unter der Aufsicht der Municipalitäten, welche in diesem Jahre noch, so weit es thunlich war, die bisherigen Verwalter für Rechnung des Staates fortwirthschaften ließen, die beweglichen Güter aber, Möbel und Pretiosen in Beschlag nahmen und versteigerten. Man ermißt leicht, wie viel Unordnung, Unterschleif und Verschlechterung der Güter damit eintreten mußte. Die Verwalter bereicherten hier sich selbst, ließen dort Alles zu Grunde gehen, und fanden zuweilen Mittel, die Einkünfte den geflohenen Herren in das Ausland nachzusenden. Als im Spätsommer die Erndte eingebracht war, wurde die neue Bestellung durchgängig unterlassen. Bei einem Lande, welches, wie damals Frankreich, seinen Kornverbrauch nur mit Mühe erzeugte, war es keine Kleinigkeit, daß ein Zwanzigstel seiner Aecker so gut wie wüst liegen blieb.

So stand es auf den Gütern, deren Verwaltung der Staat in der Hand behalten hatte. Auf den verkauften Domänen war man ebenfalls weit von erfreulichen Aussichten entfernt. Es stellte sich

[1]) So in Paris, in den Provinzen niedriger.

nämlich schon damals die merkwürdige Thatsache heraus, daß die demokratische Absicht der Constituante, durch die Zersplitterung der Kirchengüter eine Menge kleiner Eigenthümer zu schaffen, vollkommen fehlgeschlagen war. Die Anhäufung der Gütermasse war 1792 nicht geringer als 1788. Die großen Besitzungen hatten sich in anderer Weise gruppirt und die Herren gewechselt, aber die Zahl der Eigenthümer war nicht gewachsen. Denn die kleinen Bauern und armen Leute, die sich 1791 zum Kaufe herangedrängt, waren zum größten Theile darin verunglückt. Wer nicht schon im Winter erlegen war, wurde durch die Unruhe vor der Kriegserklärung zum Bettler. Speculation und Agiotage thaten das Uebrige: genug, der größte Theil der Kirchengüter befand sich jetzt in den Händen städtischer Capitalisten, welche ganz wie die früheren Eigenthümer zum größten Theil die Besitzungen nie zu Gesicht bekamen, die Meierverhältnisse fortdauern ließen, und durch fremde Unternehmer die Pachtschillinge beitrieben.

Dies Ergebniß ist ebenso merkwürdig wie wenig beachtet. Wie oft hat man die Revolution gerühmt, daß sie die großen Aecker der todten Hand in die eifrige Wirthschaft der kleinen Eigenthümer gewendet, oder im umgekehrten Sinne geklagt, daß sie damit die vom Code Napoleon vollendete Pulverisirung des Landes begonnen habe. Wenn wir nun schon bemerkten, daß vor der Revolution der Boden der kleinen Wirthschaften ganz so groß wie heute gewesen, so sehen wir hier die Erklärung einer solchen Stätigkeit mitten unter den Stürmen der Revolution. Sie führt uns, wie alle ökonomischen Erschütterungen dieser Zeit, auf eine allgemeine Regel zurück, die auch jetzt noch häufig genug verkannt wird. Die Vertheilung der Güter folgt im Großen keinen anderen Gesetzen als ihre Production. Jede wirkliche Steigerung der letzteren führt schließlich auch eine zweckmäßigere Vertheilung herbei. Jeder Versuch aber nach menschlicher, auch der bestgemeinten Willkür, die Vertheilung zu beherrschen, bleibt im glücklichsten Falle wie nicht geschehen, und lähmt sogleich die Production und den Umlauf, und folglich den Wohlstand aller Classen. Die Schicksale des französischen Ackers seit 1789 sind der Ausdruck dieses Satzes nach den verschiedensten Richtungen hin. Der 4. August hat den Landbau in allen Theilen befruchtet, weil er die Arbeitskraft entfesselt, und die Erzeugung gesteigert hat. Die Vertheilung der Kirchengüter hat die Zahl der Eigenthümer so wenig wie später der Verkauf der Emigrantengüter vermehrt, wohl aber hat sie in der allgemeinen Anarchie nicht bloß die reichen Prälaten, sondern noch empfindlicher die kleinen Bauern zu Bettlern gemacht. Aehnliche

Bemerkungen ließen ſich über den heutigen Zuſtand und deſſen Urſachen durchführen: nicht die Theilbarkeit der Güter, deren Verbot eine Beſchränkung des Eigenthums, der Freiheit und folglich des Wohlſtandes ſein würde, iſt die Quelle der jetzigen Mängel, — denn die angebliche Zerſplitterung der Güter iſt ja viel älter als der Code Napoleon, — ſondern wieder nur die heutigen Hinderniſſe des Credites, der Production und des Abſatzes, das Recht des Pflichttheils, die Meierverhältniſſe, die Schutzzölle, das Bankmonopol. Den 4. Auguſt für dieſe Dinge herbei zu führen, das iſt die wahre Aufgabe des franzöſiſchen Volkswirthes, nicht aber die Erſinnung neuer Vertheilungsrecepte, ſeien ſie feudaler oder ſocialer Richtung.

Frankreich empfand ſchon 1792 die Folgen des Verſuches, kleine Eigenthümer von Staatswegen zu erſchaffen, auf das Bitterſte. Von allen Seiten liefen höchſt bedrohliche Meldungen über den Ausfall der Erndte ein, am Schlimmſten immer wieder aus der Mitte und dem Süden des Reiches. Etwas beſſer hielten in den belgiſchen und deutſchen Grenzprovinzen die Zuſtände der Geldpächter vor; aber auch dieſe verbargen ſich nicht, daß ſie nicht lange mehr gegen das allgemeine Verderben würden ankämpfen können. Im Elſaß erwachten ſelbſt die Erinnerungen an das alte deutſche Reich, deſſen morſche Verfaſſung den Landleuten neben dem franzöſiſchen Unweſen als ein Segen erſchien. Sonſt friſtete gerade die drohende Nachbarſchaft des feindlichen Landes allein noch bei den Bauern die revolutionäre Stimmung; ſie hatten von den deutſchen Barbaren überhaupt eine wo möglich ſchlimmere Vorſtellung, als 1848 die Deutſchen von einer ruſſiſchen Intervention, und vor Allem knirſchten ſie bei dem Gedanken an Zehnten und Herrenrechte, die ſie von dem Siege der Preußen für unzertrennlich hielten. Sonſt aber hätten ſie gar nichts einzuwenden gehabt, wenn Ludwig XVI. die Zügel der Regierung auf's Neue ergriffen hätte.

Die Zerrüttung des Ackerbaues mußte bedrohliche Rückwirkungen nach allen Seiten hervorrufen. Die Brodverpflegung der Städte wurde immer ſchwieriger, denn der Ertrag der Aecker ſank, die Eigenthümer ſchafften ſelbſt die Geldpachten wegen des Schwankens der Aſſignaten ab, ließen ſich den Zins in Getreide entrichten, ſpeicherten es in Erwartung günſtiger Courſe auf, und ließen es, um den Arbeitslohn zu ſparen, oft nicht einmal ausdreſchen. Sodann griff das Verbot der Wollenausfuhr ein, die Schafzucht ging zu Grunde, und im Herbſte kamen die Klagen von allen Punkten, daß es an Wolle gänzlich mangele. Es verſtand ſich, daß dies umgekehrt wieder auf ſtärkere Verſchlechterung

der Aecker zurückwirkte, und so ein Unheil das andere steigerte. D
blühendste Rinderzucht des Reiches hatte bis dahin in der Lom
bestanden, wo die Bauern ihre Pachtstücke fast nur zu Wiesen benutz
und ihren Gewinn bei der Gutsherren vortheilhaft anlegten. Da
nahme der Assignaten und die Verfolgung des Adels zerrütteten
Gebieter gänzlich. Die Bauern, hier äußerst kirchlich gesinnt u
deshalb schon misvergnügt, wütheten gegen die Revolution: erst
Juli bildete sich hier die erste wahrhaft gefährliche Verschwörung
Royalisten gegen den neuen Zustand. Paris aber empfand den
störenden Umschwung zunächst in materieller Beziehung, da der Zuf
lieferung, die ihm bisher vornehmlich aus jenen Gegenden zugeflo
war, zu versiegen begann. Verringerte sich dem Volk somit das Br
das Fleisch, der Nährungsstoff, so sah man im gleichen Maße d
Herannahen des Herbstes das Mineral zur Heizung schwinden. Fra
war schon in alter Staat die Benutzung der Forsten durchgängig
räuberische gewesen, jetzt aber wuchs bei der Auflösung aller Ord
lichkeit der Mißbrauch in colossalem Maße. Es war der letzte R
der Tonsüren, der einzige unberührte Theil des geistlichen Gutes, a
von aller Seite wurden vandalische Verheerungen gemeldet, und
Finanzausschuß in seiner Rathlosigkeit begann auch hierhin begierig
Blicke zu werfen.

Bei solchen Zuständen mußte die Lage der besitzenden Classe
zerrüttet, jene der arbeitenden eine fast verzweifelnde sein. Alle Pr
waren gestiegen, allerdings auch der Arbeitslohn, aber keineswe
überall in gleichbleibendem Verhältniß. Denn die vermehrte Masse
Werthzeichen war immer der Hauptgrund veränderter Preissätze, a
durchaus nicht der einzige. Vielmehr wurde das Maß des Steig
bei jeder einzelnen Waare durch das Maß der Production oder
Nachfrage modificirt. Das Steigen des Metallgeldes wurde veranl
durch das Papier, und verstärkt durch die Ausfuhr der Emigranten
das Einschmelzen der Münzen, vor Allem aber durch die Verände
des Staatsschatzes, der z. B. unter dem Ministerium Narbonne no
gerungen für die Kriegsrüstungen bedeutende Summen um jeden Pr
verkaufte. Ebenso wurde bei den meisten Lebensbedürfnissen neben d
Papier die Abnahme der Production auf Preiserhöhung ein. Bei d
Arbeitslohn dagegen verhielt es sich umgekehrt. Wenn hier die Z
nahme der Werthzeichen eine Tendenz auf Steigerung bewirkte,
wurde die Vernichtung der Waare und der mißliche Stand der Fabrik
die Nachfrage wenigstens um ebenso viel herab. Am Meisten war

dies in Paris fühlbar, wo neben den sehr gestiegenen Waarenpreisen der Tagelohn im Herbste 1792 wie vier Jahre früher auf 15 Sous stand.

So sind wir den Spuren der revolutionären Finanzkunst auf jedem Punkte des socialen Daseins begegnet. Confiscation, Prohibition, Assignate, sie haben den Acker mit Dürre geschlagen, die Weide öde gelegt, die arbeitende Hand zur Unthätigkeit verdammt. Dem Staate aber ist seine Beute unter dem Griffe zerronnen. Soll man auf diesen Bahnen des Unheils, immer unersättlich und immer zum Hunger verurtheilt, vorwärts schreiten?

Wie aber will man einen Ausweg sonst entdecken? Die Anforderungen an die Staatscasse häufen sich, und von regelmäßigen Einnahmen sind nur noch schwache Spuren vorhanden. Wie hätten die Bauern, deren Viehstand ruinirt, deren Geräthe vertheuert, deren Marktfuhren geplündert, deren Gewinn im besten Fall mit sinkendem Papiere saldirt wurde, wie hätten sie volle und regelmäßige Zahlung einer übertrieben hohen Steuer leisten sollen? Und wenn alle Arbeiter in ihrem Lohne verkürzt, alle Besitzenden geängstigt, und aller Luxus geächtet wurde, wenn die Kaufleute sich einen Markt durch den Krieg, einen anderen durch die Unzulänglichkeit ihrer Zahlungsmittel verschlossen sahen, war es ein Wunder, daß die Douanen am Ende des Jahres statt 22 nur 12 Millionen geliefert hatten? In der damaligen Tiefe der Zerrüttung gab es keine erdenkbare Maßregel, welche sofortige Heilung bewirkt hätte. Es gab nur eine Wahl. Die eine Möglichkeit hieß Umkehr auf dem Wege der Revolution, und vor Allem Frieden mit Deutschland. Diesen konnte man in jedem Augenblicke haben, und dadurch allein dem Staate monatlich 80 Millionen sparen, wenn man sich ernstlich mit dem Könige auf den Grund einer ausreichenden Revision der Verfassung vereinte. Hiezu hatte sich Lafayette endlich entschlossen und es gemeinsam mit Luckner bei dem Ministerium beantragt: Ludwig antwortete, wie gerne sei er zum Frieden bereit, wenn er ein solches Wort in Paris nur auszusprechen wagen dürfe. Die andere Alternative war entschlossener Fortschritt auf dem Wege der Freibeuterei, immer weiteres Papier, immer größere Confiscation, und wenn in Frankreich nichts mehr zu finden wäre, dann immer gewaltigerer Krieg, um die Schätze des Auslandes dem Raube Frankreichs hinzuzufügen. Dafür waren Jacobiner und Cordeliers entschieden, und hatten mithin allen Grund sich der Verlegenheit der Staatscasse als des besten Wühlermittels zu erfreuen.

Zwischen ihnen stand die Gironde, unentschlossen wie zwei Jahre

früher Lafayette, im Widerſtreite entgegengeſetzter Wünſche, [illegible] geneigt zu der Bellenung jenes Vandalenthums, aber jeder Scheu zum Frieden als Schimpf und Schande verabſcheuend. Der Finanzbericht vom 31. Juli drückt dieſe Stimmung deutlich aus. Er rieth nach allen Richtungen, daß neue Papieremiſſion im Grunde unmöglich ſei, und endigt mit der Forderung, 300 Millionen Assignaten zu erſchaffen. Er findet, daß die Veräußerung der Emigrantengüter der Credit des Papieres eher drücken als fördern werde, kann aber der Wunſch nicht bergen, eine ſo reiche Quelle zugänglich zu ſehen. Er warnt dringend, die Hand an das koſtbarſte Gut des Staates, an die Waldungen, zu legen, bittet ſich aber ſchließlich doch 200 Millionen davon zur Veräußerung aus. Ein Mitglied meint, warum man nicht lieber die Güter des Malteſerordens confiscire: tröſtet Euch darüber, entgegnete Cambon, ſie werden bald genug an die Reihe kommen, wenn die 300 Millionen ausgegeben ſind. So wurde die Veräußerung der Forſten und die Emiſſion des Papiers beſchloſſen.

Die Demokraten fanden in dem Allen nur verſtärkten Antrieb, zur Entſcheidung zu ſchreiten. Sie verſicherten ſich täglich der Föderirten feſter, und entwarfen immer genauere Pläne für eine gewaltſame Kataſtrophe, welche die Hoffnung der Girondе ebenſo wie den Thron des Königs zerſchmettern ſollte. In den geheimen Sitzungen, die zu dieſem Zwecke in verſchiedenen Schenken der Vorſtädte gehalten wurden, fanden ſich allerdings auch einige Anhänger der Gironde, zunächſt Barbaroux, dann die Journaliſten Carra und Gorſas ein, und ebenſo blieb Pethion nach ſeiner amtlichen Stellung in Kenntniß der Entwürfe. Indeß kam hier keiner der ſtreitigen Punkte zur Sprache. Die Führer, Danton und Robespierre ſowohl als Briſſot und Roland, hielten ſich ſchon aus Gründen perſönlicher Sicherheit entfernt: man verhandelte nicht die Benutzung des Sieges, ſondern nur den Angriff gegen das Königthum, den Tag des Losbrechens, die Bildung der Colonnen, die Richtung des Marſches auf die Tuilerien. Die Gironde hatte ſo weit nichts einzuwenden, da auch ſie eine bewaffnete Demonſtration nöthig zu haben glaubte, um der Mehrheit der Verſammlung das Abſetzungsdecret zu entreißen. Bei Hofe war man vollſtändig über dieſe Umtriebe unterrichtet, aber ganz ohne Mittel, ihnen etwas anzuhaben, da das Departement ſeit der Caſſation ſeiner Urtheile den Abſchied genommen hatte, und die übrigen Behörden der Hauptſtadt an der Spitze der Verſchwörung ſtanden. Der König ließ ſich alſo, um Zeit zu gewinnen, dazu beſtimmen, nochmals Beſtechungsverſuche bei

den Häuptern seiner Feinde zu machen: Danton und dessen Freunde Santerre und Lacroix, Pethion und Brissot werden unter den Angegangenen bezeichnet[1]), und wenn man den Berichten ihrer Gegner trauen darf, so hätten die einen Geld genommen, ohne ihr Versprechen zu halten, die anderen nur zu geringe Angebote empfangen, um sich dem Könige hinzugeben. Die Jacobiner hatten gleich damals heftigen Argwohn; am 1. August wurden von ihrer Tribüne Brissot und Vergniaud laut des Verrathes angeklagt, und Robespierre begehrte wiederholt, daß in den neuen Convent kein Mitglied der beiden Nationalversammlungen eintreten dürfe. Wie es sich nun aber mit jenen Bestechungen verhalten haben möge, zu einem Abschluß gelangte man nicht. Die Freunde des Königs kamen wieder auf den Gedanken einer Flucht in die Normandie zurück, ohne jedoch Ludwig XVI. bestimmen zu können: die Gironde aber ließ dem Treiben der Pariser Revolutionäre freien Lauf.

Dieses war denn im vollsten Zuge. Vor Allem das Decret vom 25. über die Permanenz der Sectionen hatte Luft gemacht[2]); es kostete jetzt geringe Mühe, die schneidendsten Beschlüsse zu Stande zu bringen, in der Regel mit einem Zehntel der berechtigten Stimmen, tief in der Nacht, wenn der gute Bürger bequem oder eingeschüchtert

---

[1]) Danton von Bertrand, Lafayette und Mirabeau nach eigner Kenntniß, Pethion von Hue und Beaulieu, Lacroix von Soulavie nach einer Mittheilung des Ministers Chambonas, Brissot und andere Girondisten von Montmorin, Santerre von Bertrand nach einer Mittheilung der Prinzessin Elisabeth und Gilliers. — Alle Nachrichten dieser Art sind höchst vorsichtig aufzunehmen; es verlohnt aber nicht der Mühe, sie im Einzelnen zu discutiren. Nur in Bezug auf Danton mag hier bemerkt werden, daß Bougeart, Danton 393, Lafayette's Zeugniß verwirft, weil nach demselben die Bestechung in dem Ankauf seiner Advocatur bestanden habe, diese 10,000 Fr. werth gewesen, und von dem Könige ihm mit 100,000 bezahlt worden sei; nun aber sei der Werth einer solchen Advocatur auf 60,000 Fr. anzuschlagen, das sei durch eine Angabe der Pariser avocats du roi an die Nationalversammlung bezeugt, worin sie für die Aufhebung ihrer Aemter eine solche Entschädigung beansprächen. Allein es ist klar, daß ein solcher Anspruch der Advocaten den wahren Werth der Stelle nicht erweisen kann, und daß Lafayette's Zeugniß nicht an Glaubwürdigkeit verliert, wenn er auch die Geringfügigkeit des Werthes in etwas übertrieben hätte. Die andern Zeugnisse läßt Bougeart außer Acht, und schon L. Blanc hat bemerkt, daß vor Allem Mirabeau's Aussage die Frage schlechthin gegen Danton entscheidet.

[2]) Factisch trat es sogleich in Wirkung, obwohl es erst am 28. sanctionirt und am 6. von der Mairie verkündet wurde.

zu Hause blieb, nicht selten mit einer Verstärkung von Passivbürgern die schon Niemand mehr aus den Versammlungen hinweg zu weisen wagte. Am 28. verkündete Carra, daß 47 Sectionen für die Absetzung des Königs wären, am 31. erklärte die Section Mauconseil auf eigene Faust, daß sie den Landesverräther Ludwig nicht mehr als König anerkenne, und am 5. in Masse diesen Beschluß (der im Ganzen mit 60(Stimmen gefaßt war) der Nationalversammlung vorlegen werde. Derselbe Vorsatz wurde am 3. von den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau ausgesprochen: man wolle in Waffen an der Barre erscheinen, und die Marseiller zur Begleitung auffordern. Um dieselbe Zeit stand Pethion als Führer der Sectionscommissare vor dem Reichstage, um im Namen der Hauptstadt die Absetzung Ludwig's zu fordern: seine Adresse hielt sich über das Weitere in vorsichtiger Unbestimmtheit, und begehrte nur die Berufung eines Conventes, und bis dahin ein provisorisches, von der Versammlung ernanntes Ministerium. Denn, sagte sie, man kann nicht wissen, ob die Nation bei der gegenwärtigen Dynastie bleiben will oder nicht. Der Weg stand damit allen Wünschen offen, für die Freunde einer Regentschaft im Namen Ludwig XVI. für die Anhänger des Herzogs von Orleans und für die Verehrer der Republik. Aehnliche Anträge kamen zur Verstärkung von allen Clubs der Provinzen; die Jacobiner hofften am 5. August zum Schlusse zu gelangen. An diesem Tage sollten die Marseiller, die bis dahin in der Antonsvorstadt einquartiert gewesen, in der Nähe der Cordeliers casernirt werden; sie fielen damit vollends in Danton's Hände, und eben diesen Umzug hatten Mauconseil und die Vorstädte bei ihren Beschlüssen im Auge gehabt. Das leitende Comité hielt in der Nacht des 4. eine Berathung darüber; da zeigte sich aber einerseits, daß die Rüstungen der Vorstädte noch nicht vollendet waren, anderseits machte sich der Wunsch der Gironde geltend, nur auf ein Decret der Nationalversammlung zu verfahren, und diese hatte die Absetzung erst für den 9. auf ihrer Tagesordnung. So schob man den Kampf noch einmal auf, und begnügte sich, durch ununterbrochene Patrouillen der Föderirten und Vorstädter die Tuilerien genau überwachen zu lassen, um jeden Fluchtversuch des Königs zu hindern. St. Antoine beschloß außerdem, bis zum 9. Abends 11 Uhr auf die Entscheidung der Nationalversammlung zu warten; wenn bis dahin aber nicht was Rechtens geschehen sei, „so wird um Mitternacht die Sturmglocke läuten, der Generalmarsch schlagen und Alles auf einmal sich erheben". St. Marceau und die Föderirten wurden sofort hievon unterrichtet, und den

folgenden Tag Commissare in die übrigen 46 Sectionen zu weiteren Abreden ausgeschickt. Man war zum Schlagen gerüstet. Die Polizei der Commune hatte seit dem 25. über 50,000 scharfe Patronen austheilen lassen, 3000 an St. Marceau, 4000 an eine Section der Antonsvorstadt, 5000 an die Marseiller u. s. w. [1]); dagegen war es noch am 9. dem Generalcommandanten der Nationalgarde unmöglich, bei dem Stadtrathe für die zum Schutze der Ordnung aufgestellten Bataillone Schießbedarf zu erhalten [2]).

Indessen gelangte die Nationalversammlung am 8. zu der Schlußverhandlung über die gegen Lafayette erhobenen Anklagen. Es war der Commission der Zwölfe am 29. aufgegeben worden, über die Aussagen Bureau Puzy's nach acht Tagen Bericht zu erstatten, und Jean Debry stellte jetzt im Namen des Ausschusses den Antrag auf Anklage gegen den General. In den letzten Wochen hatte die Masse der Unparteiischen unter dem Drucke der Tribünen unweigerlich mit der Linken gestimmt, und die Gironde rechnete auch jetzt auf ihre Unterwürfigkeit. Allein die reißenden Fortschritte, welche die Demagogie in den letzten Tagen gemacht, und die Offenheit, mit welcher die Pläne der äußersten Linken zu Tage traten, fingen an im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Die Meisten dieser Gruppe hatten ihre ganze politische Schule nach Lafayette's Vorbild gemacht: dies Muster hinderte sie nicht, nach Umständen für demokratische oder anarchische Anträge zu stimmen, aber das Ideal ihres Herzens selbst mit eigenen Händen zu zerbrechen, war ihnen zu viel zugemuthet. Eine Mehrheit von 406 gegen 224 Stimmen lehnte die Anklage ab. Auf dieses Votum hin erfolgte eine entschiedene Spaltung unter den beiden Fractionen der Linken. Die Gironde schloß ganz richtig, daß eine solche Stimmung der Mehrheit keine Hoffnung lasse, in den nächsten Tagen die Absetzung des Königs durchzubringen; indem sie nun fest auf diesem quasigesetzlichen Wege verharren wollte, beschloß sie die Katastrophe aufzuschieben, und ließ am 9. durch die Zwölf zunächst eine Anzahl Vorfragen zur Erledigung stellen: Cordeliers aber und Jacobiner freuten sich, daß kein anderes

---

[1]) Revue rétrospective. Panis zeichnete: Bon et très bon à délivrer.

[2]) Roederer, cinquante jours. Ebenso bezeugt Pethion selbst, pièces interessantes pour l'histoire 1793, daß er die Insurrection gewünscht, aber ihr Mißlingen gefürchtet habe, daß seine Aufgabe gewesen sei, als Bürger die Sache der Freiheit zu fördern und als Magistrat die Formen zu wahren.

Mittel als die materielle Gewalt übrig bleibe. Die parlamentarische Mehrheit versagt ihnen: wohlan, so schreiten sie über diese Mehrheit hinweg. Die Nationalversammlung will nicht die Leitung des Umsturzes ergreifen, um so besser, so erschafft man eine andere, ganz anders demokratische Centralbehörde. Wenn dies gelang, so war nicht bloß der König, es war auch im Augenblicke des Sieges selbst die Gironde vernichtet.

Gleich am Schlusse der Sitzung fiel der Pöbel der Tribünen über die Deputirten der Mehrheit her, mißhandelte sie an den Thüren des Saales, drang in ihre Wohnungen ein, und drohte sie zu ermorden, wenn sie sich noch einmal auf der Rednerbühne blicken ließen. Abends hielt der leitende Ausschuß der Föderirten seine letzte Sitzung in einer Schenke in der Antonsvorstadt[1], correspondirende Comité's saßen in allen Sectionen[2], die Jacobiner waren unermüdlich, die Befehle umherzutragen und die Gleichgesinnten in Bereitschaft zu halten. Die Erfolge waren aber anfänglich gering, da kaum eine Minderheit von zehn der hauptstädtischen Sectionsversammlungen dem Aufstande geneigt, vielmehr die große Mehrheit entschieden für Ruhe und Frieden gestimmt war[3]. Gegen 7 Uhr versicherten jedoch die Führer, daß dreizehn Sectionen sich einverstanden erklärt hätten, und eröffneten in den Sectionsversammlungen der Antonsvorstadt die entscheidende Verhandlung. Zuerst eine Botschaft der Föderirten, welche an den Beschluß vom 4. erinnerte, und daran festzuhalten mahnte. Dann ein Antrag, jede Section solle drei Commissare ernennen, welche sämmtlich auf dem Rathhause sich zur Rettung des Vaterlandes vereinen würden. Hierauf Beschluß, allein dieser revolutionären Commune zu gehorchen, Wahl der drei Commissare und Botschaft an die übrigen Sectionen.

Es war ein bescheidenes Local des Arbeiterviertels, in dem einige hundert Menschen der niedrigsten Volksclasse unter dem Vorsitze eines alten Gerichtsschreibers Huguenin diese nächtlichen Verhandlung führten. In solcher Verborgenheit entstand eine Dictatur, die zwei Jahre lang Alles, was in Frankreich existirte, Menschen und Vermögen, Leib und

[1]) Carra.

[2]) Beaulieu, Morsas.

[3]) Aus den Protokollen aller Sectionen hat jetzt Mortimer-Ternaux II, 228 nachgewiesen, daß die Angabe des Protokolls der Section Quinze-Vingt über die Zustimmung von 13 Sectionen (Buchez XVI, 407) eine Lüge ist.

Leben, Gut und Blut, mit eisernem Tritte unter die Füße werfen sollte.

Um Mitternacht begann die Sturmglocke zu läuten, zuerst bei den Cordeliers, dann in den Vorstädten, bald aber in allen Quartieren der Stadt. In den Sectionen duckten sich die Furchtsamen nur um so tiefer in ihre Betten, die Thätigen unter der Ordnungspartei eilten zu ihren Bataillonen, in den Versammlungen behielten mithin die Jacobiner das Feld allein. Die Zahl der Stimmenden und Wählenden in allen zusammen wird auf 600 angegeben [1]); sie brauchten also nicht lange Zeit, sich über ihre Commissare zu verständigen, welche sich denn im Laufe der Nacht allmälich auf dem Rathhause einfanden. Dort war der bisherige Gemeinderath versammelt, präsidirt von dem jacobinisch gesinnten Professor Cousin, umgeben von einem jacobinisch gesinnten Volkshaufen auf den Zuhörertribünen: unter diesen Umständen fanden die revolutionären Commissare keine Schwierigkeit, dicht neben der gesetzlichen Behörde, wieder unter Huguenin's Vorsitz, ihre Sitzung zu eröffnen, und jener, so lange man sie noch bestehen ließ, ihren Willen zu dictiren. Anfangs war ihnen nicht ganz frei zu Muthe, ihre Zahl vervollständigte sich langsam, es wurde Morgen, bis sieben und zwanzig Sectionen vertreten waren [2]). Dazu kam Nachricht, daß der Zufluß der Bewaffneten schwächer erfolgte als man gehofft hatte. Um 3 Uhr Morgens zählte man in St. Anton eine Schaar von 1500 Mann [3]), die sich nur allmälig vergrößerte; erst gegen fünf wurde es überhaupt in der Stadt lebendig [4]) und die Zusammenrottung ansehnlich; nun aber trat Uneinigkeit hervor [5]) die furchtsamen Bedenken des 20. Juni kamen von Neuem, und Santerre selbst, sei es aus Rücksicht auf das Geld der Civilliste, oder auf die Sicherheit des eigenen Lebens, wollte nicht aufbrechen. Danton war in der Caserne der Marseiller; diese traten mit Eifer an, und auch das Bataillon der Cordeliers ergriff

---

1) Von Bertrand de Moleville. Die Details, welche Mortimer-Ternaux aus den Sectionsprotokollen II, 235 beibringt, stimmen dazu vollkommen. In der Section Arsenal wurden die drei Commissare von sechs Bürgern erwählt.

2) Adresse der Commune an die N. V. 31. August (Ternaux III, 172).

3) Blondel an Röderer.

4) Pethion bei Buchez XVI, 445.

5) Bericht des (alten) Stadtraths an die Nationalversammlung, früh Morgens. Die Bürger von St. Antoine wissen nicht, was der Lärm und der Auflauf bedeutet.

die Waffen. Mit ihnen vereinigte sich nach 6 Uhr die Colonne von St. Marceau, darauf setzten sie sich gegen die Tuilerien in Bewegung. Sie hatten den Pont-Neuf zu passiren, welchen der Generalcommandant Mandat mit einem Bataillone Bürgergarde und zwei Geschützen besetzt hatte: indeß war auch hier die städtische Behörde eingeschritten; Manuel hatte im Namen des Stadtrathes die Truppen fortgeschickt, und die letzten Posten derselben wichen vor der herannahenden Empörung ohne Widerstand.

Es war ein bedeutender Gewinn für die Empörung, aber noch nicht der letzte entscheidende Schritt. Die Bahn zum Königsschlosse war geöffnet: es kam jetzt darauf an, die Tuilerien selbst wehrlos zu machen. Auf Betreiben der Sectionscommissare sandte Coustin einen Befehl an den Generalcommandanten, sofort auf dem Rathhause zu erscheinen, um seiner vorgesetzten Behörde Auskunft über die von ihm ergriffenen Maaßregeln zu geben. Mandat, früher Hauptmann in der französischen Garde, ein Mann von liberaler und constitutioneller Gesinnung, fester Pflichttreue und militärischer Entschlossenheit, hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen wie es die Umstände irgend gestatteten: so lange er befehligte, war der bewaffnete Aufstand immer noch nicht ohne Gefahr; die jacobinischen Führer aber waren nicht gesonnen, einer solchen ihre Sache und ihre Personen auszusetzen. Der Generalcommandant erhielt die Vorladung im Schlosse der Tuilerien; noch war kein Feind zu sehen, er selbst wußte nichts von den Vorgängen auf dem Rathhause, und hatte keinen Titel, einer Ladung der vorgesetzten Behörde Widerstand zu leisten. Er erschien mit seinem Sohne und einem Adjutanten, berief sich auf einen allgemeinen Befehl des Maire vom 6., Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und wurde von dem Gemeinderathe nach kurzer Besprechung entlassen. Dann aber zog man ihn in die Versammlung der Sectionscommissare, versicherte sich seiner Person und überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen, daß er ein großes Blutvergießen unter den patriotischen Bürgern habe anrichten wollen. Er erkannte sogleich, welches Schicksal ihm bevorstehe, weigerte aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, sein Leben durch die Unterzeichnung eines Befehls zu erretten, welcher die Nationalgarde von der Vertheidigung der Tuilerien abrief. Es wurde ihn darauf seine Verhaftung erklärt, und seine Abführung in ein Gefängniß verfügt: kaum aber trat er auf die Treppe des Rathhauses hinaus, so fielen die Mordgesellen der Empörung über ihn her und tödteten ihn

durch einen Piſtolenſchuß. Die Commiſſare proclamirten darauf als neuen Generalcommandanten den Führer von St. Antoine, Santerre, und warfen, ſo weit gediehen, die letzte Maske ſcheinbarer Geſetzlichkeit hinweg; im Namen des ſouveränen Volkes ſuſpendirten ſie den bisherigen Gemeinderath, und ſetzten ſich ſelbſt an deſſen Stelle [1]).

Die Ermordung Mandat's war mehr als alles Andere entſcheidend für den Ausgang des Tages, da ſie der Vertheidigung von vorne herein ihre Einheit und Haltung nahm. Mandat hatte ſechszehn Abtheilungen Bürgergarde, zuſammen etwa 3000 Mann, um das Schloß aufgeſtellt; ſie gehörten verſchiedenen Bataillonen an, kannten ſich nicht, waren in ihren Geſinnungen getheilt. Ganz offen nahmen die Canoniere für den Aufſtand Partei, entſchieden für den König waren die Grenadiere von St. Thomas (die wohlhabenden Bürger der Straßen Vivienne und Richelieu), die Anderen hatten überhaupt keine Luſt zum Schlagen, wären aber durch eine kräftige Leitung fortgeriſſen worden. Mandat's Tod lähmte dieſe bürgerliche Streitmacht; es blieben jetzt noch im Innern des Schloſſes hundert und zwanzig Edelleute [2]) verfügbar, die aus perſönlicher Anhänglichkeit ſich um den König geſchaart hatten, aber ſchlecht bewaffnet und gar nicht diſciplinirt waren, ſodann ein Regiment Schweizergarde, nach der Angabe des Oberſten Pfyffer 1950 Mann, eine durchaus zuverläſſige und ſchlagfertige Truppe. Sie ſtanden in dem Treppenhauſe des Schloſſes, und hielten mit ihren Poſten die Eingänge vom Carouſſelplatz her geſchloſſen. Der Platz füllte ſich mehr und mehr mit Menſchen; bald nach Mandat's Abgange waren die Marſeiller und Cordeliers dort angelangt, höchſtens 1500 Bewaffnete [3]), denen ſich vielleicht eine doppelte Anzahl neugieriger Zuſchauer angeſchloſſen hatte. Zu ſo winzigen Proportionen war der große Kampf einer alten und neuen Zeit durch die Abſpannung des franzöſiſchen Volkes und Staates zuſammengeſchrumpft. Faſt eine Stunde lang ſtand man ſich gegenüber. Die Marſeiller

---

1) Die Darſtellung dieſer Vorgänge war in den früheren Auflagen nach den officiellen Protokollen der Commune gegeben. Jetzt hat Mortimer-Ternaux aus den Originalacten nachgewieſen, daß dieſe nachträglich an den wichtigſten Stellen im Intereſſe der ſiegenden Partei verfälſcht worden ſind, und ſeinerſeits den authentiſchen Hergang aus den urſprünglichen Aufzeichnungen hergeſtellt.

2) Die Zahl bei Aubier, Augenzeugen, Brief an Mallet im britiſchen Mercur.

3) 516 Marſeiller und die beiden Bataillone von St. Marceau und Theatre Français.

erwarteten St.Anton mit der lebhaftesten Ungeduld; in der That hätten di Schweizer vollkommen ausgereicht, sie zu zersprengen, und Gott weiß ob dann Santerre sich noch zu einer Bewegung entschlossen hätte Zu diesem war indeß ein Elsasser Abenteurer, Westermann, geeilt, un den absterbenden Muth der Masse zu entflammen; er mußte dem breit schulterigen und kleinmüthigen Obercommandanten den Degen auf die Brus setzen, daß er den Aufbruch befehle. So kam man endlich in Marsch die Föderirten voran, darauf die Nationalgarden und Pikenmänner de Vorstädte, dazwischen französische Garde, die noch ihre Enrolirung zu Gensdarmerie erwartete. Die Colonne wuchs im Fortschreiten; ei Bataillon, welches am Stadthause ihr den Weg verlegen sollte, wa durch Mandat's Tod entwaffnet; an 15,000 Mann stark, wand sic der Zug langsam durch die engen Straßen und dann die Quais entlang den Tuilerien zu. Santerre selbst zog es vor, von seiner neuen Würd auf dem Rathhause Besitz zu nehmen, und empfing dort Pethion' wiederholte Bitte, der Abrede gemäß verhaftet zu werden. Er erhiel endlich 600 Mann Ehrenwache. Die vorsichtige Feigheit der Führe verläugnete sich also nicht bis zum letzten Augenblicke. Nur Danto und Desmoulins waren wenigstens auf der Straße sichtbar un thätig [1]), Robespierre, der zwei Tage vorher sich den Marseiller als Dictator hatte antragen lassen, und Marat, der am 9. bei Bar baroux um ein sicheres Versteck in Marseille gebettelt hatte, waren nir gendwo anzutreffen.

Ihnen gegenüber aber — und dies gab den endlichen Aus schlag — war bei dem Könige nur Fassung zum Dulden, und männ licher Muth allein bei Marie Antoinette zu finden. Man hatte in der Tuilerien die Nacht in rathloser Berathung und schwankender Erwar tung zugebracht. Der König schlief eine Stunde, versuchte in de Morgenfrühe die Nationalgarde durch eine Musterung zu begeistern war aber selbst abgespannt und stumm, und brachte keine Wirkung hervor. Im Hofe empfing ihn zwar allgemeines Lebehoch, in welche nur die Canoniere nicht einstimmten [2]), im Garten aber traf er ein jacobinisches Bataillon, wurde mit Schimpfreden verfolgt, und kam körperlich erhitzt und geistig impassibel in das Schloß zurück, um sich dort mit seinem Beichtvater einzuschließen. Dieses Mißlingen hatt

---

[1]) Tagebuch der Frau Desmoulins.

[2]) Bericht des Artilleriecapitains Langlade.

seine Ursache wesentlich in dem Ungeschick, mit welchem Ludwig auftrat. Denn wenn die demokratischen Geschichtschreiber später mit allen Kräften versichert haben, eine große Aufwallung von ganz Paris habe den 10. August gemacht, so sind die gleichzeitigen Revolutionäre noch viel einstimmiger, daß es nur eines festen Auftretens des Königs bedurft hätte, um mehr als die Hälfte der Nationalgarde für sich in den Kampf zu bringen [1]). Ein Girondist, und zwar der Zahmsten einer, der Procureur des Departements, Röderer, sollte den Ruhm gewinnen, ihn vollends zu entwaffnen. Dieser war die Nacht hindurch im Schlosse, trat als eifriger Diener der öffentlichen Ordnung auf, hinderte aber jede kräftige Maßregel, z. B. die Erklärung des Kriegsgesetzes, und trieb Mandat hinweg, um der Ladung der Commune zu gehorchen. Er hatte wie Santerre die lebhafteste Sorge, daß der König im Kampfe siegen, und dann seine Schaaren vielleicht gegen die Nationalversammlung führen würde: als demnach die Marseiller angelangt waren, begann er mit ihnen zu unterhandeln, und trat dann bei dem Könige mit dem Vorschlage hervor, zur Vermeidung des Blutvergießens sich unter den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Die Königin fuhr heftig dagegen auf, Ludwig selbst meinte, es seien nur wenige Menschen auf dem Carousel. Als aber Röderer erklärte, die Vorstädte seien mit unendlichen Massen unterwegs, nicht fünf Minuten dürfe man verlieren, er gebe nicht bloß einen Rath, er bitte um die Erlaubniß, die königliche Familie hinwegzuführen: da wich die Standhaftigkeit Ludwig's vor der Gefahr der Seinigen und er sagte, laßt uns gehen. Röderer verstattete keine Zeit, noch weitere Befehle zu ertheilen, und der traurige Zug setzte sich nach dem Sitzungssaale in Bewegung. Auf der Terrasse, die er passiren mußte, hatte eine Stunde früher ein Pöbelhaufen bereits eilf Royalisten niedergemacht, und ließ nur unter wilden Schmähungen die königliche Familie passiren. Man wies ihr, da in Anwesenheit des Königs die Versammlung nicht berathen dürfe, die Loge der Stenographen, einen niedrigen Raum von zehn Fuß im Geviert, als Aufenthalt an.

Die Nationalgarde, seit jener Musterung schon wankend, verlief sich darauf völlig, während die Massen von St. Anton von allen Sei-

---

1) Pethion, Buchez 19, 441. Barbaroux, mémoires 69. Bourdon, Convent. nat. 23. Dezember 1792. Prudhomme, Revolutions de Paris. 1. September. Langlade, Buchez 17, 304. Ebenso der Englische Reisende Moore, journal I., 105, 148.

ten her auf den Carouſſelplatz einmündeten. Da brachen die Ma
ſeiller in den Hof, der ſich ſogleich mit einer brauſenden Menſchenflu
erfüllte: die Schweizer zogen ſich auf die große Schloßtreppe zurü
und wurden hier mit Schmeicheleien und Schmähungen zur Uebergа
aufgefordert. Als das Volk immer ungeſtümer vordrang, gab i
Oberſt endlich den verhängnißvollen Befehl Feuer. Die Wucht ih
Diſciplin trat gewaltig hervor: die dichtgedrängten Angreifer ſtürzt
Haufenweiſe, warfen ſich zurück und räumten den Hof in heulend
Flucht. Mit einem raſchen Ausfall reinigte darauf eine Abtheilung d
Schweizer den weiten Platz des Carouſſel, ſie meinten den Sieg
Händen zu haben [1]): da kam eine Botſchaft des Königs, der ihnen d
Feuer einzuſtellen, die Tuilerien zu räumen und ſich auf die Nation
verſammlung zurückzuziehen befahl [2]). Hierauf drangen die Stürmend
mit friſchem Eifer vor, und verdoppelten ihr Feuer in demſelb
Maaße, als jenes der Schweizer verſtummte. Das Schloß wu
in einem Momente überſchwemmt, was ſich von männlichen We
darin vorfand, bis zum letzten Küchenjungen herunter niedergemac
Geräthe und Möbel zertrümmert, eine Menge Koſtbarkeiten entwend
oder auf das Stadthaus geſchleppt. Die abziehende Colonne d
Schweizer wurde im Garten von allen Seiten her beſchoſſen, mehr
Detachements zerſprengt und die Flüchtlinge ohne Barmherzigkeit
ſammengehauen. Der letzte Reſt gab auf einen neuen Befehl Ludwi
in den Räumen der Nationalverſammlung ſeine Waffen an die Bürg
garde ab [3]).

Die Revolution hatte geſiegt. Von dem bisherigen Staats
bäude ſtand kein Stein mehr auf dem andern. Das Königthum l
im Staube, die geſetzgebende Verſammlung exiſtirte nur dem Sche
nach fort. Denn kein Mitglied ihrer Mehrheit hätte ſich blicken laſ

---

[1]) Briefe anweſender Schweizer-Officiere bei Nettement études sur les Gir
dins S. 119 ff. Napoleon, damals in Paris anweſend, hatte dieſelbe Meinung.

[2]) Ludwig gab ihn, als man die erſten Salven vernahm. Michelet urgirt,
ſei erſt geſchehen, nachdem Röderer die Einnahme der Tuilerien gemeldet: ſo ſi
es freilich in dem hier äußerſt ſummariſchen Moniteur; daß es aber ein Fehler
läßt ſich im Moniteur ſelbſt nicht verkennen, da er dieſe Meldung in die um 8 l
Morgens gehaltene, erſte Rede Röderer's aufnimmt, wo noch kein Schuß gefal
war. Der genaue Sitzungsbericht des Logographen zeigt den richtigen Hergang

[3]) Mit Recht ſchließt Mortimer-Ternaux II, 325 ſeine Darſtellung mit
Worten: die Tuilerien wurden nicht erſtürmt, ſondern auf Befehl Ludwig's geräu
Das Volk hatte 100 Todte und 60 Verwundete (nicht wie Lamartine faſelt 3,6

dürfen, von 750 waren nur noch 284 Deputirte der Linken anwesend. Während einzelne Beutestücke aus dem Schlosse an ihre Barre gebracht wurden, die neue Commune sich anmeldete, flüchtige Schweizer in den Gängen von den Pikenmännern verfolgt wurden, begehrte Duhem zuerst Absetzung der Minister, und zeigte das Volksheer an, die Tuilerien ständen in Flammen (einige Nebengebäude waren in Brand gerathen), und würden nicht eher gelöscht werden, bis die Absetzung des Königs ausgesprochen sei. Da erhob sich Vergniaud im Namen der außerordentlichen Commission, um den lange vorbereiteten Antrag der Gironde zu stellen. Zwar stand an seiner Spitze die Berufung eines Nationalconvents, und von den zwei Dritteln der jetzigen Versammlung als nothwendigen Mitgliedern desselben war keine Rede weiter: dann aber ging er nicht auf Absetzung, sondern auf Suspension des Königs, auf Bildung eines neuen Ministeriums, aber auch auf Ernennung eines Erziehers für den Kronprinzen, auf Suspension der Civilliste, aber auf Wohnung des Königs im Palaste Luxemburg und Anweisung eines einstweiligen Gehaltes. Die neuen Minister und der Erzieher des Kronprinzen sollten von der Nationalversammlung ernannt werden, jedes Decret auch ohne königliche Sanction Gesetzeskraft haben. Die Versammlung nahm die Beschlüsse auf der Stelle ohne irgend eine Verhandlung an, draußen aber zürnte das Volk, daß nicht die Absetzung erfolgt sei, und Vergniaud hatte Mühe, einen Sturm von Petitionären zu beschwichtigen. Um so weniger konnte man den Jacobinern die Erklärung des allgemeinen Stimmrechts für die Conventswahlen weigern, welches jetzt als Ausdruck der feierlich erklärten Gleichheit aller großjährigen Männer verliehen wurde. Daß diese Gleichberechtigung Aller der neuen Revolution nicht gefährlich, daß sie nur im Sinne der neuen Machthaber geübt würde, dafür sorgten drei sofort sich anschließende Decrete. Es wurde die Absetzung aller Friedensrichter befohlen, und zwar fast in demselben Augenblicke zugleich von dem Reichstage und dem Stadthause, so lästig waren jene bisher den Wühlern gewesen. Es wurde dann den Stadträthen das Recht gegeben, bei verdächtigen Leuten Haussuchung nach Waffen zu halten: denn, sagte Thuriot, wir sind im Krieg mit einem großen Theil der Bürger, und müssen siegen um jeden Preis. Wenn man so die Gegner entwaffnete, so rüstete man die Freunde, indem man die Anordnung eines verschanzten Lagers unter den Mauern der Hauptstadt befahl; es war ein einfaches Mittel, um alle gut gesinnten Föderirten in der Nähe zu behalten. Endlich in das Ministerium theilten sich die beiden Fra-

ctionen. Die Gironde ließ die Wiederernennung Roland's, Serv
und Clavière's durch Zuruf bewirken; die Wahl der drei and
Miniſter übertrug Danton die Juſtiz, dem eifrig jacobiniſchen Ma
matiker Monge die Marine, dem lütticher Journaliſten Lebrun, ei
Angeſtellten Dumouriez's, die auswärtigen Angelegenheiten.

Viertes Buch.

Feldzug in der Champagne.

Erſtes Capitel.

Deutſche Rüſtungen.

Die Kataſtrophe des 10. Auguſt, welche der äußerſten demokratiſchen Partei in Paris die Herrſchaft gab, machte damit auch den kriegeriſchen Zuſammenſtoß der Revolution und der deutſchen Mächte unvermeidlich.

Wir haben früher den Beginn des Zwieſpaltes geſehen, und beobachtet, wie der Anſtoß dazu ausſchließlich von der franzöſiſchen Nationalverſammlung kam, wie es vor Allen die Gironde war, welche Frankreich zum Angriffe auf den Kaiſer vorwärts trieb. Treten wir nun auf die deutſche Seite hinüber, und forſchen wir, wie die Entwickelung der revolutionären Feindſeligkeit auf die Verhältniſſe unſeres Vaterlandes einwirkte, und zu welchen Entſchlüſſen ſie die Politik der großen deutſchen Staaten beſtimmte. Wir kommen damit noch einmal auf die letzten Lebensmonate Kaiſer Leopold's zurück.

Nach der Annahme der Verfaſſung durch Ludwig XVI. überließ ſich der Kaiſer eine Zeitlang der ſicheren Zuverſicht, die franzöſiſche Frage gelöſt und ſich jeder Störung von dieſer Seite her überhoben zu ſehen. Er hatte der ſonſtigen Sorgen genug, um ſich zu dieſem Ergebniſſe von Herzen Glück zu wünſchen. Im deutſchen Reiche waren eine Menge wichtiger Stände in aufgeregter Stimmung gegen Oeſtreich; deſſen junge Freundſchaft mit Preußen, welche Macht bisher als der feſte Rückhalt gegen kaiſerliche Uebergriffe gegolten, rief lebhafte Beſorgniſſe bei Pfalzbayern und Würtemberg, bei Caſſel und Hannover

hervor. In den eigenen Provinzen fand Leopold vielfachen Stoff künftige Gefahren: der Ruhe in Ungarn traute noch kein Menſch, i in dem eben unterworfenen Belgien waren die Verhältniſſe ſo we befeſtigt, daß die Brabanter Stände ſich in offene Oppoſition ge die Regierung ſetzten, und die kaiſerlichen Generale dringend Verſtärk begehrten. Was die auswärtigen Angelegenheiten betraf, ſo war nächſt der franzöſiſchen wichtigſte Frage, die polniſche, noch vö ungewiß, und entwickelte täglich größere Schwierigkeiten. Leopold h mehrmals in Petersburg ſeinen Antrag wiederholt, die Berufung Churfürſten von Sachſen zur erblichen Monarchie in Polen anzu kennen[1]): Catharina aber hatte ſich keine Antwort darauf entloc laſſen, und je näher der Abſchluß ihres definitiven Friedens mit Türken rückte, deſto unverhüllter ließ ſie in Warſchau ihre off Feindſeligkeit gegen die Maiverfaſſung hervortreten. Der Churfi von Sachſen zauderte demnach, ſich über die Annahme der polniſc Krone auszuſprechen; Leopold mußte erkennen, daß auch hier Al auf die Feſtigkeit ſeines preußiſchen Bündniſſes ankomme, und h Grund genug, ſeinem polniſchen Plane eine übele Aufnahme Berlin zu prophezeien. Alle dieſe Dinge wirkten zuſammen, ihn gegen einen franzöſiſchen Krieg ſo abgeneigt wie möglich zu ſti men. Daß Rußland jetzt anfing, den Ausgewanderten die lebhafte Gunſt zu zeigen, und in Wien wie in Berlin den heiligen Kr gegen die frevelhaften Jacobiner zu predigen, diente nur dazu, Kaiſer in ſeiner friedfertigen Geſinnung zu befeſtigen. Er urthei ganz richtig, daß Catharina die deutſchen Mächte einzig deshalb jene Verwickelung hineintreibe, um ſelbſt in Polen freie Hand haben, und war nicht der Meinung, ſich einem ſo leicht erkennba Spiele hinzugeben. Von ſeinen Miniſtern war Fürſt Kaunitz ſtets Ueberzeugung, daß ein franzöſiſcher Krieg das größte Unglück ſ würde, und der Vicekanzler Graf Cobenzl vermochte nicht, ſein abweichenden Anſicht bei dem Kaiſer Eingang zu verſchaffen. Die that vielmehr Alles, um den Franzoſen jeden Vorwand zum Stre abzuſchneiden. Er empfing den neuen conſtitutionellen Geſandten tr der lebhafteſten Gegenwirkung der Ausgewanderten und eines Thei des öſtreichiſchen Adels. Er entſchied, als ſeine Miniſter ſtritten, das Reich auf Herſtellung der im Elſaß beſchädigten Reichsſtän

[1]) Kaunitz an den öſtreichiſchen Geſandten in Berlin, Fürſten Reuß, 4. J nuar 1792.

bestehen, oder über die Entschädigung verhandeln sollte, für die mildere Ansicht. Zugleich aber ging er daran, sein Bündniß mit Preußen zum definitiven Abschlusse zu bringen, und sich dadurch eine feste Unterstützung nach allen Seiten hin zu verschaffen.

Am 17. November, eine Woche nach dem ersten Emigrantengesetz in Paris, machte über dieses Fürst Reuß dem preußischen Ministerium eine Mittheilung, und erklärte sich bei dieser Gelegenheit bevollmächtigt, stündlich die förmliche Ausfertigung des Bundesvertrages vorzunehmen. Er erkundigte sich über Preußens Meinung hinsichtlich der Stärke der im Kriegsfall zu leistenden Hülfe, und war zufrieden, als die Minister den Ansatz von 20,000 Mann vorschlugen. Ueberhaupt äußerte er sich in dem Sinne eines strengen Vertheidigungssystems; wir sind jetzt überzeugt, meldeten die Minister ihrem Gesandten in Wien, daß Oestreich gegen Frankreich nicht vorgehen wird. Dieser erhielt darüber gleich nachher von Kaunitz die vollste Bestätigung: der Staatskanzler erging sich mit schneidender Schärfe über den Unfug, welchen die Emigranten am Rheine trieben, den zu unterstützen keine Macht ein Interesse hätte. Es ist lächerlich, sagte er, wenn die französischen Prinzen, wenn Rußland und Spanien die Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. für erzwungen und nichtig ausgeben, oder gar ihm selbst das Recht abstreiten, die alte Verfassung zu ändern: sie streben umsonst, uns in einen Krieg hinein zu hetzen, der nur die übelsten Folgen für Ludwig und die jetzige Herrschaft der gemäßigten Partei in Frankreich haben könnte. Er verbreitete sich dann über den Segen des östreichisch-preußischen Bündnisses, und erklärte sich gerne bereit, seinerseits einen näheren Entwurf des Vertrages ausarbeiten zu lassen. Wir sehen wieder, daß es ohne das Treiben der Girondisten nimmermehr zu dem Revolutionskriege gekommen wäre.

Allerdings war damals in der Stimmung des zweiten deutschen Machthabers, des Königs von Preußen, ein merklicher Umschwung vor sich gegangen. Gleich nach der Pillnitzer Zusammenkunft hatten große Schaaren französischer Auswanderer, welche durch Leopold's Kälte aus Wien vertrieben worden, sich nach Berlin gewandt, am dortigen Hofe eine gastfreie Aufnahme gefunden und durch ihre lebhaften Schilderungen dem Könige ein warmes Interesse für die Opfer der Revolution, zunächst für die königliche Familie, dann aber auch für den geflüchteten Adel eingeflößt. Es wirkte dies so viel, daß das kriegerische Auftreten der Girondisten im December, welches in Wien sogleich Schrecken und Sorge erregte, von dem preußischen Könige eher mit kampfbereiter

Genugthuung erblickt wurde. Er wunderte ſich wohl über Leopold' Langmuth, meinte, er würde ſich nicht ſo viel bieten laſſen, und übe häufte einſtweilen die Ausgewanderten mit Gnadenbezeugungen all Art, welche bei ihnen die übertriebenſten Hoffnungen erregten. Irgen ein Staatsintereſſe aber zu Gunſten ſeiner Schützlinge auf das Spi zu ſetzen, war der König auch jetzt entfernt nicht geſonnen; noch hat er keinen Gedanken an eine Angriffspolitik gegen Frankreich; was ih von Leopold unterſchied, war einzig die Stimmung, in welcher beid den Angriff der Franzoſen ſich entwickeln ſahen. Vollends ſeine Miniſte waren ohne Ausnahme von der Anſicht des Fürſten Kaunitz durch drungen, daß ein franzöſiſcher Krieg ein Unglück für ganz Europa ſei würde, und beſtimmten demnach den König ohne Mühe, jede Anregun in dieſer Sache von dem ſo viel näher intereſſirten Kaiſer ausgehen z laſſen, und ſelbſt die öſtreichiſchen Anträge ſtets nur mit höchſter Vor ſicht aufzunehmen. Als die franzöſiſche Regierung am 16. Decembe ihre erſte Heeresrüſtung und die Bedrohung des Churfürſtenthums Trie verkündigte, kam denn von den Emigranten das Geſuch, ihnen Zuflucht in Ansbach und Baireuth zu eröffnen, es kam von Trier die Bitte um ein preußiſches Deckungscorps von 4000 M., und von Oeſtreich de Vorſchlag einer gemeinſamen nach Paris zu erlaſſenden Erklärung. De König lehnte umgehend die beiden erſten Anträge ab [1]), war bereit, ſofor in Paris gemeinſam mit dem Kaiſer einen kräftigen Proteſt gegen jed Verletzung des deutſchen Reichsbodens abzugeben, fand aber eine allge meine Erklärung über die Revolution noch ebenſo bedenklich wie im vorigen Sommer. Sie ſei, meinte er, mißlich und ſelbſt compromit tirend, wenn man nicht in der Lage ſei, ſie wirkſam durch die That zu unterſtützen. Er wolle ſich jedoch einem beſtimmten Wunſche de Kaiſers nicht entziehen; das Manifeſt möge alſo mit bewaffneter Ein miſchung drohen, bei perſönlicher Verletzung der königlichen Famili oder bei verweigerter Genugthuung für die im Elſaß verletzten Reichs fürſten; dagegen ſei er entſchieden gegen jede Erwähnung der Ver faſſungsfragen, oder auch nur der republikaniſchen Beſtrebungen. Endlic fügte er hinzu: da ich an der ganzen Sache nach der Lage meiner Länder kein directes politiſches Intereſſe habe, ſondern ſtets nur aus perſönliche Theilnahme für Ludwig XVI. und als Reichsſtand einſchreiten würde ſo müßte ich für den unglücklichen Fall, daß es zum Kriege käme, au einer gerechten Entſchädigung für meine Koſten und Gefahren beſtehen

[1]) Eigenhändiges Schreiben an die Miniſter vom 28. December.

So weit alſo war man auch in Berlin, wo es damals von Emigranten wimmelte, von einem thätigen Gegenſatz gegen das neue Frankreich, von einem Principienkrieg gegen die Revolution entfernt.

Auf dieſe preußiſche Erörterung hin verfügte der Kaiſer, wie wir früher ſahen, in Trier die Entwaffnung der Ausgewanderten, und begnügte ſich in Paris mit der Anzeige, daß ſeine belgiſchen Truppen gegen jede Verletzung der deutſchen Reichsgrenze einſchreiten würden. Bei der Stimmung der Pariſer Machthaber konnte er ſich freilich die Möglichkeit des Bruches nicht verläugnen, und Kaunitz ließ demnach am 4. Januar den Entwurf zu dem definitiven Bundesvertrag vorlegen. Derſelbe blieb überall auf dem Boden reiner Vertheidigung und enthielt über Frankreich nur die Clauſel, daß beide Mächte für die Verwirklichung des europäiſchen Vereines ſorgen würden. Die Verhandlung ging dann im Ganzen leicht von Statten; man ſtellte den Betrag der regelmäßigen Bundeshülfe feſt, verhieß ſich, die andern Mächte, namentlich England und Rußland, zum Beitritte aufzufordern, und hatte nur an zwei Punkten eine Verſchiedenheit der beiderſeitigen Stellung zu empfinden. Der eine betraf Belgien, indem Oeſtreich Unterſtützung gegen innere Rebellen, vor Allem in Hinblick auf die ſchwierige Stimmung der Belgier beantragte, Preußen aber den Artikel nur unter der Bedingung genehmigte, daß ein geheimer Zuſatz gerade Belgien von der Wirkſamkeit deſſelben ausnähme. Erheblicher war der zweite, auf Polen bezügliche Punkt. Kaunitz hatte ſchon mehrmals, durch die Sorge wegen Rußlands wachſender Kälte bedrängt, den preußiſchen Geſandten in Wien über die Anſichten ſeines Hofes ſondirt, und auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Antwort erhalten, daß Preußen die neue polniſche Verfaſſung nur als weſentliche Gefährdung ſeiner eigenen Intereſſen betrachten könne, daß ſein polniſches Bündniß von 1790 ſich einzig auf die Beſchützung der Republik vor fremdem Einfluß beziehe, und daraus nicht die mindeſte Verpflichtung in Bezug auf die Verfaſſung herzuleiten ſei. Es hätte ſich nun damals vielleicht ein Weg geboten, um Preußen günſtiger zu ſtimmen. Es war nämlich eine Prinzeſſin des herzoglichen Hauſes von Kurland zu vermählen, und Preußen faßte den Gedanken, auf dieſe Weiſe den jüngeren, ihm ſehr ergebenen Prinzen von Oranien in Kurland zur Herrſchaft zu bringen. Wenn Oeſtreich hierauf einging und durch ſeinen Einfluß in Petersburg und Warſchau den Plan verwirklichen half, ſo hätte Preußen darin eine Entſchädigung ſeines Einfluſſes für das Aufkommen des Hauſes Sachſen in Polen erblicken, und hiedurch dem neuen Zuſtand der

Republik freundlich gesinnt werden mögen. Allein eben zu einer solchen Stärkung des preußischen Ansehens vermochte man sich in Wien nicht zu bequemen, und lehnte die preußische Aufforderung in höflicher Weise ab. Trotz alledem machte jetzt Kaunitz den Versuch, in dem Bundesvertrage Polen eine Stätte zu bereiten, und beantragte einen Artikel zur Gewährleistung der freien polnischen Verfassung, des Werkes also vom 3. Mai 1791. Seine Depesche vom 4. Januar ging sehr vorsichtig an die Sache heran, zeichnete jedoch in bestimmten Zügen das vollständige Bild des östreichischen Systems. Es solle gar nichts ohne ein vollkommenes Einverständniß der drei Nachbarmächte geschehen; Oestreich wolle ebenso wenig ohne Rußlands gutwillige Zustimmung in der Angelegenheit vorgehen, wie in Petersburg dem preußischen Einflusse den Rang ablaufen; in Polen selbst dürfe keine Machtsteigerung Statt finden, welche den drei Mächten gefährlich werden oder im Sinne der polnischen Enthusiasten und Demokraten liegen könnte. Aber alle diese schmeichelnden Erörterungen haben nur den einen Zweck, die Hauptsache dem preußischen Hofe schmackhaft zu machen, die gemeinsame Garantie der neuen Verfassung und der Erbmonarchie Polens unter dem Churfürsten von Sachsen. Wie dies Letztere aber im Grunde gemeint sei, wird allerdings angedeutet, jedoch wieder so leise und schonend wie möglich eingeführt. In ruhiger Erzählung wird gemeldet, der Churfürst von Sachsen wünsche, falls er die Krone übernehme, daß sie für immer mit dem sächsischen Churhute verbunden, also die Erbberechtigung nicht auf seine Tochter, sondern auf seine Brüder erstreckt werde. Der Kaiser, bemerkt Kaunitz, wolle aus persönlichem Zartgefühl, da der älteste jener Brüder sein Schwiegersohn sei, in dieser Frage nichts thun, wenn er gleich dafür halte, daß die bleibende Vereinigung der beiden Kronen dem Interesse der drei Nachbarhöfe convenire.

Die preußischen Minister ließen diesen angeblich sächsischen Plan, so weit wir sehen, zunächst auf sich beruhen; aber auch in der Hauptsache fanden sie sich durch die östreichische Eröffnung wenig erfreulich berührt. Ehe es jedoch zu einer Erörterung darüber kam, that die französische Kriegspartei einen neuen Schritt vorwärts, und es erfolgte jenes, den Kampf eigentlich entscheidende Decret vom 15. Januar, welches dem Kaiser sofortigen Bruch androhte, wenn er nicht ausdrücklich auf den europäischen Verein verzichte. Leopold sah die Gefahr näher rücken, ohne sich jedoch auch jetzt von ihrer vollen Dringlichkeit zu überzeugen; er legte also Preußen ein näheres Programm über seine französischen Absichten vor, dessen Besprechung auf's Neue den rein

defenſiven Standpunkt der deutſchen Mächte in dieſer Sache bekundete. Er betonte wie immer die Nothwendigkeit, daß ganz Europa an dem großen Werke Theil nehme, und daß kein Gedanke an eine Gegenrevolution oder die Herſtellung des alten Zuſtandes auftauche. Der König erklärte ſich ganz einverſtanden. Leopold ſchlug dann vor, daß die Mächte folgende Forderungen an Frankreich ſtellen möchten: Zurückziehung der drei Heere von den Grenzen und Einſtellung der gegen die Ruhe in Deutſchland gerichteten Drohungen, Genugthuung für die verletzten Reichsfürſten, Zurückgabe Avignon's und Venaiſſin's an den Papſt, Anerkennung der beſtehenden Verträge mit den europäiſchen Staaten. Dieſen Punkten, welche ſich ausſchließlich auf die Herſtellung der früheren auswärtigen Verhältniſſe Frankreichs bezogen, ſtimmte Preußen zu. In Bezug auf die inneren Fragen ſollte nach Leopold's Anſicht ferner begehrt werden volle Freiheit und Sicherheit für Ludwig XVI. und deſſen Familie, und Beſeitigung aller republikaniſchen Beſtrebungen: in Berlin meinte man aber, daß davon abgeſehen, und ſtatt deſſen die Auflöſung des Jacobinerclubs gefordert werden möge. Um die Wirkung dieſes Auftretens zu unterſtützen, ſchlug Leopold die Bereitſtellung eines Heeres von je 40,000 M. durch jede der beiden Mächte vor; der König meinte dagegen, daß wenigſtens 50,000 in Bewegung zu ſetzen ſeien. Die Emigranten ſollten ſich völlig unthätig verhalten: darüber waren Kaiſer und König ohne weitere Erörterung einig. Endlich kam die Frage der Entſchädigungen zur Sprache. Kaunitz hatte ſich eine Weile geſträubt, der preußiſche Geſandte aber wiederholt die Nothwendigkeit hervorgehoben. So erkannte denn die Note des 26. die Gerechtigkeit eines ſolchen Begehrens an, ſowohl im Falle eines wirklichen Krieges als auch einer bloßen kriegeriſchen Demonſtration, und der König war ſeinerſeits bereit, ſich mit dieſem Zugeſtändniß des Grundſatzes für's Erſte zu beruhigen, da jede nähere Beſtimmung im Augenblick offenbar die größte Schwierigkeit haben mußte.

In allen weſentlichen Punkten war man hier alſo geeinigt. Anders aber verhielt es ſich bei der polniſchen Frage. Der König war in dieſer auf das Feſteſte entſchloſſen, und erklärte den Miniſtern, daß er eine Gewähr für die Maiverfaſſung nimmermehr übernehmen werde; er ſei bereit, entweder die alte polniſche Verfaſſung zu garantiren, oder höchſtens ein Verſprechen zu geben, daß er ſelbſt nichts Feindliches gegen die neue unternehmen werde. Um dieſen Standpunkt unwiderruflich auszuſprechen, befahl er noch an demſelben Tage, der Marquis Lucheſini ſolle in Warſchau, um dort jeder Täuſchung ein für alle Male ein Ende zu machen,

die bestimmte Erklärung abgeben, daß der Bund von 1790 die Ui
abhängigkeit Polens gewährleiste, daß die Maiverfassung aber jüng
als der Bund und ohne preußisches Zuthun entstanden sei, daß Preuß
also in Bezug auf sie weder Hülfe noch Rath geben könne. Die Minist
hatten nun die Aufgabe, diese Auffassung dem östreichischen Gesandt
einleuchtend zu machen. Um nicht den ganzen Bundesvertrag an d
einen Schwierigkeit scheitern zu lassen, suchten sie nach einem vermi
telnden Ausdruck, und beantragten statt der Worte: Gewährleistung d
freien Verfassung — die Lesart: Gewährleistung einer freien Verfassun
mithin keine ausdrückliche Verwerfung, aber ebenso wenig eine bestimm
Billigung des neuen Zustandes. Schwerlich hätte Leopold unter andere
Verhältnissen sich dieser Auskunft gefügt, da sie im Grunde ihm de
Verzicht auf seinen großen polnisch-sächsischen Plan auferlegte. D
Drohung aber des französischen Krieges ließ ihm keine Wahl, und
entschloß sich, den Vertrag auf diesen Grundlagen, am 7. Februar, z
unterzeichnen. Es war die erste der unheilvollen Einwirkungen, welch
das Schicksal Polens durch die Kriegslust der französischen Demokrat
erfahren sollte.

Ehe wir den Verlauf dieser Dinge weiter verfolgen, sind zw
Ereignisse zu erwähnen, welche von verschiedenen Seiten her einen starke
mittelbaren Einfluß darauf zu üben bestimmt waren, der Abschluß de
definitiven Friedens zwischen Rußland und der Türkei, welcher a
9. Januar 1792 zu Jassy erfolgte, und Oczakow nebst der Seeküst
bis zum Dniester in russischen Händen ließ, sodann, 28. Januar, di
Besitzergreifung der fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireut
für Preußen, nachdem der bisher dort regierende Vetter vier Woche
früher zu Gunsten des Königs abgedankt hatte. Endlich erinnern wi
uns, wie um die Mitte des Februar die gemäßigte Partei in Pari
von verschiedenen Seiten her Versuche machte, die Herrschaft wieder z
erringen, womit dann auch der Frieden in Europa gesichert worden wäre[1].

Alle diese Momente übten auf Leopold dieselbe Wirkung aus, di
völlige Abkehr von den so eben mit Preußen erwogenen Gedanken eine
französischen Krieges. Mit Freuden glaubte er, was er wünschte, di
Vermeidung eines Kampfes, der alle seine Wünsche und Interessen z
zerstören drohte. Die bloße Möglichkeit desselben hatte ihn gezwunge
der Vergrößerung des preußischen Nebenbuhlers durch eine halbe Millio
Unterthanen ohne eine Sylbe des Widerspruchs zuzusehen: doppelt wide

1) S. o S. 305 ff.

wärtig dünkte ihm jetzt der wirkliche Ausbruch, für dessen Fall er so eben dem Könige einen Anspruch auf Entschädigung, also auf neuen Gebietszuwachs hatte einräumen müssen. Nicht anders stand es in der polnischen Frage. Schon jetzt war ihm die Gewähr der Maiverfassung unter den Händen zerbröckelt; wurde er in den Krieg gegen Frankreich verwickelt, so hatte er kein Mittel, Preußen von dem Umsturz derselben oder doch von der offenen Unterstützung der Gegenpartei in Polen abzuhalten. Noch viel dringender wurde diese Gefahr durch die freie Verfügung, welche jetzt die Kaiserin Catharina über alle Kräfte ihres weiten Reiches besaß. Es war bekannt, daß Fürst Potemkin die Häupter der polnischen Unzufriedenen in Jassy um sich versammelt hatte: allerdings starb er inmitten der dort entworfenen Pläne, aber auch die Haltung des russischen Gesandten in Wien wurde mit jedem Tage schroffer, die Colonnen des russischen Heeres zogen immer stärker von der türkischen gegen die polnische Grenze heran, und ein kräftiges Auftreten Catharina's gegen Polen war in kürzester Frist zu erwarten. Offenbar war Eile erforderlich, wenn hier überhaupt noch etwas in Leopold's Sinn erreicht werden sollte, und höchst wahrscheinlich geschah es in diesem Zusammenhange, daß um die Mitte des Februar der Churfürst von Sachsen endlich seine Erklärung über die Maiverfassung den Polen abgab. Er behielt sich darin sein letztes Wort über die Annahme der Krone bis zur erreichten Verständigung mit den drei großen Nachbarhöfen vor, gab aber einstweilen die Bedingungen an, welche er seinerseits begehren zu müssen glaubte, Bekräftigung der Verfassung durch die Provinziallandtage, Erweiterung der königlichen Rechte bei Gesetzgebung, Kriegs- und auswärtigen Sachen, und, was für Leopold's Plan das Wichtigste war, Thronfolgerecht für seine Brüder im Vorzuge vor seiner Tochter.

In Berlin erhielt man sogleich Mittheilung über diesen Schritt, und fand, daß die Begehren des Churfürsten sämmtlich die Concentration der Staatsgewalt in Polen steigern, und folglich die Gefahr des neuen Zustandes für Preußen erschweren müßten. Die Abneigung, ein solches Werk sich vollenden zu lassen oder gar dazu mitzuwirken, wuchs. Zu einem Entschlusse aber kam man noch nicht, schon wegen der völligen Unsicherheit der französischen Sache, vor deren Aufhellung man keine Maßregel ergreifen durfte, durch welche vielleicht das ganze bisherige System eine tiefe Erschütterung erfahren hätte. Man blieb also in abwartender Stellung, und ließ sich daraus selbst durch eine Nachricht nicht hervorlocken, welche sonst das lebhafteste Interesse des Königs

in Anſpruch nahm. Graf Golz, der Geſandte in Petersburg, ſch nämlich, daß er endlich eine beſtimmte Kunde über die Abſichten tharina's gegen Polen erlangt habe. Es war ihm gelungen, ein H ſchreiben der Kaiſerin an den Grafen Suboff einzuſehen, worin die ſich im Weſentlichen dahin ausſprach: „ſobald mit den Türken a ſchloſſen iſt, will ich, daß Repnin ſich zum großen Heere begibt viele Truppen wie möglich, ich denke etwa 130,000 Mann zuſamm zieht, und durch die Ukraine in Polen einrückt; Igelſtröm wird Corps zu Smolensk befehligen und Soltikoff mit den Truppen Weſtrußland und Livland an der Grenze bleiben; wenn Oeſtreich Preußen ſich widerſetzen, wie das wahrſcheinlich iſt, ſo werde ich i eine Entſchädigung oder Theilung anbieten." Der König antwo dem Geſandten unter Bezeigung ſeiner hohen Zufriedenheit, er ſei Erſte, der ihm über dieſe Dinge eine Aufklärung verſchafft habe ſolle das tiefſte Geheimniß darüber bewahren, ſich äußerſt achtſam, bis auf weitere Befehle völlig paſſiv verhalten.

Lange konnte aber dieſe Unthätigkeit bei der Stärke der allſeit Spannung nicht dauern. Es war der Augenblick der ſchwülen St wie er unmittelbar dem Ausbruch des Sturmes vorherzugehen pfl

Zunächſt kamen aus Paris die ungünſtigſten Nachrichten. Verſuche der Feuillants waren geſcheitert, Lafayette hatte ſich von ih und von dem Hofe getrennt, der Eifer und die Siegesgewißheit Demokraten ſtand höher als jemals. Die Emigranten in Berlin ju ten; ſo hatten ſie es ſtets geweiſſagt; bei den Jacobinern ſei nur der Schärfe des Schwertes durchzudringen, und jede Hoffnung auf Beſtand einer gemäßigten Mittelpartei thöricht. Der König ſtim ihnen zu, und beſchloß, den unvermeidlichen Kampf ſo raſch wie mög zu beginnen. Er erklärte den Miniſtern, der Krieg ſei gewiß, Biſcho werder ſolle noch einmal zum Kaiſer hinüber gehen, um dieſen ſeiner Trägheit emporzurütteln, den Feldzugsplan feſtzuſtellen, Entſchädigung zu berathen[1]). Er hörte auf keine Gegenvorſtellu Biſchoffswerder, von ihm ſelbſt inſtruirt, reiſte ab, und langte i eiliger Fahrt am 28. Februar in Wien an. Aber es war ihm n beſtimmt, mit ſeinem kaiſerlichen Gönner noch einmal die Geſch Europa's abzuwägen, am 29. erklärte ſich die Pockenkrankheit, wel

[1]) Guadet, les Girondins I, 187 erzählt von einem weiteren Vertrage zwi Oeſtreich und Preußen vom 17. Februar: „c'était tout une contre-révolution." S er vom Inhalte anführt, würde die Bezeichnung rechtfertigen; nur Schade, dieſer angebliche Vertrag nie exiſtirt hat.

Leopold nach drei Tagen erlag. Die Bestürzung und Verwirrung in Wien war unermeßlich. Inmitten der heftigsten Krisis sah sich der Staat des erfahrenen und festen Steuermannes beraubt; im Osten und Westen drängten brennende Gefahren; von dem jungen König Franz wußte Niemand, wohin er sein Vertrauen und seine Schritte richten, ja bei der schwächlichen und reizbaren Gesundheit desselben nicht einmal, ob er auch nur kurze Zeit die Lasten seines Amtes ertragen würde. Einstweilen bestätigte er die bisherigen Minister, und erklärte ihnen den Wunsch, in dem politischen Systeme seines Vaters zu beharren. Die von Frankreich her drohende Gefahr konnte auch er sich freilich nicht verbergen, und so befahl er, einen der erprobtesten seiner Generale, den Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, nach Wien zu berufen, damit er mit Bischoffswerder die kriegerischen Maßregeln berathe, welche beide Mächte im Fall eines französischen Angriffes zu nehmen hätten. Zugleich aber sollte, wenn irgend möglich, die polnische Frage zur Entscheidung gebracht, und deshalb Leopold's Plan in vollem Umfange, sowohl in Berlin als in Petersburg kategorisch zur Annahme empfohlen werden.

Die Krisis kam damit auf ihre Höhe. Es war die Entscheidung für die preußische Politik auf eine lange verhängnißvolle Zeit. Es ist wichtig, jeden Moment des Verlaufes in voller Deutlichkeit zu fassen.

Der geheime Referendar Spielmann hatte die Denkschrift über Polen ausgearbeitet, welche Fürst Reuß nun den 10. März in Berlin übergab. Sie erörterte, daß Oestreich und Preußen ein gleiches Interesse hätten, durch Befestigung der Ruhe und Ordnung in Polen einen Quell ewiger Verlegenheit und Zwietracht zu schließen. Darin liege der zwingende Antrieb, dort vor Allem die Erblichkeit der Krone festzustellen. Für beide Mächte sei der Churfürst von Sachsen der anständigste Träger derselben; auch widerspreche es ihrem Interesse nicht, das Erbrecht auf die Brüder des Churfürsten, und zwar auf den jedesmaligen Churfürsten selbst auszudehnen. Denn Alles komme darauf an, daß Polen nicht länger von dem vorwiegenden Einfluß einer benachbarten Macht abhänge. Freilich dürfe es auch nicht so stark sein, daß es selbst einem seiner Nachbarn gefährlich werden könne, diese Forderung sei aber erreicht, wenn man ihm für immer die Beschränkung seines Heeres auf 40,000 Mann auferlege, seine Neutralität für ewige Zeiten ausspreche, und hienach seine Verfassung durch beide deutsche Mächte als Mitcontrahenten gewährleiste. Rußland würde hoffentlich zustimmen, da es durch einen Widerspruch gegen ein so zweckmäßiges System ganz unstatthafte Eroberungsgelüste verrathen würde.

Als der König dieſe Denkſchrift geleſen hatte, in welcher polniſch-ſächſiſche Union nicht mehr als ein Einfall des machtl Churfürſten, ſondern als ein Antrag des gewaltigen Oeſtreich auf rief er aus: darauf dürfen wir nimmermehr eingehen. Er erwog den Miniſtern, daß für Preußen nichts gefährlicher wäre, als Macht, wie ſie aus der hier vorgeſchlagenen bleibenden Verbind Polens und Sachſens hervorgehen würde. Denn bei einem Br derſelben mit Oeſtreich wäre Schleſien, mit Rußland Oſtpreußen der Stelle erdrückt. Die angebotene Beſchränkung des polniſchen He erſchien ihm als leere Täuſchung, die bei dem Ausbruche eines Kri von ſelbſt wegfallen würde. Ich bin, ſagte der König, zu feſt Oeſtreichs Loyalität überzeugt, ſonſt müßte das Auftauchen eines ſol Planes mich mit tiefem Argwohn erfüllen.

Inmitten dieſer zornig-ſorgenvollen Erregung, welche für ei Augenblick das Innerſte ſeines Herzens von Oeſtreich abwandte, emp er eine neue, nicht weniger inhaltsvolle Depeſche aus Petersburg. G Golz meldete die erſte unmittelbare Eröffnung Rußlands über Pc Wir ſehen, hatte ihm der Vicekanzler Graf Oſtermann geſagt, Preußens wiederholter Aufforderung, ihm unſere Auffaſſung der pc ſchen Sache mitzutheilen, keine leere Neugier, oder gar eine Abſicht zu hindern, ſondern den aufrichtigen Wunſch einer Verſtändigung. Lage iſt höchſt wichtig und unſere Intereſſen gehen völlig parallel. W Polen innerlich feſt und mit Sachſen bleibend verbunden, ſo entſ eine Macht erſten Ranges, welche auf jeden ihrer Nachbarn den pfindlichſten Druck ausüben kann. Wir ſind dabei ſtark betheiligt i der Ausdehnung unſerer polniſchen Grenze, Preußen iſt es noch n bei dem nothwendigen Anwachſen des ſächſiſchen Einfluſſes im Re Wir geben alſo anheim, daß Preußen, Oeſtreich und Rußland i dieſe bedeutende Sache in ein enges Einvernehmen treten.

Golz fügte noch hinzu, er habe dem ruſſiſchen Miniſter einſtwe beſtätigt, daß Preußen niemals über die neue polniſche Verfaſſ befragt worden ſei. Er hatte nach Oſtermann's Aeußerungen kei Zweifel, daß Rußland ſehr bald mit Eroberungsplänen hervortr würde; es komme demſelben auf einen Landſtrich an, der eine Verbindung mit den neuen türkiſchen Erwerbungen herſtelle. Ueber franzöſiſche Sache habe Oſtermann höchſt gleichgültig geredet und nur das ſtrengſte Geheimniß über Polen anempfohlen. Es handelt habe er geſagt, um uns drei: ſind wir einig, ſo können wir der deren ſpotten.

Dieſe Kunde klang denn aus anderem Tone in des Königs Ohr als jene öſtreichiſche Botſchaft. Es waren ja genau dieſelben Beſorgniſſe, welche ihn ſelbſt und den ruſſiſchen Kanzler bewegten. Während Oeſtreich ihn zu einem politiſchen Selbſtmorde aufforderte, bot ihm Rußland die Hand zur Abwendung der läſtigſten Gefahr, und ließ ſelbſt die Ausſicht auf eine ſtattliche Vergrößerung durchblicken. Es war für den König kein Zweifel möglich, welcher der beiden Mächte er ſich zuwenden ſollte. Er hätte auf der Stelle mit Rußland abgeſchloſſen, wäre ihm nicht vor der neuen Bahn, welche hier ſich dem Wachsthume Preußens eröffnete, ein, wie es ſchien, unüberſteigliches Hinderniß entgegengetreten, das polniſche Bündniß von 1790, in welchem Preußen ſich ausdrücklich zum Schutze der Selbſtſtändigkeit und Integrität Polens verpflichtet hatte. Allerdings, ſo weit reichte nach ſeiner Anſicht dieſe Verpflichtung nicht, daß er deßhalb für die neue Verfaſſung gegen Rußland hätte auftreten müſſen; es war ein ſchwaches, ungefährliches Polen, dem er 1790 ſeine Unterſtützung zugeſagt; es war ein ganz neuer Staat, der ſich ohne ſein Zuthun durch die Verfaſſung von 1791 conſtituirt hatte. Mochten alſo die Ruſſen immerhin dieſe Verfaſſung in Trümmer werfen; der König fühlte ſich völlig innerhalb ſeiner Vertragspflicht, wenn er die polniſchen Dinge auf den Boden von 1790 zurückführen ließ. Aber es war nur zu gewiß, daß es dabei, ſobald die Ruſſen in Polen einmal eindrangen, ſein Bewenden nicht haben würde, nicht haben könnte. Wenn die Maiverfaſſung nicht bloß ihren einheimiſchen Gegnern, wenn ſie dem Angriffe eines ruſſiſchen Heeres erlag, ſo war es vorbei, nicht bloß mit der drohenden Stärke, ſondern mit der letzten Selbſtſtändigkeit Polens: ſo war Polen thatſächlich eine ruſſiſche Provinz. Dem Könige war dies völlig klar. Wenn Rußland, ſagte er, nicht ganz uneigennützig verfährt, ſo ſind wir in der peinlichſten Weiſe durch den Vertrag von 1790 verwickelt. Und daß Rußland den Anlaß nicht ungenutzt vorübergehen laſſen, daß es jedenfalls in Polen eine ſtärkere Stellung als 1790 ergreifen würde, das ließ ſich entfernt nicht bezweifeln. Wer ſollte es hindern? In Polen waren die Freunde der alten Verfaſſung jetzt ſchon ganz von Rußland abhängig, und die Partei des neuen Zuſtandes gegen Preußen eben ſo feindſelig geſinnt wie gegen Rußland. Es wäre darauf angekommen, eine dritte Partei erſt zu bilden, welche durch freie Rückkehr zur alten Verfaſſung den Ruſſen den Vorwand zum Einrücken genommen, und dabei ſich nicht auf Catharina's, ſondern den preußiſchen Schutz geſtützt hätte. Eine ſolche Aufgabe mit ſo geringen Materialien und in ſo dringenden

Verhältnissen zu leben, sagte man, war hier nur mit [illegible] Mühe verbunden gewesen, als sie Preußen genutzt hatte. Eine Allianz schien sogar vortheilhaft, denn Oestreich energisch unterstützt, Rußland verhindert und jedenfalls nur Preußen auf dieser Seite genug beschäftigt hatte: man sehen hier ja vor den Augen des Königs die östreichische Note, worin nun die Grundzüge der polnischen Verfassung von 1791 und die völlige Verschmelzung Polens mit Sachsen vorgezeichnet. Im Anblick dieser Dinge kann der König von Preußen, daß es nichts Neues jetzt unter dem östreichischen Plane sei, sah auf der einen Seite ein polnisches Bündniß von 1790, in dessen Folge einen neuen Bruch, vielleicht einen Krieg mit Rußland, und als Ergebniß eine Stärkung Polens, welche den preußischen Staat in Deutschland wie in Europa auf die untergeordnetste Stellung des 17. Jahrhunderts zurückwarf. Er sah auf der anderen einen unverhüllten Treubruch, aber die Errettung Preußens aus jener furchtbaren Gefahr, vielleicht selbst die Erweiterung des Gebiets durch eine polnische Provinz. Wenn er in diesem Dilemma überhaupt einen Augenblick schwankte, so machte allen Zweifeln die Pariser Entwickelung ein Ende. Rasch nach einander folgten sich die Nachrichten, daß Delessart's friedfertiges Ministerium gestürzt, König Ludwig auf das Tiefste gedemüthigt, die Regierung in die Hand der Kriegspartei, der Girondisten übergegangen sei. Von nun an konnte man jeden Tag der Kriegserklärung Frankreichs gegen Franz II. entgegen sehen, und der russisch-polnische Kampf bildete nur noch die kleinere Hälfte der europäischen Katastrophe. Jetzt war Oestreich auf lange hin im Westen beschäftigt, von der Gründung des polnisch-sächsischen Staates konnte keine Rede weiter sein, nicht einmal zum Schirm der Verfassung von 1791, zur Abwehr einer russischen Invasion in Polen ließ sich ferner auf Oestreich rechnen. Preußen war verpflichtet, ihm gegen Frankreich beizustehen, und der König hegte seit Monaten keinen liebern Wunsch als diesen Beistand mit voller Kraft zu leisten. Da war denn kein Gedanke mehr an die Möglichkeit, gleichzeitig auch der Kaiserin Catharina entgegen zu treten. Diese hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht: die deutschen Mächte waren im Westen verwickelt; sie selbst hatte die Hände frei zur Ueberwältigung Polens. Mit der Existenz eines selbstständigen Polenreiches war es vorbei, und es zeigte sich als einzig möglicher Gewinn, wenigstens einen Theil der neuen russischen Provinz sich selbst anzueignen.

Der König schrieb am 12. März seinen Ministern: „Rußlands Ansichten über Polen sind also weit von den Andeutungen entfernt,

welche Raſumowski in Wien gegen Biſchoffswerder gemacht hat. Rußland iſt nicht weit von dem Gedanken einer neuen Theilung entfernt. Das wäre freilich das wirkſamſte Mittel, die Macht eines polniſchen Königs zu beſchränken, ſei er nun erblich oder wählbar. Indeß zweifle ich, ob ſich dabei eine angemeſſene Entſchädigung für Oeſtreich finden ließe, und ob nach einer ſolchen Beſchneidung der polniſchen Macht der Churfürſt von Sachſen noch die Krone annehmen würde. Immer aber wäre, wenn es gelänge, Oeſtreich zu entſchädigen, der ruſſiſche Plan der günſtigſte für Preußen — wohl bemerkt, daß Preußen dabei das ganze linke Ufer der Weichſel empfänge, und dieſe weite, jetzt ſchwer zu deckende Grenze ſich dann wohl abgerundet fände. Das iſt mein Urtheil über die polniſche Sache."

Es war das Todesurtheil über Polen. Es war, wie man geſehen hat, nicht das Ergebniß einer lange vorbereiteten Habgier, ſondern inmitten einer beiſpielloſen europäiſchen Kriſis der raſch ergriffene, das kleinſte Uebel bezeichnende Ausweg. Ich laſſe dahingeſtellt, ob es möglich war, unter den gegebenen Verhältniſſen politiſch klüger zu verfahren: ich zweifle, ob man dem Könige menſchlicher Weiſe einen Vorwurf machen kann, in jener Colliſion der Pflichten ſich entſchieden zu haben, wie er es gethan. Sicher iſt das Eine, daß auch hier das ewige Geſetz der Gerechtigkeit ſich nicht verleugnet hat, welches für jedes ſittliche Verſchulden Sühne und Vergeltung fordert, ſei es auch noch ſo wohl begründet und entſchuldigt. Der Bundesbruch gegen Polen, wie unvermeidlich er ſein mochte, hat ſich dennoch an Preußen bitter gerächt: er hat ſich, damit die Warnung um ſo eindringlicher werde, gerächt durch die Hand nicht des Opfers, ſondern durch die Genoſſen des Vergehens ſelbſt.

Der Entſchluß war gefaßt, es kam jetzt auf die nächſten Schritte zur Ausführung an. Vor Allem wurde gleich am 13. Fürſt Reuß beſchieden, daß Preußen unter keinen Umſtänden den Inhalt der Spielmann'ſchen Denkſchrift ſich aneignen werde, daß es vielmehr auf das Beſtimmteſte das Aufgeben jedes Planes dieſer Art begehren müſſe. Statt deſſen erging eine Einladung an Franz II., dem von Rußland vorgeſchlagenen Einvernehmen über Polen beizutreten, und an den Geſandten Catharina's in Berlin, Alopeus, eine Erklärung, daß Preußen mit den Geſichtspunkten Oſtermann's ganz einverſtanden ſei, und möglichſt bald die Mittel zur Erreichung des wichtigen Zweckes zu erörtern wünſche. Die Meinung der Miniſter war damals noch, daß Rußland nicht eher gegen Polen vorſchreiten möchte, als bis die drei

Mächte über die Einzelnheiten der Frage sich vollständig geeinigt hät
überhaupt schien es ihnen wichtig, die eigene Bereitwilligkeit zu e
Theilung Polens nicht zu früh in Petersburg zu verrathen, und dad
die Forderungen des russischen Hofes vielleicht zu übertriebener H
zu steigern.

Um so lebhafter drängte dafür Bischoffswerder in Wien auf ei
kräftigen Entschluß in der französischen Sache. Daß der Krieg un
meidlich sei, daran ließ die Haltung des jacobinischen Ministeri
keinen Zweifel übrig: und wenn man einzig die Pariser Verhältn
in das Auge faßte, schien die Zweckmäßigkeit eines energischen Zu
kommens unläugbar. In Wien aber bestanden die früheren Gri
zu einer friedlichen Politik in ungeminderter Kraft, und erhielten d
peltes Gewicht durch die preußische Ablehnung des kaiserlichen Pla
über Polen. Kaunitz sagte dem Obersten Bischoffswerder, man
sich von den andern Mächten im Stiche gelassen, man werde di
England mit dem Vorschlage einer lästigen Friedensvermittlung verfo
man werde also nur im äußersten Nothfalle zu den Waffen grei
wenn die verletzten Reichsfürsten, oder große Theile der französisc
Nation den Kaiser förmlich anriefen, oder endlich im Falle einer fr
zösischen Kriegserklärung. Friedrich Wilhelm gerieth hierüber in
äußerste Ungeduld. In seiner Natur lag es, lange passiv zu bleib
dann plötzlich emporzulodern, eine Weile alle Hindernisse zu üb
springen, endlich wieder ebenso unerwartet zusammen zu sinken. S
dem Entschlusse des 12. war sein ganzes Wesen ein einziger feuri
Eifer für den französischen Krieg, in welchem er die Nichtswürdig
der Jacobiner zu züchtigen, Ludwig XVI. und die Emigranten ritter
zu erretten, und am Schlusse sein Reich mit einer bedeutenden polnisc
Provinz zu vergrößern hoffte. Auf die Mittheilung, welche Bischo
werder am 27. März über jenes östreichische Programm machte,
er sogleich antworten, daß in Paris der Krieg beschlossen und folg
nur die Weise der Kriegsführung noch in Frage sei: er nun sehe
Heil in kräftiger Raschheit, sei bereit, der Revolution mit voller Kr
zu Leibe zu rücken, erkläre aber auf das Bestimmteste, daß er an ein
trägen Vertheidigungskriege sich überhaupt nicht betheiligen werde.
Hauptsache in diesem Schreiben, die Gewißheit des Kriegs, wurde d
König Franz durch gleichzeitige Pariser Nachrichten nur zu sicher bestäti
so entschloß sich also, durch den Feind und den Genossen gleichs
gedrängt, die östreichische Regierung mit widerwilligem Seufzen da
das Schwert zu ziehen.

Am 20. April sprach die französische Nationalversammlung die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen aus. Vierzehn Tage später erschien der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg in Berlin, um den gemeinsamen Feldzugsplan festzustellen, und zugleich wies Kaunitz den Fürsten Reuß zu einer Verhandlung der politischen Frage, der Kosten und Entschädigungen an. Seine Note ließ Preußen zwischen vier verschiedenen Systemen die Wahl. Das erste hätte eine völlige Uneigennützigkeit der Mächte verkündet, einen Krieg im eigenen Interesse des erhaltenden monarchischen Princips. Nach dem zweiten würde man mit einem Versprechen Ludwig XVI., im Falle seiner Herstellung für die Geldkosten des Krieges aufzukommen, zufrieden sein. Bei dem dritten würde man sich dafür ein reales Unterpfand durch die dauernde Besetzung einiger französischer Provinzen sichern. Das vierte endlich ginge auf Landerwerb, für beide Mächte völlig gleich nach äußerem Umfange und innerem Werthe; es würde, wie Kaunitz hinzusetzte, wohl mit den meisten Schwierigkeiten verknüpft sein. Damals hatte durch offenes Eingehen auf die Kampflust des Königs von allen Ministern Graf Schulenburg den leitenden Einfluß gewonnen, und führte die Verhandlung mit Reuß fast ohne Zuziehung seiner Collegen. Er antwortete dem Fürsten auf der Stelle, daß Preußen, wie es ausnahmslos seit dem vorigen Sommer erklärt habe, nur gegen eine angemessene Entschädigung in den Krieg ziehen könne. Reuß beklagte, daß man hiermit unter den vier Wegen den weitesten und verwickeltsten erwählt habe, erklärte sich außer Stande, verfügbare Territorien zu finden, bat aber den Minister, seinerseits specielle Vorschläge zu machen, da Oestreich so weit wie irgend möglich gehen würde, um die Interessen seines hohen Verbündeten zu fördern. Beide Staatsmänner wußten, mit wie viel innerem Mißtrauen eine jede ihrer Mächte die Vergrößerung der anderen betrachtete; sie vertieften sich also in ihre Erörterung mit langsamer und peinlicher Vorsicht, so daß Monate vergingen, ehe es nur zur Formulirung eines bestimmten Antrags kam.

Die Schwierigkeit, womit sich diese Hauptfrage voranbewegte, gab schwache Aussichten auf ein einträchtiges Zusammenwirken der beiden Mächte in dem bevorstehenden Kampfe. Graf Alvensleben, unter den preußischen Ministern stets der wenigst östreichisch Gesinnte, warnte denn auch zu wiederholten Malen, man solle keinen Mann in das Feld schicken, bis das Verhältniß zu Oestreich vollkommen klar, und die preußische Erwerbung in genauer Begrenzung durch förmlichen Vertrag von Oestreich anerkannt sei. Zu einem so scharf gezeichneten Verhalten

[illegible] sich aber der König wieder nicht entschließen: ihm lag der Krieg gegen die Jacobiner ebenso warm am Herzen wie die zu erlangende polnische Provinz; er meinte, im geraden Gegensatz zu seinem Minister, man müsse vor Allem nur hinaus zum Schlagen, dann werde sich die Entschädigung von selbst finden. Ueberhaupt dünkte ihn jetzt die Bändigung der Revolution zugleich ein wahrhaft fürstlicher Beruf, und ein erfrischender Wechsel in dem täglichen Einerlei. Alle seine Gedanken und Gespräche waren auf die möglichen Ereignisse des Feldzugs gerichtet; er war entschlossen, persönlich sein Heer zu begleiten; Nachmittags ritt er wohl in den strömenden Regen hinaus, um seine Feldbekleidung zu prüfen; Abends war niemand lieber bei ihm gesehen als Einzelne der französischen Emigranten, mit denen er sich in lockenden Bildern des Sieges und der Herstellung erging, bei denen auch seine Freigebigkeit keine Grenzen kannte, so daß er binnen zehn Monaten über 5 Mill. Livres den geflüchteten Prinzen anwies. Für den Augenblick war keine abweichende Meinung im Stande, ihm eine ruhigere Auffassung beizubringen, obgleich deren in seiner nächsten Nähe und von einflußreicher Seite her erklangen: war doch sogar seine Nebengemahlin, die Gräfin Döhnhoff, gegen den Krieg, weil die Schlechtigkeit der Feinde nicht besonders ehrenvolle Lorbeeren verspreche. Bedeutender aber wirkte der Einfluß der großen und mächtigen Partei, die nicht im Stande gewesen war, den raschen Schritten des Königs aus der langjährigen Opposition gegen Oestreich in das östreichische Lager hinüber zu folgen. Sie hatte am Hofe einen augenblicklich etwas zurückgesetzten, immer aber höchst wichtigen Vertreter an dem Prinzen Heinrich, in dem sich nach des großen Königs Tode der Ruhm und die Richtung des siebenjährigen Krieges zu verkörpern schien: sie besaß im Heere die Gesinnung fast aller höhern und ältern Officiere, sie zählte vor Allem den Feldherrn selbst zu ihren Anhängern, welchem der Oberbefehl über den Revolutionskrieg zugedacht war, den Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.

Der Herzog galt damals unbestritten für das erste kriegerische Talent in Europa, und in der That wird auch jetzt noch keiner der Nachlebenden ihm eine Reihe der bedeutendsten Eigenschaften absprechen[1]). Wer ihn damals an seinem kleinen Hofe in Braunschweig sah, war erstaunt, in dem schlagfertigen Kämpen von Crefeld und Minden und

[1]) Für das Folgende ist besonders benutzt die ungedruckte Correspondenz des [illegible] von Braunschweig-Oels auf der Weimarer Bibliothek.

dem berühmten Eroberer Hollands einen sorgsamen Familienvater, einen eifrigen Theilnehmer und Schützer jeder geistigen Bildung und einen äußerst thätigen und bürgerlich einfachen Verwalter zu finden [1]). Er hatte seinen Staat mit einer Schuldenlast von sieben Millionen Thalern übernommen, und vier davon in eilf Jahren getilgt [2]); seine Finanzkunst war etwas knauserig, und schadete durch Unterlassung auch der nöthigen Ausgaben der Zukunft des Landes [3]): aber um so höher rechnete man ihm an, daß er sich selbst nicht geringere Einschränkungen als dem Staate auferlegte, und trotz alles Feldherrnruhms fast keine Soldaten hielt; und als er vollends 1790 seinem Volke alle außerordentlichen Steuern erließ, war er vielleicht der damals beliebteste Fürst im deutschen Reiche. Nur auf ihn selbst wirkten diese beengenden Verhältnisse nicht günstig. Er gehörte zu den Naturen, denen bei großen Geistesgaben und sittlich reiner Gesinnung die Stärke des Willens und der Muth der Seele abgeht, welcher zu jedem männlichen Wirken erforderlich ist. Er war mehr zähe als kräftig, mehr bedächtig als scharfblickend, mehr empfänglich als schöpferisch. Er besaß entschiedenes und eingehendes Beobachtungstalent, aber nicht selten übersah er in der Menge der Studien das Nächste, Einfache, Wesentliche. Er liebte jede Sache von allen Seiten zu ergründen, und kam zu der bei einem Soldaten bedenklichen Gewohnheit, überall ein relatives Recht des Gegners anzuerkennen, bei jeder Unternehmung die Schwierigkeiten und bei jeder Ansicht die Schwächen derselben zunächst zu empfinden. Damit hing unmittelbar zusammen, daß er höchst ungern mit einer bestimmten Meinung hervortrat, lieber andeutete als durchgriff, überall den verdeckten Mitteln und unbemerkten Wegen fast unwillkürlich den Vorzug gab. Er kannte seine Weise darin vollkommen, wie überhaupt solche Naturen zur Selbstbetrachtung und Selbstquälerei gemacht sind: ich kann dagegen nichts thun, sagte er, es ist stärker als ich selbst [4]). Traf er nun gar auf Wider-

[1]) Briefwechsel Johannes von Müller.

[2]) Aus den Acten, namentlich der Kammercasse. Eine durchgängig richtige Uebersicht gibt das politische Journal von 1781, S. 97 ff. Es ist gut, auch diese Angabe anzuführen, die eilf Jahre vor dem Revolutionskriege liegt, da noch immer die Fabel Gläubige findet, welche in dieser Schuldentilgung einen Beweis für die Bestechung des Herzogs durch Dumouriez sieht.

[3]) Sparsamkeit war sein einziges Mittel; die amerikanischen Subsidien spielten eine geringe Rolle bei der Schuldentilgung. Diese ging auch später, nach 1792, in gleich langsamer und stätiger Weise fort, eine große Capitalablage ist nach dem Feldzuge nicht vorgekommen.

[4]) Malmesbury, diaries 7. Decbr. 1794. Cela est plus fort que moi.

ſpruch, ſo war er völlig unfähig, ſelbſt einer ganz bornirten Meinung gegenüber Stand zu halten, wenn ſie nur heftig oder entſchieden auftrat: er zürnte dann über den Widerſacher, zürnte doppelt über ſich ſelbſt, daß er nicht das Richtige durchſetze, und gab unzweifelhaft in allen Fällen nach. Dann war vielleicht das Uebelſte, daß er doch nicht kurz zu reſigniren wußte, ſondern halb aus Eigenliebe, halb aus Pflichtgefühl geſchickt genug in das aufgegebene Geleiſe wieder hinüber lenkte, und ſo nicht ſelten den Schein einer mindeſtens zweideutigen Handlungsweiſe auf ſich lud.

Man begreift, wie ein ſolcher Charakter durch eilfjähriges Laviren in dem zerrütteten Braunſchweiger Haushalte nicht gefördert werden konnte: noch unglücklicher aber ſtimmte dazu die damalige Weiſe des Berliner Hofes. Unter den beiden letzten Königen hatte allmählich der Staat ein ſo gründlich monarchiſches Gepräge angenommen, daß das Gedeihen jedes Geſchäftes und Geſchäftskreiſes die perſönliche und ſtätige Einwirkung des Herrſchers zur erſten Vorausſetzung hatte. Dieſe Einheit verſchwand aber ſeit dem Antritte Friedrich Wilhelm II. Der König, ſo lebhaften Wohlwollens und regſamen Geiſtes er war, arbeitete weder gerne noch viel, und gab nur zu bereitwillig augenblicklichen Stimmungen und Aufregungen nach. In dieſem Staate reichte es hin, um in einigen Jahren die Regierung beinahe zur Auflöſung zu bringen. Die Parteien des Hofes gewannen Einfluß auf die Geſchäfte, die Beſchlüſſe waren nicht mehr die Schöpfung eines lenkenden Willens, ſondern die Summe entgegengeſetzter Einflüſſe auf das Gemüth des Herrſchers, auf das Schnellſte und Weiteſte griff Schwanken und Verwirrung um ſich. Wir ſahen bereits, wie ſehr der Staat an ſeinem europäiſchen Gewichte verlor: wie auffallend, klagte Graf Golz 1791, iſt der Unterſchied des unſicheren und combinirten Ganges unſerer Politik, gegen das feſte, beſtimmte und nachdrückliche Benehmen, wodurch Preußen ſich vordem bei allen Mächten in Anſehen und Achtung geſetzt hat. Im Innern bemerkte man, wie mit der ordnenden Einheit die Sonderung der Geſchäftskreiſe verſchwand, und ſich alle Welt um Jegliches je nach perſönlichem Intereſſe oder Syſteme bekümmerte. Die Officiere miſchten ſich in kirchliche Dinge, und die Theologen in die Politik; die Diplomaten hofmeiſterten die Feldherren, und die Generale fanden ſich berufen, in die auswärtigen Angelegenheiten einzureden. Eins verdarb aber nothwendig das Andere. Man erhielt eine frömmelnde Verwaltung, eine bureaukratiſche Kirche, eine politiſirende Armee. Unbewußt kam man auf Wege, auf denen Alles verloren werden mußte, was den

geſchichtlichen Werth des preußiſchen Staates gebildet hatte, Kraft der Regierung, Sorge für das Geſammtwohl, freie Geiſtesbildung, nationale Politik. Die Roſenkreuzerei und Geiſterſeherei am Hofe, von der ſo oft geredet worden, war nicht die Urſache, ſondern nur ein Ausdruck dieſes Zuſtandes: von den Liebeshändeln des Königs darf ich ſchweigen, weil bei aller Schwäche deſſelben ihn bei den wichtigen Fragen des Staates doch nicht leicht ein weiblicher Einfluß beſtimmte. Auch die Beſtechlichkeit der höchſten Beamten dieſer Zeit iſt ſehr übertrieben worden; wenigſtens in den Händeln der Revolutionszeit habe ich unter einer Menge der geheimſten Papiere zwar manchen großen Verſuch der Beſtechung, mit wenigen Ausnahmen aber auch das Mißlingen deſſelben erwähnt gefunden. Die Quelle des Uebels war nicht ſo ſchmutzig, aber ſie lag deſto tiefer. Nicht geheime Verbrechen der Miniſter, nicht verborgene Ränke der Maitreſſen, nicht einzelne Mängel des Königs brachten den Staat Friedrich des Großen in Zerrüttung, ſondern das Mißverhältniß zwiſchen dem Princip der Verfaſſung und dem Geſammtcharakter des Königs. Dieſer Militärſtaat mußte einen geborenen Feldherrn zu ſeinem Haupte haben, Friedrich Wilhelm aber hätte nichts mehr bedurft, als der feſten Lenkung und Stützung durch ein ausgebildetes Verfaſſungsweſen. Er konnte ſich ſelbſt nicht beherrſchen, und der Staat, den er allein regieren ſollte, zerfiel.

Auf dieſem ſchwankenden Boden mußte nun ein Charakter wie der Herzog von Braunſchweig ſich unaufhörlich aufgefordert finden, nicht bloß General, ſondern Parteihaupt zu ſein, unaufhörlich aber auch an der Aufgabe verzweifeln und immer tiefer in den Hang zur Intrigue hineingerathen. Die Richtung der auswärtigen Politik wurde ihm täglich widerwärtiger; er brachte es aber ebenſo wenig über das Herz, dem Könige eine klare Meinung entgegen zu ſtellen, als ganz aus der Partie zurückzutreten oder endlich einfach ſich in die Lage des gehorchenden Officiers zu ſetzen. Jeder Gedanke an den franzöſiſchen Krieg war ihm verhaßt. Nicht als hätte er irgend eine Vorliebe für die Revolution gehabt, die ihm gerade damals die höchſte Macht in Frankreich anbot, oder als wäre ihm die Heereskraft des franzöſiſchen Reiches im Augenblicke gefährlich erſchienen. Vielmehr ſchrieb er ſo eben einem Freunde[1]: ich begreife nicht, woher die Franzoſen ihre Geldmittel nehmen wollen, da in ihrem Staate alle Steuerpflichtigen bewaffnet und nur die Erheber wehrlos ſind. Aber wenn ſeine Standesgenoſſen, ſo weit ich ſehe ohne

1) Schlieſſen's Denkwürdigkeiten.

Ausnahme, in jener Zeit die Revolution verachteten, etwa als würden sie jenseits der Grenze nur eine von Winkeladvokaten geführte Räuberbande zu besiegen haben: so war der Herzog im geraden Gegentheile für die Zukunft auf das möglichst Gräßliche und Gewaltige gefaßt, sobald man selbst in den revolutionären Krater hineinschritte. Unsere sonstigen Verwickelungen, schrieb er im Mai dem Prinzen von Oels, werden sich lösen, aber wollte der Himmel, daß wir erst mit diesen französischen Teufeln geendigt hätten. Eigenthümliches Geschick bei dem beginnenden Weltkampfe. Die beiden Führer empfinden nur die Stärke des Gegners, und die eigene Schwäche. Lafayette hatte keine geringere Sorge vor der preußischen Heeresmacht als der preußische Feldherr vor dem Dämon der Revolution.

Politische Erwägungen verstärkten dann die Gefühle des Herzogs. Er haßte die Emigranten[1]) und die Oestreicher mit gleicher Stärke und ungefähr aus gleichen Gründen. Beide waren ihm, einem deutschen Fürsten, dessen ganzes Dasein in den Gedanken des Staatswohles aufging, die Vertreter aller mittelalterlichen Mißbräuche, die in Frankreich die Revolution heraufbeschworen hatten, und in Deutschland alles Gedeihen erschwerten. Mit tiefem Verdrusse hatte er einen königlichen Befehl vom 13. Februar erhalten, welcher ihn nach Potsdam beschied, um für den Kriegsfall den Plan eines Feldzugs zur Unterstützung Oestreichs und der Emigranten zu entwerfen. Hier sah er nichts als Unheil für die Monarchie Friedrich II. voraus, Unheil, wenn man von der gereizten Revolution geschlagen würde, Unheil, wenn man durch seine Siege die Macht des lothringischen Erbfeindes verdoppelte. Aber er nahm den Auftrag an, wohnte einer Berathung vor dem Könige bei, und sandte am 19. den verlangten Feldzugsplan ein, zu welchem der Major Graf Tauenzien die Materialien geliefert hatte[2]). Es ist, beginnt der Herzog seine Darlegung, ganz das Werk des Königs, dessen Gedanken ich nur wiederzugeben suche. Man fühlt aber leicht das gerade Gegentheil dieser Versicherung, wenn er fortfährt, wie es viel größerer Anstrengungen bedürfte, als man aufzuwenden gedenke, wenn nicht die französische Armee so gänzlich zerrüttet wäre: freilich unter den jetzigen Verhältnissen, beeilt er sich hinzuzusetzen, ist kaum ein ernstlicher Widerstand zu erwarten, immer aber, lenkt er auf's

---

[1]) Davon ist die Correspondenz seines geheimen Rathes Feronce erfüllt.

[2]) Dieser hat das Originalconcept unterzeichnet, von dem die Ausfertigung (abgedruckt bei Massenbach) nur unbedeutend abweicht.

Neue ein, wäre es gerathen, sich nicht zu sehr mit den Schilderungen der Ausgewanderten zu schmeicheln, sondern sich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß von Anfang an alle möglichen und zweckmäßigen Anstrengungen gemacht, alle Längen vermieden und das Ende so rasch wie möglich herbeigeführt werde: denn die Ereignisse sind unberechenbar, und die lenkenden Köpfe in Frankreich des Aeußersten fähig.

Indessen, mochte man den Krieg für leicht oder schwer halten, nachdem die Nationalversammlung am 20. April den Angriff eröffnet hatte, mußten die deutschen Mächte erwägen, wie die Gefahr am raschesten zu beschwören sei, und Anfang Mai kam Hohenlohe-Kirchberg nach Sanssouci, um mit den preußischen Feldherren die Operationen zu verabreden. Nach der eifrigen Gesinnung des Königs stand es bereits fest, daß man eine große Invasion in Frankreich versuchen wollte. Was die Mittel und Wege im Einzelnen betraf, so wurde den Berathungen der Feldzugsplan des Herzogs überall zu Grunde gelegt [1]). Danach sollte ein preußisches Heer von 42,000 Mann den Hauptangriff über Luxemburg unternehmen, Longwy und Montmedy erobern, und dann durch die Einnahme von Verdun sich den Uebergang über die Maas sichern. Die Oestreicher in Belgien, deren Stärke Hohenlohe zu 56,000 Mann angab, würden dazu schon im Luxemburgischen ein Corps stoßen lassen, ein anderes zur Deckung von Brüssel bei Ath aufstellen, mit ihrer Hauptmasse aber Maubeuge, Philippeville und Givet einnehmen oder beunruhigen, die Maas aufwärts dringen, und sich an den Ufern dieses Stromes mit den Preußen vereinigen: von dem Uebergange über die Maas würde dann der weitere Erfolg des Feldzuges abhängen. Im Breisgau hatte Oestreich nach den vorgelegten Etats damals nur 11,000 Mann, doch wären 16,000 bereits auf dem Marsche und 23,000 zum Nachrücken befehligt: es wurde festgestellt, daß diese letzteren unmittelbar auf Mannheim geführt werden, und durch eine Operation gegen die Saar und Obermosel die Bewegungen des großen Heeres unterstützen sollten. Zur Deckung der Communicationen und Belagerung der Festungen rechnete man auf ein hessisches Corps. Endlich sollten die französischen Emigranten, im Augenblick der Eröffnung der Feindseligkeiten, bei Philippsburg sich sammeln und bei Basel den Rhein überschreiten, um, hoffentlich in Verbindung mit Schweizer Truppen, eine Diversion, sei es gegen Oberelsaß oder die Freigrafschaft

[1]) Das Folgende aus den Acten der Conferenz. Vgl. Minutoli, Erinnerungen, S. 22 ff.

Burgund zu machen. Dies hätte sie gänzlich von dem Schauplatze der entscheidenden Bewegungen entfernt: man sieht, wie die alte Abneigung des Wiener Hofes hier jetzt auch auf der preußischen Seite durch den Herzog ihre Vertretung fand. Endlich wurde beschlossen, die deutschen Reichsstände auf das Nachdrücklichste zur Rüstung und Truppenstellung aufzufordern, und dadurch entweder die Hauptarmee oder die Deckung des Oberrheins zu verstärken.

Ueberblickt man diese Streitkräfte, so mußte zunächst Belgien vollkommen gesichert erscheinen, da die Franzosen, des deutschen Angriffs gewärtig, nicht füglich mehr als 60,000 Mann dorthin werfen konnten, und gegen diese die 56,000 Kaiserlichen bis zur Ankunft Braunschweigs ausreichen mußten. Es paßte deshalb nicht wohl zu dieser letzten Ziffer, daß Hohenlohe um das sofortige Einrücken eines preußischen Hülfscorps in Belgien bat: Preußen lehnte es ab [1]), weil man den Hauptangriff, der Belgien sofort befreien müsse, nicht schwächen dürfe.

Für diesen hoffte man 42,000 Preußen, 23,000 Oestreicher aus dem Breisgau, etwa 6000 Hessen, und endlich die belgischen Oestreicher außer jenem Deckungscorps bei Ath zu verwenden. Hatten die Verbündeten die Maaslinie besetzt, so waren für dieses 16,000 Mann mehr als ausreichend, 40,000 Mann konnten also zu den Angriffsoperationen verwandt werden, welchen hienach eine Gesammtstärke von 111,000 Mann zur Verfügung stand. Man wird es ungefähr als das Minimum zu einer Invasion auf Paris unter den damaligen Umständen betrachten können: der Herzog von Braunschweig versprach sich nicht viel davon, ärgerte sich, daß man ihn gar nicht über das Ob, sondern nur noch über das Wie befragte, und meinte: wenn die Franzosen in Wuth brennen, so werde ich aus langer Weile erfrieren, mehr wird für mich aus der Sache schwerlich herauskommen [2]). Um so dringender wäre es gewesen, den Feinden wenigstens keine Zeit zu Rüstungen, und namentlich den Republikanern keinen Raum zur völligen Unterdrückung der königlichen und gemäßigten Parteien zu lassen. Preußen hätte nun vor Ende Juni seine Truppen in Coblenz versammelt haben können — sie setzten sich, zu Anfang des Monats [3]), in fünf Colonnen dorthin in Bewegung — allein Hohenlohe mußte erklären, daß jene 16,000 Oestreicher zur Deckung des Oberrheins erst Ende Juni in

---

[1]) 14. Juli.

[2]) An den Prinzen von Oels.

[3]) Strantz, in der Zeitschrift u. s. w. des Krieges, XXII, 18.

Freiburg, die 23,000 aber zur Verstärkung des Hauptheeres nicht vor Ende Juli in Mannheim anlangen könnten. So wurde Alles auf diesen Zeitpunkt verschoben. Man konnte in Deutschland mittlerer Weile die Kaiserkrönung Franz II. behaglich vollziehen und die säumenden Reichsstände zur Bewaffnung treiben: wie traurige Folgen sich aber in Frankreich aus der Verschleppung ergaben, haben wir bereits gesehen, und werden es weiter beobachten.

Was man aus dem deutschen Reiche vernahm, gab keine bessere Hoffnung auf beschleunigte und durchgreifende Thätigkeit. Auf die sehr dringende Note, welche Oestreich und Preußen dem Reichstage vorlegten, erklärte Churhannover unter Zustimmung der meisten norddeutschen Staaten, daß es keinen Anlaß finde, sich in einen Krieg zwischen Frankreich und Ungarn einzumischen, bei Verletzung aber des Reichsgebietes und verfassungsmäßig erklärtem Reichskriege sein Contingent stellen werde. Es war nicht besonders scharfsinnig, bei den bekannten Plänen der Gironde jetzt noch dergleichen Formalitäten zu betonen, indeß konnte Hannover wenigstens geltend machen, daß es damit einfach auf seinem stets eingehaltenen Standpunkt verharre. Desto nackter kam Eigensucht, Furcht und Trägheit auf dem classischen Boden der alten Reichsverfassung zum Vorschein, bei den kleinen Ständen des schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreises, eben jenen Prälaten und Dynasten, die im vorigen Jahre nicht laut genug nach Bestrafung der frechen Jacobiner hatten rufen können. Der schwäbische Kreis erhob sich nach langen Weiterungen zu dem Gedanken einer „unvorgreiflichen Defensivassociation", der fränkische aber besorgte Theuerung und Hungersnoth von dem bloßen Durchmarsche eines preußischen Corps, obgleich dieses alle Bedürfnisse baar bezahlen sollte. Die geistlichen Churfürsten beschränkten sich auf grobe Behandlung der französischen Geschäftsträger an ihren Höfen und drohende Erlasse gegen etwa jacobinisch gesinnte Unterthanen: Pfalzbayern dagegen, dessen bewaffnete Macht in trauriger Verfassung blieb, betheuerte in Paris auf das Eifrigste seine wohlgesinnte Neutralität [1]).

Die einzige Ausnahme in dem Schauspiele der allgemeinen Erschlaffung machte Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. Dieser Fürst verwaltete sein Land nach der Weise eines strengen Hausherrn oder eines eifrigen Compagnieführers, im Ganzen nach fridericianischem

---

1) Correspondenz des französischen Rheinheeres. Biron ist alles Lobes voll, wo er Bayern erwähnt.

Muſter, ſo weit es auf Ordnung und Zucht, Sparſamkeit und Wehrkraft ankam, nur ohne den Sinn für geiſtige Unabhängigkeit und Bildung, welcher die Haltung Friedrich II. ſo eigenthümlich charakteriſirte. Hier ging der Staat völlig in dem Militärweſen auf. Auf eine Bevölkerung von 400,000 Seelen wurde eine Streitmacht von ungefähr 14,000 Mann unterhalten [1]), welche an gediegener Schlagfertigkeit keiner europäiſchen Truppe das Geringſte nachgab. Der Landgraf, der von ſeiner landesherrlichen Würde den höchſten Begriff und durch den Beſitz ſolcher Streitkräfte ein doppelt geſteigertes Selbſtbewußtſein hatte, war ſeit Jahren von dem Wunſche beſeelt, die Churwürde ſeinem Hauſe zu erringen, hatte aber bisher ſchlechtes Glück mit dieſem Ehrgeize gemacht, und freute ſich jetzt des Anlaſſes, bei dem er ſich die beiden mächtigſten Potentaten des Reiches, den Kaiſer und den König von Preußen, gleich ſehr verbinden konnte. Wie ſehr er die Revolution verabſcheute, hatte er bereits mehrfach zu erkennen gegeben. Im September 1791 ſandte er ſeinen Oberſten einen geheimen Befehl, bei der geringſten Unruhe ohne Rückſicht auf irgend eine Civilbehörde und ohne alle Schonung feuern, und damit fortfahren zu laſſen, bis Alles ſtill geworden. Als dann einige Monate ſpäter der Churfürſt von Mainz ihm vorſchlug, auch in Heſſen ein warnendes Manifeſt gegen einheimiſche Jacobiner bekannt zu machen, entgegnete er eigenhändig: Meine Unterthanen haben ſich von jeher durch Anhänglichkeit an den Landesherrn ausgezeichnet, es würde ihnen bei mangelnder Veranlaſſung eine ſolche Warnung nur zur Kränkung gereichen können. Ebenſo verwahrte er ſich gegen den Vorſchlag eines Reichsgeſetzes gegen revolutionäre Bewegungen, da die Landespolizei den Landesherren überlaſſen bleiben müſſe, und insbeſondere in Heſſen Alles zu dieſem Behufe Nöthige längſt vorgekehrt ſei; in militäriſcher Beziehung aber ſei er bereit, mit einer das Contingent weit überſteigenden Stärke dem Kreiſe und dem Reiche ſtets und überall zu Hülfe kommen [2]). Er hatte hienach die Genugthuung, daß Oeſtreich und Preußen ihn ausdrücklich dem Reichstage als den einzigen patriotiſchen Fürſten bezeichneten, und ſandte dann auch die Etats ſeiner Truppen dem Herzog von Braun-

---

[1]) Vermöge einer Landesſteuer oder Contribution von 40,000 Thlr. und einem Kriegsſchatz von 11 bis 12 Mill.

[2]) Aus den Acten ausführlich in einem äußerſt gründlichen, leider noch nicht gedruckten Buche, die Heſſen in der Champagne, am Main und Rhein, von M. v. Ditfurth.

ſchweig zur Beſtimmung der Operationen ohne Widerſtreben ein. Indeß wollte er als guter Haushalter ſich Anfangs doch keineswegs an der bloßen Ehre, ſei es des Lorbeers oder des Churhutes, genügen laſſen, ſo daß ſich über Koſten und Entſchädigung eine monatlange Verhandlung entſpann. Der Landgraf begehrte, daß Preußen die Verpflegung der heſſiſchen Truppen übernehmen, der Kaiſer und König ihm die Stimme zur Churwürde geben, und ihm, falls der Herzog von Braunſchweig zurücktreten würde, den Oberbefehl über das ganze verbündete Heer übertragen ſollte. Dieſe Bedingungen waren offenbar nicht durchzuſetzen, und am 31. Juli[1]) kam man endlich überein, daß gegen das Verſprechen der Churwürde und billiger Entſchädigung für die Koſten Heſſen 6000 M. zu dem Feldzuge ſtellen und ſelbſt unterhalten würde.

Ueberblickt man dieſe Verhandlungen, ſo waren ſie für den Ausgang des Krieges wahrlich nicht glückverheißend. Der Oberbefehlshaber war dem ganzen Unternehmen von Herzen abgeneigt, eine Menge der Betheiligten aus der tiefſten Unthätigkeit nicht empor zu rütteln, die Rüſtung der Hauptmacht bedeutend hinter dem günſtigen Zeitpunkte zurück.

Verderblicher aber als dies Alles war der Umſtand, daß die Grundbedingung des Gelingens, ein ächtes Einverſtändniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen, ſich von Tage zu Tage ſchwieriger zeigte. Nachdem der König ſein Augenmerk auf eine polniſche Entſchädigung geworfen, ſuchte er der Natur der Sache nach mit Rußland in möglichſt enge Beziehung zu kommen, und bald genug folgte Oeſtreich mit ſchwach verhehlter Eiferſucht dieſem Beiſpiel. Wir werden die Entwicklung dieſer Dinge in Petersburg ſpäter im Einzelnen verfolgen: hier bemerken wir nur, daß dadurch Rußland Gelegenheit fand, unmittelbaren Einfluß auch auf den franzöſiſchen Krieg zu üben, und die Kreuzung der Intereſſen hiemit noch verwickelter wurde. Während Oeſtreich die Emigranten von jeder Mitwirkung, ſei es politiſcher oder militäriſcher Art, am liebſten völlig ausgeſchloſſen hätte, forderte Rußland gerade umgekehrt, daß man die franzöſiſchen Prinzen officiell an die Spitze des ganzen Unternehmens ſtelle, und nur in ihrem Gefolge als Feind der Revolution auftrete. Man einigte ſich endlich auf die vermittelnde Anſicht Preußens, den

---

[1]) Datum der heſſiſchen Ratification. Der von Preußen aufgeſtellte Entwurf iſt vom 12. Juli, der Landgraf ſchrieb eigenhändig ſeine Wünſche als Randbemerkungen hinzu, am Schluſſe: **l'on se remet uniquement aux promesses gracieuses de S. M. l'empereur et de S. M. Prussienne.**

Emigranten keine politiſche Rolle zuzutheilen, ihnen aber eine wenn auch untergeordnete militäriſche Mitwirkung zu verſtatten. Es hing hiemit zuſammen, daß Rußland als Zweck des ganzen Krieges ausſchließlich die Herſtellung des bourboniſchen Thrones bezeichnete, und demnach gegen jede Abreißung franzöſiſchen Gebiets Verwahrung einlegte. Preußen hatte für ſich dagegen nicht viel einzuwenden; in Wien umging man einen förmlichen Verzicht, fragte aber um ſo beſtimmter, woher denn ſonſt die von Preußen beantragten Entſchädigungen zu nehmen ſeien. Die ruſſiſchen Heere waren damals, Mitte Mai, in voller und erklärter Bewegung gegen Polen, und eine raſche Ueberwältigung des unglücklichen Landes vorauszuſehen. Obwohl Preußen dies einſeitige Handeln der Ruſſen vor dem Abſchluſſe des proponirten Vertrages ſehr ungerne ſah, hatte man doch keine Mittel es zu hindern: vielmehr eröffnete jetzt Schulenburg dem Fürſten Reuß, daß Preußen ſeine Entſchädigung in Polen zu ſuchen gedenke. Die Wirkung, welche dieſes Wort in Wien hervorrief, bewies, daß ſeit dem Tode Leopold's ein anderer Geiſt in der kaiſerlichen Burg zur Herrſchaft gelangt, daß die Weite der Einſicht verloren, die ungeduldige Begehrlichkeit gewachſen war. Daſſelbe große Staatsintereſſe, welches Preußen gegen Polen feindlich ſtellte, erhob Oeſtreich zum Beſchützer deſſelben: Kaiſer Leopold hatte dieſe Ueberzeugung zum Brennpunkte ſeiner ganzen Politik gemacht. Die entſcheidende Regung bei ſeinem Sohne aber war der Gedanke, daß eine Erweiterung Preußens freilich nicht angenehm ſei, daß die neue Wendung jedoch annehmbar werde, wenn man eine andere polniſche Provinz für Oeſtreich erwerbe [1]). Allein ſehr bald ergab ſich die Nothwendigkeit, auf andere Vorſchläge zu ſinnen. Die Kaiſerin Catharina, welche durch die bisherigen Verhandlungen ihren Hauptzweck, die deutſchen Mächte von einer Unterſtützung Polens abzuhalten, vollſtändig erreicht hatte, ſah ſich bereits als Herrin der geſammten Republik, fühlte ſehr geringe Neigung, einem Dritten einen Theil ihrer Beute zukommen zu laſſen, und wollte am Wenigſten Oeſtreich eine ſolche Ausdehnung gönnen, welches ſo eben erſt die gefährlichſten Pläne über Polens Herſtellung im Schilde geführt hatte. So rückte weder in Petersburg noch in Berlin die Verhandlung vorwärts. In Erwartung künftiger Verſtändigung begann man die Rüſtungen und Truppenmärſche, und verabredete

---

[1]) Solche Stimmungen zeigten ſich in Wien ſchon Ende März, gleich nach der preußiſchen Abweiſung der Spielmann'ſchen Denkſchrift und dem kriegeriſchen Auftreten Dumouriez's.

für den Juli, unmittelbar nach der Kaiserkrönung Franz II., eine persönliche Zusammenkunft desselben mit dem preußischen Könige in Mainz. Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto unruhiger schaute man in Wien nach irgend einem Landstriche aus, welchen man passender Weise als Gegenstück zu Preußens polnischem Gewinne beanspruchen könnte: in dieser Spannung empfing Baron Spielmann eines Tages den russischen Gesandten Rasumowsky, und besprach mit ihm die alles Andere beherrschende Frage. Der Russe meinte, daß für Oestreich nichts näher liege, als jenen alten Plan Joseph II., die Eintauschung Bayerns gegen Belgien wieder aufzunehmen. Spielmann, welcher den Vortheil einer solchen Abrundung vollkommen würdigte, äußerte darauf starken Zweifel, ob die Verhältnisse dafür günstig seien; Rasumowsky aber erklärte, daß jetzt das einzige Hinderniß, woran Joseph gescheitert, der Widerstand Preußens, durch das Bündniß der beiden Mächte beseitigt und mithin das leichteste Gelingen zu hoffen sei. Aber Preußen, entgegnete prüfend Spielmann, wird dann für sich eine Erwerbung gleichen Werthes fordern. Ohne Zweifel, schloß Rasumowsky, eine solche wird sich auch finden lassen. Der Name Polen wurde zwischen den beiden Staatsmännern so wenig ausgesprochen, wie Golz bisher in Petersburg ausdrücklich von einer Theilung geredet hatte: man verstand sich aber von allen Seiten, und Spielmann beeilte sich, den Fürsten Reuß mit einer vertraulichen Erörterung des neuen Gedankens in Berlin zu beauftragen. Fast wider Erwarten fand er damit bei Schulenburg die bereitwilligste Aufnahme[1]); der preußische Minister erklärte mit rückhaltloser Bestimmtheit, daß sein König ohne Zaudern dem bayerischen Tausche zustimmen würde, wenn er eine angemessene polnische Provinz erhalte. Dieses Wort reichte hin, die Stimmung in Wien vollkommen aufzuklären, und in raschen Fluß zu versetzen: der bisherige Widerwille gegen eine preußische Ausdehnung in Polen war so gründlich geheilt, daß Oestreich selbst es übernahm, in Petersburg das Eis zu brechen, und Beides, den bayerischen Tausch für sich, und die Erwerbung einer polnischen Provinz für Preußen, bei Catharina in officieller Weise zu beantragen. Die russische Regierung empfing diese Botschaft mit großer innerer Genugthuung. Sie konnte den gründ-

---

[1]) Alvensleben behauptet sogar in einer spätern Denkschrift, der Vorschlag sei von Schulenburg selbst ausgegangen; er war jedoch damals in tiefer Erbitterung gegen den ehemaligen Collegen, und hat 1792 mehrere Depeschen mitunterzeichnet, welche die obige Darstellung des Verlaufes geben.

lichen Umschlag der östreichischen Politik nur äußerst willkommen heißen; sie sah in dem bayerischen Tauschplane eine Quelle endloser Verwickelungen für die deutschen Mächte, während deren sie selbst eine völlig gebietende Stellung einnehmen könnte; und irgend ein Stück polnischen Landes den Deutschen zu opfern, darauf war ja, wie wir wissen, Catharina von Anfang an gefaßt gewesen. Immer aber war sie jetzt die Besitzerin des Ganzen, und entschlossen, wenn sie etwas abgeben müßte, so sparsam wie möglich zu sein. Ihre Minister hörten also den Vortrag des östreichischen Gesandten mit großer Kälte an. Der bayerische Tausch, sagten sie, hätte sich auch wohl ohne eine polnische Theilung erreichen lassen, indessen hätte freilich die französische Revolution alle Zustände verwandelt, und so müsse man wohl auf eine Entschädigung für Preußen bedacht sein. Ostermann setzte hinzu: aber die ernsteste Erwägung ist hier jedenfalls nöthig — und der Staatsrath Markoff fand überhaupt, daß ein halber Feldzug gegen Frankreich um so weniger eine starke Machterweiterung für Preußen rechtfertige, als Oestreich im Grunde durch den Tausch an Länderbestand gar nichts gewinne. So nahmen sie die Sache zu weiterem Bericht, und erklärten, daß vor Allem die persönliche Berathung der beiden Monarchen abzuwarten sei.

Mittlerer Weile war denn König Franz in das Reich hinausgezogen, und am 14. Juli fand zu Frankfurt die Kaiserkrönung in althergebrachter Weise Statt. Der König von Preußen war gleichzeitig seinem Heere nachgereist, dessen Colonnen sich bei Coblenz zu dem Angriffe auf Frankreich sammelten: am 19., 20. und 21. hatte er mit seinem hohen Verbündeten die verabredete Zusammenkunft in Mainz. Aus allen Landen des Reiches strömten dazu erlauchte und hervorragende Theilnehmer herbei. Eine große Anzahl Reichsfürsten erschienen mit stattlichem Gefolge, Prälaten und Officiere drängten sich in allen Farben, über zehntausend Fremde belebten die Stadt. In dem Schlosse des behäbigen Kirchenfürsten erscholl ununterbrochen die Festmusik zu Schmaus, Concert und Ball; Abends spiegelte der Rheinstrom auf seiner weiten Fläche die funkelnden Erleuchtungen wieder; genug es war, als wollte das alte Reich auf diesem seinem ursprünglichen und classischen Boden noch einmal vor dem Beginne des Todeskampfes alle Reste seiner Pracht entfalten. Unter den rauschenden Festlichkeiten traten dann die Diplomaten Spielmann und Cobenzl, Schulenburg und Haugwitz zu der entscheidenden Verhandlung zusammen. Anfangs schien das Einverständniß vollkommen, man erkannte an, daß die

beiderseitige Entschädigung für die Kriegskosten gleich sein müsse, daß man keinen Grund habe, sie in Frankreich selbst zu suchen, daß sie vielmehr für Oestreich in dem bayerisch-belgischen Tausche, für Preußen in einer polnischen Provinz bestehen solle. Auf die Frage, wie weit Preußen sich auszudehnen gedenke, bezeichnete Schulenburg die Palatinate Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien und ein Stück von Sieradien bis zur Warthe, ungefähr also den Umfang der heutigen Provinz Posen. Hierauf aber traten die kaiserlichen Unterhändler mit einer völlig unerwarteten Forderung hervor. Wie Markoff in Petersburg, so erörterten sie, daß der Eintausch Bayerns dem Kaiser keine Vergrößerung zuwende, welche der preußischen gleichwerthig sei, und begehrten demnach, daß der König im Falle dieses Tausches seine fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth dem kaiserlichen Loose hinzufüge. Man ermißt leicht die Entrüstung, womit der König dieses Ansinnen abwies: da aber der Kaiser mit gleicher Hartnäckigkeit darauf bestand, so blieb wieder nichts übrig, als die ganze Unterhandlung abzubrechen, und ohne positive Verständigung in den Krieg einstweilen hinauszuziehen, in der Hoffnung, daß ein günstigerer Augenblick besseren Rath bringen würde.

So standen die leitenden Mächte Europa's auf der Schwelle eines Kampfes, dessen Schläge zwei Weltalter von einander scheiden sollten, ohne eine Ahnung von dem Gewicht ihrer Aufgabe, im Herzen kaum eine andere Stimmung als eigennützige Sorge und bittere Eifersucht gegen den Genossen. Welch' ein Abstand in der preußischen Politik gegen die Klarheit und scharfe Sicherheit Friedrich's, welch' eine Wendung in der östreichischen Staatskunst, die erst vor drei Monaten die glänzende Herstellung Polens geprebigt, und jetzt selbst den ersten Antrag auf eine polnische Theilung gestellt hatte! Was ließ sich von einem Kriege gegen die Revolution zu Ehren des alten Rechtes erwarten, dessen Kosten die alte Republik Polen und in der Person des bayerischen Fürsten das alte römische Reich tragen sollten — was konnte ein Bündniß leisten, dessen Theilnehmer vor Allem darauf sannen, dem Bundesgenossen den ersehnten Antheil an der Beute streitig zu machen. Nicht den Waffen der Revolution, sondern der eigenen Sünde sind sie erlegen: Gott verblendet, wen er verderben will.

Eine zweite, kaum weniger wichtige Verhandlung, welche dort in Mainz gepflogen wurde, kam zu einem ebenso unzureichenden Ergebniß. Es führte sie in tiefem Geheimnisse ein schlichter und titelloser Mann, welcher unter den Hunderten, die sich geschmückt und glänzend um die

Majeſtäten drängten, kaum bemerkt wurde, der Abgeſandte Ludwig XVI., Mallet du Pan. Nachdem ihn die Monarchen äußerſt huldreich empfangen, hatte er lange Erörterungen mit Cobenzl und Haugwitz. Es kamen darin zunächſt die alten Wünſche Ludwig XVI. zur Sprache; die Mächte würden nur völkerrechtliche Beſchwerden erheben, ſich auf keine Unterhandlung als mit dem befreiten Könige einlaſſen, und dieſem die Ordnung der inneren Angelegenheiten völlig anheim ſtellen. Beide Staatsmänner erklärten ſich damit einverſtanden. Sie verwahrten ſich zunächſt gegen jeden Plan einer eigenen Vergrößerung auf Koſten Frankreichs: ſie gaben mir darüber volle Gewißheit, meldete Mallet; er war ſcharfblickend genug, um die ſicherſte Bürgſchaft dafür, den tiefen Haß zwiſchen beiden Höfen, nicht zu verkennen. Dann aber gaben dieſe Conferenzen dem ſinkenden Anſehn der Ausgewanderten den letzten Todesſtoß. So hoch ihre Gunſt eine Zeit lang in Berlin geſtanden, ſo hatten ſie ſich auch dort durch die Unerſchöpflichkeit ihrer Anſprüche, die Verwirrung ihrer Intriguen, vor Allem aber durch innere Zwietracht weſentlich geſchadet. Es gab damals drei Parteien unter ihnen, die ſich bis auf den Tod befehdeten: auf den Grafen Artois hatte noch immer Calonne den größten Einfluß, der ſo eben durch den Plan, den Grafen von Provence als Regenten zu proclamiren, in den Tuilerien wieder den lebhafteſten Anſtoß gegeben hatte. Auch Mallet mußte Hinderungen aller Art für ſeine Sendung von ihnen erfahren: jetzt empfing er denn die Genugthuung, die Mächte gründlich gegen ſie erbittert zu ſehen. Wo haben ſie nach allen Prahlereien ihre Waffen, fragte Cobenzl, wozu ſoll man ſie gebrauchen, was wird ihre Mitwirkung nützen? Sie wollen, ſetzte Haugwitz hinzu, die Herſtellung des alten Staatsweſens, und doch ſcheint die große Mehrheit des franzöſiſchen Volkes ſo heftig dagegen erbittert. Mallet beſtätigte dies mit möglichſtem Nachdruck, und als er wiederholt auf den Gegenſatz zwiſchen dem Syſteme Calonne's und Ludwig XVI. aufmerkſam machte und die Uebelſtände des erſteren erörterte, antwortete Cobenzl mit der Erklärung: die Mächte haben keine andere Anſicht darüber [1]).

Hierauf wurde noch am 20. Juli beſchloſſen, die Emigranten überhaupt nirgend in einer großen Maſſe auftreten zu laſſen, um ihre politiſche Bedeutung völlig zu ſchwächen. Höchſtens 8000 Mann ſollten mit Braunſchweig marſchiren, höchſtens 5000 ſich den Oeſtreichern im Breisgau, höchſtens 4000 den kaiſerlichen Truppen in Belgien

---

[1]) Die Actenſtücke im erſten Bande der Mallet'ſchen Memoiren.

anſchließen. Man wollte ihnen Brod und Fourage liefern, und den Prinzen zu ihrer Ausrüſtung noch einmal 200,000 Gulden ſchenken. Dies wird, heißt es in dem Vertrage, unwiderruflich die letzte Zahlung ſein: nehmen die Prinzen dieſe Bedingungen nicht an, ſo wird man ſie völlig und öffentlich ihrem Schickſal überlaſſen. Der kleine Hof zu Coblenz, der ſofort davon in Kenntniß geſetzt wurde, nahm es mit ohnmächtiger Bitterkeit auf. Es waren nicht bloß eigenſüchtige Gründe, welche den Zorn dieſer Ritter erregten: bei allem Aerger, daß die gute alte Zeit nicht hergeſtellt werden ſollte, wirkte auch der Stolz, daß die im Grunde verachteten Fremden die Hauptrolle übernähmen, ſtatt ſich gebührender Maßen den Enkeln des heiligen Ludwig unterzuordnen. Denn der Nationalſinn lebte in Coblenz wie in Paris: hatte man doch bemerkt, daß nach Biron's Schlappe bei Mons die alten Edelleute über das Unglück ihrer revolutionären Landsleute geweint hatten [1]). Das Aergſte war, daß Ludwig XVI. ſelbſt zu jener Entwürdigung ſeiner Brüder aufforderte: ſie erklärten es ſich höchſtens aus dem Einfluſſe Marie Antoinette's, der Fremden, der Oeſtreicherin: und ſie, die Kämpen des Feudalthrones, ſtimmten ſo in die Schmähungen der Jacobiner ein. Dieſer Zorn gegen die Fremden, bei denen man um Hülfe bettelte, und gegen die Königin, zu deren Rettung man auszog, iſt niemals verloſchen, und hat auch in die geſchichtliche Literatur der Zeit ebenſo viele Lügen ergoſſen, wie der entſprechende Parteihaß der Revolutionäre [2]).

Auf das Dringendſte betrieb nun Mallet den Erlaß eines Manifeſtes, durch welches der Charakter des Krieges dem franzöſiſchen Volke feierlich bezeichnet würde. Er forderte kräftige Drohungen gegen die Jacobiner, und beruhigende Zuſicherungen für die friedfertige Bevölkerung, jene um die unglaubliche Sicherheit des Pariſer Publikums über den Krieg zu zerſtreuen, dieſe um die Maſſe des Volkes von den Factionen zu trennen. Deshalb möge man auch keine beſtimmte Verfaſſungsform, ſondern nur Freiheit für Ludwig XVI. als alleinigen Reformator und Friedensſtifter begehren. Daß es allerdings nicht klug geweſen wäre, bei der Unſicherheit des ganzen Zuſtandes einzelne Ver-

---

1) Stramberg Coblenz, aus gleichzeitiger Aufzeichnung.

2) Dahin gehört vor Allem Michaud's Erfindung über den Feldzug in der Champagne (biogr. univ. suppl. art. Dumouriez u. a.), die leider durch den gelehrten aber ſcandalſüchtigen Rheiniſchen Antiquarius auch in Deutſchland eingeſchleppt worden iſt, während ſie in Frankreich (Spectateur militaire XXXIII.) ihre gebührende Abfertigung gefunden hat.

faſſungsparagraphen zu weiſſagen, liegt auf der Hand: nichts deſto weniger wird man eine weſentliche Lücke in Mallet's Vorſchlägen nicht verkennen. Er war einverſtanden mit den beiden Miniſtern, daß der Krieg einmal keine deutſche Eroberung, ſodann aber, daß er nicht die Herſtellung des Feudalſtaates beabſichtigte. Für den Zweck des Manifeſtes war offenbar die eine Zuſicherung ebenſo wichtig und ebenſo thunlich wie die andere: in Mallet's Entwürfen war aber unglücklicher Weiſe nur von der einen die Rede. Und doch war es gewiß, daß der Gedanke an das alte Regime ebenſo viele Herzen in Frankreich ſieden machte, wie das Bild einer fremden Unterjochung; und doch ließ ſich ſeine Beſeitigung vollziehen, ohne irgend einer künftigen Staatsform unbedachtſam vorzugreifen. Auf drei Punkte kam es vor Allen an, die mit der Verfaſſung im engeren Sinne und den Rechten des Königs nicht das Mindeſte zu ſchaffen hatten, deren Nothwendigkeit von Ludwig XVI. längſt anerkannt war, und die für die unermeßliche Mehrheit des Volkes die wichtigſte Angelegenheit des Daſeins bildeten: die Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren für alle Stände, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte, die Abſchaffung der Kirchenzehnten. Wir haben oben wahrgenommen, welche Bedeutung dieſe Fragen für die politiſche und kriegeriſche Stimmung des Volkes hatten: nichts wäre wichtiger geweſen, als durch eine unzweideutig beruhigende Erklärung über dieſelben dem Kriege ſeinen revolutionären Stachel zu nehmen.

Statt deſſen fielen Mallet's Pläne in die Hand eines eifrigen Emigranten, des Marquis Limon, der ein zum Theil auf Mallet's Entwurf gegründetes Manifeſt vorlegte, und zunächſt den Kaiſer Franz zur Genehmigung deſſelben beſtimmte[1]). Hier war ſtatt eines Zuſatzes gegen den Feudalſtaat nur eine maßloſe Steigerung aller Drohungen eingetreten, ſo daß der Mangel jeglicher Würde nicht einſchüchtern, ſondern nur erbittern konnte. Der Herzog von Braunſchweig hatte nicht die Kraft, ſeine Bedenken darüber dem Willen der Monarchen entgegen zu ſetzen, und unterzeichnete das Manifeſt am 25. Juli. Welche Wirkungen es hervorbrachte, haben wir bereits geſehen.

---

[1]) Mallet. Nachher wurde auch Schulenburg und durch dieſen der König gewonnen.

Zweites Capitel.

Herrſchaft des Pariſer Gemeinderathes.

So weit waren die ſchlaffen und verwickelten Bewegungen des alten Europa gediehen, als in Paris der Ausbruch erfolgte, welcher das Königthum und die Verfaſſung von 1791 in Trümmer warf. Den Menſchen, welche ihn hervorriefen, war es beſtimmt, einen Kampf auf Leben und Tod mit dem ganzen Welttheil zu beſtehen, und ihr ganzes Land in ein unermeßliches Kriegslager zu verwandeln. Einſtweilen jedoch ſchwankte die Lage, durch die Entfeſſelung aller Leidenſchaften erſchüttert, in völliger Ungewißheit. Welche Bahn die ſiegreiche Revolution einſchlagen würde, wußte außer den Mauern der Hauptſtadt kein Menſch. Wie das Land über den 10. Auguſt urtheilen möchte, war den Siegern ſelbſt am Zweifelhafteſten. So verwirrt war der Lärmen der Parteien in allen Provinzen, daß das Unvermuthetſte nach jeder Richtung möglich erſchien. Die erſte Sorge der Nationalverſammlung richtete ſich demnach auf Ergreifung der materiellen Gewalt: noch in der Sitzung des 10. Auguſt ſandte ſie die Commiſſare aus ihrer Mitte an die Armeen, um dieſe in Eid und Pflicht zu nehmen. Am 13. erließ ſie dann ein Manifeſt an die Nation, erörterte die Nothwendigkeit des Aufſtandes und forderte ſie auf, ihre Zukunft durch einen Nationalconvent ſelbſt zu ordnen.

Weder die geheimen Inſtructionen jener Commiſſare noch der offene Wortlaut dieſer Proclamation zeugte von einer ſtarken Sicherheit des Erfolges. Condorcet, der Verfaſſer der Adreſſe, hütete ſich vor der leiſeſten Hindeutung auf Republik, ja er redete nicht einmal von dem Hauptgegenſtande der letzten wildeſten Debatte, von General Lafayette. Dies war

vollkommen richtig berechnet. Denn in der Masse der Bevölkerung war für solche Streitfragen nicht das mindeste Interesse, und die Mehrzahl derer, welche noch auf politische Händel achteten, wollten von dem Sturze Ludwig XVI. so wenig wie von der Herrschaft des Pariser Stadtrathes wissen. Es gab aber zwei Gedanken, in denen das Land einig war, Abscheu gegen das alte Regime, und Zorn gegen die Einmischung der Fremden. Alles kam für die herrschende Faction darauf an, unter Zurücksetzung jeder weitern Meinungsverschiedenheit sich an die Spitze jener Nationalgefühle zu setzen, Ludwig als den Genossen der verbündeten Auswanderer und Mächte darzustellen, und der Nation nur zwischen dem 10. August und völliger Sclaverei die Wahl zu lassen.

Diese Täuschung war bereits vorhanden. Wohin die Commissare kamen, fanden sie die Gemüther in Erhitzung und die Massen in Bewegung. Alles Treiben der Parteien übertönend, regte sich in sämmtlichen Departements der kriegerische Eifer. Nachdem die Gefahr des Vaterlandes erklärt worden, strömten die Freiwilligen zu den Fahnen, ließen sich bei ihren Gemeinderäthen einschreiben, und warteten auf Ausrüstung und Marschbefehl. Hier war, mit Ausnahme eines kleinen Bezirks der Bretagne, kein Unterschied zwischen den Provinzen. Das Nationalgefühl beherrschte jedes andere, die Demokraten wollten kämpfen, um die Freiheit vor den Preußen zu erretten, die Constitutionellen nahmen auch die Tyrannei des Pöbels auf sich, um den heiligen Krieg gegen die Fremden nicht zu stören. Im Elsaß hatte wenige Tage vor dem 10. die ganze Bevölkerung von Straßburg eine kräftige Adresse gegen die Jacobiner unterzeichnet — der dortige Club brachte nur 500 Menschen dagegen zusammen — aber man hatte auch ein neues Bataillon zur Grenzvertheidigung gerüstet, und sah keine Möglichkeit des Krieges, wenn man den letzten Mittelpunkt, die Nationalversammlung, aufgebe. Aus Orleans hatten Departementsbehörden, Stadtrath und 600 Bürger Adressen gegen den 20. Juni eingesandt: aber Anfang August boten sie ihre Jugend zur Bildung von Freicompagnien auf, beklagten am 10. das Schicksal des Königs, und schickten ihre Rekruten gegen seine Befreier in das Feld. In Brest erörterte der Procureur des Departements, Belval, ehe man Nachrichten über den 10. hatte, daß die Absetzung des Königs höchst gefährlich und wegen ihrer Folgen verwerflich sei; aber, schloß er, werde sie ausgesprochen oder verworfen, die Nationalversammlung muß unser gemeinsamer Mittelpunkt bleiben, oder Frankreich geht unter. Diese Stimmung zeigt sich in hundert und aber hundert Documenten der Zeit:

ſie machte ſich um ſo ſtärker geltend, als ſie ſich zugleich auf die Stärke und Schwäche der menſchlichen Natur ſtützte, und neben dem nationalen Patriotismus zugleich den Vortheil gefahr- und arbeitloſer Unthätigkeit bot. Die Begeiſterung für politiſche Ideale war durch den Unfug der Revolution verbraucht: wir ſind ja frei genug, fanden die Einen, wozu uns noch weiter erhitzen? — wir ſind viel zu frei, ſagten die Andern, was helfen die Menſchenrechte, wenn jeder Proletarier nach jeder Börſe greifen kann? Die Jacobiner hatten über dieſe Stimmung der Maſſen durchaus keinen Zweifel und ſorgten nicht wenig darüber. Am 10. Auguſt, ſagt ein Girondiſt, haben 3000 Arbeiter Frankreich zur Republik gemacht. Ein Anderer fand, daß die große Mehrzahl für die Conſtitution ſchwärme, und in den Städten ſogar die Sehnſucht nach dem alten Deſpotismus ſich rege: man iſt republikaniſch nur aus Furcht vor der Guillotine. Wie die Gironde reden auch die Cordeliers. Das damalige Hauptorgan der Jacobiner in der Preſſe, die „Revolutionen von Paris" erkennen es in gleicher Weiſe an; ſie ſchreiben es freilich den Umtrieben des Hofes und der Reichen zu, ſie bezeugen aber die Thatſache, daß dieſelben Menſchen, welche 1789 Alles für die Revolution gethan, 1792 ihre Kräfte dem Könige widmeten, womit denn zuſammenhänge, daß Braunſchweig nicht mehr von Contrerevolution, ſondern nur von Herſtellung der Ordnung rede. Vielleicht vier Fünftel der Nation hatten keinen lebhafteren Wunſch, als daß eine kräftige Regierung Ruhe im Lande erſchaffe und die Bürger von der politiſchen Arbeit erlöſe. Eben deshalb aber fügten ſie ſich auch einer jacobiniſchen Regierung, weil ſie bei einer Oppoſition ſelbſt hervortreten und mit ihrer Perſon hätten einſtehen müſſen. Hatte die Nationalverſammlung mit der Suſpenſion des Königs einen ungeſetzlichen Schritt gethan, ſo war individueller Widerſtand gegen ein Decret der Nationalverſammlung eben auch nicht geſetzlich. Nirgend wo im Lande exiſtirte eine Organiſation, in welcher die königlich Geſinnten ſich hätten zuſammen finden können: die einzige Vereinigungsform, welche damals Kraft und Leben beſaß, waren die Clubs, und dieſe ſtanden gerade in der erſten Linie der Revolution. Hier war Eifer, Energie und Einigkeit: der Zwiſt zwiſchen Gironde und Bergpartei, welcher die Pariſer Jacobiner ſpaltete, war in der Provinz noch nicht ſichtbar, alle arbeiteten rüſtig für einen Zweck. Die Conſtitutionellen dagegen waren in offenem Hader mit dem Anhang der altgläubigen Prieſter, und voll von Mißtrauen gegen die auswärtigen Verbindungen des Königs. So ließ man ſich gefallen, was man nicht ändern konnte, und fand ſeinen Troſt

wenigſtens darin, daß man jetzt mit vereinten Kräften dem auswärtigen Feinde entgegen treten würde. Von allen Seiten erhielt die Nationalverſammlung Nachricht, daß das Land ſich der Revolution unterwerfe, die vollbrachte Thatſache annehme, und die Wahlen zum Nationalconvente vorbereite[1]).

Der einzige Punkt, welchen die Gironde vom erſten Augenblicke an mit Recht für gefährlich hielt, war unter dieſen Umſtänden das Lager des General Lafayette. An ihm, als dem älteſten Sohne der Freiheit, wie ihn ſeine Freunde nannten, hingen unzählige Blicke. Seine Armee war ihm gründlich ergeben. Er ſelbſt hatte längſt alle Brücken zur Verſöhnung mit den Demokraten hinter ſich abgeworfen. Die Nachricht von der Revolution des 10. erhielt er nach ſechsunddreißig Stunden[2]), zuerſt durch einen aus dem Gemetzel entflohenen Nationalgardiſten, dann durch einen Officier ſeines Heeres, der am Abend des 10., die Piſtolen in der Hand, durch die Barrieren gedrungen war. Nur wenige Märſche war er von Paris entfernt, das preußiſche Heer an dieſem Tage noch jenſeits der Grenze, in Konz an der Moſel, wenigſtens eine Woche hatte er vor ſich, ehe die Preußen ſeine Stellung erreichen konnten. Wäre es möglich geweſen, dieſe Tage zu einem Handſtreich gegen Paris zu benutzen! Erſchien er dort auch nur mit einigen treuen Regimentern, höchſt wahrſcheinlich hätte die Bürgergarde ſich um den alten Führer geſchaart[3]), der Mehrheit der Nationalverſammlung war er nach der Abſtimmung des 8. ſicher; einige ſcharfe Salven auf die Marſeiller hätten vielleicht ausgereicht, um den Mittelpunkt der Regierungsgewalt wieder in conſtitutionelle Hände zu bringen. Dann hätte ihm ſo wenig wie jetzt der Revolution die Zuſtimmung der Provinzen gefehlt, denn auch er hatte ja die Abſicht, ſich den Preußen entgegen zu werfen, und keine auswärtige Einmiſchung zuzulaſſen. Es war ein Unternehmen, voll von Gefahr, bei dem die Verſäumniß einer Stunde die Niederlage gegen Jacobiner oder Preußen herbeiführen konnte. Aber es war auch der einzige Weg. Alles hing ab von dem Beſitze der Hauptſtadt, von Schnelligkeit und Energie des Handelns.

Um ſo dringender war ein ſolches Auftreten, als er zwar in ſeinem

---

1) Ganz zu demſelben Ergebniß kommt nach umfaſſender Prüfung der Acten, ſowohl der Nationalverſammlung als der Departements, der gründlichſte franzöſiſche Forſcher Mortimer-Ternaux.

2) Lafayette VI, 242.

3) Am 28. Juni kam er ohne Truppen, und hatte dennoch einen Augenblick die Ausſicht, die Bürgergarde mit ſich fortzureißen.

Lager zu Sedan des Vertrauens der Soldaten genoß, ſonſt aber in den Armeen ſowohl die Gironde als die Bergpartei ſehr wichtige Anhänger zählte. Der alte Gegenſatz des Angriffs- und Vertheidigungskrieges war nicht erloſchen, ſondern durch die letzten Parteikämpfe nur noch geſchärft worden. Die Rheinarmee ſtand ſeit Mitte Juli unter dem Befehle der Generale Biron und Cuſtine: jener war als alter Orleaniſt von jeher gegen Lafayette eingenommen, dieſer hatte ſein Heil überhaupt auf die Revolution und den Krieg geſetzt, beide hatten ſich längſt vor dem 10. den hitzigſten Parteien zur Verfügung geſtellt. Wir kennen bereits den Führer des Südheeres, den General Montesquiou, und deſſen Freundſchaft mit der Gironde; er fand jetzt ſein Gewiſſen beruhigt, daß er nach Kräften von der Revolution abgerathen hatte, und erkannte die vollzogene That mit ſeinem Heere ſtillſchweigend an. Wie hier die Gironde, ſo hatte die Bergpartei einen noch wichtigeren Vertreter bei dem Nordheere an Dumouriez. Als Luckner nämlich von dort nach Metz abging, ſollte Dumouriez mit ſeiner Diviſion folgen, benutzte aber eine unbedeutende Recognoscirung der Oeſtreicher gegen Orchies, um ſeinem nächſten Vorgeſetzten, dem General Arthur Dillon, die Gefahr ſeines Abmarſches begreiflich zu machen, und blieb trotz aller Befehle in ſeiner Stellung. In dieſem Augenblicke gebrauchte Robespierre's Freund, Couthon, ein Bad im Norddepartement, Dumouriez verſtändigte ſich mit ihm in dem gemeinſamen Zorne gegen Lafayette, und trotz alles Wüthens des Marſchalls hinderten die Pariſer Jacobiner das Kriegsminiſterium, gegen Dumouriez Ungehorſam einzuſchreiten. Wir werden ſehen, welche Gefahren für Frankreich aus dieſen Umtrieben entſprangen: für den Augenblick aber war Dumouriez ganz Jacobiner, und erfüllte ſeine Diviſion mit der reinſten demokratiſchen Begeiſterung.

Alle dieſe Verhältniſſe konnten Lafayette nicht unbekannt ſein. Wenn er ſolchen Gefahren gegenüber zurückwich, ſo hätte ihn Niemand der Zaghaftigkeit, wenn er dictatoriſch und hart auftrat, Niemand eines verbrecheriſchen Ehrgeizes anklagen können. Aber zu ſelbſtgefällig für das Eine, zu ſchlaff für das Andere, ſchlug er gerade den unheilvollſten Weg ein. Er erklärte, gegen die Jacobiner kämpfen zu wollen, und ſteckte mit dieſer Erklärung ſein Schwert in die Scheide. Er glaubte, es nicht wagen zu dürfen, Angeſichts der preußiſchen Invaſion ſein Lager zu verlaſſen. Er kam aber auch nicht aus den Anſchauungen der formellen Geſetzlichkeit heraus, obgleich ihm mit völlig rechtloſen Gewalthabern ein Treffen auf Leben und Tod bevor-

ſtand. Sein erſter Gedanke war nicht die Auswahl der Regimenter, die zu einem Angriffe auf die Pariſer Sansculotten brauchbar wären, ſondern die Frage, unter die Befehle welcher Civilbehörde er ſich zu ſtellen hätte. Denn er wollte ja die Verfaſſung vertheidigen, und die Verfaſſung ſchrieb vor, daß die bewaffnete Macht ſtets und weſentlich gehorchend ſei. So wartete er auf das Volk, in einem Augenblicke, wo das Volk keine andere Beſtimmung hatte, als der raſcheſten und kräftigſten Dictatur anheim zu fallen. Seine Meinung war, die Directorien der Departements als die höchſten Civilbehörden zu einem Congreß zu vereinigen, und dieſen als neue Volksvertretung der rebelliſchen Minderheit des Reichstages entgegen zu ſtellen. Die Departements der Nordgrenze waren dazu bereit, auch die Stadträthe zeigten eifrige Theilnahme. Als Kerſaint und ſeine Collegen in Sedan eintrafen und die Anerkennung des 10. Auguſt verlangten, ließ ſie der Stadtrath verhaften. Das Directorium des Departements erließ dann auf Lafayette's Begehren eine Aufforderung an alle ſeine Collegen, und darauf, ſtatt zu handeln und das Land mit ſich fortzureißen, wartete man wieder ab, was das Land ſagen würde. Da erfuhr man dann raſch nach einander, daß alle Einzelnen ſich dem Gebote der Pariſer Gewalten fügten, und alle Generale furchtſam oder begeiſtert den 10. Auguſt anerkannten. Kein Departement ließ etwas von ſich hören. Die Volksſtimme ſchwieg, Lafayette ſagte: mein Lebenlang habe ich für bürgerliche Freiheit geſtritten, ich kann meine Mittel nicht zu Bürgerkrieg und Militärdictatur verwenden. Die gefangenen Commiſſare ließen ihm ſagen, er möge ſich erklären, es komme nur auf ihn an, die Leitung der neuen Herrſchaft in die Hand zu nehmen [1]). Auch der Miniſter Servan ſchrieb ihm noch am 16. entgegenkommend und alle Hülfe verheißend. Allein Lafayette wußte zu gut, daß hier an keine Verſöhnung zu denken ſei: auch war alle dieſe Freundlichkeit nur eine Falle, da das Miniſterium ſchon am 14. ſeine Abſetzung beſchloſſen hatte [2]) und Servan am 16. den General Dumouriez die Ernennung zum Chef des Nordheeres an Lafayette's Stelle zugehen ließ. Schon waren deſſen Truppen, die im erſten Augenblicke dem Generale überallhin gefolgt wären [3]), durch jacobiniſche Sendboten

[1]) VI, 148.

[2]) Mortimer-Ternaux III, 50.

[3]) Kerſaint's Bericht am 28. Noch nach der Entfernung Lafayette's haben einige Armeecorps ſeine früheren Ordres reſpectirt und vollzogen. Dumouriez mémoires: zwei Drittel des flandriſchen Heeres ſind gänzlich fayettiſirt. Ebenſo Beaulieu.

bearbeitet, und durch das Beispiel ihrer flandrischen Waffengenossen unsicher gemacht worden. In Paris war man über die Vorgänge zu Sedan unterrichtet, sandte neue Commissare ab, und bereitete energische Maßregeln vor. Lafayette fand, seine weitere Anwesenheit könne dem Vaterlande nur noch Schaden bringen. Was er thun konnte, um trotz seiner Entfernung das Heer in gutem Vertheidigungsstande zu erhalten, that er noch in den letzten Stunden. Er gab seine Befehle für den Fall eines unvermutheten feindlichen Angriffs, bat Luckner bis auf weitere Verfügung die oberste Führung zu übernehmen, und verließ am 14. Abends das Hauptquartier, um über Belgien den neutralen englischen Boden zu erreichen. Dreiundzwanzig Officiere verschiedener Grade und nahe an tausend Soldaten [1]) schlossen sich ihm an. In denselben Stunden setzte ihn die Nationalversammlung wegen Hochverrath in Anklagestand; den folgenden Tag wurde er von den Oestreichern verhaftet, und als er sich weigerte, über die Lage des französischen Heeres Auskunft zu geben, zu einer langen und harten Gefangenschaft bestimmt.

So war diese erste Besorgniß von dem Haupte der Pariser Demokratie abgewandt. Frankreich hatte sich ihr unterworfen. Sie hatte jetzt die Aufgabe, die mit einem kühnen Handstreiche gewonnene Herrschaft zu behaupten; sie war dazu in vollem Maße, mit unbeschränktem Eifer und ohne Scheu vor irgend einem Mittel entschlossen. Die Zeit der halben Maßregeln war vorüber, es kam jetzt darauf an, die letzten Consequenzen der Menschenrechte zu ziehen. Dort auf dem Stadthause zu Paris, wo die wahren Sieger des 10. tagten, sprach man wohl noch sehr viel von der Freiheit und beinahe unaufhörlich von der Gleichheit: untereinander aber machte man kein Hehl daraus, daß es nicht auf die Rechte Aller, sondern auf die Herrschaft der Proletarier und durch diese der Demagogen ankomme. Man wollte Rache für die Vergangenheit, Genuß für die Gegenwart, Sicherheit für die künftige Macht. Man hatte dafür jetzt eine Menge Mittel, die Hülfsquellen der Staatsgewalt und die Organisation der Clubs, Gesetze und Waffen, Volksredner und Banditen. Alles faßte man in dem einen Worte zusammen, welches hier mit staatsmännischer Kälte, dort mit glühender Leidenschaft und zuletzt mit cynischer Stumpfheit ausgesprochen wurde: Vernichtung aller Widersacher. Wenn man jeden

---

[1]) Schreiben Dampierre's C. N. 23. April 1793.

Anderswünschenden niedermachte, so hatte man Alles auf einmal, Rache, Beute und sichere Gewalt. Wenn man die Feinde der Freiheit erdolchte, so hatte natürlich die Freiheit keine Gefahr weiter von Außen zu bestehen. Eigensucht und Fanatismus arbeiteten sich gegenseitig in die Hand. Dieselben Menschen, welche für die allgemeine Gleichheit und die Souveränität Aller schwärmten, fanden es doch in der Ordnung, dieses souveräne Volk mit tyrannischer Gewalt unter das Joch ihrer Systeme oder ihrer Begierden zu beugen. Hier war nichts weniger als Verehrung der Kopfzahl; es war im Gegentheil nichts anderes als die Vergötterung des eigenen Ich, dieselbe fanatische Selbstsicherheit, mit der Karl Stuart jeden Verräther des gottentstammten Königthums, und Cromwell's Puritaner jeden Widersacher der gottbegeisterten Heiligen des Todes würdig erklärten. Jeder soll frei sein, sagten sie, nur nicht die Gegner der Freiheit. Jede Form des Despotismus reicht mit dieser Formel für ihre Rechtfertigung aus.

Daß die Sieger des 10. August bei solchen Stimmungen nicht lange unter einander in Frieden bleiben würden, verstand sich von selbst. Robespierre trat am 11. in die Versammlung des Stadthauses ein, hatte sogleich ein durchgreifendes Ansehen, und brachte der Commune die ganze Fülle seines Hasses und Mißtrauens zu. Er mußte sogar erstaunt sein unter dieser Umgebung zu den Gemäßigten wenigstens der Form zu zählen. Der wahre Held und Prophet der Versammlung war Marat, der von diesem Augenblicke an seine politische Rolle eigentlich erst begann. Das Verbot aller royalistischen und constitutionellen Zeitungen war eine der ersten Maßregeln der neuen Freiheitsbehörde: Marat, der ohne Wahl einer Section aus eigenem Berufe als der „Volksfreund" im Stadtrathe saß, eignete sich vier Pressen der Staatsdruckerei an, und wurde seitdem das officielle Organ der revolutionären Commune. Nun leistete er seitdem freilich nichts Anderes als was er seit drei Jahren gethan; er begehrte Sicherung der Freiheit und Wohlstand für die Proletarier stets mit dem einfachen Mittel, Ermordung der Reactionäre und Confiscation ihres Vermögens. Er gewann auch keinen Einfluß an anderen Stellen als er ihn früher gehabt, die anderen Führer, selbst der Demokraten, hielten ihn nach wie vor für einen Halbverrückten. Aber er war seit dem 10. August gestiegen, weil sein Publikum die tonangebende Macht in Frankreich geworden war, eine Macht, die nicht mehr mittelbar wie bisher durch den Lärm der Tribünen und die Einschüchterung der Nationalversammlung wirkte, sondern jetzt unmittelbar sich auf die Geschäfte warf, und

die Bildung und Sitte der Nation auf den Fuß des niedrigsten Proletariates zu setzen unternahm.

Die Nationalversammlung galt in diesen Kreisen als lau und unzuverlässig. Marat hatte kurz vor dem 10. vorgeschlagen, die königliche Familie gefangen zu nehmen, die Volksvertreter aber als noch schlimmere Verräther zu decimiren. Robespierre feindete längst Niemand heftiger an als Lafayette, und haßte Niemand grimmiger als die Gironde: unter diese beiden Namen fiel aber ungefähr die ganze Versammlung. Man behielt sie einstweilen bei, weil man sie zur Beherrschung der Departements bedurfte, aber war entschlossen, sie unbedingt in Gehorsam zu erhalten. Man hatte dafür auch eine sehr bündige Theorie: das Volk übt im insurrectionellen Zustande seine Souveränität unmittelbar, also hat seit dem 10. August die Nationalversammlung den Titel ihres Charakters verloren.

Die Gironde war über diese Gedanken vollkommen unterrichtet. Schon am 11. schlugen einige der girondistischen Führer in dem Ausschusse der Zwölfe vor, durch ein Decret den Gemeinderath ausdrücklich wieder auf die städtischen Geschäfte zu beschränken. Aber unter ihren Collegen fanden sie theils Widerspruch, theils Angst vor dem Volke, und der Vorschlag kam gar nicht an die Versammlung. Der Krieg zwischen beiden Gewalten war nichts desto weniger erklärt.

Auf den Stadthause drängten sich indeß die Beschlüsse, mit denen man den Besitz der Herrschaft nach allen Seiten ergriff. Zunächst persönliche Verfolgung der besiegten Parteien. Von Allen der Wichtigste war der König mit seiner Familie; die Commune beeilte sich, gegen seine Wohnung im Palaste Luxemburg zu protestiren, weil man dort keine Bewachung handhaben könnte; sie ließ es nicht einmal zu, daß die Nationalversammlung ihm das Hôtel des Justizministeriums anwies, obgleich er dort unter Danton's Aufsicht gestanden hätte. Sie wollte dieses Pfand allein besitzen, sie wollte vor Allem keinen auch nur halb anständigen Gewahrsam, sie wollte gewöhnliche, feste Kerkerhaft. Die Nationalversammlung gab nach, lieferte den König an die Commune aus und ließ ihn am 13. in den Thurm des alten Tempelgebäudes abführen. Hieran schlossen sich, unaufhörlich fortgehend, Verhaftungen aus allen Ständen und Kategorien; damit keiner entrinne, blieben die Barrieren geschlossen, und wurden alle Päße suspendirt. Sonst war der erste Angriff der Verdächtigen die Sache der Friedensrichter gewesen, jetzt übertrug man Aufsicht, Anzeige und Verhaftung den

Sectionsversammlungen, deren damalige Zusammensetzung wir hinreichend kennen gelernt haben. Als höchste Behörde für diese Dinge ernannte der Gemeinderath aus seiner Mitte einen Vollziehungs- oder Wachausschuß von 15 Mitgliedern, und verlieh außerdem verschiedenen Commissaren die unbeschränkte Befugniß, jeden verdächtigen Menschen einzusperren. Er beschloß endlich, daß ein Verzeichniß aller Gegner der Revolution angefertigt und den Geschworenen vorgelegt werden sollte.

Die Nationalversammlung ließ sich diese Dinge gefallen. Die Gironde empfand kein Mitleid mit dem Könige, und hatte durch Gensonné die Uebertragung der politischen Polizei auf die Stadträthe selbst beantragt. Weiter aber kam die Meldung an den Reichstag, der Stadtrath habe wie die Friedensrichter, so auch die Ausschüsse aller Sectionen, den Vorstand und den Rath des Departements wegen ihrer freiheitsfeindlichen Gesinnung suspendirt — er habe also hier ganz unabhängige Localbehörden, dort ihm selbst vorgesetzte Beamte mit souveräner Machtvollkommenheit beseitigt. Die Nationalversammlung antwortete durch ein Decret, welches zwar die Absetzung der bisherigen Mitglieder bestehen ließ, aber die Erneuerung des Departementrathes durch sofortige Wahlen anbefahl.

Der Zorn darüber war nicht gering auf dem Stadthause. Auf den Wegen, die man eingeschlagen, konnte man keine Vorgesetzten gebrauchen. Das Dasein allein einer Aufsichtsbehörde hätte eine gewisse Gesetzlichkeit nöthig gemacht, auch wenn jene durchaus mit Parteigenossen besetzt wurde, und einer solchen Besetzung war man bei der Stimmung der Bürger keineswegs sicher. Bis eine vollständige Einschüchterung vorhanden war, durfte es zu keinen Wahlen kommen, und die Jacobiner beschlossen auf der Stelle, die Commune müsse Beschwerde gegen das Decret einlegen, und ihre Bitte mit geräuschvollen Beweisgründen unterstützen. So erschien denn Robespierre an der Spitze einer Deputation vor der Barre des Reichstages: ein Keim der Zwietracht werde durch die Erneuerung des Departements gepflanzt, der Gemeinderath sei von dem Volke gewählt und müsse die Machtvollkommenheit des Souveräns behalten, sonst würde sich das Volk um seine Souveränität zu retten, noch einmal zur Rache erheben. Die Gironde knirschte, aber die Tribünen drohten, Danton's Freunde erklärten sich für die Petition, und der Beschluß ging durch, das neue Departement auf die Vertheilung der Steuern zu beschränken.

Nach dieser Schwäche hatte die Commune die Gewißheit ihrer Macht. Von nun an gab es nichts mehr, das sie hätte zurückhalten

können, nichts was sie außer dem Kreise ihrer Befugnisse liegend anerkannt hätte. Hatte die Nationalversammlung sich selbst für unbefugt zur Abschaffung des Königthums erklärt und eine solche Verfassungsänderung dem Convente vorbehalten, so gab es bei der Commune keine so schwachmüthigen Bedenken. Sie datirte ihre Protokolle aus dem ersten Jahr der Republik, und verfügte, um den wahnsinnigen Hoffnungen der Königsfreunde ihre Nichtigkeit zu zeigen, die Zerstörung aller königlichen Bilder, Abzeichen und Denkmäler in Paris. Sie griff in den Gang der Gerichte, und befahl sogar einem anderen Departement, die Mörder des Maire von Etampes in Freiheit zu setzen. Sie mischte sich in die auswärtigen Verhältnisse, indem sie die Gesandten von Parma und von Venedig an der Abreise von Paris zu hindern suchte und zum Verhör an ihre Barre lud. Der Nationalversammlung erklärte sie am 12., das französische Volk werde nie einen Eroberungskrieg beginnen, wohl aber jedem Volke, was seine Unterdrücker beseitigen wolle, Hülfe bringen. Mit unendlichem Eifer wurden demnach die Kriegsrüstungen betrieben; man eröffnete Bühnen auf allen Straßen und Plätzen, wo die Freiwilligen zur Armee sich einzeichneten[1]), auf den Befehl des Gemeinderathes wurden alle Eisengitter von den Häusern entfernt, um Piken, alle Glocken aus den Kirchen, um Kugeln daraus anzufertigen. Zuweilen gab es bei den kirchlich Gesinnten darüber Tumult, und die Nationalgarde mußte mit den Waffen Gehorsam erzwingen. Zugleich wurde das Lager unter den Mauern der Hauptstadt in Angriff genommen, und den einzelnen Sectionen die Anlage der Verschanzung streckenweis zugetheilt. Kurz, die verschiedensten Geschäfte strömten auf dem Rathhause zusammen. Da alle anderen Behörden danieder lagen, so wandte sich jeder an diese einzig noch bestehende, die mit Eifer ein jegliches in ihren Geschäftskreis zog. Bittschriften, Rathschläge, Deputationen, Anfragen, Drohungen wechselten; bald waren es Freiwillige, die nach Waffen verlangten, bald Verhaftete, die ihre Freiheit begehrten, bald Sansculotten, die an den Thrannen-

---

[1]) Charakteristisch für die Partei war es übrigens, daß sie trotz aller Ermahnungen der Nationalversammlung das Bataillon der Marseiller nicht zur Armee bgehen ließ; sie bedurfte dieser Männer für den inneren Dienst der jacobinischen Partei in Paris. Erst nach zwei Monaten kam es zu ihrer Entfernung. Aber sie gingen nicht an die bedrohte Ostgrenze; auf einen Beschluß, daß sie die Seeküsten vertheidigen sollten, gingen sie nach Hause. Seitdem geschieht dieser Marseiller keine Erwähnnng mehr. Ternaux terreur III, 126.

knechten des 10. Auguſt gerächt ſein wollten, bald Föderirte, die im Namen des Volkes Verpflegung in Anſpruch nahmen. Der Gemeinderath hörte Alles, entſchied über Alles. Seine Sitzungen gingen fort bei Tag und bei Nacht; die Mitglieder aßen im Saale auf ſtädtiſche Koſten, und ſchliefen abwechſelnd in den Zimmern der Ausſchüſſe. Es gab dort wie in der Nationalverſammlung ein Bureau, eine Rednerbühne, ein ſtürmiſch bewegtes Publicum, das ſich nicht ſelten in die Verhandlungen miſchte, jubelte und tumultuirte, wie es der Anlaß gab. Alle Welt war bewaffnet, vor der Thür des Hauſes ſtanden ſcharf geladene Kanonen; es war in jeder Beziehung das Bild des Hauptquartiers in einem revolutionären Volksheere.

Das herrſchende Augenmerk aber war und blieb die Verfolgung der Gegner. Die Nationalverſammlung hatte am 11. ein Kriegsgericht über die Vertheidiger der Tuilerien angeordnet: das Stadthaus fand aber, daß hiemit die eigentlichen Verbrecher gar nicht getroffen würden, und forderte am 13. die Einſetzung eines außerordentlichen Gerichtshofes über alle Verräther. Jede Section von Paris ſollte ein Mitglied ernennen, und keine höhere Inſtanz zuläſſig ſein. Statt deſſen befahl die Verſammlung, daß die am 10. geſchloſſenen Barrieren der Stadt wieder eröffnet und der Ausgang gegen Vorzeigung eines Paſſes erlaubt werden ſollte. Robespierre und Marat erhoben ſich um die Wette dagegen. Robespierre erklärte auf dem Stadthauſe, die Eröffnung der Barrieren verſchaffe jedem Verräther Sicherheit, auf allen Seiten klaffe der Abgrund, mörderiſche Complotte umgeben die heilige Sache, die Verſchwörung niſte im Reichstage ſelbſt, das Volk müſſe wieder ſich ſelbſt erretten. Das Volk der Tribünen ſtimmte mit ſchreiendem Jubel ein, und verpflanzte ſein Toſen ſogleich in die Sectionsverſammlungen. Am folgenden Tage drängten ſich die Deputationen beim Reichstage. Die erſte erpreßte die Zurücknahme des Beſchluſſes über die Barrieren, eine zweite forderte das Gericht über die Mörder des Volkes, eine dritte erklärte, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis das Decret erlaſſen ſei. Hier brach ein Ruf des Unwillens in der Verſammlung aus; die Deputation erhielt keine Antwort, doch vernahm ſie einen Beſchluß, welcher die Familien der Ausgewanderten als Geißel unter polizeiliche Aufſicht ſtellte, und die Pferde derſelben für das Heer in Beſchlag nahm.

Hoffte man aber mit dieſem Stückchen Beute den Gemeinderath zu beſchwichtigen, ſo irrte man ſich gewaltig. Auf dem Stadthauſe liefen Meldungen ein, das Volk in ſeiner gerechten Ungeduld wolle

die Gefängniſſe ſtürmen; der Gemeinderath klaſchte Beifall, ermahnte dann zur Geſetzlichkeit, vertheilte aber Geld unter die Drohenden. Am 15. wiederholte Robespierre mit Hinblick auf dieſe Stimmung des Volkes die Forderung, und bewirkte ſo viel, daß ein Volksgericht die Schuldigen richten und keine Caſſationsinſtanz Statt finden werde. Der Einfluß jedoch der Gironde ſetzte noch einmal bei der Redaction einige Milderungen durch: da war die Geduld der Demokraten zu Ende. Die Jacobiner warnten zwar ihr Volk vor einer theilweiſen und alſo unklugen Inſurrection, die Antonsvorſtadt aber meldete auf dem Stadthauſe, ſie werde die Sturmglocke ziehen, wenn das Decret nicht auf der Stelle erlaſſen werde. Hierauf gaben Robespierre's Genoſſen dem Reichstage Friſt bis Mitternacht, bis zu welcher Stunde man den Generalmarſch und die Lärmkanone noch verſchieben wolle, und das Decret wurde, in Erwägung ſeiner Unvermeidlichkeit, ohne weiteres Sträuben gegeben. Am folgenden Tage waren die Sectionen ſchon mit den Wahlen fertig, und das erſte Revolutionstribunal begann ſeine Thätigkeit. Die Commune ſetzte noch den Beſchluß hinzu, daß nur gute Patrioten als Vertheidiger zugelaſſen werden, und auch dieſe nur öffentlich mit ihren Clienten verhandeln dürften.

Mit einer ſolchen Waffe gerüſtet, hatte die ſiegende Partei das Leben eines Jeden in ihrer Hand, der ihren Wünſchen gefährlich erſcheinen mochte. Wer ſich zu ihr bekannte, brauchte nur in ſeiner Section aufzutreten, um einen Mißliebigen zur Verhaftung zu bringen; wer verhaftet war, hatte für ſein Leben keine Bürgſchaft weiter, als den guten Willen des Stadthauſes. Nachdem man ſo des Schickſals aller Einzelnen Meiſter geworden, kam es zunächſt darauf an, einen Ausbruch allgemeiner Verzweiflung unmöglich zu machen, und ſich eine dafür ausreichende bewaffnete Macht zu erſchaffen. Die alten Anträge über die Pariſer Nationalgarde gaben dazu das Mittel, und wurden am 19. Auguſt in Vollzug geſetzt. Die bisherigen 60 Bataillone wurden aufgelöſt und nach den 48 Sectionen in Compagnien organiſirt. Die Kanoniere, die bis dahin den einzelnen Bataillonen beigegeben waren, wurden in beſondere Compagnien geordnet, und jeder derſelben eine aus Pikenmännern formirte Arbeitercompagnie hinzugefügt. Ganz von ſelbſt verſtand es ſich endlich ſeit dem 10., daß allen Bürgern, nicht bloß wie bisher den Beſitzenden, der Eintritt erlaubt und befohlen wurde. Damit ſtieg die nominale Stärke des Pariſer Heeres von dreißig- auf hunderttauſend Mann; in Wirklichkeit hielt ſich die beſitzende Claſſe, die von jeher manche lauen Elemente

gehabt, und jetzt durch alle Mittel gepeinigt und zurückgeschreckt wurde, von dem Dienste eben so fern wie von den Sectionsversammlungen. So waren die bisherigen Ueberlieferungen und Verbände des Corps gänzlich zerrissen, die demokratischen Einflüsse herrschten durchaus, und für den äußersten Fall waren die stets radicalen Elemente, die Kanoniere und Arbeiter, in besondern Massen verbunden.

Was die Neuerung dem Bürgerstande bedeute, konnte auch hier wieder ein Zusatzartikel der Commune dem Blindesten enthüllen. Man erklärte die Unterzeichner der beiden Bittschriften der 8000 und der 20,000 für unfähig, bürgerliche Aemter zu bekleiden und Waffen zu führen, ja sie sollten sogar bis zur Ablieferung derselben verhaftet werden. Es war leicht, unter diesem Titel die ganze frühere Mannschaft der Bürgergarde wehrlos und zu Gefangenen zu machen.

Bei einem solchen Schwunge des Verfolgungseifers war denn auch die lang verhandelte Streitfrage, das Loos der unbeeidigten Priester, rasch entschieden. Am 23. entehrte sich Cambon[1]) durch den grausamen Antrag, sie nach Guyana zu deportiren. Es bezeichnete den Grad des Fanatismus, der über der Nationalversammlung lag, daß Brissot sie gegen diesen Vorschlag mit der Bemerkung vertheidigte, man solle die Colonien nicht damit verderben, da ein Priester unverbesserlicher als ein Vagabund sei. Der Beschluß fiel dahin aus, daß alle nicht beeidigten Priester binnen vierzehn Tage die französischen Grenzen mit einer geringen Wegzehrung verlassen sollten. In den meisten Departements war Alles zur Ausführung bereit, die Priester in die Städte zusammengeschleppt und der Pöbel ungeduldig sich ihrer zu entledigen.

So wurden die Personen der geschlagenen Partei von der demokratischen Regierung des Stadthauses getroffen. Man war noch nicht ganz so geübt in der Handhabung des Terrorismus wie ein Jahr später, man hat seitdem die einzelnen Theile des großen Vernichtungsapparates noch vervollkommnet, alle wesentliche Stücke desselben waren schon damals entdeckt. Die Polizei in den Händen demokratischer Clubs — etwas Anderes waren die Sectionsversammlungen nicht — die Gerichtsbarkeit in der Hand eines demokratischen, an kein Gesetz gebundenen Ausschusses, die innere Waffenmacht in der Hand der emancipirten Proletarier, mit diesen Dingen hat man die Keime für die ganze Regierungsmaschine des Nationalconventes, in der alle andern Behörden nur leere Form und die eigentlich wirksamen Factoren einzig die Revolutions-

[1]) Buchez setzt Vergniaud hinzu, der Moniteur hat Cambon allein.

ausschüsse, das Revolutionstribunal und die Revolutionsarmee waren. Hier wie dort ist jede lindernde Regel, jede schützende Form, jedes objective Gesetz beseitigt, und der despotischen Willkür einer siegenden Partei eine jegliche Bahn eröffnet. Wäre diese Partei, die keinen andern Titel als die materielle Gewalt hatte, der Zahl nach die stärkste im Lande gewesen, so hätte sie die Zügellosigkeit ihres Princips auch wohl in ihrem eignen Innern bethätigt: je entschiedener sie aber Minorität war, immer mehr Minorität wurde und sich immer deutlicher als Minorität fühlte, desto entschiedener mußte sie auch das Bedürfniß empfinden, unter einander eine feste Zucht zu handhaben, ihre Leitung immer mehr zusammenzufassen, und ihre Organe immer schärfer auszuprägen. Hiefür hatten unter ihren Führern Robespierre und Billaud Varennes ohne Frage das größte Talent, und diese formale oder taktische Fähigkeit giebt den Schlüssel für die gewaltige Zukunft der beiden Männer, die sonst weder Beredtsamkeit noch Muth, und weder staatswirthschaftliche und diplomatische Kenntniß, also keine der Eigenschaften besaßen, die bei der damaligen Lage Frankreichs die unentbehrlichsten erscheinen mußten. Jetzt, im August 1792, war Alles erst tumultuarisch skizzirt, eine vorläufige und nothdürftige Rüstung, wie man sie im ersten Gefolge eines kecken Handstreiches vollbringt, aber die richtigen Wege waren getroffen, um einen Belagerungszustand für Frankreich einzuleiten, in welchem die Proletarier die Rolle des regierenden Heeres übernehmen sollten.

Die Herrschaft der Besitzlosen, dies war in materieller Beziehung das erste und letzte Wort des Systems. Nur der Nichtbesitzer, sagte Robespierre, ist tugendhaft, weise, und zur Regierung geschickt. Die Reichen haben so lange das Mark des Volkes ausgesogen, rief Marat, daß sie mit zermalmender Vergeltung heimzusuchen sind. Wir haben die Revolution gemacht, schloß Danton, wir wollen dafür bezahlt sein. So warf man sich mit gleichem Eifer, wie auf die Personen so auch auf das Eigenthum der geschlagenen Partei, indem man nachdrücklich betonte, daß eben alle Eigenthümer zu dieser gehörten[1]).

Mit dem weittreffendsten Antrage dieser Art erschien die Commune gleich am 11. August: die Nationalversammlung soll den Handel mit baarem Gelde verbieten, d. h. den Assignaten Zwangscours geben. Damals stand das Silber zu Papier wie 100 zu 160: die Armen, welche längst nur Papiergeld in die Hand bekamen, meinten dann festen Boden zu gewinnen, und auch der Regierung schien es,

1) Prudhomme 1. Sept.

müsse eine Maßregel einleuchten, welche ihr die Möglichkeit zu immer neuen Papieremissionen gebe. Die Nationalversammlung wies den Antrag einstweilen an einen Ausschuß, beeilte sich aber um so mehr, den Hunger der patriotischen Demokraten anderweitig zu stillen. In erster Linie der Steuernden befand sich auch hier der König, in erster Linie der Empfänger die Pariser Commune: die Tuilerien waren gleich am 10. von allen Kostbarkeiten geräumt, und die Pretiosen, Gold- und Silbergeräthe auf das Stadthaus geschleppt worden. Als das Mobiliar der übrigen Schlösser am 16. im Reichstag zur Sprache kam, erfuhr man, daß der größte Theil ebenfalls durch Commissare des Stadthauses fortgebracht sei[1]), und ein Decret befahl, den Rest zu Gunsten des Schatzes zu verkaufen. Die Commune griff indeß nach den Kirchenschätzen, eignete sich das Silberwerk an, befahl Münze daraus für ihre Casse zu schlagen. Bis es flüssig wurde, ließ man sich durch den Staat in altgewohnter Weise ausstatten, indem man bei der Nationalversammlung ein Decret erwirkte, welches zu den Kosten der städtischen Polizei monatlich 850,000 L. bewilligte und die Nachzahlung dieser Summe seit dem 1. Januar, im Ganzen also nahe an 7 Millionen verfügte. Dies Alles aber verschwand als unerheblich gegen die großen Confiscationen, zu denen die Nationalversammlung sich gegen Ende des Monats erhob. Die erste betraf die Emigranten. Unter Sequester lagen ihre Güter seit April, jetzt wurde der Verkauf derselben befohlen, und zwar um den Sansculotten den Erwerb zu erleichtern, in Loosen von je zwei bis drei Morgen und gegen Erlegung nicht eines Capitals, sondern einer jährlichen Rente. Die Gläubiger der Emigranten sollten befriedigt werden, so weit der Kaufpreis reichte; die Pächter durfte der Ansteigerer austreiben, wenn der Vertrag noch mit dem alten Eigenthümer eingegangen war; kurz es fehlte keine Bestimmung, um nach allen Seiten den Raub so scharf wie möglich zu charakterisiren[2]). Denselben Geist athmeten zwei Decrete, vom 25. und 28., wonach alle Grundrenten wie Feudalrechte behandelt, d. h. ohne Entschädigung abgeschafft werden sollten, es sei denn, daß sie durch Vorlegung der Originalurkunden als Zinsen eines Capitalanleihens erwiesen werden könnten. Es ist nicht möglich, den pecuniären Betrag dieser Rechtsverletzungen auch nur annähernd zu schätzen: sicher übertreibt man nicht, wenn man die Gütermasse, über welche die drei

---

[1]) Moniteur. Roland II. 339.

[2]) Definitives Decret vom 2. September.

letztgenannten Decrete verfügten, zum Mindesten auf 6 Milliarden anschlägt. Man sieht, die Nationalversammlung kargte nicht mit fremdem Eigen: die Demokraten zürnten aber nicht wenig, als ihr Antrag gegen den Geldhandel nicht sofortige Erledigung fand. Die Männer des 14. Juli und 10. August trugen deshalb am 16. der Versammlung eine Rede vor, die von Anfang bis zu Ende Robespierre's Gedanken zeigte. „Sehen die Reichen nicht, rief ihr Sprecher, daß sie ihre Schätze nur sichern, wenn sie den Armen kleiden? Aber sie sind dümmer als die ärgsten Verbrecher, sie hoffen auf Schutz durch die Oestreicher. Eure Schöngeister suchen in spitzfindigen Speculationen das Gleichgewicht der Gewalten, wir haben es in unsern Herzen gefunden. Wozu der Streit über Republik und Monarchie? Schafft eine Regierung, welche den Armen über seine kleinen Bedürfnisse erhebt, und den Reichen unter sein Uebermaß herabsetzt: damit habt ihr das vollkommene Gleichgewicht hergestellt." An den Schranken der Nationalversammlung war das Programm des Kampfes verkündet, welcher von nun an den ganzen Körper der Nation durchrasen sollte.

Die Bevölkerung von Paris war bereits in hohem Grade eingeschüchtert, aber solche Drohungen mußten denn doch einigen Widerstand hervorrufen. Am 25. kam eine Section, durch heimliche Einflüsterungen Roland's und anderer Girondisten angefeuert, zu dem Beschlusse, ihre Commissare von dem Stadthause abzurufen, und die fortgesetzte Thätigkeit des Gemeinderathes für eine Usurpation zu erklären. Einige andere folgten dem Beispiele nach wenigen Tagen. Indeß war das Ansehen des Stadthauses immer noch im Steigen, Robespierre forderte laut die Köpfe dieser Verräther, die Commune vollzog eine Menge Verhaftungen, und die Patrioten blieben in den Sectionsversammlungen wieder ungestört. Aber ein empfindlicher Schlag war immer diese erste Regung, um so empfindlicher, als in Paris am 26. die Ernennung der Wahlmänner für die Conventswahlen begann, und das ganze Schicksal der Pöbelherrschaft fraglich wurde, falls die Masse der Bevölkerung an den Wahlen Theil nahm. Mit der jetzigen, ganz verbrauchten Versammlung konnte man fertig werden; ganz anders aber verhielt es sich mit dem Nationalconvente, welchen die demokratische Revolution selbst begehrt und im Voraus mit unbegrenzter Machtvollkommenheit ausgestattet hatte. Lieferten die Wahlen hiefür eine dem Stadthause feindliche Mehrheit, so war man noch immer zum Kampfe auf Leben und Tod entschlossen, aber den Ausgang voraus zu sehen, entfernt nicht im Stande. Man nahm sich vor, um

jeden Preis und mit allen Mitteln die Wahlen zu unterwerfen. Die politische Tactik der Faction war in dem einen Worte Schrecken beschlossen: man gedachte den Schrecken in Paris zu verstärken und ihn sofort in alle Departements hinaus zu tragen. So verdichtete sich allmählich aus dem steten Geschrei gegen die Verschwörer der Plan, eine möglichst große Zahl politischer Gegner in ganz Frankreich zur Haft zu bringen, und sie dann im Gefängniß durch Massenmord zu vertilgen. Dann schien der Ausgang der Wahlen und die Zukunft der Partei gesichert, dann brauchte man auch nicht mehr zu klagen, daß das neue Tribunal nur alle zwei Tage eine Hinrichtung lieferte, und die Habe der Verurtheilten an die Staatscasse statt an die Patrioten fiel.

Der Zeitpunkt, in welchem die Führer des Stadthauses diesen Gedanken feststellten, ist durch folgende Data bestimmt. Am 19. August ermahnte Marat in seinem Journal der Republik das Volk, die in der Abtei verhafteten Verräther niederzumetzeln; es sei Thorheit, ihnen vorher erst den Proceß machen zu wollen. Am 23. forderte der Gemeinderath die Nationalversammlung auf, die Angeklagten des Staatsgerichtshofes zu Orleans sofort nach Paris bringen zu lassen. Als die Versammlung darauf nicht einging, sondern am 25. nur eine Abkürzung des Proceßverfahrens befahl, brachen zwölf bis fünfzehn hundert Mann, angeblich Pariser Nationalgarde, darunter aber Marseiller, Bordeleser und Brester, unter Anführung Fournier's und Lazouski's nach Orleans auf, um mit den Gefangenen aufzuräumen. Die Nationalversammlung faßte dann am 26. den Beschluß, das Ministerium solle zur Deckung der Gefängnisse eine hinlängliche Truppenmacht versammeln, das Ministerium aber ertheilte diesen Auftrag eben der Bande Fournier's, und gab ihr zwei Commissare, Bourdon und Dubail mit[1]). An demselben Tage ließ sich Danton das Verzeichniß aller Pariser Gefangenen vorlegen, um wie er später sagte, die Unschuldigen darunter kennen zu lernen und zu erretten. Das Loos der angeblich Schuldigen war also damals schon entschieden. Am 28. schrieb jener Führer der Lyoner Jacobiner, Lauffel, damals in Paris anwesend, in seine Heimath: seit zwei oder drei Tagen sind unsere Freiwilligen nach Orleans, um die dortigen Gefangenen zu expediren; sagt mir, wie viel Köpfe in Lyon gefallen sind, es wäre eine Infamie, wenn unsere Feinde entwischten:

---

1) Die Aktenstücke bei Lottin, Orléans II, 1. p. 354. Der Moniteur hat sie nicht.

refft also alle Vorbereitungen, denn Alles schickt sich zu einer allgemeinen Ermordung der Uebelgesinnten an [1]).

Hienach stand also spätestens am 26. der Beschluß fest, in ganz Frankreich einen großen Mordschlag gegen die Widersacher der Demokratie zu richten. Daß der Hauptzweck dabei die Beherrschung der Conventswahlen war, kann keinem Zweifel unterliegen [2]), so vorsichtig man es der Natur der Sache nach vermied, diesen wesentlichen Grund zu erwähnen. Man nahm statt dessen, wie bei allen Verbrechen der Revolution, die Gefahr des auswärtigen Krieges zum Vorwande, in der richtigen Erwägung, daß man hier eine in jedem französischen Herzen wiederhallende Saite anschlage. Wir werden sehen, wie entscheidend denn auch dieser Umstand für die Möglichkeit der Ausführung wurde: daß er aber bei den Urhebern des Planes nichts weiter als ein Vorwand gewesen, zeigte die Vergleichung der Data unwidersprechlich. Erst an demselben 26., an welchem Danton den ersten Schritt zur Ausführung that, langte in Paris die Nachricht von dem Falle der kleinen Grenzfestung Longwy an [3]): es war die erste Hiobspost, die man in der Hauptstadt erhielt, und wenn in denselben Tagen sich an der Grenze manches Gefahrdrohende sonst ereignet hatte, so wußten die Urheber der Septembermorde nichts davon. Auf Longwy kam nicht viel an, so lange die französischen Heere keinen Verlust erlitten hatten; und über diese hatte man damals nur gute Nachrichten in Paris. Man wußte, daß Lafayette geflohen war, und sein Heer die beste Gesinnung zeigte; man wußte aber noch nichts von den Uebelständen, welche seine Flucht

[1]) Auszug aus diesem Schreiben bei Guillon Lyon I, 123.

[2]) Es bedarf dafür keines Beweises. Wem wollte man einreden, daß der berechnende Robespierre nur zufällig den Anfang des Mordens auf den 2. September, den ersten Wahltag, verlegt habe? — Daß die Angabe falsch ist, die ihn unbetheiligt nennt, wird sich gleich herausstellen. Der durchgängig gut unterrichtete Morris schreibt am 23. Oktober: the sanguinare events, which have taken place, and which were partial executions of great plans etc. Cambon rief am 4. Sept. in der N.-V.: les agitateurs, dont le but secret est de se faire nommer à la Convention nationale.

[3]) Der Commandant Lavergne war durch die erschreckte Bürgerschaft zur Capitulation gezwungen worden. Nachdem er länger als ein Jahr hindurch ein Kriegsgericht gefordert hatte, wurde er endlich vor das Revolutionstribunal gestellt und von diesem kurzer Hand zum Tode verurtheilt. Seine unter den Zuhörern anwesende Frau brach nach der Verkündigung des Spruches verzweiflungsvoll in den Ruf aus: es lebe der König! wurde sogleich ergriffen, und erklärte, sie habe kein anderes Mittel als dieses gewußt, um gemeinsam mit ihrem Gatten den Tod zu erlangen. Das Tribunal erfüllte ihren Wunsch. Ternaux III, 130.

im Lager nach ſich gezogen hatte. Die Commiſſare beſorgten einen Angriff auf Sedan und ermahnten zur Bildung eines Reſervelagers, ſchilderten aber auch den Muth und Patriotismus der Armee. Dumouriez war an Lafayette's Stelle ernannt worden, zeigte nicht die geringſte Sorge wegen der Preußen, ſondern redete nur von der ſicheren Eroberung Belgiens. Bald genug ſollte dieſe Lage ſich drohend verwandeln, aber zur Entwerfung der Septembergreuel, das iſt mit völliger Sicherheit zu wiederholen, hat die Kriegsgefahr des Vaterlandes nicht das Mindeſte beigetragen.

Allerdings, kaum war der Beſchluß gefaßt, ſo brach an der Grenze eine Sorge nach der anderen herein. Zunächſt gerieth das Heer Lafayette's, deſſen Officiere nach dem Beiſpiele des Generals zum größten Theile auswanderten, immer mehr in Verfall. Der neue Befehlshaber ließ nichts von ſich vernehmen, auch von Luckner erhielt man keine Nachricht; die Maas, die in dieſer Gegend viele Fuhrten hat, war ein ſchwaches Bollwerk gegen einen Feind, den man fünffach übermächtig vermuthete: in dieſer Lage rief die Einnahme Longwy's einen gewaltigen Schrecken ſowohl im Heere als bei den Commiſſaren der Nationalverſammlung hervor. Sie erfuhren von dem Commandanten von Stenai, dem nächſten Uebergange über die Maas, daß er den Platz gegen irgend einen Angriff nicht halten könne: ſie entſchloſſen ſich eiligſt nach Paris zurückzukehren, um perſönlich dort die geeigneten Maßregeln zu bewirken. Kerſaint zeigte es dem Miniſter am 26. an: alle Sorgen müſſen darauf gerichtet ſein, eine erhebliche Macht vor Paris zuſammen zu bringen, wir wollen Euch nicht alarmiren, aber vor falſcher Sicherheit bewahren, die Gefahr iſt groß, vor Allem ſendet einen Führer hierher an Lafayette's Statt.

Servan ſah ſehr wohl, daß es Ernſt wurde, und hatte eben auch am 26. bei dem Fall Longwy's Dumouriez beſtimmt angewieſen, mit allen verfügbaren Truppen nach Sedan abzugehen. Allein von irgend welcher Verzweiflung oder Hoffnungsloſigkeit war auch er ſehr weit entfernt. Können Sie, ſchrieb er dem General, dem Feinde in ſeinem Marſche auf Paris nicht zuvorkommen, ſo werfen Sie ſich in ſeinen Rücken, Luckner wird ihn in der Flanke faſſen. Hier iſt bereits das weſentliche Programm des bevorſtehenden Feldzugs: es iſt die Einſicht des Soldaten, die in ihrem Muthe auch Beruhigung findet. Aber es gab andere Männer, welche aus dem Falle Longwy's andere Folgerungen zogen.

Militäriſcher Weiſe hätte es vor Allem dringend ſcheinen müſſen

was an bewaffneter Macht in Paris vorhanden war, dem Schauplatze des Krieges anzunähern. Die Demagogen aber freuten ſich der Einnahme von Longwy, um ihren Bewaffneten in Paris Beſchäftigung zu geben, und durch neues Verrathgeſchrei bei der Maſſe der Bürger das letzte Mitleid gegen die Ariſtokraten zu vertilgen. Beide Tendenzen traten neben und gegen einander auf das Grellſte hervor. Cambon rief in der Nationalverſammlung, die Föderirten würden ſich jetzt beeilen, zur Deckung der Grenzen auszuziehen, Paris würde allein eine Armee von 30,000 Mann aufſtellen, und letzteres wurde am 27. in der That beſchloſſen. Da aber erſchienen die Föderirten an der Barre, um ſich über jene Andeutung heftig zu beſchweren: ihre wahre Beſtimmung ſei eben Paris, wo ſie den gefangenen König zu hüten, und die Nationalverſammlung vor den Verſchwörern zu ſchirmen hätten. Marat verkündete in großen Placaten an allen Straßenecken, der Beſchluß über die 30,000 ſei ſelbſt eine Verrätherei, kein Mann dürfe fort aus Paris, denn hier ſei der eigentliche und gefährliche Feind zu finden. Von den Führern des Stadthauſes aber hörte man die gelaſſene Erwägung, Frankreich ſei überhaupt für eine republikaniſche Verfaſſung zu dicht bevölkert, etwa ein Drittel ſeiner Einwohner müſſe unterdrückt werden, dann erſt könne man für die Uebrigen Brod, Frieden und Freiheit ſchaffen.

Am 28. erſtattete denn zunächſt Kerſaint ſeinen Bericht, in dem er die Tüchtigkeit des Heeres rühmte, die Gefahr des Krieges kräftig hervorhob, und wieder auf die raſche Bildung eines Reſervelagers bei Soiſſons drang. Darauf aber erhob ſich Danton. Er rede, begann er, als revolutionärer Miniſter. Die Gefahr ſei übertrieben worden, aber zur Rettung bedürfe man einer neuen Convulſion. Die Schließung der Barrieren könne wegen der beginnenden Truppenzüge nicht fortdauern, alſo müßten noch in dieſer Nacht alle Verdächtigen, und ſei deren Zahl ſelbſt dreißig tauſend, zur Haft gebracht werden. Die Regierung begehre demnach das Recht, auch in der Nacht eine allgemeine Hausſuchung nach Waffen vorzunehmen. Nachdem die Nationalverſammlung ohne Widerſpruch die Erlaubniß ertheilt hatte, ordnete Danton auf dem Stadthauſe die einzelnen Maßregeln zum Vollzuge an. Vor Allem ließ er ſich eine Liſte der hülfsbedürftigen Männer in Paris aufſtellen, angeblich um ſie zum Dienſte des Vaterlandes auszurüſten, in Wahrheit, um für die beabſichtigte Schlächterei die vorhandenen Schaaren der Marſeiller und des Octoberhelden Maillard zu verſtärken und zu ergän- eine Verfügung, welche nach ihren

Eingangsworten die von dem Reichstag beſchloſſene Ausweiſung der unbeeidigten Prieſter regeln ſollte, in der That aber die Verhaftung derſelben befahl, wozu das Decret nicht die geringſte Veranlaſſung geben konnte. Unmittelbar nachher begann die Ausführung dieſer Dinge. In der unermeßlichen Stadt waren mit einem Schlage alle Verbindungen geſperrt, aus dem Locale jeder Section zogen bewaffnete Abtheilungen von 40 bis 60 Mann in jede Straße, beſetzten die Ausgänge und durchſuchten Haus für Haus die Räume, zunächſt nach Waffen, dann nach Verdächtigen. Etwa 60,000 Mann waren in Bewegung dieſe Nacht, faſt durchgängig Pikenmänner und Arbeiter. Das Ergebniß waren 3000 neue Verhaftungen, und eine tiefe Beſtürzung Aller, die nicht zu dem jetzt herrſchenden Stande gehörten. Eine Menge Hausbeſitzer flohen aus der Stadt, dem Gemeinderathe ſehr erwünſcht, da er die Häuſer mit allem was darinnen war, ſofort in Beſchlag legte. Ein Theil der Verhafteten wurde am 30. wieder entlaſſen, ſonſt aber den Kerkermeiſtern befohlen, den Gefangenen freie Auswahl der Speiſen und Getränke zu überlaſſen — wie es Sitte bei den zum Tode Verurtheilten iſt. Ehe es jedoch zur Kataſtrophe kam, hatte man noch einen, den letzten Widerſtand zu brechen.

Roland und die Gironde fühlten ſich nämlich in ſtets unbehaglicherer Stellung. Die Staatsregierung war ihren Händen entſchlüpft. Auf die weſentlichen Geſchäfte, auf alle die Zukunft beſtimmenden Maßregeln waren ſie ohne Einfluß. Sie ſahen das Treiben der Commune, und die Geſchäftigkeit Danton's; ſie mochten ahnen, was ſich vorbereitete, aber über das Wort des Räthſels waren ſie völlig im Dunkel. Sie fühlten ſich als bewährte Patrioten, ſie hätten den Ariſtokraten eine ſcharfe Lection gegönnt, wäre nur bei einer unbedingten Herrſchaft des Gemeinderaths ihre eigene Sicherheit ihnen völlig verbürgt geweſen. Statt deſſen aber war ihr Freund Pethion von der Thätigkeit der Mairie vollſtändig verdrängt, und noch dazu machte Marat ihm täglich bittere Vorwürfe über ſeine verbrecheriſche Faulheit in ſo ſchwerer Zeit. Roland wurde noch wilder und grimmiger angegriffen, endlich erging gegen Briſſot's Mitarbeiter am franzöſiſchen Patrioten ſogar ein Vorführungsbefehl von Seiten des Gemeinderaths, um ſich wegen eines verläumderiſchen Artikels zu rechtfertigen. Da war die lang erſchöpfte Geduld zu Ende. Am 30. gab es einen Sturm im Reichstage. Roland klagte über den Gemeinderath wegen mangelhafter Verpflegung von Paris, Cambon wegen unbefugter Eingriffe in den Dienſt der Staatscaſſen, Larivière berichtete, daß ein Gemeinderath und Mitglied des

außerordentlichen Gerichts wegen Silberdiebstahls verhaftet sei, Roland wieder erwähnte den Versuch eines anderen Communalbeamten, Pretiosen aus dem Kronschatze zu rauben, wo der Intendant und der Generalinspector so eben auf Befehl des Stadthauses verhaftet worden waren. Als dann endlich Servan meldete, daß auf Befehl der Commune alle Beamten des Kriegsministeriums den Vormittag hindurch in Haft gehalten und damit der Dienst des Ministeriums völlig unterbrochen worden sei: da ging auf Guadet's Antrag unter heftiger Aufregung ein Beschluß durch, welcher die Commune des 10. August auflöste, und die Sectionen zu neuen Wahlen berief [1]).

Danton's Freund Thuriot warnte, ein solches Decret könne mißliche Folgen haben. Man ging darüber hinweg, cassirte noch die Verfolgung der Brissot'schen Zeitung, und tadelte die Verhaftung der Priester. Die Folgen aber blieben hier, wo man den Piken nur Reden entgegen zu stellen hatte, nicht lange aus.

Abends waren die Minister nebst den Parteihäuptern des Reichstags zu einer Berathung über den Krieg vereinigt. Servan hatte wenig Trost zu geben, und keine weiteren Verstärkungen in Bereitschaft. Guadet und Vergniaud wollten alle Männer von Paris zu einem Vernichtungskampf in das Lager vor den Thoren werfen: es war aber nicht schwer, die militärische Nutzlosigkeit einer solchen Maßregel ihnen darzuthun. Roland und Andere schlugen darauf den Rückzug in den Süden vor: es mußte jedoch einleuchten, daß man mit dem gewohnten Sitze der Regierung auch die Gewalt derselben aus den Händen gebe. Darauf erhob sich Danton, rügte diese verderbliche Zaghaftigkeit, erklärte, daß jeder Rückzug Vernichtung sei, fand die eigentliche Gefahr in dem Zusammenwirken der inneren und äußeren Feinde, und schloß mit den Worten: der Royalisten sind viele, der Republikaner sind wenige; es giebt nur ein Mittel, man muß die Royalisten in Schrecken setzen. Eine unzweideutige Geberde begleitete diese Worte. Die Versammlung war still. Wen wird man zu den Royalisten rechnen?

Der Schrecken war bereits vorhanden. Als am folgenden Morgen eine Deputation der Commune vor den Schranken des Reichstags erschien, um gegen den gestrigen Beschluß zu protestiren, im Namen des

---

[1]) Diese Daten widerlegen vollständig die Erörterung L. Blanc's über die grundlose Willkür, mit welcher die Nationalversammlung gegen die Commune vorgeschritten sei. Blanc erwähnt seinerseits nur den Silberdiebstahl, und übergeht alles Uebrige mit Stillschweigen.

ſouveränen Volkes, welches dem Gemeinderathe unbedingte Vollmacht gegeben und alle Handlungen deſſelben gebilligt habe; als Tallien eine von Robespierre verfaßte Adreſſe verlas, welche offen erklärte, von der Gegenwart der verhafteten Prieſter werde der Boden der Freiheit binnen drei Tagen gereinigt ſein; als ein Volkshaufen lärmend nachdrängte, um mit den Gemeinderäthen, wenn es Noth thue, zu ſterben: da wagte Niemand ein Wort des Tadels und des Widerſpruchs. Der Ausſchuß der Zwölf erhielt den Auftrag, noch einmal über die Commune Bericht zu erſtatten. Die Gironde ſah ſich von der feigen Maſſe ihrer Anhänger verlaſſen. Der Gemeinderath hatte den Platz behauptet und ging nun unaufhaltſam vorwärts.

Drittes Capitel.

Wahlen zum Nationalconvent.

Zunächst bedurfte man für die Ausführung des großen Planes eines äußeren leitenden Mittelpunktes. Weder Robespierre noch Danton hatten Luſt, ganz offen ihren Namen herzugeben, und den Gemeinderath als ſolchen oder das Juſtizminiſterium den Maſſenmord lenken zu laſſen. Zunächſt bot ſich zu dieſem Behufe der Wachausſchuß der Commune dar, als die eigentliche Behörde der höheren Revolutions-Polizei. Allerdings exiſtirte er in dieſem Augenblicke nur noch dem Namen nach; denn ſelbſt in dieſer Geſellſchaft war der Mehrheit das Treiben Sergent's und Panis zu arg geworden, ſo daß ſie ſich geweigert hatte, weitere Gelder und Koſtbarkeiten ohne Protocoll in Verwahrung zu nehmen. Darauf erwirkte aber Panis leicht entſchloſſen einen Beſchluß des Gemeinderathes, welcher die gewiſſenhaften Leute, als nicht auf der Höhe der Revolution ſtehend, abrief, und den Uebrigen die Vollmacht gab, ſich ſelbſt durch freie Wahl zu ergänzen. So war hier für die Häupter ein bequemes Organ zum Handeln geſchaffen, welches zu allen Befehlen bereitwillig den Namen lieh. Hier kamen dann Danton, Robespierre, Marat, Billaud, Manuel, Tallien zuſammen; alle Einzelnheiten der bevorſtehenden Schlächterei wurden erwogen, alle Mittel und Wege feſtgeſtellt. Robespierre, den Argwohn und Parteihaß vorwärts drängte, aber keine Rückſicht auf Plünderung und Beute beſtimmte, wollte allein die Prieſter und Edelleute ausgerottet wiſſen; die Anderen aber hätten damit ihre Zwecke nur dürftig erreicht geſehen, und es blieb bei dem umfaſſenderen Plane. Umgekehrt widerſetzte ſich Danton, als Robespierre und Marat den Wachausſchuß am 31. zur Verhaftung Briſſot's und

Roland's aufforderten. Robespierre erklärte, sie seien arge Feinde der Revolution, räumte aber ein, daß die Maßregel für die Urheber gefährlich werden könnte. Marat wollte von keinem Bedenken wissen, so daß Danton ausrief, er werde sie alle zu Grunde richten. Wäret ihr sämmtlich Kerle wie ich, antwortete Marat, so würden zehntausend Verräther zusammengehauen. Für den Augenblick wurde indeß der Haftbefehl zerrissen, der Gedanke aber von den beiden Urhebern keineswegs aufgegeben. Nicht geringeren Hader setzte es über die Art und Weise der Metzelei. Marat wollte die Gefängnisse kurzer Hand anzünden, ein Anderer die Gefangenen ersäufen, Billaud versicherte jedoch, er werde eine hinreichende Anzahl von Todtschlägern zusammenbringen, und setzte die Verwerfung jener Anträge durch[1]).

Die Vollziehung war auf den 2. September, als auf einen Sonntag, festgesetzt, an dem leichter als in der Woche unruhige Menschenmassen zu versammeln waren. Bei der großen Zahl der Mitwisser war das Geheimniß wenig gewahrt; über ganz Paris lagerte der dumpfe Druck der Sorgen; wer nicht zu dem jacobinischen Proletariate gehörte, hielt sich in möglichster Stille und Verborgenheit zu Hause. Die Sectionen waren seit dem 27. mit der Ernennung der Wahlmänner beschäftigt, nie hatte man leerere Versammlungen gesehen[2]), es war unzweifelhaft, daß die Wahlmänner durchgängig den Jacobinern angehören würden. In den Gefängnissen fürchtete man schon Wochenlang einen Angriff. Die Führer benutzten den letzten Tag, um einzelne Begünstigte in Freiheit zu setzen, theils reiche Leute, die, wie der Prinz von Poix bei Panis, Beaumarchais bei Manuel, gegen schwere Geldzahlungen ihr Leben erkauften, theils alte Bekannte, die, wie Daubigny oder wie

---

[1]) Prudhomme, crimes etc. An diesen Angaben zu zweifeln, liegt weder innerer noch äußerer Grund vor. Wenn irgend Jemand, konnte Prudhomme unterrichtet sein. Freilich, Louis Blanc ignorirt jene Angaben, obgleich er andere Stellen des Berichts als völlig glaubwürdig selbst in seine Erzählung aufnimmt, um seinen Satz durchzuführen, daß Robespierre allerdings schwer gefehlt habe, aber nur durch unthätiges Zulassen der von ihm beklagten Metzeleien. Im Ganzen huldigt er hinsichtlich der Septembermorde der Ansicht, sie seien ohne planmäßige Vorbereitung durch einen Ausbruch der allgemeinen Verzweiflung über die Kriegsgefahr herbeigeführt worden. Er hat dabei seinen sonst feststehenden Satz vergessen, daß in der Revolution das Volk immer das Große und Edle und nur einzelne Intriguanten das Verbrechen gewollt und vollbracht haben; er hat auch eine Reihe höchst authentischer Thatsachen vergessen, die er weiterhin selbst anführt und deren Reihe Ternaux (Terreur III, 515) unwiderleglich ergänzt und feststellt.

[2]) Revol. de Paris.

Danton's Vetter, Godot, wegen Diebstahl und Unterschleif verhaftet waren. Die Commune ließ, wohl um die planmäßige Vorbereitung des Verbrechens zu verhüllen, die Barrieren wieder einmal öffnen, Robespierre stellte sogar den Antrag, der Gemeinderath solle bei dem vielfach geäußerten Mißtrauen abdanken und an das Volk appelliren. Natürlich wurde dies fast ohne Verhandlung abgewiesen. Die Nationalversammlung empfing die erste Nachricht, daß die Preußen vor Verdun angelangt seien, und erfüllte ihre Sitzung mit unbedeutenden militärischen Verfügungen. Wie es scheint, hoffte die Gironde nochmals auf leidliches Einverständniß mit den Demokraten, nachdem sie ihren Angriff auf den Gemeinderath gestern schon wieder aufgegeben — oder that sie ihnen aus Furcht einige Schritte entgegen? genug, sie kehrte wieder die königsfeindliche Seite heraus. Roland publicirte ein Rundschreiben, worin er die angeblich hochverrätherische Correspondenz Ludwig XVI. allen französischen Gemeinden mittheilte, über die constitutionelle Unverletzlichkeit des Königs sich beschwerte, und aller Welt die Bildung von Clubs und Volksvereinen anempfahl. Die Demokraten lachten darüber.

Jetzt war ihre Zeit gekommen. Die Bedrohung Verdun's gab ein wirksames Mittel, um die Angst und den Zorn der Bürger gegen die Landesverräther zu steigern, und das Mitleid für die bedrohten Opfer abzustumpfen. Sonntag früh rief Manuel auf dem Stadthause zu den Waffen. Verdun sei angegriffen, könne sich nicht halten, ganz Paris müsse zu seinem Schutze ausziehen. Man beschloß, alle Bürger zum Streite zu entbieten, und bis zum Abmarsch auf dem Marsfelde campiren zu lassen. Alle Verdächtigen und Feigen werden entwaffnet, die Barrieren sämmtlich geschlossen; 24 Commissare gehen zu den Armeen und in die Departements ab, um diesen Anstoß mitzutheilen; die Uebrigen heben die Sitzung auf, um in den einzelnen Sectionen die Gefahr des Vaterlandes zu schildern. Dies war schon am 1. von Robespierre beantragt worden: jetzt geschah es, und diese Männer waren es, die in den Sectionen die Losung gegen die Gefängnisse ausgaben, während draußen die Sturmglocken heulten und die Lärmkanone erscholl. Die Bürger hielten sich scheu zu Hause oder gingen langsam zu den Sammelplätzen der Bataillone; in den Sectionshäusern fand man durchgängig nur die bearbeiteten und bereitwilligen Proletarierhaufen; so ging hier mehrmals der Beschluß durch, Paris nicht eher zu verlassen, bis alle Verräther vertilgt seien. Auf dem Stadthause constituirten sich unterdeß Panis, Sergent und Genossen als neuer Wachausschuß, indem sie

laut des vorgestrigen Beschlusses des Gemeinderathes sich Marat und fünf Andere als Collegen zuordneten. Von hier aus erhielten die Mörderbanden ihre einzelnen Befehle, empfingen Geld und Lebensmittel, wurde die Freilassung der wegen Schulden Verhafteten befohlen, damit die politischen Gefangenen um so sicherer getroffen würden. Die Nationalversammlung erfuhr zunächst nur den Beschluß des Gemeinderaths, ganz Paris unter die Waffen zu rufen, und belohnte ihn nach einem pathetischen Vortrage Vergniaud's mit lautem Beifall. So eben hatte sie auf Betreiben der Dantonisten die Cassation der Commune vom 30. zurückgenommen, und nur eine Verstärkung des Gemeinderaths durch Neuwahlen verordnet; jetzt erschienen außer Roland die Minister, um sie nach Danton's Ausdruck zu elektrisiren, d. h. um sich selbst eine schrankenlose Dictatur übertragen zu lassen. Lebrun begann mit der erfundenen Nachricht, daß Rußland sich zum Kriege gegen Frankreich anschicke, und ein Heer und eine Flotte aussende. Servan folgte mit dem Begehren weiterer vier Millionen außerordentlicher Kriegsmittel. Die Gemüther waren vorbereitet. Danton sprach: „Das Vaterland ist im Begriff sich zu retten; die Commune ist mit einem großen Beispiel vorangegangen, an Euch ist es, die erhabene Bewegung des Volkes zu unterstützen. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der nicht ausziehen will. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar die Unternehmungen der Regierung hindert. Nur Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit, und das Vaterland ist gerettet." — Alles wurde bewilligt und verfügt. Mit so unerhörter Vollmacht verließen die Minister den Saal Zugleich faßten nach den Antrieben des Stadthauses einige Sectionen (Poissonnière, Luxembourg) den Beschluß, daß in Anbetracht der Gefahren des Vaterlandes die Gefängnisse zu reinigen, und die verhafteten Priester und andere Verdächtige in den Kerkern von Paris, Orleans und sonst zu erschlagen, und von dem Gemeinderath die nöthigen Anordnungen zu gleichförmigem Verfahren zu erwirken seien [1]). Während draußen in allen Gefängnissen das Blut in Strömen floß, setzte sich Danton mit seinen Genossen Desmoulins, Fabre, Robert und deren Frauen zu einem prunkenden Festmahle nieder [2]).

Das Morden begann gegen drei Uhr mit der Hinmetzelung von zwanzig Priestern, die gerade von dem Stadthause nach der Abtei trans-

---

[1]) Ternaux III, 218.

[2]) Prudhomme, crimes etc.

portirt und auf Anreizen der zu ihrer Escorte bestimmten Föderirten von dem Pöbel zusammengehauen wurden. Darauf besetzte eine Bande von etwa 60 Mann die Abtei, ein anderer Schwarm das Gefängniß der Carmeliter, ein dritter die Conciergerie, ein vierter den Kerker des Chatelet, ein fünfter das Gefängniß la Force. Man ließ sich die Register der Verhafteten geben, holte sie meistens einzeln aus den Zellen heraus, stellte sie vor ein Volkstribunal, welches die Führer der Banden auf einen Befehl des Wachausschusses [1]) niedergesetzt hatten, und entschied hier nach kurzem Verhör über ihr Schicksal. Alle mußten vorher ihre Taschen ausleeren; die Verurtheilten wurden dann in den Hof des Hauses hinausgestoßen und auf der Stelle niedergemacht. Ein gräßliches Jauchzen begleitete jeden Streich, die Mörder nahmen wohl Abrede, keinen scharfen Hieb zu führen, um die Lust des Hinschlachtens länger zu genießen; die Commune sorgte für Wein, Weiber verstümmelten die Leichname, Kinder ließ man das Blut der Aristokraten trinken. Manuel, Billaud, die Mitglieder des Wachausschusses gingen lobend und antreibend ab und zu [2]); die Banden beschickten sich gegenseitig aus den Gefängnissen, ob Alles gut gehe, und erhielten unter dem donnernden Rufe: das Volk soll leben, den erwünschten Bescheid. So ging es den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch.

In der Stadt war eine schwer zu beschreibende Stimmung. In den demokratischen Quartieren selbst schauderte man über die einzelnen Scheußlichkeiten, aber es ist nöthig, sagten die Bürger, die Aristokraten hätten unsere Weiber und Kinder geschlachtet, wäre man ihnen nicht zuvorgekommen. In den wohlhabenden Sectionen wechselten Bestürzung, Abscheu und Jammer, viele tausend Familien waren in Todesangst um ihre verhafteten Angehörigen, man harrte mit Sehnsucht auf die Requisition der bewaffneten Macht, die ja doch unmöglich, wie man meinte, ausbleiben könnte. Man wußte noch nicht, daß alle requirirenden Behörden an der Spitze des blutigen Unternehmens standen, daß der Maire Pethion in seiner eigensüchtigen Vorsicht sich ängstlich hütete, den Zorn der Mörder auf sich selbst zu ziehen, daß der Befehlshaber der Bürgergarde Santerre nur von den Winken seines Schwagers Panis und Robespierre's abhing. Einzeln aber vorzugehen, auf eigene Hand den Versuch gegen die Banden zu wagen, dazu war diese Bürger-

---

[1]) Abgedruckt bei Granier de Cassagnac, les Girondins etc. II, 156.

[2]) Die Details über ihre Thätigkeit aus den Acten der Commune stellt Granier de Cassagnac II, [illegible] zusammen.

schaft seit dem 10. August schon zu tief eingeschüchtert und unterjocht. Als ein muthiger Advocat, Lavaux, es unternahm, die Mannschaft seiner Section in Bewegung zu setzen, brachte er nur eine starke Patrouille zusammen; als er an dem nächsten Gefängnisse ankam, hatte sie sich bis auf neun Mann verlaufen.

Die Nationalversammlung blieb, trotz rasch anlangender Nachrichten, hartnäckig bei ihrer Tagesordnung. Abends spät schickte sie einmal eine Deputation in die Abtei, die mit der Kunde zurückkam, sie sei nicht durchgedrungen und habe im Dunkel nicht sehen können, was vorgegangen. Bei manchem Mitgliede war es die Furcht, die das Stillschweigen erzwang; sonst gab es auf der äußersten Linken eine große Anzahl Theilnehmer am Complotte; dazu kam eine Masse dienstwilliger Geister, die nach dem Auftreten der drei Minister durch Mißbilligung des Blutbades das Wohl des Vaterlandes zu verletzen gescheut hätten; endlich die Gironde hatte bis dahin nicht das Geringste gegen die Schlächterei zu erinnern. Man hörte einstweilen fast nur von erschlagenen Priestern, Schweizern, Dolchrittern. Das waren ihre Widersacher, wie die der Sansculotten. Den unverbesserlichen Royalisten ein für alle Mal einen gründlichen Schrecken einzuprägen, schien dem öffentlichen Wesen nur zu frommen. Die Journalisten der Partei, Louvet, Brissot, Gorsas schickten sich demnach an, für den folgenden Tag von der traurigen, aber heilsamen und nothwendigen Rechtspflege des Volkes zu reden. Die Nationalversammlung schwieg mit seltener Einstimmigkeit.

Desto stürmischer ging es auf dem Stadthause her. Der Gemeinderath versammelte sich um vier Uhr wieder, da kamen die Nachrichten, daß das Volk die Gefängnisse stürme; die Aufregung wurde gewaltig, denn auch in dieser Versammlung gab es eine Menge Nichteingeweihter, die mit tiefer Entrüstung sich gegen das Blutvergießen erhoben. Man beschloß denn ihnen zu Liebe, Commissare in die Gefängnisse zu senden, zunächst um die Schuldgefangenen zu befreien, sodann aber auch, um das Volk zu Pflicht und Gesetz zurück zu führen. Allein bei der Ernennung derselben sahen die Häupter sich vor; eben die Männer, die hier zur Verhütung des Mordens ausgeschickt wurden, saßen um Mitternacht in la Force als Großrichter des Volkes und Lenker der Metzelei. Zugleich kam Robespierre auf seinen Haß gegen die Gironde zurück. Billaud Varennes schilderte in ausführlicher Rede die Lage des Reiches, welches von Feinden bedroht und von Verräthern zerrissen sei; darauf erklärte Robespierre: Niemand wage es, die Führer der Verschwör-

zu nennen, wohlan, er klage sie an, die Mehrzahl der Minister, Roland, Brissot, die Faction der Gironde, die verbrecherische Commission der 21, er werde morgen die Beweise vorlegen, sie seien alle an den Herzog von Braunschweig verkauft. Der Gemeinderath decretirte ohne Zaudern, die Minister hätten das Zutrauen des Volkes verwirkt [1]). Die Absicht war ohne Zweifel, alle Gewalt in den Händen Danton's und der Lenker des Gemeinderaths zu vereinigen. Der Beschluß wurde in einigen Sectionen wiederholt [2]), einige hundert Bewaffnete suchten in Roland's Wohnung einzudringen, der Wachausschuß gab auf der Stelle einen Haftbefehl gegen den Minister, gegen Brissot und acht Girondisten [3]). Es wäre das Todesurtheil Aller gewesen. Indeß noch einmal trat Danton dazwischen, weil er üble Folgen für die eigene Partei besorgte, man kam überein, sich mit einer Haussuchung bei Brissot zu begnügen, und nur dann weiter vorzugehen, wenn dessen Papiere Anhaltepunkte dazu ergäben. Indeß fand sich nicht das Geringste, ohne daß Robespierre sich dadurch hätte abhalten lassen, seine Anklagen gegen die 21, gegen Brissot, gegen das Einverständniß der Gironde mit Preußen fort und fort zu wiederholen [4]), und insbesondere Roland's Einwirkung auf die bevorstehenden Conventswahlen mit grellen Farben zu schildern [5]).

Diese Vorgänge zeigten denn der Gironde mit der Helle des Blitzstrahls den Abgrund, der vor ihren Füßen lag. Von nun an war keine Verschmelzung mehr zwischen ihnen und den Demokraten möglich. Ihre eigene unmittelbare Lebensgefahr war nöthig gewesen, sie zu dieser Ueberzeugung zu bringen, und auch jetzt drang sie nur allmählich in die einzelnen Gemüther ein. Allen Uebrigen voran war Roland. Sein Zeitungsschreiber Louvet mußte am 3. eine neue Auflage des gestrigen Blattes liefern, worin das Lob der Mordthaten mit ebenso nachdrück-

1) Steht nicht in den Protocollen der Commune, wird aber am 3. in der Sitzung der A. N. erwähnt. Ternaux III, 205 setzt Robespierre's Rede auf den 1. September.

2) Peltier 233 setzt es, wohl nach Louvet, zum 1. Sept.

3) Louvet setzt ihn zum 1. Sept., Pethion zum 4., doch ist das Datum des 2. sicher durch Roland's Schreiben an die A. N. vom 3., sein Placat vom 13. (Buchez 18, 29), und die Memoiren seiner Frau II, 20.

4) Berichte darüber in der A. N. 4. Sept. XVII, 443.

5) Gadol an Frau Roland 10. October. Wenn allen diesen Thatsachen gegenüber Robespierre, lettres à mes commettans Nr. 4, S. 60, einfach jede Betheiligung an dem Wirken des Stadtraths in diesen Tagen leugnet, so sieht man, wie wenig man auf [illegible] seiner Aussagen geben kann.

lichem Tadel vertauſcht war [1]). In einem Schreiben an die Nationalverſammlung denuncirte er die Angriffe auf die Miniſter, ſprach in verhüllenden Wendungen von dem Gefängnißmorde, und bewirkte eine Proclamation, welche das Volk zur Geſetzlichkeit ermahnte. Zu weiterem Handeln aber erhob man ſich nicht, und an Roland's Tafel ſelbſt beſprach noch am 3. ſeine Frau die Ereigniſſe des Tages mit ihren Gäſten in theilnahmloſer Gelaſſenheit. Sehr langſam begann in der Nationalverſammlung der Unwillen in weiteren Kreiſen zu kochen, als die Hinrichtungen mit dem Tode der Prieſter und Schweizer nicht endigen wollten, als vielmehr am Morgen des 3. die Banden überall ihre Arbeit unermüdlich fortſetzten, und, zum Theil mit ausdrücklichen Vollmachten der Polizeibehörde verſehen, das Schlachten in allen anderen Gefängniſſen der Hauptſtadt begannen. Wollt ihr, rief am 4. der leidenſchaftliche Cambon der Nationalverſammlung zu, daß die Commune Paris das Reich regiere, wie einſt die Stadt Rom, ſo legt euer Haupt auf den Block; ſonſt erfüllt euern Eid, bringt den Nationalwillen zur Geltung, und züchtigt die Intriguanten, deren geheimer Zweck die Beherrſchung der Conventswahlen iſt. Auch in der Maſſe des Bürgerſtandes wuchs die Entrüſtung ſtündlich. Die Vorſtände aller Sectionen hatten am Abend des 2. einer Verſammlung bei Pethion beigewohnt, wo militäriſche Maßregeln berathen, und heftige Schmähungen und Verdächtigungen zwiſchen Gironde und Demokraten gewechſelt wurden [2]); es war deutlich, daß ein Ende der Gewaltthaten ſich gar nicht abſehen ließ, wenn nicht mit Nachdruck Einhalt geſchehe. Sie brachten deshalb einige Bürgergarden zuſammen, Pethion theilte ihnen mit, auf mehrmalige Anfrage habe der Commandant Santerre die nöthigen Befehle erlaſſen: aber die Befehle blieben aus [3]), und ohne ſie fürchtete ſich jeder von den Waffen Gebrauch zu machen. Die Vorſtände wandten ſich darauf an Danton als den unläugbaren Führer des Miniſterraths. Er beſchied ſie auf den Abend zu einer Verhandlung, an welcher die meiſten Miniſter, das Bureau des Reichstages, Robespierre, Pethion und Andere Theil nahmen. Man beſprach zuerſt mit trüben Erwägungen den Krieg, dann kam einer der Sectionsvorſtände auf die Gefängnißmorde, und begehrte, man möge, wie man hier verſammelt ſei,

---

1) Beaulieu.

2) Roland's Brief an die A. N. vom 3.

3) Ausſage der Sectionspräſidenten vor der Commiſſion der 21, bei Louvet 133, Pethion's Ausſage bei Buchez XXI, 104.

aufbrechen und dem Volke in den Weg treten. Alles blieb stumm, endlich rief Danton: Setze dich, es war nöthig so. Der Mann beruhigte sich nicht, nahm Pethion und Robespierre zur Seite und beschwor sie, durch ihren Einfluß beim Reichstage die Ernennung eines Dictators auf 24 Stunden zu bewirken. Robespierre fuhr auf: Hüte dich wohl, sie würden Brissot ernennen. Pethion sprach kein Wort[1]).

Ich breche hier die Einzelschilderung dieser entsetzensvollen Tage ab. Genug ist angeführt, um Triebfedern, Urheber und Zweck der Frevel zu bezeichnen, und ihnen in der Entwickelung der Revolution die richtige Stelle anzuweisen. Mehr Detail, als dazu erforderlich ist, wiederholen, hieße den Beruf des Geschichtschreibers beflecken. Ziehen wir das Ergebniß. In den meisten Gefängnissen dauerte das Morden bis zum Abend des 4., in einigen jedoch bis zum 6. und 7. September ununterbrochen fort. Es gab keine Gräuel, die nicht mit dem Blutvergießen verbunden wurden. In la Force tödteten die Mörder die Prinzessin Lamballe, die nächste Freundin Maria Antoinette's, besudelten und zerfetzten den Leichnam, und trugen das Haupt vor die Fenster des Tempels, um die königliche Familie zu dem gräßlichen Anblicke zu zwingen[2]). Es war die Rache für die Festigkeit, mit welcher Ludwig XVI. das Ansinnen abgelehnt hatte, den König von Preußen zum Rückzuge aus Frankreich aufzufordern[3]). In der Salpetriere, einem Frauengefängniß, befriedigten die Arbeiter der Commune an den Opfern zuerst ihre Wollust, dann ihren Blutdurst; in Bicetre, wo 5000 Verbrecher, Wahnsinnige und Invaliden zusammengebracht waren, metzelte man unter mehreren hundert andern Gefangenen 43 Knaben unter 16 Jahren nieder, und wandte Artilleriefeuer an, um in kurzer Frist eine möglichst große Menschenmenge hinzuschlachten[4]).

---

[1]) Aussage Mandar's, Vicepräsidenten der Section des Tempels, bei Prudhomme, crimes IV, 123.

[2]) Cléry p. 21. Menessier.

[3]) Auch hier hat die Biographie universelle wieder Großes in dem Aufwärmen alter Lügen geleistet. Nach allen Regeln der Kritik und des Menschenverstandes entscheidet das Zeugniß Malesherbes für die Ablehnung. Eben so sicher ist, daß, wie Ludwig den Brief nicht geschrieben, Friedrich Wilhelm keinen solchen empfangen hat. Die Behauptung der falschen Memoiren Ludwig XVIII., Orleans habe Ludwig's Handschrift nachgemalt, ist so grundlos wie der größte Theil dieses Buches.

[4]) Protocoll der Nationalversammlung, 3. September. In Bicetre stand Henriot an der Spitze der Mörder.

Die Gesammtzahl der Hingewürgten ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Gleichzeitige Erzähler reden von acht, von zehn, ja von fünfzehntausend Todten; die demokratischen Historiker unserer Zeit haben kaum tausend zugeben wollen, da die von den beiden Hauptgefängnissen erhaltenen Listen nur 311 Erschlagene aufführen. Allein der Schluß ist schon deshalb unsicher, weil eine Menge Verhafteter bei dem tumultuarischen Verfahren der letzten Tage gar nicht einregistrirt wurde. Von anderen gleichzeitigen Namenlisten giebt eine 1414 Todte, eine zweite 1316, eine dritte nennt 1005, fügt aber dann noch hinzu, daß außer diesen in Bicetre eine Zahl von mehr als tausend Menschen gemordet worden sei [1]). Nicht Alle waren politisch Verfolgte: hier und da wurden gemeine Verbrecher erschlagen, an anderen Punkten aber auch befreit und sogar unter die Volksrichter eingestellt [2]).

Während so in den Gefängnissen die Mörder ihr Bluthandwerk betrieben, strömten bei dem Sicherheitsausschusse des Stadtrathes die kostbaren Besitzthümer der Verhafteten und Verfolgten zusammen. Die Mörder machten nur selten Anstalt, sich selbst etwas zuzueignen [3]), dann erschienen Vertreter des Gemeinderathes, baten, den schönen Tag nicht durch Diebstahl zu besudeln, versprachen regelmäßige Besoldung, gaben Einzelnes Preis und brachten den größten Theil der Beute in Sicherheit. Sonst mußte die Sectionsbehörde, zu deren Bereich das Gefängniß gehörte, die Effecten sammeln, und dann in Masse dem Sicherheitsausschusse zusenden. Verzeichnisse wurden nicht aufgenommen, der Empfang nicht bescheinigt, jede geordnete Aufstellung vermieden. Es war kein Hinderniß für den Ausschuß, wenn eine Section ein Paket

---

1) Die beiden neuesten Darstellungen des Gegenstandes, bei Granier de Cassagnac, les Girondins, und Ternaux, histoire de la Terreur kommen nach genauer Durchforschung der Acten jener auf 1532, dieser auf 1368 Todte. Die Zahl der Mörder in allen Gefängnissen zusammen belief sich auf 187, ein neuer Beweis für die planmäßige Veranstaltung des Frevels durch die regierenden städtischen Behörden und die Theilnahmlosigkeit der Masse der Bevölkerung.

2) Prudhomme, crimes, bestätigt durch Garat's Erwägungen im November (Sitzung des Convents vom 13.), daß von den befreiten Verbrechern die leichtern frei bleiben, die Räuber und Mörder aber wieder eingebracht werden sollten.

3) Einmal in der Conciergerie, Protocoll der Commune; in der Abtei, Jourdan's Bericht. Die Mörder erhielten Sold, 6 bis 24 Frs., und reichlichen Wein. Vgl. hierüber Ternaux III, 515 ff., dessen Ausführung (gegen L. Blanc's beschönigende Behauptung, man habe nicht den Mord, sondern die Wegschaffung der Leichen bezahlt) keinem Zweifel mehr Raum läßt.

versiegelt hatte[1]). In den weiten Sälen des Stadthauses stapelte man Kisten und Kasten, Geldsäcke und Assignaten, silberne Gefäße und goldene Uhren, Ringe und Edelsteine, Waffen und Hausgeräth, Ergebnisse der Haussuchungen, Mordthaten und Befreiungen, Alles durch einander auf. Es ist unmöglich, den Werthbetrag dieser Dinge auch nur annähernd zu bestimmen, da niemals Rechnung darüber gelegt, und der später von der Gironde betriebene Proceß gegen die Ausschußmänner in dem Sturze dieser Partei untergegangen ist. Nur ein ungefährer Maßstab der Schätzung läßt sich gewinnen, wenn man erwägt, daß bei den zahllosen Haussuchungen seit dem 10. August auf Befehl der Commune überall das baare Geld fortgenommen und Assignaten (damals im Course von 60%) dafür zurückgelassen[2]), daß allein in der Nacht auf den 30. August 3000 Menschen meist aus wohlhabendem Stande verhaftet, daß in den Septembermorden wenigstens 2000 umgebracht und beraubt, daß alle Kostbarkeiten der Kirchen so wie der königlichen und fürstlichen Schlösser[3]) mit diesem Raube vereinigt wurden. Den verhafteten Geistlichen schmeichelte Manuel am 31. mit der Aussicht, sehr bald aus Frankreich entfernt zu werden, sie ließen sich deshalb ihre Baarschaften für die Reise in das Gefängniß verabfolgen, drei Bischöfe aus reichen Häusern waren unter der Zahl, man ermißt leicht, welche Summen hier zusammen flossen. Septeuil war Schatzmeister der königlichen Civilliste; er selbst entfloh nach England, seiner Frau nahm man an Assignaten und Edelsteinen über eine Million L. weg[4]). Im Convente wurde später erklärt, die Commune habe Kostbarkeiten im Werthe von zwölf Millionen in ihrem Verwahr, ein anderes Mal, es seien ihr von deponirten Gegenständen über eine Million Livres in Gold abhanden gekommen, während umgekehrt Panis sich rühmte, er habe dem Vaterlande beinahe zwei Millionen erhalten, über welche gar kein Protocoll existirt habe. Diese wenigen Notizen ergeben hinreichend, daß das in diesen Schreckenstagen geraubte Gut allein in Paris nur nach Millionen gemessen werden kann.

---

1) Sitzung der Commune 14. Nov. und Moniteur vom 12. Mai 1793.

2) Morris an Jefferson 8. August 1793.

3) Die Hotels der Prinzen von Artois und Polignac waren vollständig ausgeräumt und die Effecten auf das Stadthaus geschafft worden. (Rev. de Paris 14, 498.)

4) Peltier II, 316. Im April fand sich davon nur eine Summe von 6700 L. protocollirt, und an deren Stelle ein gleicher Betrag in falschen Wechseln. B. XXVI, 209.

Solche Dinge brauchen nur ausgesprochen zu werden, um Abscheu zu erregen. Aber es gab noch ein Schlimmeres als den bluttriefenden Raub, ich meine den Raub, der sich mit der Waffe der Gesetzgebung vollzog. Denn dieser griff noch tausendfach ärger umher, und konnte es dabei wagen, sich als das Meisterstück einer neuen Socialpolitik zu brüsten. Während die Mörder der Abtei die Eigenthümer in Paris erschlugen, untergruben die von ihren Lenkern erzwungene Decrete das Eigenthum in ganz Frankreich. Am 1. September schon befahl der Reichstag die Anfertigung von soviel Papier, daß der Convent sofort 300 Millionen neuer Assignaten emittiren könnte. Es waren gerade vier Wochen vergangen, seitdem die Nationalversammlung selbst eine gleiche Summe Papiergeld geschaffen hatte: wer sich über einen so colossalen Verbrauch wundern mochte, erhielt vier Tage später die Aufklärung, daß der Monat August außer allen laufenden Verwaltungskosten bei gänzlich stockender Steuerhebung eine außerordentliche Ausgabe von 98 Millionen gehabt hatte. Wenn man dabei erwägt, daß für den Krieg damals kaum 100,000 Mann schlagfertig im Felde standen, und bei den militärischen Organisationen im Innern überall über Geldmangel geklagt wurde, so ist es klar, auf welchen Wegen der größte Theil jener Summen abfloß. Außerdem empfingen aber alle Hauptpersonen der damaligen Staatsgewalt noch ihr besonderes Theil. Schon am 28. August hatte das Ministerium 2 Millionen zu geheimen Ausgaben erhalten, die bis auf Weniges von Danton allein und ohne Rechnungsablage verbraucht wurden. Am 4. September erfreute man die Proletarier des Reiches durch neue 12 Millionen für Getreideankäufe, am 5. die Sectionen von Paris mit etwa einer halben Million für die von ihnen zu rüstenden Vaterlandsvertheidiger, noch am 17. die Commune zu den schon empfangenen 7 mit beinahe 2 Millionen zu revolutionären Bedürfnissen. Kurz, man verstand es, das neu geschaffene Papier, welches alle Lebenssäfte Frankreichs in sich aufsog, an den Mann zu bringen.

Ebenso wenig war man in Verlegenheit, um diesem Papiere selbst immer frische Nahrung, immer neue Hypothek zuzuführen. Die Güter der Emigranten versprachen schon einen Betrag von drei oder vier Milliarden; man hatte aber gleich von Anfang an einige Bedenken, die wir später kennen lernen werden, und fügte deshalb am 19. die rascher verfügbaren Güter des Malteserordens im Betrage von 400 Millionen der großen Confiscation hinzu. Außerdem steigerte man die Bedrückung der Emigranten in demselben Augenblicke, in dem man allen Nicht-

Demokraten nur zwiſchen Mord und Flucht die Wahl ließ. Man befahl, daß keinem Emigranten ferner eine Staatsrente ausgezahlt werde, daß jeder Vater eines Emigranten auf ſeine Koſten (nahe an 2500 L. jährlich) an der Stelle des Sohnes zwei Soldaten ausrüſten und unterhalten ſollte. Von einer Unterſcheidung zwiſchen den Ausgewanderten, die in Coblenz unter Waffen ſtanden, oder die widerwillig vor den Dolchen der Banditen geflohen, war keine Rede.

Wenn bereits das alte Regime ein übergroßes Gewicht auf die Bilanz der Ein- und Ausfuhr bei edlen Metallen gelegt hatte, ſo war bei dieſen Jacobinern, die alle Mißbräuche des alten Staates erneuerten, eine Maßregel gegen die Goldausfuhr von ganz beſonderem Belange. Die Nationalverſammlung verbot, weil der Wucher durch Hinwegflüchten des Metallgeldes das Volk auszuhungern ſuche, die Ausfuhr der Gold- und Silbermünze am 5., und ſodann am 16. September die Ausfuhr der Gold- und Silbergeräthe. Man muß ſich dabei erinnern, daß die Commune bei ihren Hausſuchungen überall das vorgefundene Baargeld in Beſchlag genommen und gegen Aſſignaten eingewechſelt hatte. Das Verbot ging alſo offenbar über handelspolitiſche Zwecke hinaus.

Noch tiefer ſchnitten aber in Eigenthum und Wohlſtand die Verfügungen des 9. und 16. September über den Handel mit Lebensmitteln ein. Die Brodfrage war, wie wir wiſſen, damals der praktiſche Typus deſſen, was heute die ſociale Frage genannt wird: zu ihrer Löſung wurde jetzt, vier Wochen nach dem Siege der Demokraten, der erſte Schritt im Sinne des Staatscommunismus gethan. Bisher hatten die Proletarier erzwungene Preistaxe erſtrebt, womit in der Regel die Entſcheidung der Pöbelmaſſe der einzelnen Gemeinde überliefert wurde. Jetzt ſchlug man einen verdeckteren und univerſelleren Weg ein. Man verbot jede Störung des Handels, ordnete ein Verzeichniß aller im Lande exiſtirenden Vorräthe an, und befahl den Behörden, auf deſſen Grund die Beſitzer zu verhältnißmäßigen Lieferungen an die Märkte zu nöthigen. Wir werden ſehen, wie bald ſich an dieſen erſten Schritt in der Verfügung über den Privatbeſitz ſtärkere Maßregeln anreihten.

So trat dieſe ſogenannte Demokratie im September zu Paris auf, ſo behandelte ſie die Perſonen und Güter mit zügelloſem Despotismus. Sie erreichte damit ihr nächſtes politiſches Ziel, indem ſie in der Hauptſtadt die Conventswahlen ſich vollſtändig ſicherte. Wie ſehr ſie dazu des Schreckens bedurfte, wie wenig ſie der Volksſtimmung traute, zeigte noch am 29. ein Befehl der Commune, daß die Ernennung jedes Wahlmannes mündlich erfolgen, und von den übrigen Sectionen beſtätigt

werden sollte: man war dann seiner Sache gewiß, wenn nur in 25 Sectionen unter 48 die Einschüchterung gelang. Es zeigte sich aber, daß man des Mittels kaum bedurft hätte. Fast in allen Sectionen hatten die Schreier der Clubs das Feld allein, höchstens daß einige Priester mit nutzlosem Widerspruche lästig fielen. Die Führer hatten beinahe den Eifer ihrer Trabanten zu mäßigen, da diese das praktische Ziel des Systemes, den Sturz der Eigenthümer, zu unbefangen an das Licht stellten. Die Cordeliers bemerkten, daß in der Stadt der Luxus sich zu verstecken, das Silbergeräth zu verschwinden beginne. Sie mahnten, die Zeit sei noch nicht gekommen, die Aristokratie der Reichen zu treffen, die Preußen würden Victoria singen, wenn in Paris das Eigenthum abgeschafft würde. Mögen also die Armen sich beruhigen, bald genug wird der Tag kommen, der Tag nach dem Ende des Krieges, wo das Maß des Gesetzes die Vermögenszustände regeln wird [1]). Dies war von den Ansichten, welche auf die Urwähler Einfluß hatten, die gemäßigte: man kann sich denken, wie jacobinisch der so ernannte Wahlkörper ausfallen mußte.

Immer aber hielt auch bei diesem die Commune eine entsprechende Anwendung des Schreckens für gerathen: so gering war das Vertrauen dieser Bande zu jedem französischen Bürger, der nicht ganz unmittelbar zu ihrem Pöbel und ihren Mordknechten gehörte. Auch der Wahlkörper, so wurde bestimmt, sollte seine Verhandlungen öffentlich im Locale des Jacobinerclubs halten, dessen Galerien unaufhörlich von Robespierre's und Marat's bewaffneten Verehrern besetzt waren. Die Sitzungen begannen eben am 2. September; an diesem Tage bedeutete es etwas, dem Zorne des souveränen Volkes zu trotzen, wenn es von den Tribünen herab sein Bravo und sein Grunzen in die Debatten hineinwarf. So wurde man zwar mit einigen feuillantistischen Stimmen, die sich trotz aller Vorkehrungen der Commune eingeschlichen, gründlich fertig, indem man die Männer sofort hinausjagte, und sie Gott danken mochten, daß sie lebend hinauskamen. Dann aber gab es neuen Zwist, welcher die Unentbehrlichkeit der Zwangsmittel für die demokratischen Zwecke glänzend bestätigte. Theils war die Gironde doch zu lange die lenkende Fraction der Jacobiner gewesen, als daß man sie von vorn herein hätte ganz ausschließen können: gerade ihre praktisch kräftigsten Männer, wie Louvet und Gorsas, übten entschiedenen Einfluß auf einen Theil des Wahlcolleges. Anderentheils waren die Demokraten selbst nicht

1) Révol. de Paris.

vollſtändig unter einander geeint, insbeſondere Robespierre nicht überall mit Danton und deſſen Genoſſen einverſtanden. Um ſo mehr begann man wie bei den Urwahlen mit dem Beſchluſſe, mündlich zu ſtimmen, und jede Wahl der Ratification der Urverſammlungen zu unterwerfen, und ſchritt dann am 3. September zu der Ernennung des erſten Deputirten. Es war der Augenblick, in welchem die Gefängnißmorde ihren gräßlichſten Höhepunkt erreichten: der erwählte Deputirte war Maximilian Robespierre. Die Gironde hatte ſich geſchmeichelt, wenigſtens Pethion, den tugendhaften Maire, den gefeierten Vater des Volkes, neben ihn zu ſtellen; ſie konnte aber nicht einmal, nachdem er in Chartres gewählt war, ein leeres Anerkennungsvotum durchſetzen. Es folgten die Wahlen von Danton, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins: es war klar, daß die Gironde kaum einen einzigen Candidaten erlangen würde, obwohl einige Cordeliers mit Robespierre's Unverſöhnlichkeit unzufrieden waren, und z. B. zu Briſſot Zutrauen gehabt hätten. Allein über jede Aeußerung dieſer Art fiel vor Allem Marat mit grenzenloſer Wuth her, denuncirte die Vorgeſchlagenen und ihre Beſchützer in giftigen Placaten, und mahnte das patriotiſche Volk mit den feilen Söldlingen Necker's, Lafayette's, Braunſchweigs aufzuräumen. Seine eigene Wahl koſtete immer noch einige Mühe; die Debatte, die ſich darüber entſpann, iſt für Freunde und Gegner und damit für Marat's eigene Stellung höchſt bezeichnend. Die Demokraten ſchämten ſich ſeiner; er muß in den Convent, ſagten ſie, nicht als der Weiſeſte und Trefflichſte, aber als ein Stück Sauerteig zur Erhebung der Maſſe. Am 7. kam ſeine Candidatur zur Sprache, unterſtützt durch ſeinen würdigen Freund, den Capuziner Chabot. Auf politiſchen Widerſpruch ließ ſich Niemand ein: aber, rief Voidel, wollt ihr einen Patrioten, der eine ihm ſchuldige Summe in Aſſignaten zurückgewieſen und baares Geld begehrt hat — einen Ehrenmann, der von einem Gläubiger gemahnt, ſeinen Freund Legendre eiligſt erſucht, eine bei ihm deponirte Geldſumme zu verläugnen — einen Unbeſcholtenen, der zwei Jahre lang von dem Bürger Maquet und deſſen Frau in einer Kellerwohnung verpflegt, Maquet endlich durch eine angebliche Commiſſion entfernt und ſich dann die Frau und die Möbel des Mannes aneignet? Marat entgegnete keine Sylbe, aber ſeine Bande brüllte: wir werden ſehen, noch iſt das Beil erhoben, noch halten wir das Seil der Sturmglocken. Die Gironde ſtellte ihm als ſchneidendſten Contraſt den engliſchen Philoſophen Prieſtley entgegen, der mit unzweifelhaftem Radicalismus eine fleckenloſe Perſönlichkeit verband. Da erklärte endlich Robespierre: es

ſind Philoſophen genug im Convente, wir brauchen ſtatt der Büchermacher muthige Kämpfer, Menſchen, die vom Deſpotismus gezwungen waren, ſich Jahre lang in einem Keller zu begraben. Danton ſtimmte ein, und Marat wurde Vertreter der Nation. In dieſem Sinne ging es weiter, die 24 Deputirtenſtellen hindurch, nichts als Dantoniſten oder Maratiſten des reinſten Waſſers. Die Gironde erlangte den einen Duſſaulx, einen alten ſchwachen Mann, der Niemand gefährlich werden konnte. Der letzte Candidat war der Herzog von Orleans, den eine Anzahl von ihm beſtochener Wahlmänner unterſtützten, hier einige Dantoniſten, dort von den Girondins Gorſas. Robespierre aber und Marat wollten nichts von ihm wiſſen, und begünſtigten eine der Zierden des Gemeinderathes, Lhuillier. Da geſchah, daß Marat die Unverſchämtheit hatte, für ſeine Pamphlete von dem Miniſter Roland eine Staatsſubvention von 15,000 L. zu fordern, und als Roland, der ſtete Gegenſtand ſeiner Schmähungen, ihn verächtlich abwies, die Summe von dem Herzoge von Orleans erhielt. Dies trug dem Herzoge Marat's Unterſtützung im Wahlkörper ein, ſo daß er bei der Abſtimmung genau die abſolute Mehrheit gewann. Sogar dies wurde angefochten; es war aber ſpät Abends, und die Secretaire des Handels müde; ſie verkündeten alſo den Herzog als richtig gewählt. So kam Philipp Joſeph in den Convent, zum Königsmord und zum Blutgerüſte [1]).

Die meiſten der Gewählten waren namenloſe oder anrüchige Menſchen, die keinen anderen Titel als ihre ſchrankenloſe Brauchbarkeit für die Factionszwecke beſaßen. Wie man aller Mittel der Gewalt bedurft hatte, um ihre Ernennung möglich zu machen, ſo hatte man auch ein klares Bewußtſein über den Eindruck, welchen die Wahl bei der Mehrheit der Bürger hinterließ. Er war ſo entſchieden ungünſtig, daß man den vorher eifrig betriebenen Beſchluß, die Wahlen durch die Sectionsverſammlungen beſtätigen zu laſſen, nachher in tiefem Schweigen begrub, ſtatt deſſen aber feſtſtellte, den Convent zur Ausſtoßung aller freiheitsfeindlichen Deputirten aufzufordern. Indeſſen was kümmerte dieſe Partei die Geſinnung der Menſchen, ſo lange ſie die Gewalt und den Sieg in der Hand behielt? Mochten die Pariſer Bürger murren, mochten ſie in einigen Sectionen bewaffnet zum Schutze des Eigenthums und der Perſonen zuſammen treten, und Beſchwerden über die Commune an die Nationalverſammlung bringen: der Gemeinderath ließ ermorden

1) Ducoing, Philippe d'Orléans.

ſo lange er wollte, und die Hauptſtadt hatte im onvente keine anderen Vertreter als die Männer des Berges. Gelang es in den Provinzen, wie in Paris, ſo ſtand Frankreich der Demokratie zur Verfügung. An Rührigkeit und Anſtrengung hatte man es auch hier nicht fehlen laſſen.

An demſelben Tage, an welchem Robespierre gewählt und das Haupt der Lamballe unter das Fenſter der Königin getragen wurde, eilten die Agenten der Faction aus allen Thoren von Paris, um das rothe Banner auch in den Provinzen aufzuſtecken. Die Ausſichten ſchienen nicht ſchlecht, denn der Schlag des 10. Auguſt, der die Verfaſſung und die beſtehenden Centralgewalten zertrümmerte, hatte bereits die Zerrüttung in alle Departements getragen. Ein eifriger Jacobiner, Jean Debry, ſchilderte etwas ſpäter[1]) den Zuſtand dem Convent in folgenden Worten: „Ueberall waren dem kecken Verbrechen und den ſelbſtſüchtigen Umtrieben die Wege geöffnet. Ueberall waren unbekannte Autoritäten auf eigene Fauſt erſtanden. Der Bürger wußte nicht, wer ihm befahl, und mit welchem Rechte ihm befohlen wurde. Eine Gewalt erhob ſich gegen die andere, und drückte der beginnenden Herrſchaft der Freiheit den Charakter des Deſpotismus und der Willkür auf.“ Es war eben überall wie in Paris, überall griffen Clubs und revolutionäre Sectionen nach der Herrſchaft: es kam nur darauf an, dieſe Elemente in ein großes Ganze zu vereinigen. Demnach ließ Danton, gleich nachdem die Nationalverſammlung am 2. den Miniſtern jene ſchrankenloſe Dictatur übertragen, durch das Conſeil die Beſtallungen ſeiner Commiſſare zeichnen. Die Auswahl der Perſonen riß er kurzer Hand an ſich; Roland war verdroſſen und grimmig, ſah ſich aber überſtimmt und unterzeichnete. Es waren durchgängig Mitglieder des Gemeinderathes, und zwar die heißeſten, derbſten und unbedingteſten aus der Maſſe, welche Danton ſich erkor: als immer übler berufene Subjecte zum Vorſchein kamen, zog Roland endlich ſeine Unterſchrift zurück, Danton aber fragte lachend, ob er etwa zarte Jungfrauen ſchicken ſollte. Zur Ausfertigung der Inſtruction benutzte er jedoch, um allen Weiterungen vorzubeugen, einen Augenblick, in dem Roland die Sitzung verlaſſen hatte. Sie lautete präcis und einfach, die Commiſſare ſollten an alle Behörden alle Requiſitionen gelangen laſſen, welche ſie zum Heile des Vaterlandes nöthig erachteten, und bei requirirten Lieferungen die Preiſe des Getreides u. ſ. w. ſelbſt beſtimmen. Daneben hatten die Commiſſare eine harmloſere Anweiſung zum Vorzeigen, die auch

[1]) Sitzung des Convents. 26. September 1792.

Roland bekannt, und auf Benehmen mit den Clubs, Anregung der öffentlichen Meinung und Beschleunigung der Kriegsrüstung gerichtet war. Das letzte Wort aber sprach auch hier der Pariser Gemeinderath aus. Obwohl er amtlich mit den übrigen Departements nicht das Mindeste zu verhandeln hatte, ernannte er seinerseits 24 Sendboten, zum Theil dieselben Menschen, die auch von den Ministern bevollmächtigt waren, ein einfaches Mittel, um bei etwaigen späteren Vorwürfen mit den verschiedenen Personen und Vollmachten Versteck zu spielen. Hier lieferte die Schriftstücke der Sicherheitsausschuß der Commune, unter der zukunftreichen Benennung: Ausschuß des öffentlichen Wohls. In einem Rundschreiben an alle Gemeinden des Reiches verkündete er, daß das Volk einen Theil der verhafteten Verschwörer durch eine That nothwendiger Gerechtigkeit vernichtet habe, und forderte alle Mitbürger, Brüder und Freunde auf, jeder an seinem Theile diese dringende Maßregel des politischen Heiles zu wiederholen. Zur besseren Beglaubigung erhielt dieses Circular die Gegenzeichnung des Justizministers Danton, und wurde in zahlreichen Exemplaren durch dessen Bureaux versandt. Danton ließ es übrigens hiebei noch nicht bewenden, sondern fügte, um die Wirkung zu sichern, selbst noch ein Manifest hinzu, in dem es ausdrücklich hieß: noch einmal, Bürger, zu den Waffen, ganz Frankreich starre von Piken, Bajonetten, Kanonen und Dolchen, in den Städten sei das Blut aller Verräther das erste der Freiheit dargebrachte Opfer, damit man beim Auszuge gegen den Feind Niemand zurücklasse, der uns beunruhigen könne[1]).

Man nehme dies Alles zusammen. Die langjährige Zerrüttung aller Zustände, der Hunger und die Unbändigkeit des Proletariats in allen Provinzen ohne Ausnahme, das frische Beispiel der letzten Pariser Revolution, das Eingreifen der mit unbedingter Vollmacht versehenen Commissare, endlich der ausdrückliche Befehl der höchsten Justizbehörde, die sich ihrerseits auf ein Gesetz berufen konnte, daß jeder Widerstand gegen ihre Verfügungen sofort den Tod verwirken solle: man wird einräumen, daß die Vorbereitungen zur sicilianischen Vesper oder der Bartholomäusnacht harmlos und schwächlich im Vergleiche mit diesem Plane eines jacobinischen Nationalmordes waren.

Glücklicher Weise trug dieses Mal das Unheil selbst das Heilmittel in sich. Die demokratischen Führer hatten im Kampfe gegen

1) Das Schreiben des Ausschusses ist oft gedruckt, dies Circular Danton's findet sich meines Wissens nur bei Blondier-Langlois, Anger, 1789—1830, I, 262, aus dem Archiv von Angers. Es ist selbst dem Fleiße Ternaux's entgangen.

das Königthum zu gründlich die allgemeine Zügellosigkeit gepredigt, als daß sie jetzt selbst auf raschen und allgemeinen Gehorsam hätten rechnen können. Sie waren schon in der Hauptstadt eine Minorität, die nur durch die Organisation der Regierungsgewalt den Sieg davontrug; in der Entfernung wirkte ihr Ansehen als Regierung schwächer und war ihre Zahl im Verhältniß zu den Widerwilligen noch ungünstiger. Die Tuilerien konnten sie mit einem Handstreiche einnehmen, das französische Volk aber sich zu unterwerfen, dazu bedurfte es noch jahrelanger Arbeit und namenloser Verbrechen.

Zwar an einigen, nicht unwichtigen Punkten gelang den Commissaren ihr blutiger Unfug.

In Lyon fanden sie bei ihrer Ankunft die Arbeit schon begonnen, da Lauffel's Brief die Demokraten auf der Stelle in Thätigkeit gesetzt hatte. Die Rücksicht auf die Wahlen wirkte hier ebenso stark wie in Paris, denn die Mehrheit der Einwohner war durchaus nicht jacobinisch gesinnt, andere Umstände aber lagen noch günstiger für eine Gewaltthat als in der Hauptstadt. Schon der Maire Vitet, obgleich girondistisch gesinnt, und wie Pethion von selbstsüchtiger Vorsicht beseelt, war doch thatlustiger als dieser, und noch durch kein persönliches Zerwürfniß mit den Cordeliers abgekühlt. Sodann aber war der Führer der Linientruppen in Lyon zu jeder Blutarbeit bereit, das einzige Mal, so weit ich sehe, wo im Jahre 1792 ein französischer General seinen Degen der meuchlerischen Pöbeljustiz zur Verfügung stellte. Um den Fall in vollends grelles Licht zu setzen, war noch dazu dieser Feldherr der Lyoner Septembermänner ein deutscher Prinz, Carl Constantin von Hessen-Rothenburg-Rheinfels: es ist merkwürdig, daß diese Familie, deren Haupt sich durch eine unbarmherzige Strenge gegen die Neuerer auszeichnete, zugleich den ärgsten Jacobiner lieferte, der vielleicht jemals auf deutschem Boden geboren worden ist. Prinz Carl, oder wie er sich damals nennen ließ, der Bürger General Hessen mochte etwa 35 Jahre zählen, hatte eine lange, hagere Gestalt, in dem blassen Gesichte auffallend starke Backenknochen, große, aber matte blaue Augen, grell blondes Haar. Er sprach rasch und viel, begleitete seine Reden mit unaufhörlichen krampfhaften Gesticulationen, und schloß jeden Satz durch ein Zähneknirschen, dessen Geräusch er je nach seinem Affecte weithin erschallen ließ. Sind seine Thaten so wild wie seine Reden, sagte einer seiner Zuhörer [1]), so kann man sich ihn vorstellen als eine

[1]) Nodiers Souvenirs.

Tigerkatze mit menschlicher Sprache. Leider hat es an den Thaten in keiner Weise gefehlt. Während des Sommers finden wir ihn unaufhörlich bei den Ausschüssen der Nationalversammlung oder bei den Jacobinern mit Angebereien gegen Minister und Generale beschäftigt, und vernehmen einmal im Kriegsausschusse die Bemerkung, Hessen sei ein rastloser Ankläger, verschwinde aber jedes Mal, sobald man Beweise fordere. Vitet's Freundschaft verhalf ihm endlich zu dem Commando in Lyon, wo er sogleich den Gedanken faßte, den General Montesquiou von dem Oberbefehle der Südarmee zu verdrängen, und sich zu diesem Behufe mit den Lyoner Jacobinern auf gegenseitige Unterstützung vereinte. Aus Montesquiou's Sturz wurde zwar für's Erste nichts, um so eifriger wurde dafür die städtische Katastrophe betrieben. Hessen meldete mit großem Jubel am 3.: Freiheit oder Tod, Lyon wird endlich gereinigt, der Maire läßt die Nationalgarde zusammentreten und die Stadt von allen Uebelgesinnten befreien. Sechs Tage später fiel der erste Streich: während Vitet die Nationalgarde durch eine große Parade beschäftigte, wurden drei Priester und neun Reiterofficiere, welche Hessen drei Wochen früher eigenmächtig verhaftet hatte, erschlagen, und die Leichen unter Fackelschein und Geschrei in der Stadt umhergeschleppt. Eine Liste von 200 weiteren Opfern war angefertigt, aber der Unwille der Nationalgarde sprach sich so stark aus, daß man die Fortsetzung der Metzelei aufschob. Da jedoch Vitet überall den Befehl zu bewaffnetem Einschreiten der Garde weigerte, so trat bei der gebildeten Classe ein solches Entsetzen ein, daß Hessen dem Minister am 11. schrieb: die Katastrophe von vorgestern bringt die Aristokraten und Emigranten zur Flucht, und giebt uns die Mehrheit in Lyon [1]).

Jetzt erst langten die Commissare des Pariser Stadtrathes an, um den Schrecken in System zu bringen. Der Mord des 9. erschien ihnen nur als erstes Signal; es kam darauf an, sich im Großen Personen und Eigenthum von ganz Lyon zu unterwerfen. Man begann mit einer Plünderung der wichtigsten Magazine der Stadt. Haufen von Weibern waren voran, die Nationalgarde, die auf eigene Hand die Waffen ergriff, wurde von den Municipalbehörden kategorisch zur Ruhe verwiesen, das Rauben dauerte in geordneter Regelmäßigkeit vier Tage lang. Dann decretirten die Weiber im Namen des souveränen Volkes einen höchst niedrigen Preistarif für Brod, Kaffee und eine Anzahl anderer Artikel, welchen der Stadtrath auf der Stelle zum Gesetze

1) Correspondenz der Südarmee.

erhob. Endlich wurde auf specielles Betreiben der Pariser Commissare eine nächtliche Haussuchung in allen Quartieren der Stadt veranstaltet, und mehrere hundert Verhaftungen bewirkt. Die Mittelclasse glaubte jeden Augenblick das große Blutbad beginnen zu sehen. Aber auch die kleinen Handwerker, die zu Lyon den Kern der jacobinischen Partei bildeten, standen nicht auf der Höhe der Revolution, und versagten den Führern[1]). Man beeilte sich deshalb zu den Conventswahlen zu schreiten, und setzte für Lyon die gewünschten Candidaten der Demokratie, für das Departement wenigstens eine Mehrzahl republikanisch Gesinnter durch.

Ganz ähnliche Ereignisse erlebte in denselben Tagen Orleans[2]). Die Ankunft der Pariser Schaar, welche angeblich die Entführung der Staatsgefangenen hindern sollte, bewirkte auf der Stelle Unfug aller Art. Die Gefangenen wurden von ihren neuen Wächtern zunächst gründlich ausgeplündert, mehrere Criminalverbrecher befreit, Beamte, die mit der Sorge für die Lebensmittel beauftragt waren, mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Der Regierungscommissar Bourdon gab zu all' diesen Ausschweifungen die Losung, so daß sein College Dubail selbst erklärte, er bleibe nur in der Hoffnung, Bourdon's schändliche Beschlüsse hintertreiben zu können. Am 3. langte ein Decret der Nationalversammlung an, welches die Gefangenen nach Saumur zu bringen befahl; da war sogleich bei der Pariser Armee nur eine Stimme, daß man sie statt dessen nach der Hauptstadt transportiren werde. Durch Bourdon's Umtriebe war indeß ein Theil der in Orleans stehenden Linientruppen ebenfalls meuterisch gemacht worden, eine kleine Anzahl Nationalgardisten trat zu den Banditen über; genug, die städtische Behörde, welche hier entschieden gesetzliche Gesinnung hatte, sah sich ohne Mittel, dem Morde Widerstand zu leisten. Am 4. September brach die Colonne mit 43 Gefangenen nach Paris auf, langte am 9. in Versailles an, und ermordete hier die Unglücklichen sämmtlich bis auf drei, trotz des energischen Einschreitens des Maire. Danton aber lobte von seinem Balcon herunter die Mörder, daß sie eine dem Volke heilsame und unentbehrliche That vollbracht hätten.

In Orleans erfuhr man bald, daß die Expedition damit ihre

---

[1]) Rede des Jacobiners Riard an durchziehende Marseiller. Monleon I, 136. Bericht der Conventscommissare am 16. November. Sie klagen, daß selbst die constitutionellen Priester gegen die Revolution seien.

[2]) Acten und Urkunden bei Lottin, Orléans, 2. partie.

Folgen keineswegs vollendet hatte. Die Führer derſelben bezeugen es nachdrücklich genug. Bourdon berichtete der Nationalverſammlung am 10.: „wir haben jeden Augenblick der Muße benutzt, um den Patriotismus der Bürger zu erhitzen, den Gemeingeiſt zu wecken, das Volk auf die Höhe des Pariſer Volkes zu erheben. Die Frucht unſerer Lehren war die Zerſtörung aller Denkmäler des Deſpotismus und Fanatismus" — einer Bildſäule z. B. Karl VII. und der Jungfrau von Orleans — „die Abſchaffung der Zeichen der Eitelkeit, der Epauletten und Bärenmützen" — wie in Paris nahm man den Officieren und Grenadieren der Bürgergarde ihre äußeren Abzeichen — „die Deportation der unbeeidigten Prieſter" — ſie wurden zur Abreiſe gezwungen, und unterwegs wie wilde Thiere gehetzt — „die Bildung eines dritten Bataillons von 800 Mann, endlich die Errichtung eines Centralausſchuſſes mit unbeſchränkter Vollmacht des ſouveränen Volkes" — mit anderen Worten eines Mittelpunktes für die Empörung gegen alle geſetzlichen Behörden.

Immer aber war hier die allgemeine Stimmung den Demokraten noch abgeneigter als in Lyon. Die Wahlen zum Convente, die am 8. Statt fanden, fielen ganz girondiſtiſch aus, und erſt nachträglich gelang es den Cordeliers, Bourdon an des zuerſt ernannten Briſſot Stelle durchzuſetzen. Deſto thätiger waren ſie bemüht, die Eigenthumsfrage in demſelben Sinne wie in Lyon zu entſcheiden. Die Korntumulte hatten, wie erwähnt, gleich mit der Ankunft der Pariſer begonnen, die Gährung dauerte darauf in der niedrigſten Volksklaſſe fort und brach am 10. in offenen Aufſtand aus. Ein angeblicher Kornwucherer wurde erſchlagen und mehrere Häuſer geplündert und demolirt; der Maire wagte keinen muthigen Schritt, obwohl der räuberiſche Haufe mit unglaublicher Feigheit auseinander lief, als ein einziger Nationalgardiſt ſein Gewehr abſchoß. Man ſetzte vielmehr nach den Wünſchen der Tumultuanten den Brodpreis auf 2 Sous das Pfund herab, was für die Stadtcaſſe einen Verluſt von 200,000 L. in ſich ſchloß, und erſt als dieſe Nachgiebigkeit den Aufſtand verſtärkte, entſchloß man ſich, den Kriegszuſtand zu erklären, worauf die äußere Ruhe ſich herſtellte, in den permanenten Sectionen aber die Tumultuanten vereinigt blieben, und eine Bittſchrift an den Convent gegen den unerträglichen Deſpotismus des Stadtrathes entwarfen.

Dieſe Vorgänge zeigen, wie es damals in Frankreich ausſah. Im Weſentlichen wiederholte ſich überall daſſelbe Ereigniß. Das Volk wollte von den Plänen der Demokraten nichts wiſſen, die Unordnungen mußten

durchgängig entweder von den Behörden oder den Pariſer Sendlingen erſt angefacht werden, und vollzogen ſich dann unter dem unwilligen und furchtſamen Zuſchauen der Einwohner. So wurden in Rheims eine Anzahl Prieſter und Beamte durch eine Schaar Pariſer Freiwillige lebendig verbrannt, während das Wahlcolleg ſeine Sitzung hielt, und dann auf die Drohungen der Mörder den Urheber des Frevels, einen Spinner aus Rheims, zum Deputirten erwählte. In Sens ließen die Commiſſare der Pariſer Commune zwei junge Leute erſchlagen, welche den Freiheitsbaum beſchimpft hatten, und meldeten darauf nach Paris, der Patriotismus ſei in Folge davon in Sens ſehr geſteigert worden, was dringend nöthig geweſen. In Meaux erklärten zwei andere Commiſſare der Wahlverſammlung, es gebe keine Geſetze mehr, die Pariſer Commune habe ſich der Gewalt bemächtigt, man könne thun was man wolle: einige Gensdarmen, die ſie aus Paris mitgebracht, beſetzten die Gefängniſſe, wiegelten eine Schaar Handwerker auf und ermordeten 14 Menſchen Die Nationalgarde wollte einſchreiten, wurde aber von ihrem jacobiniſch geſinnten Commandanten abgehalten. In Chalons war Alles ruhig, bis Billaud Varennes aus Paris anlangte und einige Proletarier in Bewegung ſetzte: als er abgereiſt war, wurden die Ortsbehörden, unterſtützt durch Commiſſare der Nationalverſammlung [1]), des Tumultes wieder Herr. Zuweilen trat die Geſinnung des Volkes den Wühlern noch kräftiger entgegen. So wollten die Bauern in Bouton die Commiſſare aufhängen, weil ſie meinten, die Jacobiner ſeien Schuld an allem Unheil; in Evreux wurden ſie demſelben Schickſal nur durch Berufung auf das Geſetz vom 2. entzogen, welches auf jeden Widerſtand gegen die Regierung die Todesſtrafe ſetzte. Aber ſelbſt dieſe Drohung half ihnen nichts in Auxerre, wo ſie aus der Wahlverſammlung weggewieſen wurden, nachdem ſie erzählt hatten, daß die Commune in Paris unumſchränkt herrſche, die Miniſter beaufſichtige und alle Gemeinden zur Verbrüderung einlade: nichts in Angers, wo der Stadtrath gegen Danton's Circulare bei der Nationalverſammlung Anklage zu erheben beſchloß, nichts in Liſieux, wo die Commiſſare eine neue Vertheilung der Aecker beantragten und deshalb dem Convente denuncirt wurden. In Marly aber, in Ris und Champlitte, wo ſie alle Waffen und Pferde im Namen des Vaterlandes fortnahmen, in Bernay, Rouen und Perpignan, wo ſie zum Morde der Reactionäre aufforderten, wurden ſie geradezu als Ruheſtörer verhaftet.

[1]) Sitzung vom 11. Sept.

Genug, um die Mitte des Monats schon war es bekannt in Paris, daß der große Staatsstreich der Septembermänner mißlungen war. Bliebe uns nur einige Zeit übrig, schrieben die Revolutionen von Paris, so müßte das Volk alle Wahlen erst revidiren. Ueberall, rief Marat, hat Intrigue, Schelmerei, Verführung und Bestechung den Sieg in den Wahlcollegien davongetragen: Roland hat mit vollen Händen das Geld für die Ernennung Brissot'scher Schmierer ausgegeben; was könnt ihr von diesem Abschaum der Constituante und der Legislative erwarten? Er war auch jetzt nicht in Verlegenheit über die Mittel: umgebt sie mit einem zahlreichen Auditorium, zwingt sie in acht Tagen die neue Verfassung zu vollenden, überliefert sie bei der ersten Pflichtverletzung dem Schwerte der Gerechtigkeit. So viel Achtung hatten die Helden der Volkssouveränität vor dem Willen der gesammten Nation. Sie waren zu neuen Revolutionen entschlossen, bis sie die Einwohner Frankreichs eben so wie den König unter das Joch der hauptstädtischen Proletarier gebeugt hätten. Sie trösteten sich der Zukunft, für welche die Sendung jener Commissare bedeutend vorgearbeitet hatte: die armen Leute der Provinzen vergaßen es nicht, daß einen Augenblick die Organe der Regierung selbst die Erzwingung wohlfeiler Lebensmittel und eine bessere Vertheilung der Aecker gepriesen hatten[1]. Für's Erste aber sahen sie Reaction und Kampf voraus, und wollten die freien Augenblicke bis zum Beginne des Convents bestens benutzen. Noch einmal begannen die Verhaftungen, ohne Bezeichnung des Grundes oder Angabe der Behörde; am 14. und 15. sah man auf mehreren Straßen Menschen in der Uniform der städtischen Beamten, welche den Vorübergehenden im Namen des Vaterlandes Uhren, goldene Ketten und Ohrringe entrissen; in der Nacht des 16. wurde der Kronschatz erbrochen und die Diamanten geraubt, deren einer, der Regent, allein 12 Millionen werth war[2]. Ein guter Demokrat, Mazuyer, rief von der Tribüne der Nationalversammlung: es ist schlimmer in Paris als im Ardennerwalde.

Allein der Ausfall der Wahlen hob jetzt endlich auch den Muth

[1] Lidon im Nat.-Convent 26 November: von allen Enden des Reichs tönt dieser Ruf zurück.

[2] Ueber das Verbleiben desselben hat Sergent später in der revue rétrospective ausführlich Nachricht gegeben. Einiges davon wurde schon dem Convente bekannt. Dennoch läßt die biographie universelle diese Diamanten zur Bestechung des Königs von Preußen oder seiner Generale dienen, und nennt sogar den Berliner Bankier, Treskow, bei dem sie deponirt gewesen.

der Gironde. Sie hatte durch das Auftreten einiger Sectionen den Anfang zu einer bewaffneten Macht neben den Banditen des Stadthauses gewonnen, und am 11. von Pethion den Bericht empfangen: die Aufforderungen zu Plünderungen und Blutvergießen beginnen wirkungslos zu werden. Darauf gestützt, schnitt sie zunächst die demokratische Einwirkung auf die Provinzen ab, indem sie am 14. decretiren ließ, die Ministerialcommissare hätten sich streng an ihre Instruction zu halten, jeder Commissar aber, der im Namen einer Stadtgemeinde auswärts auftrete, solle verhaftet werden. Am 17. richtete die Nationalversammlung ihr Augenmerk auf Paris, indem sie jedem Unbefugten das Vornehmen einer amtlichen Handlung bei Todesstrafe untersagte, jede willkürliche Verhaftung und Haussuchung mit Gefängniß bedrohte und die Mitglieder des Stadtrathes mit ihrem Kopfe für die Sicherheit aller Gefangenen verantwortlich machte. Dies hatte die Folge, daß der Stadtrath seinen Sicherheitsausschuß auflöste, in den Sectionen aber die Demokraten mit unendlicher Wuth einen neuen Aufstand forderten. Man verbreitete zur Erhitzung der Gemüther die Nachricht von einer Niederlage, welche Dumouriez gegen die Preußen erlitten haben sollte; Marat klagte darauf in einem Maueranschlag den General und die Minister der Verrätherei an, und andere Placate forderten die Ermordung von 400 Deputirten gleich mit dem Ende der legislativen Versammlung. Jedoch scheiterte der Plan an der Theilnahmlosigkeit der Massen und dem Eifer der gutgesinnten Sectionen, die Nationalversammlung aber beeilte sich am 20. ein umfassendes Gesetz zur Herstellung der Ordnung in Paris zu erlassen. Jeder Bürger, hieß es darin, muß sich auf seiner Section eine Bürgerkarte geben lassen, wer keine vorzeigen kann, wird verhaftet. Dies warf die fremden Abenteurer aus der Stadt hinaus: wie weit war die Gironde vom 20. Juli entfernt, wo sie das Signal zur Ankunft der Marseiller gegeben. Stadtrath und Gemeinderath, war weiter bestimmt, werden neu gewählt, die Wahlen nehmen binnen drei Tagen ihren Anfang. Jedes Haus ist bei Nacht unverletzlich, von jeder Verhaftung geschieht der Nationalversammlung Anzeige, in den Städten, wo diese Sitzung hält (die Drohung, Paris zu verlassen, ist bemerkenswerth), darf ohne ihre Erlaubniß bei Todesstrafe weder die Alarmkanone gelöst noch die Sturmglocke gezogen werden. Endlich: jede Section stellt außer ihren ordentlichen Compagnien noch eine Reserve von 100 Mann zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung, die unter dem Befehl des Divisionsgenerals steht. Jede andere bewaffnete Truppe, außer der Bürgergarde, steht unter

Genug, um die Mitte des Monats ſchon war es bekannt in Paris, daß der große Staatsſtreich der Septembermänner mißlungen war. Bliebe uns nur einige Zeit übrig, ſchrieben die Revolutionen von Paris, ſo müßte das Volk alle Wahlen erſt revidiren. Ueberall, rief Marat, hat Intrigue, Schelmerei, Verführung und Beſtechung den Sieg in den Wahlcollegien davongetragen; Roland hat mit vollen Händen das Gold für die Ernennung Briſſot'ſcher Schmierer ausgegeben; was könnt ihr von dieſem Abſchaum der Conſtituante und der Legislative erwarten? Er war auch jetzt nicht in Verlegenheit über die Mittel: umgebt ſie mit einem zahlreichen Auditorium, zwingt ſie in acht Tagen die neue Verfaſſung zu vollenden, überliefert ſie bei der erſten Pflichtverletzung dem Schwerte der Gerechtigkeit. So viel Achtung hatten die Helden der Volksſouveränität vor dem Willen der geſammten Nation. Sie waren zu neuen Revolutionen entſchloſſen, bis ſie die Einwohner Frankreichs eben ſo wie den König unter das Joch der hauptſtädtiſchen Proletarier gebeugt hätten. Sie tröſteten ſich der Zukunft, für welche die Sendung jener Commiſſare bedeutend vorgearbeitet hatte: die armen Leute der Provinzen vergaßen es nicht, daß einen Augenblick die Organe der Regierung ſelbſt die Erzwingung wohlfeiler Lebensmittel und eine beſſere Vertheilung der Aecker geprieſen hatten [1]). Für's Erſte aber ſahen ſie Reaction und Kampf voraus, und wollten die freien Augenblicke bis zum Beginne des Conventes beſtens benutzen. Noch einmal begannen die Verhaftungen, ohne Bezeichnung des Grundes oder Angabe der Behörde; am 14. und 15. ſah man auf mehreren Straßen Menſchen in der Uniform der ſtädtiſchen Beamten, welche den Vorübergehenden im Namen des Vaterlandes Uhren, goldene Ketten und Ohrringe entriſſen; in der Nacht des 16. wurde der Kronſchatz erbrochen und die Diamanten geraubt, deren einer, der Regent, allein 12 Millionen werth war [2]). Ein guter Demokrat, Mazuyer, rief von der Tribüne der Nationalverſammlung: es iſt ſchlimmer in Paris als im Ardennerwalde.

Allein der Ausfall der Wahlen hob jetzt endlich auch den Muth

[1]) Lidon im Nat.-Convent 26 November: von allen Enden des Reichs kam dieſer Ruf zurück.

[2]) Ueber das Verbleiben deſſelben hat Sergent ſpäter in der revue rétrospective ausführlich Nachricht gegeben. Einiges davon wurde ſchon dem Convente bekannt. Dennoch läßt die biographie universelle dieſe Diamanten zur Beſtechung des Königs von Preußen oder ſeiner Generale dienen, und nennt ſogar den Berliner Bankier, Treskow, bei dem ſie deponirt geweſen.

der Gironde. Sie hatte durch das Auftreten einiger Sectionen den Anfang zu einer bewaffneten Macht neben den Banditen des Stadthauses gewonnen, und am 11. von Pethion den Bericht empfangen: die Aufforderungen zu Plünderungen und Blutvergießen beginnen wirkungslos zu werden. Darauf gestützt, schnitt sie zunächst die demokratische Einwirkung auf die Provinzen ab, indem sie am 14. decretiren ließ, die Ministerialcommissare hätten sich streng an ihre Instruction zu halten, jeder Commissar aber, der im Namen einer Stadtgemeinde auswärts auftrete, solle verhaftet werden. Am 17. richtete die Nationalversammlung ihr Augenmerk auf Paris, indem sie jedem Unbefugten das Vornehmen einer amtlichen Handlung bei Todesstrafe untersagte, jede willkürliche Verhaftung und Haussuchung mit Gefängniß bedrohte und die Mitglieder des Stadtrathes mit ihrem Kopfe für die Sicherheit aller Gefangenen verantwortlich machte. Dies hatte die Folge, daß der Stadtrath seinen Sicherheitsausschuß auflöste, in den Sectionen aber die Demokraten mit unendlicher Wuth einen neuen Aufstand forderten. Man verbreitete zur Erhitzung der Gemüther die Nachricht von einer Niederlage, welche Dumouriez gegen die Preußen erlitten haben sollte; Marat klagte darauf in einem Maueranschlag den General und die Minister der Verrätherei an, und andere Placate forderten die Ermordung von 400 Deputirten gleich mit dem Ende der legislativen Versammlung. Jedoch scheiterte der Plan an der Theilnahmlosigkeit der Massen und dem Eifer der gutgesinnten Sectionen, die Nationalversammlung aber beeilte sich am 20. ein umfassendes Gesetz zur Herstellung der Ordnung in Paris zu erlassen. Jeder Bürger, hieß es darin, muß sich auf seiner Section eine Bürgerkarte geben lassen, wer keine vorzeigen kann, wird verhaftet. Dies warf die fremden Abenteurer aus der Stadt hinaus: wie weit war die Gironde vom 20. Juli entfernt, wo sie das Signal zur Ankunft der Marseiller gegeben. Stadtrath und Gemeinderath, war weiter bestimmt, werden neu gewählt, die Wahlen nehmen binnen drei Tagen ihren Anfang. Jedes Haus ist bei Nacht unverletzlich, von jeder Verhaftung geschieht der Nationalversammlung Anzeige, in den Städten, wo diese Sitzung hält (die Drohung, Paris zu verlassen, ist bemerkenswerth), darf ohne ihre Erlaubniß bei Todesstrafe weder die Alarmkanone gelöst noch die Sturmglocke gezogen werden. Endlich: jede Section stellt außer ihren ordentlichen Compagnien noch eine Reserve von 100 Mann zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung, die unter dem Befehl des Divisionsgenerals steht. Jede andere bewaffnete Truppe, außer der Bürgergarde, steht u

militärischer Führung und Disciplin, und kann im Inneren nur von der Nationalversammlung verwandt werden. Damit waren die Föderirten und Freiwilligen der Departements dem Stadtrathe entzogen, und für den Convent die Bildung einer militärischen Bedeckung eingeleitet.

Die Gironde also wurde nach den Septembermorden conservativ, so weit sie es vermochte, so weit es ein Jahr früher die Feuillants geworden. Sie erhob sich gegen die Folgen ihrer Grundsätze und erzielte damit eine augenblicklich polizeiliche Wirkung. Aber ein bleibendes politisches Ergebniß war für sie unmöglich, weil sie ihre Grundsätze selbst nicht änderte, und damit die Quelle der Anarchie geöffnet hielt. Sie beschwerte sich unaufhörlich über die Sittenlosigkeit der Gegner, aber sie decretirte nach Condorcet's Wünschen die Freiheit der Ehescheidung durch einfache Erklärung der Ehegatten. Sie hatte sich für unbefugt erachtet, durch Beschluß der Versammlung die Republik zu erklären, aber einzeln leisteten ihre Mitglieder sämmtlich den Eid auf ewigen Haß gegen den König und das Königthum. Den sittlichen Werth eines solchen Schwures lasse ich unerörtert: aber schon die politische Klugheit hätte ihnen sagen müssen, daß sie sich damit jedes andere Bündniß als das mit ihren Todfeinden Robespierre und Marat unmöglich machten. Sie aber meinten, sie seien verloren, wenn man sie für reactionär zu halten begänne; sie wußten nicht, wie unendliche Massen von Sympathie und Hoffnung den Retter aus der jacobinischen Gewaltherrschaft erwarteten.

So war, als am 21. September der Nationalconvent eröffnet wurde, die Erklärung der Republik eine ganz von selbst sich verstehende Sache.

Die beiden Fractionen des Berges, Robespierre und Danton begannen, der neuen Mehrheit zu Gefallen, mit einer Verläugnung ihres Thuns im September. Couthon, der nächste Freund Robespierre's, beantragte eidliche Anerkennung der Volkssouveränität, um die Gemüther über die Gerüchte zu beruhigen, daß eine Partei des Convents auf Dictatur, Triumvirat und Gewaltherrschaft sinne. Danton beantragte praktische Anerkennung der Volkssouveränität, nach der keine Verfassung ohne Bestätigung durch das Volk Rechtskraft haben sollte, dann aber eidliche Heiligsprechung jeder Art des Eigenthums, um den Gerüchten zu begegnen, daß eine Partei des Conventes Ueberstürzung der Freiheit beabsichtige.

Beide wußten, was von ihnen erwartet wurde.

Cambon, der auch in dieſer Verſammlung ſeine Finanzkünſte fortzuſetzen hoffte, hielt es für unvorſichtig, eine unwiderrufliche Garantie des Eigenthums auszuſprechen. Der Girondiſt Lafource belehrte ihn jedoch, daß das Eigenthum die Grundlage und Vorausſetzung aller Geſetze ſei, und ſetzte damit die Annahme der beiden Beſchlüſſe durch.

Hatte ſich hier die Gironde conſervativ gezeigt, ſo beeilte ſie ſich, eine ſolche Kühnheit ſich gleich darauf durch verdoppelten revolutionären Eifer verzeihen zu laſſen.

Nachdem man auf Philippeaux's Antrag die einſtweilige Fortdauer aller nicht aufgehobenen Geſetze, Amtsgewalten und Steuern befohlen hatte, erhob ſich Collot d'Herbois, um die feierliche Abſchaffung des Königthums zu begehren. Ein ſogenannter Unabhängiger, ein Mann, der ſich zu keiner Partei hielt, gewöhnlich aber wie damals Cambon mit der Gironde ſtimmte, der Biſchof Gregoire, forderte gemäß der Wichtigkeit der Sache ein förmliches Geſetz mit Erwägungsgründen, alſo Prüfung, Bericht und Erörterung. Aber einer der eifrigſten Girondiſten, Ducos, entgegnete kurz: die Erwägungsgründe liegen in der allbekannten Geſchichte der Verbrechen Ludwig XVI. Darauf fand ſich Niemand, der noch einen weiteren Widerſpruch erhoben hätte, und der Convent decretirte unter tiefer Stille: das Königthum iſt in Frankreich abgeſchafft. Dann brach ein minutenlanger Jubel los, während deſſen eine Freiſchaar von 150 Jägern unter Trompetenſchall durch den Saal defilirte, und auf ihre Waffen den Eid leiſtete, erſt nach Vernichtung aller Freiheitsfeinde zurückzukehren. Die Begeiſterung dieſes Beſchluſſes ließ keinen anderen Gegenſtand zur Berathung kommen, die Sitzung wurde unter rauſchendem Beifalle der Tribünen aufgehoben.

Es war dieſes Mal keine leere Ceremonie geweſen, daß man die Debatte des Convents mit Kriegsmuſik und Waffenklirren geſchmückt hatte. Sie entſchied die Fortdauer, nicht bloß des Terrorismus in Frankreich, ſondern auch des europäiſchen Krieges.

Viertes Capitel.

Angriff der Verbündeten.

Der König von Preußen ging den 23. Juli von Mainz den Rhein hinab nach Coblenz, wo ihn der Churfürst von Trier mit der Fortsetzung der Mainzer Festlichkeiten erfreute, und die Emigranten mit glückbringenden Verheißungen für den bevorstehenden Feldzug überschütteten. Das Heer war in der vollen Stärke von 42,000 M. in dem Lager von Rübenach versammelt, treffliche und glänzende Truppen, erfüllt von Selbstgefühl, Vertrauen auf ihre Führer und fröhlicher Kriegsluft. Es schien unmöglich, daß mit solchen Mitteln und Aussichten das Unternehmen mißlingen könnte: die Emigranten hoben sich wieder in der königlichen Gunst durch ihre Schilderungen des französischen Zustandes, und steigerten, je mehr sie dies inne wurden, die Farben ihrer Gemälde. Vor Allem wurde die monarchische Gesinnung des Volkes und die Einverständnisse mit den feindlichen Officieren gerühmt: ich stehe, sagte z. B. Bouillé, für die Einnahme der Festungen, ich habe ihre Schlüssel sämmtlich in der Tasche[1]). Daß man sich unter diesen Umständen nicht lange mit den Belagerungen des Potsdamer Operationsplanes aufhalten dürfe oder aufzuhalten brauche, darüber war nur eine Stimme: der ganze Chorus vereinte sich in dem Satze, man habe nichts Anderes zu thun, als unter dem Jubel der getreuen Franzosen gerades Weges auf Paris zu marschiren. Der König

1) Minutoli 141.

hörte dieſe Weiſſagungen mit durſtigem Ohre, denn ſie verkündeten ihm einen zugleich ruhmreichen und nicht langweilig ausgedehnten Feldzug.

In ganz anderen Betrachtungen aber erging ſich der Herzog von Braunſchweig. Wie er die Emigranten in Bauſch und Bogen haßte, ſo fand er hier unter ihrem Geſchwirre gar kein Auskommen. „Er hatte kaum die Ellenbogen vor ihrem Andrange frei, machte Complimente über Complimente, Bücklinge bis auf die Erde, aber ſeine Wangen glühten und ſeine Augen funkelten wie die eines Tigers.“ Sein Aerger wuchs, als er die Art ihrer Rüſtung erblickte, und wahrnahm, daß die von ihm zu verpflegenden 8000 M. ungefähr zur Hälfte aus Streitern, ſonſt aber aus Lakaien, Friſeuren, Köchen und Marketendern beſtanden. Was ſie erzählten, wurde ihm verdächtig, ſchon weil ſie es berichteten: je überladener ſie die Sehnſucht der Franzoſen nach der Ankunft der deutſchen Befreier ſchilderten, deſto ſicherer hielt er ſich von dem völligen Gegentheile überzeugt. Wenn ihm ſo der Anblick ſeiner Schützlinge den Gedanken des Krieges nicht verſchönerte, ſo empfing er zugleich Nachricht von den Bundesgenoſſen, welche ſein Urtheil unwiderruflich beſtimmten. In ſeinem Hauptquartiere Hochheim langten nämlich der öſtreichiſche General Pfau aus dem Breisgau und der preußiſche Major Tauenzien aus Belgien an [1]). Wir erinnern uns, daß nach dem Abreden von Sansſouci Oeſtreich im Breisgau 50,000 M. aufſtellen wollte, von denen 23,000 M. zu der großen Armee ſtoßen würden; in Belgien aber ſollten 56,000 M. ſtehen, deren größerer Theil, entweder durch Belagerung der Grenzfeſtungen oder durch unmittelbare Theilnahme Braunſchweigs Operationen zu unterſtützen hätten. Nun aber erfuhr der Herzog, daß der Oberrhein nicht durch 27,000, ſondern nur durch 17,000 M. gedeckt bliebe, und Hohenlohe-Kirchberg dennoch nur 15,000 ſtatt 23,000 M. heranführen könnte [2]): daß in Belgien nicht 56,000, ſondern höchſtens 40,000 M. ſtänden, von welchen General

---

[1]) Tauenzien war ſeit dem 21. Mai im öſtreichiſchen Hauptquartier in Belgien, und wurde ſpäter Clerfait's Corps attachirt. Ueber Pfau vergl. Maſſenbach und Valentini.

[2]) Gebler, öſtreichiſch-militäriſche Zeitſchrift 1833, II, 7 giebt aus den officiellen Etats für Hohenlohe 19,700, für Erbach 9630, für Eſterhazy 13,000 M. Allein auch Maſſenbach gibt aus Pfau's Mittheilungen genaue Etats: alle ſonſtigen Schätzungen ohne Ausnahme ſtimmen dazu, die öſtreichiſch-militäriſche Zeitſchrift 1812, I, 7 hat für Belgien eher noch niedrigere Zahlen, und daß die officiellen Etats der Oeſtreicher damals nicht immer die ausrückende und die Feldstärke unterſcheiden, davon werden wir noch häufige Beiſpiele haben.

Clerfait mit 15,000 M. zur Hauptarmee befehligt wäre [1]), die übrigen aber außer den unentbehrlichen Garnisonen zu einem Lufthiebe auf das entfernte Lille verwandt werden sollten. Oestreich hatte also statt 106,000 nur 71,000 M. zu diesem Kriege aufgestellt. Die angreifende Hauptarmee belief sich nicht auf 110,000, sondern auf 82,000 M.[2]): ein günstiger Erfolg war damit kaum zu hoffen, und ein ungünstiger mußte bei der schwachen Deckung Belgiens und des Rheinstromes unausbleiblich die Ueberfluthung aller Grenzen nach sich ziehen. Hielt die Weissagung der Emigranten auf allgemeinen Abfall der feindlichen Truppen nicht besser Stich als die östreichischen Verheißungen, so war der Herzog entschlossen, auf dem ursprünglichen Operationsplane zu beharren und nur durch Einnahme der Maasfestungen die Grundlage zu einem zweiten kräftigeren Feldzuge zu sichern.

War er von jeher dem Kriege entgegen gewesen, so fand er ihn jetzt abscheulich. Rasches Entschließen und kecke Eile war nie seine Sache, jetzt erschien er in jeder Bewegung durch Unlust gelähmt oder höchstens durch augenblicklichen Aerger gestachelt. Er sah sich und seinen Ruf ebenso wie das Gedeihen des preußischen Staates in ein hoffnungsloses Abenteuer verwickelt: je mehr der König vorwärts drängte und glänzende Träume verfolgte, desto übeler und ärgerlicher wurde seinem Feldherrn zu Sinne. Der Herzog hatte keinen Wunsch, als die Einnahme der Maasfestungen, der König ließ das Belagerungsgeschütz als überflüssig bei der Gesinnung der Festungscommandanten daheim. Der König hatte Eile, verlor aber manchen Tag über den Coblenzer Paraden und Bällen, und schmälte dann doppelt über die Langsamkeit der militärischen Bewegungen. Der Herzog sah jeden eingebüßten Tag mit Freude, da er nicht weiter als bis zur Maas vorwärts gehen wollte, und bei guter Jahreszeit auch dort den König nicht aufhalten zu können fürchtete. So ging der Zug des Heeres die Mosel aufwärts im Schneckengange, man brauchte zwanzig Tage von Coblenz bis zur französischen Grenze. Die beiden östreichischen Generale thaten

---

[1]) Tauenzien's Tagebuch giebt Clerfait 14 bis 15,000 Mann, hier stimmt auch Gebler. Den Rest des belgischen Corps schätzen alle Anderen noch um 10,000 Mann geringer als Gebler, dem ich oben folge.

[2]) Preußen 42,000 Mann.
Hohenlohe 15,000 "
Clerfait 15,000 "
Hessen 5532 " (ausrückende Stärke.)
Emigranten 4500 " (im Ueberschlag.)

das Ihrige, um in dieser Beziehung den stillen Wünschen des Herzogs entgegen zu kommen: Clerfait erschien erst am 16. August bei Arlon, Hohenlohe marschirte vier und zwanzig Tage von Manheim bis Merzig an der Saar. Indeß erhielt man Nachricht von der Revolution des 10. August: der König hatte seitdem keinen Gedanken mehr als unaufhaltsame Eile bis Paris; der Herzog gab in soweit nach, als er in ein Vorwärtsrücken bis zur Maas auch ohne vorhergegangene Einnahme der Moselfestungen willigte. So langte man am 23. August vor der kleinen Grenzfestung Longwy an, und nöthigte sie durch ein kurzes Bombardement am 26. zur Capitulation. Der Weg zur Invasion war damit eröffnet.

Auf der französischen Seite war bis dahin sehr wenig geschehen, um ihr zu begegnen. Fragt man, auf wen die Schuld dieser Unterlassungen zurückgeht, so ist die Antwort bei den meisten Geschichten der Revolution unzweifelhaft: die Regierung Ludwig XVI., die in den Preußen ihre Erretter gesehen, habe natürlicher Weise nichts gethan, um ihrem Einbruche Widerstand zu leisten, und so gebühre dem 10. August, gleichviel wie man ihn sonst beurtheile, wenigstens das Verdienst, die Streitkräfte Frankreichs gegen das Ausland flüssig gemacht zu haben. Allein die Thatsachen widersprechen dieser Ansicht vollständig. Zunächst das Ministerium der Gironde, welches den Krieg erklärt hatte, that alles ihm Mögliche, das Heer zu verstärken, und das Land zu rüsten. Wenn es dabei nur geringe Resultate erzielte, so lag die Schuld nicht an Ludwig XVI., der nicht die kleinste hierhin zielende Verfügung hintertreiben konnte, sondern an der Verschleppung der Decrete in der Nationalversammlung, dem Geldmangel in der Staatscasse und der Unordnung in der Verwaltung. So mußte sich Servan überzeugen, daß die Pulvervorräthe in Mezieres in der Anarchie der letzten Zeit verdorben waren; er mußte erfahren, daß die Gewehrfabrik von Charleville seit 1790 statt 25,000 nur noch 5000 Flinten jährlich zu liefern vermochte; er mußte erleben, daß seine verschiedenen Aushebungen bei der Verwirrung in allen Theilen der Administration sich gegenseitig kreuzten und zuletzt gar kein Ergebniß lieferten [1]). Als dann die Feuillants wieder eintraten, gewann der König keinen stärkeren Einfluß. Der Kriegsminister Lajard wurde völlig von Lafayette ge-

---

[1]) Poisson I, 432 erörtert insbesondere die Schwierigkeit der Anwerbung für den Liniendienst neben dem Aufgebot der nationalen Freiwilligen, die sich ihre Officiere aus ihrer Mitte selbst wählten.

leitet, und beide wollten zwar keinen Angriffskrieg nach der Weise der Jacobiner, aber ebenso wenig Ergebung an die Fremden und Obsiegen der Emigranten. Man darf solchen Versicherungen in ihrem Munde Glauben schenken, da sie von den Jacobinern das Beil und von den Emigranten den Strang erwarten mußten: es war für sie eine Frage des persönlichen Daseins, sich zu unüberwindlichem Widerstande zu waffnen, dadurch aber so schnell wie möglich den Frieden herbeizuführen. Aber gegen ihre Wünsche wirkten einmal alle Hindernisse, denen Servan's Rüstungen erlegen waren, und außerdem noch der Parteigeist der Girondisten und Jacobiner zusammen, welche bei der Entfernung der Preußen es nicht scheuten, auch die Landesvertheidigung zu schwächen, wenn nur die verhaßten Feuillants dadurch gedemüthigt wurden. Die Correspondenz der Minister mit den Generalen läßt darüber keinen Zweifel zu. Der Eine ist besorgter und rühriger als der Andere. Sie sinnen über neue Recrutirungen, Ausbesserung der festen Plätze, Anstiften einer belgischen Insurrection[1]): aber das letzte Wort ist immer, es sei nicht zu erreichen, so lange die Anarchie im Innern die Mittel lähme, und die Pariser Emeuten die Zeit der Minister vollständig in Anspruch nähmen. Da wurde an allen Festungen seit dem Februar geschanzt und gemauert; alle Ministerien wiederholten die Befehle dazu, das eine immer strenger als das andere: aber was war vorwärts zu bringen, wenn die Soldaten und Arbeiter gleich widerspenstig, und die Unternehmer unaufhörlich von Geld entblößt waren? Hier und da kam böser Wille hinzu, da unter den Officieren bis zum Herbste noch eine ziemliche Anzahl aristokratisch Gesinnter sich vorfand: ungleich stärker aber wirkte auf der anderen Seite die Unerfahrenheit der neuen Volksbehörden, die durch unbefugte und zweckwidrige Einmischung den militärischen Operationen unzählige Hindernisse in den Weg legten. Die Berichte der Pariser Commissare, welche Ende August in die Departements gingen[2]), und in dieser Richtung jede denkbare Glaubwürdigkeit verdienen, liefern dazu eine Menge Belege. Sicher war das Ergebniß, daß nicht eine einzige der Grenzfestungen, weder Metz noch Thionville, weder Verdun noch Sedan, weder Nancy noch Saarlouis in völligem Vertheidigungsstande waren.

Als die deutschen Rüstungen begannen, betrug Lafayette's Corps

---

[1]) Lajard bevollmächtigt Luckner 25. Juni das belgische Revolutionscomité förmlich anzuerkennen.

[2]) Zum Theile abgedruckt in den Révolutions de Paris, Sept. 1792.

in Sedan 19,000 Mann, ungefähr eben so viel hatte nach Abzug der Garnisonen Luckner als Armee des Centrums in Metz. Etwas über 25,000 Mann, mithin beinahe zwei Drittel dieser Mannschaften waren Linienregimenter, die übrigen aber Nationalgarden, welche jedoch seit einem Jahre Felddienst thaten, seit vier Monaten im Lager standen und ihren militärischen Waffengenossen in keiner Beziehung etwas nachgaben. Offenbar aber ließ sich mit diesen 38,000 Mann der Stoß des großen deutschen Heeres nicht pariren. Lajard befahl also im Juli dem Generale Montesquiou, 20 Bataillone des Südheeres nach Metz zu entsenden, und hatte eine gleiche Bestimmung für Dumouriez mit den 6000 Mann des Lagers von Maulde getroffen. Beides zusammen hätte der Maaslinie eine Verstärkung von nahe an 18,000 Mann zugeführt, mithin den ganzen Stand der dortigen Streitkräfte auf 56,000 Mann gebracht. Da außerdem alle Festungen besetzt, über 11,000 Mann an der flandrischen Grenze und 22,000 Mann außer den Garnisonen beim Rheinheere verfügbar waren, so wären offenbar die Chancen gegen den Herzog von Braunschweig mit dessen 80,000 Angreifern ziemlich gleich gewesen, es hätte zur Vertheidigung keiner Revolution des 10. August bedurft.

Allein wir sahen, wie die Pariser Patrioten nach dem Interesse ihrer Parteien die von Lajard beabsichtigte Verstärkung vereitelten. Um Montesquiou sich zu verpflichten, hinderte die Gironde die Absendung der 20 Bataillone; um Dumouriez an sich zu ketten, schafften ihm die Jacobiner die Erlaubniß in Maulde zu bleiben. Dafür brachten sie den Reichstag zu der Erklärung der Gefahr des Vaterlandes und veranlaßten am 24. Juli, nach Berathungen mit Luckner und Montesquiou, ein Gesetz über die Organisation der nationalen Freiwilligen. Während dieser Vorkehrungen aber trat die Revolution des 10. August und mit dieser That der Cordeliers und Jacobiner eine allgemeine Zerrüttung ein. In Paris hatte man nach wie vor kein anderes Mittel, als immer neue Aufgebote von Freiwilligen und Werbung der Massen. Man sammelte sie, was ebenfalls noch Lajard angeregt hatte, in einem Lager zu Soissons, um sie auszurüsten und einzuüben, ehe man sie unter die Heere vertheilte. Die Acten darüber liegen mir vor und geben den August hindurch ein klägliches Bild. Menschen kamen genug [1]): am

---

[1]) Von den Officieren dieser Bataillone erlangten später nicht weniger als 46 den Rang von Marschällen und Divisionsgeneralen, darunter Brune, St. Cyr, Jourdan, Lannes, Massena, Moreau, Oudinot, Victo Pernaux II, 112.

4. Auguſt hatte man 6492 Mann, und ſandte einen Theil derſelben ſogleich nach Metz und Sedan; am 21. zählte man im Lager wieder 10,000 Mann, und ſchickte davon vier Bataillone nach Metz; an demſelben Tage meldete Servan 256 neue Compagnien aus verſchiedenen Bezirken an, worauf aber der Chef des Lagers, General Duhoux, mit einigem Entſetzen erwiderte, das ergäbe ja ein ganzes Heer von 20,000 Mann, ſo daß er verloren wäre, wenn er ſie nicht verſorgen könnte. Gerade damit aber ſah es traurig aus. Für die größte Mehrzahl hatte man weder Gewehre noch Schuhe noch Lebensmittel. Sie lebten denn auf Koſten der Bauern wie in Feindesland, rauften ſich unter einander, und tumultuirten gegen die Verrätherei der Regierung. Die commandirenden Generale verbaten ſich ſolchen Zuzug, welcher den Heeren nur den kärglich gemeſſenen Proviant ſchmälern könnte. Man kam alſo auf den Gedanken, das Lager zu theilen, die größeren Maſſen in Troyes, Rheims und Soiſſons unter zu bringen, die am beſten Bewaffneten jedoch dem Kriegsſchauplatze näher nach Chalons zu verlegen, und von hier allmälig zu den Heeren abgehen zu laſſen. Luckner, deſſen Unbrauchbarkeit für den Felddienſt ſich täglich mehr herausſtellte, wurde bei der Armee des Centrums durch Kellermann erſetzt, und als Generaliſſimus mit der Leitung dieſes Lagerdienſtes beauftragt. Den September hindurch ſollen dann täglich etwa 1800 Mann bei ihm angelangt ſein: Alles zuſammen gerechnet, lieferte alſo bis zum 20. September die Gefahr des Vaterlandes 60,000 Mann, von denen jedoch nicht die Hälfte für den activen Dienſt in Anſchlag kam, und den Verluſt, welchen die Heere durch die Störungen der Revolution — Deſertion, ſchlechte Verpflegung und Zuchtloſigkeit — erlitten hatten, bei Weitem nicht aufwog. Um dies anſchaulich zu machen, bemerke ich, daß allein in den Monaten Juli und Auguſt Lafayette's Corps 8000, die Armee des Centrums 4600, das Südheer nahe an 4000 Mann Abgang hatte[1]), ohne daß Jemand hätte ſagen können, wohin ſie gekommen wären. Wenn die Ziffern dieſes Verluſtes nicht ganz die Zahl der eintreffenden Freiwilligen erreichten, ſo wurde der Unterſchied durch die ſchlechtere Qualität der neuen Truppen reichlich aufgewogen. Genug, ſo viel die Revolution gethan hatte, um die Stimmung des Volkes gegen die Fremden zu erhitzen, ſo viel hatte ſie auch beigetragen, das Land gegen einen ernſtlichen Angriff militäriſch wehrlos zu machen.

So ſtanden dieſe Mächte ſich gegenüber: die Eine war ſo herunter

---

[1]) Nach den Etats und den Correſpondenzen der Generale.

gekommen an militärischer Stärke, daß nur der Muth der Verzweiflung auf glückliche Abwehr hoffen konnte: dafür trat die Andere in einer Schwäche der Angriffsmittel auf, mit der bei gewöhnlichen Verhältnissen kein Verständiger auch nur den Anfang eines Versuchs gemacht hätte. Der Herzog von Braunschweig war voll von Sorge über eine nicht vorhandene Kraft der Revolution, und der König stützte sein Vertrauen auf eine Gesinnung des französischen Volkes, von welcher das Gegentheil existirte. Die letzte Täuschung zerrann schnell genug; um so fester hielt Braunschweig an der ersten fest, die eigene Schwäche ließ es nicht zu einer Wahrnehmung der feindlichen Blößen kommen. So ging es durch den Verlauf des ganzen Feldzuges hindurch. Es war nicht ein Ringen von Kraft gegen Kraft, von Talent gegen Talent, sondern ein Wetteifer der Mängel und Fehler. Was der Eine versah, machte der Andere durch größeres Versehen sogleich wieder quitt. Daraus ergaben sich eine Menge unerwarteter Wechselfälle, welche den Feldzug mit einer Reihe spannender Scenen erfüllten, dann aber stets in täuschendes Nichts zerrannen, so daß endlich nur das natürliche Ergebniß der Zahlenverhältnisse zurückblieb. Je länger der zuerst übermächtige Angriff dauerte, desto mehr schmolzen seine Mittel, während der Vertheidiger durch sein Weichen selbst sich stärkte. Sobald beide Theile im Gleichgewichte waren, hielt der Angriff inne, um im folgenden Moment den Rückzug anzutreten [1]).

Als die Preußen die französische Grenze erreichten, war General Dumouriez seit dem 18. August zum Oberbefehlshaber ernannt. Wäre er nach Servan's Vorschrift mit allen verfügbaren Truppen sogleich an die Maas geeilt, so konnte er binnen einer Woche nach Sedan gelangen, und sich bei der Schwäche der belgischen Oestreicher unbedenklich von 11,000 Mann begleiten lassen. Er wäre damit während der Belagerung von Longwy in Sedan eingetroffen, hätte ohne ein Hinderniß in die Argonnen zurückgehen, Verdun decken und sich mit Kellermann vereinen können. Dann standen hier über 50,000 Mann, ehe ein Soldat des deutschen Heeres an der Maas erschienen war, und schwerlich würde irgend ein Mensch den Herzog über diesen Strom fortgedrängt haben. Nach aller Wahrscheinlichkeit wäre eine ziemlich langweilige Campagne um den Besitz der Maasfestungen erfolgt.

---

[1]) Den Verlauf des Feldzugs hat neuerlich C. Renouard (Geschichte des französischen Revolutionskriegs 1792) mit großer Genauigkeit erörtert, und insbesondere die Bewegungen des hessischen Corps aus handschriftlichen Quellen auf das Vollständigste dargestellt.

Mann gegen Verdun in Marsch gesetzt, weil er, wie alle Welt, vermuthete, dorthin seien Dumouriez von Norden und Kellermann von Süden zu ihrer Vereinigung unterwegs. Eben deshalb war nördlich Clerfait gegen Stenai entsendet, um Dumouriez' vorausgesetzten Marsch zu verzögern, Hohenlohe aber belagerte Thionville, und hatte die Emigranten südlich vorgeschoben, um Flanke und Rücken des Heeres gegen Kellermann zu decken. Mit diesen Bewegungen war die völlige Zersprengung der französischen Streitkräfte eingeleitet: Dumouriez, der mit seinen belgischen Plänen beinahe eine Woche verzettelt hatte, sah sich plötzlich und auf allen Seiten mit vernichtenden Gefahren umringt. Er stand noch in Sedan, als die Preußen am 31. Verdun erreichten, das Corps des Grafen Kalkreuth über die Maas gehen ließen und den Platz zu bombardiren begannen. Clerfait langte an demselben Tage mit etwa 13,000 Mann bei Stenai an, einige Märsche südlich von Dumouriez' Stellung, also zwischen diesem und Verdun. Da sah denn der französische Führer wohl, daß es mit den belgischen Hoffnungen vorüber war. Jetzt kam auch ihm der Gedanke an die Argonnen, noch nicht gerade als eine über den Feldzug entscheidenden Stellung, sondern als den einzigen Ausweg, auf dem er sich vor gänzlicher Umzingelung retten könnte. „Meine kleine Armee, schrieb er Servan, würde in einer Mausefalle stecken, abgeschnitten von Paris, von Kellermann und von ihren Magazinen, sobald die Preußen mit 20,000 Mann das Gebirge besetzten. Ich muß die Maas aufgeben, Verdun sich selbst überlassen, und werde vielleicht genöthigt, auf dem kürzesten Wege nach Grandpré an die Aire zu ziehen, und den Paß von Autry zu vertheidigen, während ein besonderes Corps die Pässe von Clermont decken soll." Er zürnte nicht wenig über das Unheil, das ihn in diese Lage gebracht hatte, fand aber die Ursache davon auch jetzt noch in ganz anderen Dingen als seinem unnöthigen Aufenthalte in Sedan. Das sind die Folgen eures Defensivkrieges, schrieb er am 31., ohne die Einnahme von Longwy wäre ich niemals nach Sedan gegangen; jetzt werde ich hier compromittirt, ohne irgend etwas retten zu können. Immer aber blieb er trotz dieses Unmuthes wegen des endlichen Ausganges vollkommen unbesorgt. Seitdem er erfahren, daß kaum 60,000 Mann zum Angriffe gegen ihn vorgingen[1]), schien ihm die augenblickliche Gefahr nur ein

[1]) Bericht seiner Spione vom 31. August — ganz richtig, da über 20,000 Mann theils vor Thionville, theils zur Deckung der Communicationen ꝛc. zurück waren.

vorübergehendes Hinderniß auf ruhmreichen Bahnen: hätte ich nur erst meine Verstärkungen, schrieb er dem Minister am 2., daß ich diese langweilige Defensive aufgeben, und die Feinde aus dem Lande jagen könnte.

Denkt man sich einige Funken dieser rastlosen Keckheit in der Seele des Herzogs von Braunschweig, so wird man nicht absehen, wie die französischen Abtheilungen seiner concentrirten Macht hätten entrinnen können. Umgekehrt darf man hinzusetzen, daß er in seiner scharfsichtigen Bedächtigkeit an Dumouriez' Stelle gewiß nicht das Verderben sich in so dichte Nähe hätte rücken lassen. Das tollkühne Vertrauen auf günstiges Glück, mit welchem Dumouriez die Vertheidigung unaufhörlich gefährdete, würde dem angreifenden Herzog trefflich gestanden haben — vor Allem, wenn sein Heer um 50,000 Mann stärker gewesen wäre.

Einstweilen verschlimmerte sich die Lage der Franzosen von Stunde zu Stunde. An demselben Tage, an welchem Dumouriez jene vertrauensvollen Worte schrieb, capitulirte Verdun. Die Werke waren in elendem Zustande, die Bürgerschaft zeigte monarchische Gesinnung, der Kriegsrath verlor den Kopf und beschloß am Abend des 1. die Ergebung. Den Commandanten Beaurepaire fand man den folgenden Morgen in seinem Blute schwimmend, ein abgeschossenes Pistol in der Hand [1]). Die Stadt war gleich am nächsten Tage erfüllt von der Erzählung, mitten im Kriegsrathe habe er sich aus patriotischer Verzweiflung die Kugel durch den Kopf gejagt. Es war ebenso wie der Ruf der abziehenden Besatzung: auf Wiedersehen in der Champagne — ein bedenklicher Commentar zu den Erzählungen der Ausgewanderten über den monarchischen Sinn des Volkes: immer aber war Braunschweig Herr der Stellung, und brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Ziel aller feindlichen Bewegungen, die Argonnen, binnen wenigen Stunden in seinen Besitz zu bringen. Das Gebirge zieht von Süden nach Norden beinahe parallel mit der Maas, von St. Menehould bis in die Nähe von Sedan: zu dem südlichsten seiner Pässe, den Islettes bei St. Menehould, hatte Braunschweig damals zehn, General Dillon aber, welchen Dumouriez dorthin bestimmt hatte, achtzehn Stunden. Graf Kalkreuth war noch am 2. bis Varennes und Avoncourt vorgegangen, und konnte von hier den mittleren und wichtigsten Paß bei Grandpré in vier Stunden erreichen, während Dumouriez acht Stunden entfernt und noch

1) Memoiren des anwesenden General Lemoine, der sogar an dem Selbstmorde zweifelte.

dazu durch Clerfait im Schach gehalten war. Selbst um die Belagerung von Verdun zu decken, wäre es, wie es scheint, natürlich gewesen, ein Corps in das Gebirge vorzuschieben, welchem immer bei ungünstigen Ereignissen, ohne irgend eine denkbare Gefährdung, der Rückzug auf das Hauptheer freigestanden hätte.

Aber so viel wie Dumouriez in Sedan durch Zögerung aus Lust zur Offensive verschuldet, so viel brachte ihm jetzt Braunschweig durch zaudernde Abneigung gegen den Angriff ein. Schon am 1. September, auf der Höhe St. Michel vor Verdun, hatte er seine Absicht ausgesprochen, die Maas nicht zu überschreiten [1]). Die Verheißung der Emigranten auf eine Gegenrevolution hatte sich eben so wenig wie das östreichische Versprechen von 106,000 Mann bewährt. Die Besetzung von Longwy und Verdun, die Belagerung von Thionville, die Deckung der Communicationen nahm leicht 20,000 Mann in Anspruch; ebenso viel konnte man auf gleiche Zwecke bei weiterem Vordringen bis Paris rechnen, im ungünstigsten Falle rafften die Kämpfe und Strapazen 10,000 hin: was sollte aus der Handvoll werden, mit welcher man dann vor dem bewaffneten und verzweifelten Paris erschien? Stunden lang wurde darüber gestritten, endlich aber am Abend griff die persönliche Stimmung des Königs durch. Noch überwog bei ihm die Verachtung gegen die französischen Rebellen, noch meinte er nicht genug für seine Verbündeten gethan zu haben. Er befahl den weiteren Einmarsch. Je überspannter nun diese Kühnheit dem Herzoge erschien, desto dringender hielt er sich zu der ängstlichsten Behutsamkeit verpflichtet. Die Beschränktheit seiner Mittel, die einen anders geschaffenen Menschen zur Entfaltung der größten Kühnheit aufgefordert hätte, drückte seinen bedenklichen Charakter ganz darnieder: an sich ist es ein Fehlschluß, daß wenn von zwei Kämpfern der eine gewisse Blößen empfindet, der andere deshalb gleich tödtliche Streiche darauf führen könnte, und Braunschweig war überall geneigt, über dem Bewußtsein der eigenen Schwäche die Gefahren des Gegners zu vergessen. Dazu kam, das Maß des Unheils zu füllen, seine traurige Art, dem Könige gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen. Hätte er den

---

1) Lettres sur l'ouvrage intitulé vie de Dumouriez. Nach Malmesbury, diary 24. Jan. 1795, scheint das Buch unter den Augen des Herzogs geschrieben und durch Stampford in England zum Drucke besorgt. So weit ich die Correspondenz des Herzogs kenne, stimmt sie ganz zu dem Inhalte des Buches.

Marſchallſtab dem Könige zurückgegeben, ehe er in eine, nach ſeiner Ueberzeugung verderbliche Unternehmung willigte, ſchwerlich hätte der König auf ſeinem Sinne beſtanden, man hätte keine Lorbeeren hinter den Argonnen geerntet, aber, ſo weit menſchliche Vorausſicht reicht, das Grenzgebiet bis zur Maas mit allen Feſtungen behauptet. Hätte er trotz ſeiner Anſichten als gehorſamer Officier den Plan des Königs übernommen, und dann mit Eifer und Raſchheit durchgeführt, ſo hätte man ſchwerlich mit 60,000 Mann die Revolution bezwungen, wohl aber nach der ganzen Lage der Dinge glänzende Siege über die franzöſiſchen Heerestheile davon getragen. In jedem Falle blieb das eigene Heer erhalten, kriegsfertig, moraliſch überlegen, und eine treffliche Grundlage für den kommenden Feldzug. Statt deſſen aber ging der Herzog mit Seufzen daran, die königliche Unbedachtſamkeit wenigſtens in der Ausführung durch ſeine Langſamkeit abzukühlen. Nach allen Seiten hin gingen ſeine prüfenden Blicke, nur nicht vorwärts. Er war über Dumouriez' Bewegungen nicht unterrichtet, denn die Bevölkerung, beſonders der Dörfer, die bei den Preußen keinen lebhafteren Wunſch als Herſtellung der Kirchenzehnten vermuthete, hielt ſich ſcheu und grimmig entfernt, ſo daß es äußerſt ſchwer war, Spione zu bekommen. In dieſer Ungewißheit fand der Herzog keinen Grund zur Eile nach den Argonnen, da aufgefangene Pariſer Briefe erſt Chalons als Sammelplatz der Franzoſen bezeichneten. Deſto unruhiger machten ihn Kellermann's Märſche in ſeiner linken Flanke, und vollends gar eine Nachricht von Bewegungen bei dem Rheinheere, die auf eine franzöſiſche Operation im Rücken der Verbündeten zu deuten ſchienen. Demnach that er keinen Schritt vorwärts, bis er ſeine Verpflegung auf längere Zeit geſichert, und ſeine Kräfte ſo vollſtändig wie möglich zuſammen genommen hatte. Er zog die Emigranten an ſich heran, befahl Hohenlohe nur einen Theil ſeines Corps vor Thionville ſtehen zu laſſen, mit dem Reſte aber ſich dem Hauptheere anzuſchließen, und betrieb die Ankunft der Heſſen, welche mit Transportmitteln ſchlecht verſehen, nur langſam vorwärts kamen [1]). Erſt als dieſe am 10. in Verdun eingetroffen waren, befahl er die Fortſetzung der Operationen. Da war es aber zu ſpät, die Früchte der königlichen Kühnheit zu ernten, und nur die Gefahren einer übel begründeten Offenſive blieben zurück

[1]) Braunſchweig ſchreibt an Tauenzien 7. Septbr., es ſei ſicher, daß die feindlichen Heere ſich zwiſchen Menehould und Chalons ſammeln, und ſchon Verſchanzungen in den Wäldern haben, es ſei alſo von [illegible] Wichtigkeit, alle Kräfte zu verſammeln, und ſie von dort zu ver-

Denn schon seit mehreren Tagen hatte Dumouriez den Kopf aus der Schlinge herausgezogen. Gleich am 2. war er aus seinen Stellungen bei Sedan, Mouzon und Stenai aufgebrochen. Dillon, der seinen Vortrab führte, bestand ein kleines Gefecht mit Clerfait's Oestreichern; dieser aber wagte auf eigene Faust keinen Angriff auf Stenai und noch weniger einen Uebergang über die Maas. So konnte Dumouriez am 4. September Grandpré, Dillon aber am 5., nach einem höchst beschwerlichen Marsche auf Wald- und Sumpfwegen, die Isletten erreichen. Sie athmeten doch nicht wenig auf, als sie die ersehnten Stellungen leer fanden. Dumouriez sagte: wenn jetzt der König von Preußen auf Paris geht, so ist er verloren. Mit vollem Behagen begann er sich zwischen den Waldhügeln in dem engen Wiesenthal der Aire einzurichten, welches bei Grandpré den Zug der Argonnen durchsetzt; die natürlichen Vortheile der Stellung wurden durch Schanzen und Verhacke verstärkt, und Dumouriez fing an, den Ort als unüberwindlich zu preisen. Das Beste war wohl dabei, daß er einen Haltpunkt in der Operation gab, den Servan zu rastlosem Herbeischaffen weiterer Truppen benutzen konnte. Die Zahl der aus Paris rückenden Freiwilligen stieg an einzelnen Tagen auf 2400 Mann: es war der Anfang des September, wo die Recrutirung beinahe das einzige Fluchtmittel vor dem demokratischen Dolche bot. Bis zum 9. waren davon bei Dumouriez 6000 angelangt, und 1500 versprach das Lager von Rheims zu liefern, so daß er und Dillon zusammen damals 26,000 Mann stark waren. Wichtiger war, daß auf Servan's Dringen der General Beurnonville endlich den Befehl erhalten hatte, aus den Lagern von Maulde und Maubeuge 11,000 Mann nach Chalons zu führen: dann aus Pont-sur-Sambre war General Duval mit einem aus verschiedenen Garnisonen zusammen gerafften Corps von etwa 5000 Mann unterwegs, welches sich allmählich bis auf 10,000 verstärkte [1]), und den nördlichsten Paß des Gebirges, bei Chene le Populeux besetzte: im Süden aber näherte sich, noch durch eine Division des Rheinheeres verstärkt, Kellermann mit beinahe 24,000 Mann [2]). Diese Corps bestanden sämmtlich aus Linientruppen oder älteren Nationalgarden: gelang es, die Argonnen bis zu ihrer Ankunft zu behaupten, so war man 70,000 Mann stark, denen tagtäglich neue Freiwillige zuströmten,

---

[1]) Joinville 379.

[2]) 14,400 Mann Infanterie, 4900 Mann Cavalerie, dazu 4000 Mann von Custine's Corps, die am 6. in Toul zu ihm stießen.

während die Feinde der Natur der Sache nach bei jedem Schritte vorwärts zusammenschmelzen mußten. Auch Servan hatte jetzt keinen Zweifel mehr über den Ausgang: er selbst hätte die Stellung wohl noch etwas weiter rückwärts verlegt, um die entscheidende Vereinigung ganz aus dem Bereiche des Mißlingens zu versetzen; immer aber war er erfüllt von kräftiger Entschlossenheit und erquickenden Hoffnungen. Vielleicht tödten uns, schrieb er am 4., die Feinde hundert Tausende, aber wahrlich, nicht Viele von ihnen sollen Nachrichten von ihrem ritterlichen Kreuzzuge nach Deutschland bringen. Zwei Tage später: „Die Amerikaner, in schlimmerem Clima und entblößt von Waffen und Munition, haben ihre Freiheit behauptet; warum sollte es uns nicht gelingen? Nur mit Muth durch den schlimmen Augenblick hindurch, und wir werden frei und das Einrücken der Fremden die letzte Stunde der Gegenrevolution sein. Diese Fürsten wissen nicht, wessen ein verzweifeltes Volk fähig ist: laßt sie nichts als Asche und Trümmer finden, und vernichtet sie, sobald der Winter beginnt." Dumouriez war noch fröhlicher und begeisterter, so ärmlich und hungrig es in seinem engen Waldlager auch herging. Von Euern Pikenmännern, meldete er am 7., habe ich noch nicht einen Einzigen gesehen, denke aber auch erst in Deutschland davon Gebrauch zu machen, wenn ich die flüchtigen Feinde vor mir herjage. Geht der König auf Paris, schrieb er an Kellermann, so hänge ich mich an seine Linke; dann hat er Euch an den Fersen, die Pariser vor sich, ein Wunder, wenn er entkäme.

Aber noch einmal sollte er erfahren, wie gefährlich es ist, sich in glänzenden Träumen zu wiegen und darüber den Pfad vor den Füßen zu verlieren. Seine Stellung war nicht schlecht, aber in keiner Hinsicht unangreifbar. Die Argonnen sind Höhen, wie etwa die niederhessischen Bergrücken [1]); ihr bestes Vertheidigungsmittel ist die Weiche des Thonbodens, der sich bei Regenwetter auflöst, und die Straßen zu Sümpfen macht; fragt man aber nach undurchdringlichem Walde, engen Gebirgspässen, steilen Felsschluchten, so ist davon nicht mehr zu entdecken, als an hundert und aber hundert Punkten der spätern Kriegstheater, welche kaum zu dem Hurrah eines Tiralleurschwarmes Anlaß gegeben haben [2]).

---

1) Mittlere Erhebung von 100 Metres über der nächsten Thalsohle Joinville 375.

2) Napoleon's Aeußerung über die Schwäche der Position ist bekannt. Nicht anders redet St. Cyr, campagnes du Rhin I, LXV. Die gleichzeitigen Generale hatten nach dem Ergebniß guten Grund die Stärke zu preisen, und fanden die

Dürfen wir die beiden Feldherren hier noch einmal in Gedanken die Stelle tauschen lassen, so scheint uns unzweifelhaft, daß Dumouriez an der Spitze der Deutschen die herrlichen Stellungen von Grandpré und den Isletten sofort mit dem Bajonett über den Haufen geworfen hätte, Braunschweig aber als Vertheidiger vielleicht nach Servan's Sinne in ruhigem Gefechte auf seine Verstärkungen zurückgegangen, jedoch sicher nicht an einem Punkte des Gebirges vollkommen wehrlos überrascht worden wäre. Dies aber ließ sich Dumouriez zu Schulden kommen.

Am 10. und 11. nämlich verließen alle Theile des preußischen Heeres Verdun, um sich gegen Dumouriez' Lager bei Grandpré zu richten. Hohenlohe Kirchberg und der Landgraf von Hessen, im Ganzen 14,000 Mann, beobachteten im Süden des Hauptheeres die Isletten, im Norden dagegen stand Clerfait, von Stenai vorwärts gezogen, mit 10 bis 11,000 Mann dem Passe des Waldkreuzes (zwischen Grandpré und Chene la Populeux) gegenüber. Den 12. wurden alle Stellungen der Franzosen alarmirt, sonst ohne Erfolg, allein am Waldkreuze fand Clerfait nur schwache feindliche Posten, und schob seinen Vortrab in den Paß hinein, wurde zwar am 13. durch den mit sechs Bataillonen eiligst herbeigesandten General Chazot hinaus geworfen, schlug diesen aber am 14. vollkommen, wurde Meister des Passes, und drängte Chazot nach Vouziers hin von jeder Verbindung mit Dumouriez ab. Darauf räumten die Franzosen auch Chene le Populeux, was jetzt von den Emigranten besetzt wurde. Der Durchgang durch das Gebirge war den Verbündeten geöffnet: wenn Clerfait ohne Aufhalten vorwärts drang, so konnte er noch am Abend den Paß von Grandpré im Rücken sperren, und Dumouriez für den Augenblick einschließen. Es wäre damit noch nicht Alles aus gewesen, da Kellermann und Beurnonville schon so nahe waren, daß sie in zwei Tagen mit 40,000 Mann zum Entsatze erscheinen konnten: und Clerfait hielt auch vorsichtig zurück, und wagte sich nicht allein in die vor ihm ausgedehnte Ebene der Champagne hinaus. Immer aber war Dumouriez' Stellung in Grandpré unhaltbar geworden, und damit sein Plan vollständig über den Haufen geworfen.

Er faßte sich schnell. Wenige Stunden nach Chazot's Niederlage traten seine Truppen in der Stille des Abenddunkels unter das Gewehr,

Möglichkeit dazu, weil kein Angriff sie erprobt hatte. Von neueren Schriftstellern kommt Ditfurth nach genauer Besichtigung zu dem angegebenen Urtheil, Joinville zu etwas günstigerer Schätzung, aber nach gleichem Material.

und zogen die Nacht hindurch eilfertig nach Süden ab. Sein Vorſatz war, den Preußen die Ebene nach Chalons und Rheims hin Preis zu geben, ſich hinter den Isletten Rücken an Rücken mit Dillon aufzuſtellen, und alle übrigen Corps, Chazot aus Bouziers, Harville aus Rheims, Dubouquet aus Ebene le Populeux, Beurnonville aus Chalons, Kellermann aus Vitry eben dorthin zu entbieten. Sein Abzug wurde in der Nacht nicht beunruhigt: auch würden ihm die Preußen bei den Schwierigkeiten des Terrains im Walde ſelbſt nicht viel angehabt haben. Bedenklicher wurde der Marſch des 15. in der Ebene hinter der Aisne: er hatte einen Vorſprung nur von wenigen Stunden, da die Preußen mit dem Grauen des Morgens in Grandpré eingerückt waren; ſeine Truppen empfanden trotz aller Energie des Führers ihre Gefahr, es zeigte ſich ſogleich, daß eine raſche und nachdrückliche Verfolgung das Heer zerſprengt haben würde. Gegen Mittag holten nämlich die Huſaren des preußiſchen Vortrabs die franzöſiſche Nachhut ein: zugleich wurden ſeitwärts die Truppen Chazot's ſichtbar, die ebenfalls nach St. Menehould auf dem Marſche waren. Als dieſe den Feind erblickten, erneuerte ſich der Schrecken vom Waldkreuze her; ſie löſten ſich auf, ſtürzten an Dumouriez' Nachtrab vorüber, und theilten ihre Verwirrung dem ganzen franzöſiſchen Hauptcorps mit. Zehntauſend Mann, ſagte Dumouriez, flohen vor 1500 Huſaren. Auch Beurnonville, der ſich an dieſem Tage von Rhetel nach St. Menehould bewegte, empfing ſeinen Antheil an dem allgemeinen Schrecken: er ſah aus der Ferne Dumouriez' Colonnen, hielt ſie für das preußiſche Hauptheer und zog eilfertig nach Chalons zurück. So wäre, wenn die Infanterie nur des Erbprinzen Hohenlohe, der die preußiſche Avantgarde führte, zur Hand geweſen, Dumouriez' Heer in alle Winde aus einander getrieben worden. Allein der Herzog wollte das Gebirge nicht eher verlaſſen, bis er den Transport ſeines Brodes durch deſſen Defileen geordnet hatte. Zum zweiten Male ſtellte er Dumouriez' Fehler durch ſeine Unterlaſſungen wieder her. Der franzöſiſche General brachte ſeine unverfolgten Regimenter bald wieder zum Stehen, und bezog am 17. ſein neues Lager bei St. Menehould. Noch zwei Tage blieb er hier allein, ſo daß Braunſchweig ihn mit doppelter Uebermacht hätte angreifen können. Der König war äußerſt ungnädig: man paßt nicht genug auf, ſagte er, man läßt die Feinde entwiſchen: „nach ſeinem richtigen Gefühle ſuchte er die Schlacht" Aber der Herzog blieb unerbittlich zwei Tage in Vaudres, dicht am Ausgange des Paſſes von Grandpré halten, wo er ſorgſam mit Backerei und Brodfuhren bis

war, dann aber auch ein Manöver erdachte, um die Gemeinschaft mit Verdun wieder zu öffnen, den Islettenpaß zu gewinnen, und die Vernichtung des feindlichen Heeres herbeizuführen: Alles ohne vieles Blutvergießen, vielleicht ganz ohne zu schlagen, nur durch Umgehen und Abschneiden des Feindes von seinen Magazinen. Diese Ueberlegungen vollzogen sich unter langsamem unsicherem Umhertasten, wurden aber am 19., im Beginn der Ausführung, plötzlich wieder durch den König unterbrochen. An diesen gelangte eine falsche Meldung, daß die Franzosen nach Chalons abzuziehen begännen; er rief sogleich, sie sollten ihm nicht zum zweiten Male entrinnen, und führte sein Heer ohne Aufenthalt, nicht, wie der Herzog wünschte, in das Gebirge hinein, sondern in die Ebene hinaus, nicht in die Flanke, sondern in den Rücken der Franzosen, gerade auf die Straße von St. Menehould nach Chalons. Man überzeugte sich bald, daß der Feind ruhig in seiner Stellung verharrte, die Truppen aber waren sicher, daß es endlich zum Kampfe kommen werde, und eilten in dieser Aussicht mit jubelnder Begeisterung vorwärts.

Indeß hatte Dumouriez sich in seinem neuen Lager eingerichtet. Er stand, die Fronte gegen Paris gewandt, die Aisne im Rücken, zwischen zwei Nebenflüßchen derselben, der Auve und der Bionne, auf den Hügelrücken, welche St. Menehould im Westen umschließen, vor sich ein vielfach durchschnittenes und mit sumpfigen Wiesengründen erfülltes Terrain. Spät am 18. war Beurnonville, von seinem Schrecken hergestellt, mit seinen eigenen Truppen und sieben Bataillons Freiwilliger aus Chalons, in das Lager eingerückt, dessen rechten Flügel er jetzt bildete, und dessen Stärke damit auf beinahe 40,000 Mann anwuchs. Am 14. langte auf der anderen Seite Kellermann mit 18,000 Mann an, so daß in diesem Augenblicke die Ueberlegenheit der Zahl entschieden auf der französischen Seite war, da das preußische Corps Kalkreuth zur Deckung der Communicationen weiter rückwärts stand, Clerfait aber nebst den Emigranten erst am Abend des 20. seine Vereinigung mit dem Hauptheere vollzog, dieses also bis dahin kaum mehr als 30,000 Mann zählen mochte. Man kam allmählich in den Zeitpunkt, in welchem die unausbleiblichen Gefahren der ausgedehnten Offensive sich fühlbar machen mußten. Noch hielt die innere Ueberlegenheit der preußischen Truppen über die desorganisirten Soldaten und regellosen Freiwilligen des Feindes das Gleichgewicht aufrecht: lange aber konnte die Entscheidung nicht mehr verzögert werden. In diesem Augenblicke gab ein neuer Fehler auf der französischen Seite den Angreifern die letzte Möglichkeit eines glänzenden Sieges.

Kellermann hatte Dumouriez' linken Flügel bilden und die Heereslinie auf dem südlichen Ufer der Auve über die Höhen von Dampierre fortsetzen sollen. Durch ein Mißverständniß aber der Instruction war er über die Auve herübergegangen, hatte sich vor Dumouriez' Stellung vorgeschoben, und seine Truppen auf dem Windmühlenberge von Valmy in gedrängten Massen aufgehäuft, ohne die Möglichkeit sich zu entfalten, neben sich sumpfige Niederungen, rechts eine einzige Brücke über die Auve, hinter sich die Straße nach St. Menehould durch das eigene Fuhrwerk verstopft. Als somit die preußischen Colonnen von Massige her die Straße von Chalons erreichten, und nun links gegen die französische Stellung einschwenkten, war Kellermann ihrem vollen Stoße ausgesetzt, und Dumouriez außer Stande, ihm rasche und unmittelbare Hülfe zukommen zu lassen. Um 6 Uhr Morgens bemerkte Kellermann die ersten preußischen Truppen; um 7 Uhr begann die Kanonade, beschädigte Kellermann's Cuirassiere gleich von Anfang an in hohem Grade, und nöthigte eine Colonne unter Chazot, welche Dumouriez links neben Valmy hatte vorgehen lassen, zu schneller Flucht. Um 10 Uhr flogen bei Kellermann einige Pulverwagen in die Luft, worauf — Kellermann's Worte — allgemeine Unordnung entstand, die Fuhrleute hinwegflohen, das erste Glied der Infanterie eine rückgängige Bewegung machte. Die französischen Officiere hatten unendliche Mühe, die Ordnung einiger Maßen herzustellen: zugleich aber formirten die Preußen drei Angriffscolonnen, die sich unter frischem Muthe der Truppen zum Sturme des Hügels anschickten, so daß Kellermann mit doppeltem Eifer seine Leute harangnirte, und mit Hutschwenken und Hurrah zu ermuthigen suchte. Halten wir einen Augenblick inne, befragen wir über die Aussichten der Lage die besten Kenner der beiden Parteien. Die ängstlich gespannte Haltung der französischen Schaaren, sagt General Valentini, dagegen die ruhig besonnene Kampflust der preußischen, läßt gar keinen Zweifel übrig, daß Kellermann auf Dumouriez, und beide zusammen in das Thal der Aisne hinabgestürzt worden wären; was würde nicht bei einer solchen Flucht verunglückt sein! Gouvion St. Cyr, selbst ein republikanischer General, der auch unter Napoleon dem Stolze auf diesen Ursprung nie untreu geworden, meint, daß bei der schlechten Ausbildung der damaligen französischen Truppen nur eine große Uebermacht oder eine unüberwindliche Stellung sie zu einem erfolgreichen Widerstand hätte befähigen können: ich zweifle nicht, sagt er, daß ein großes Unheil erfolgt wäre, wenn der Herzog den von dem Könige befohlenen Angriff sich hätte entwickeln lassen. Dieselbe Ansicht finden wir bei den Bethei-

ligten selbst. Der Kriegsminister Servan forderte noch am 18. Dumouriez auf, sich auf kein Zusammentreffen einzulassen, sondern nach Kellermann's Wünschen auf Chalons und die Marne zurückzugehen: die Preußen sind verloren, schrieb er, wenn wir ohne Schlacht den Feldzug hinausziehen. Kellermann selbst, wie man sich denken kann, redet nicht so unumwunden wie Valentini, dafür bezeichnet er noch eine andere, nicht minder umfassende Gefahr. Er bemerkt in der Erörterung seiner ganz abscheulichen Stellung: wenn ein preußisches Corps, was es unangefochten thun konnte, die Höhen von Dampierre und Voilemont besetzte — eben die ihm selbst ursprünglich bestimmte Stellung — so waren wir vollständig eingeschlossen und in den Niederungen bei St. Menehould, wie von Chalons so auch von Vitry, mithin von jeglicher Verpflegung abgeschnitten. Dillon, der noch immer die Isletten gegen Hohenlohe, und hiermit dem französischen Hauptheere den Rücken deckte, sah bereits diesen Fall so sicher vor Augen, daß er seine Soldaten dafür anwies, sich die Taschen mit Kartoffeln zu füllen, und sich einzeln durch die Wälder nach den Moselfestungen durchzuschleichen[1]).

Allein gerade die doppelte Möglichkeit des Sieges lähmte, wie es scheint, die Thätigkeit der Preußen. Von ihren Führern dachte der eine zu fechten, der andere abzuschneiden, und jeder hinderte den anderen. Der König wollte stürmen und schlagen, und wich den Tag hindurch nicht aus dem Angesichte des Feindes, so daß jene Höhen durch die Preußen nicht besetzt wurden. Der Herzog aber wollte ein für allemal sich auf eine Schlacht nicht einlassen, da sie auch bei günstigem Ausgang Blut gekostet hätte, er aber jede Einbuße für unersetzlich, den Marsch auf Paris in jedem Falle für verderblich hielt, und durch die Aufopferung einiger Tausende seine Operation gegen die Maasfestungen, die er fortdauernd im Sinne hatte, zu gefährden fürchtete. Als demnach die Sturmcolonnen um 11 Uhr freudig antraten, faßte er noch einmal die feindliche Stellung in das Auge, und erklärte dann dem Könige, hier sei nicht zu schlagen. Die Kanonade dauerte fort, die höheren Befehlshaber verhandelten, die Stunden vergingen. Am Abend wickelte sich Kellermann aus seinem gefährlichen Posten heraus, und

[1]) Der Verfasser des tableau de la guerre de la révolution II, 119 kommt, nach den Acten des französischen Kriegsministeriums, genau zu demselben Ergebniß. Braunschweig hatte bei einem kräftigen Angriff die größte Aussicht, Kellermann zu schlagen, oder, wenn er die Höhen jenseits der Auve occupirte, Dumouriez Matt zu setzen.

besetzte während der Nacht die Höhen südlich der Auve. Als der Herzog am folgenden Tage einige Abtheilungen ebenfalls nach Süden vorschob, um die feindliche Communication mit Vitry zu bedrohen, war es zu spät. Kellermann's ganzes Heer deckte diese Straße, und die preußische Demonstration wurde eine leere Scheinbewegung.

Der Tag des 20. hatte jedem Heere kaum zweihundert Mann gekostet. Der Eindruck aber war gewaltig auf beiden Seiten. Bei den Franzosen jubelten die jungen Soldaten, daß sie den Kriegern Friedrich II. Stand gehalten; so eben noch unsicher, zu panischem Schrecken geneigt, sich selbst und den Führern mißtrauend, waren sie jetzt von einem Schwunge des Jubels und Begeisterung erfüllt. Bei den Preußen war die Stimmung in gleichem Maaße gedrückt. Wir sind besiegt, rief der alte Husarengeneral Wolfradt, weil wir nicht geschlagen haben; wozu sind wir hergekommen als zu schlagen? Goethe, den einige mißmuthige Officiere um ein kräftiges Wort angingen, hatte den sehr richtigen, hier aber eben so leidigen Trost: von heute an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. In der That, von einem Erdrücken der jungen Republik war schon an dem Tage ihrer Entstehung keine Rede mehr. Nachdem die letzte Gelegenheit versäumt war, die französischen Heere einzeln im Augenblicke ihrer Vereinigung selbst zu schlagen, war der Rückzug der Preußen bei den täglich anschwellenden Massen ihrer Widersacher, der weit und weiter vorrückenden Jahreszeit, der sinkenden Stimmung, Zahl und Kraft der deutschen Truppen entschieden. Dumouriez hatte, einmal eine Lage der Dinge, wie sie am 21. wirklich eingetreten war, vorausgesetzt, schon längst darüber keinen Zweifel. Aber so keck er bisher die eigene Gefahr unterschätzt hatte, so unbefangen würdigte er jetzt die dem Gegner noch zu Gebote stehenden Mittel. Besiegt waren die Preußen in keiner Weise, die taktische Ueberlegenheit derselben ungebrochen, die Masse zu gefährlichen Streichen immer noch bedeutend genug. Wie wenn sie, nachdem sie im Norden die Argonnen durchbrochen, jetzt an der französischen Stellung vorüber das Gebirge im Süden umgingen, und so die Verheerungen des Krieges in das noch unberührte Lothringen trügen? Oder wenn sie auf dem alten Wege rasch umkehrend, sich plötzlich gegen die schwach besetzten Festungen Sedan und Montmedy wendeten, und durch deren Einnahme ihre Winterquartiere an der Maas sicherten? Wir wissen, daß eben dieser Gedanke den Herzog erfüllte, Dumouriez aber fühlte sich noch bei Weitem nicht stark genug, um gegen das Eine oder das Andere mit Gewißheit einstehen zu können. Bei dem Stande

der französischen Recrutirungen konnte er vielleicht in wenigen Tagen sein Heer so weit heranwachsen sehen: Alles wäre gewonnen, wenn er die Preußen so lange in ihrer jetzigen Stellung festhielte [1]). Er beschloß, sich diese Frist wo möglich durch Unterhandlungen zu schaffen [2]).

Daß in dem feindlichen Hauptquartiere auf mehreren Stellen Neigung zum Frieden vorhanden war, darüber konnte der französische General keinen Zweifel haben. Zwar von den Preußen hatte er keine unmittelbare Nachricht (denn Alles ohne Ausnahme, was über Unterhandlungen vor dem 20. erzählt worden, ist, wie die Correspondenz beider Hauptquartiere gleichmäßig zeigt, vollkommen leere Fabel): einmal am 14. hatte Braunschweig den Wunsch einer Unterredung gemeldet, Dumouriez indeß, mit seinem Rückzuge aus Grandpré beschäftigt, den Vorschlag abgelehnt. Allein Dumouriez, der frühere Minister des Auswärtigen, bedurfte nicht erst eines besonderen Gespräches, um die in ganz Europa bekannte Thatsache zu erfahren, daß der Herzog nach der Neigung seines Herzens lieber gegen das Haus Lothringen als gegen Frankreich gefochten hätte, und daß auch sonst noch einflußreiche Stimmen

---

1) An Servan, 26. September: ich suche mich auf 80,000 Mann zu verstärken, bis dahin amüsire ich die Feinde mit eitlen Unterhandlungen.

2) Die folgenden Unterhandlungen werde ich in diesem und dem nächsten Capitel um so ausführlicher darstellen, als ihr wirklicher Inhalt bisher vollkommen unbekannt, und der Gegenstand der mannichfaltigsten Conjecturen und Erfindungen war. Zuerst haben Marat und Genossen Dumouriez des Verrathes angeklagt: dann hat Beauchamp (memoires d'un homme d'état) angebliche Enthüllungen auf Kosten Braunschweigs gemacht, die unendlich oft, und zuletzt noch von Menzel wiederholt worden sind; neuerlich aber hat der Legitimist Michaud zu Marat's Anklagen das Gegenstück geliefert, indem er die alte Emigrantenfabel mit unglaublicher Sicherheit und zahllosen Details aufgewärmt hat, Braunschweig, Haugwitz u. s. w. seien mit der Beute der Septembermorde und den Krondiamanten bestochen worden. Joinville in Frankreich und Stramberg in Deutschland haben es getrost nachgesprochen. Ich erspare mir eine Wiederlegung im Detail durch die Darstellung des wirklichen Ereignisses nach den ersten Quellen, den geheimen Papieren der Unterhandlung selbst. Dabei habe ich die Sicherheit, daß in Paris keine Materialien außer den von mir gebrauchten existiren; preußischer Seits liegen mir die Berichte Lucchesini's an die Minister in Berlin vor, außer denen sich schwerlich etwas Erhebliches finden möchte. (Ich habe auch jetzt, nach den letzten Erörterungen Stramberg's, dieser Ausführung nichts hinzuzusetzen. So lange Michaud und Genossen nicht den Beweis für ihre Erfindungen beibringen, ist es kindisch, den authentischen Quellen gegenüber noch eine besondere Widerlegung jener Klatschereien zu fordern, deren Urheber übrigens schon in dem tableau de la guerre de la révolution, Paris 1808 II, 128 die actenmäßige Wahrheit hätten lesen können. Anmerkung der 2. Ausgabe.)

dieſer Anſicht beipflichteten. Was aber die Oeſtreicher betraf, ſo waren dieſe in ihrer Kriegsluſt ebenſo abgekühlt wie ihre Bundesgenoſſen Hohenlohe-Kirchberg hatte auch ſeinerſeits auf Conferenzen bei Dumouriez angetragen: er war ein einfacher ernſthafter Mann, der unter dem Gewehre alt geworden [1]), und nie etwas Anderes als Soldat geweſen war: er am Wenigſten hätte einen ſolchen Schritt ohne höheren Auftrag unternommen. Aber Dumouriez, der von jeher ſein politiſches Syſtem auf Krieg gegen Oeſtreich und Frieden mit Preußen geſtellt, warf die öſtreichiſchen Anträge weit hinweg, ohne einmal ihren Inhalt ſeinem Miniſter mitzutheilen. Um ſo raſcher ergriff er dagegen einen Anlaß, ſich dem Könige anzunähern, bei dem allein ja auch die Macht war, die Operationen auf einige Tage zu hemmen, und damit Dumouriez' nächſten militäriſchen Wunſch zu erfüllen.

Während der Kanonade am 20. hatte er den General Valence im Rücken der Preußen ſtreifen laſſen. Dieſer war über die ſchwach gedeckte Bagage des Heeres gerathen, wo keine Seele einen feindlichen Angriff vermuthete: Fuhrwerk, Feldkaſſe, Bäckerei, Bureau und Hoſpitalweſen war dort vereinigt, und nur mit Mühe wurde das größte Unheil abgewehrt. In dieſem Getümmel wurde der Privatſecretär des Königs, Lombard, nebſt einigen anderen Civilperſonen gefangen [2]), und ihm ließ Dumouriez, als er ihn den folgenden Tag auf Begehren des Königs in Freiheit ſetzte, durch einen Adjutanten eine kurze Denkſchrift zuſtellen, in welcher die wachſende Stärke des franzöſiſchen, die unbehagliche Lage des preußiſchen Heeres geſchildert ward; ſodann kam der Satz vor, ein weiteres Vorwärtsgehen würde das Schickſal Ludwig XVI. nur erſchweren, ohne den Ehrgeiz der franzöſiſchen Prinzen zu fördern; vor Allem aber wurde betont, daß Preußen kein Intereſſe habe, ſich für das ihm ſtets feindliche Oeſtreich zu opfern, und demnach ein Abkommen auf dem Fuße der einſt im Frühling verſuchten Unterhandlung angeboten. Der Herzog ergriff dieſe Dinge ſogleich mit großer Lebhaftigkeit, und fand dabei die Unterſtützung eines Mannes, den er ſonſt nicht gerade unter ſeinen Verehrern zählte, des Generaladjutanten Oberſten Manſtein. Dieſer gehörte zu dem

---

[1]) Urtheil des Herzogs von Braunſchweig.

[2]) Ich führe dies Detail an, weil Jedermann bisher erzählt hat, Lombard habe ſich fangen laſſen. Er hätte ſich dazu gewiß eine andere Stelle ausgeſucht: überhaupt aber iſt ſicher, daß der Anfang des Unterhandels von Dumouriez ausging.

frömmelnden Kreiſe, der bei dem Könige hauptſächlich durch das Bedürfniß ſtets neuer Aufregung Einfluß übte: er hielt ſich, ohne die Genüſſe dieſer Welt ganz zu verachten, äußerlich doch um ſo finſterer und verſchloſſener, als bei ihm zu der Kopfhängerei noch ein ſtarker gallſüchtiger Ehrgeiz hinzukam, der ihn in militäriſchen Dingen gegen den Einfluß des Herzogs, und in diplomatiſchen gegen das Anſehen Biſchoffswerder's ſtets regſam und argwöhniſch erhielt. Als praktiſcher Staatsmann war er reiner Egoiſt und Realiſt, kannte darin keine andere Forderung als den jedesmaligen Nutzen, und hatte ebenſo wenig Gefühl für ideale oder ritterliche Beſtrebungen wie für irgend eine Grundſatz- oder Tendenzpolitik. Bei dem hingebenden und großmüthigen Weſen des Königs hätte ein ſolches Gegengewicht zuweilen von Nutzen ſein können, wäre Manſtein's Geſichtskreis weiter und ſeine Selbſtſucht überall eine nationale geweſen: er würde dann geſehen haben, daß es in gewiſſen Fällen auch der Klugheit entſprechen kann, für einen Augenblick das unmittelbare Staatsintereſſe einem höheren Geſichtspunkte unterzuordnen. Wir werden ihn mit ſolchen Fragen noch vielfach beſchäftigt und höchſt einflußreich finden: damals bei Valmy machte er kein Hehl daraus, daß er den Friedensſchluß für das dringendſte Bedürfniß halte. Er war ganz der Anſicht Dumouriez', daß Preußen ſich auf unverantwortliche Weiſe von Oeſtreich benutzen laſſe, und ſich für eine ihm fremde, Oeſtreich allein betreffende Sache in Koſten und Gefahren ſtecke, während Oeſtreich dazu eine Handvoll Leute ſtelle, ſonſt ſich pflege und ſtärke, und in Oſteuropa gegen Preußen intriguire. Bei dieſer Stimmung ging er lebhaft auf Dumouriez' Eröffnungen ein. Wie groß ſein Eifer war, zeigte ſich, als Dumouriez am 22. um eine mündliche Berathung in Dampierre bitten ließ. Der Botſchafter war Danton's Freund, Weſtermann, jener Elſaſſer, der am 10. Auguſt bei dem Sturme der Tuilerien befehligt hatte: aber auch dieſe Perſönlichkeit, ſo widerwärtig ſie dem Könige war, ſchreckte den Adjutanten nicht ab. Was den König vor Allem beſtimmte, auf die Unterhandlung überhaupt ſich einzulaſſen, waren die eben eintreffenden diplomatiſchen Nachrichten aus Wien und Petersburg. Catharina hielt fortdauernd mit ihrer Anſicht über Polen zurück, ſo daß die Theilung ſtets noch ungewiß erſchien, der Kaiſer aber fuhr allerdings fort, bei ihr die polniſche Erwerbung Preußens zu beantragen, blieb aber auch feſt in ſeiner Bedingung, anſtatt Belgiens Bayern, und dazu die beiden fränkiſchen Fürſtenthümer zu erhalten. Der preußiſche Geſandte in Wien ſtellte ihm vergeblich vor, daß dadurch der Gewinn ſeines Staats auf

Null heruntergebracht würde; das Einzige, was er erreichte, war ein Anerbieten, daß Preußen für die Fürstenthümer einen Theil der Lausitz erhalten sollte, sobald der sächsische Mannsstamm erlöschen würde. Unter diesen Umständen war der französische Krieg dem Könige auf das Höchste verleidet, und er gab seinem Adjutanten die Erlaubniß, am 23. in Dampierre den beiden französischen Generalen folgende Vorschläge als Grundlage der weitern Verhandlung zu machen:

Erstens: der König und seine Verbündeten wünschen einen Repräsentanten des französischen Volks in der Person Ludwig XVI., um mit diesem über den Frieden zu unterhandeln, wobei jedoch von sonstiger Herstellung des alten Regime keine Rede zu sein braucht.

Zweitens: der König und seine Verbündeten wünschen, daß französischer Seits alle Propaganda aufhört.

Drittens: man wünscht (vor allen anderen Erwägungen, wird hinzuzudenken sein), daß Ludwig XVI. in Freiheit gesetzt werde.

Hier war also nicht von Emigranten, Gutsherren, Verfassungsfragen, es war von einer Verführung Dumouriez' so wenig wie von einem preußischen Separatfrieden die Rede. Herstellung Ludwig XVI. und Verzicht auf revolutionäre Eroberung bildeten das gesammte preußische Programm. Als Manstein es vorgetragen, mußte aber Dumouriez gleich den folgenden Tag [1]) mit der Nachricht antworten, daß der Convent in seiner ersten Sitzung das Königthum abgeschafft hätte. Es war deutlich, daß der preußische Antrag damit seine Grundlage verloren hatte, und der Fortgang der Unterhandlungen völlig zweifelhaft war. Dumouriez bedauerte es aufrichtig. Denn hatte ihm allerdings die militärische Lage den ersten Anlaß für seine Note gegeben, so hätte er doch einen Frieden mit Preußen als den Brennpunkt aller guten Politik betrachtet und jede beliebige Verfassung dafür in den Kauf gegeben. So wurde denn auch nicht auf einmal abgebrochen, vielmehr gingen noch einige Botschaften hinüber und herüber, für welche ein Cartell zur Auswechselung der Kriegsgefangenen den Vorwand gab. Eine volle Woche verging damit: seinen ersten Zweck, Stillstand der militärischen Operationen, erreichte Dumouriez vollkommen.

Er benutzte diese Zeit mit unendlicher Thätigkeit, um seine Verstärkungen heran zu ziehen, das Gewonnene zu befestigen, immer neue Aussichten zu eröffnen. In Chalons und Rheims hatten die Generale

---

[1]) Tagebuch des Marquis Lucchesini.

Harville und Sparre über 10,000 Mann formirt, was die Armee der Champagne jetzt auf 70,000 Mann brachte. Dumouriez drängte außerdem den Minister, 15,000 Mann des Rheinheeres über Metz auf Verdun zu werfen, eine Gefahr für den preußischen Rückzug, wie es keine größere gab. Dazwischen bereitete ihm ganz unvermuthete Schwierigkeiten ein Zwist mit Kellermann und Servan: jener, der sich als den Sieger von Valmy fühlte, war reizbar gegen Dumouriez' unzweifelhaftes Uebergewicht, dieser wurde in Paris unaufhörlich wegen Deckung der Hauptstadt bestürmt, und beide drängten den General um die Wette, aus seiner kecken Stellung hinweg sich an die Marne zurück zu ziehen. Hier erscheint Dumouriez in dem vollen Glanze seines Talentes. Die Stellung, die am 15. vielleicht eine gewagte gewesen, die jetzt aber die Gegner unthätig am Boden fesselte, ließ er sich durch die Pariser so wenig wie durch die Deutschen entreißen. Er war damals der einzige Mensch in Frankreich, der mit festem Muthe dem Lärmen der Hauptstadt trotzte, obgleich er durch die Freiwilligen des Heeres so grell und nahe wie möglich an sein Ohr schlug. Es wollte etwas bedeuten, die schwach disciplinirten, hungernden und raufluſtigen Soldaten thatenlos in einer Stellung festzuhalten, wo der Feind sie von Paris und ihren Magazinen trennte, die Verpflegung häufig stockte, die Verhandlungen mit Manstein den Freiwilligen als offener Verrath erschienen. Aber Dumouriez verstand es, die Soldaten an sich zu ketten, die Freiwilligen zu unterwerfen, Kellermann zu imponiren, den Minister aufzuklären. Schon zeigte sich der Vortheil seines Systemes in der täglich schlimmeren Lage des Feindes. Die Preußen waren fünf Tage lang ganz ohne Brod, das ausgesogene Land konnte ihnen nichts liefern, die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten bei Menschen und Thieren, das naßkalte Wetter, welches sie schon auf dem Marsche geplagt, setzte sich jetzt in unaufhörlich strömendem Regen fest, der den Boden aufweichte, die Zelte zerstörte, und binnen wenigen Tagen eine mörderische Ruhrepidemie über ein Drittel des Heeres verbreitete. Unter diesen Umständen wurden die Aussichten täglich günstiger für Frankreich, und am 27. erhielt denn auch Dumouriez den förmlichen Oberbefehl über Kellermann, und damit die Genehmigung seines Feldzugsplanes. Hinzugefügt war freilich eine Mahnung, den Rückzug hinter die Marne zu erwägen, worauf aber Dumouriez umgehend antwortete, daß er sich hüten werde, einem so thörichten Befehle zu gehorchen.

Neben diesen militärischen Sorgen ging dann seine diplomatische Thätigkeit ihren Gang. Er drang lebhaft in Servan, die preußische

Unterhandlung nicht fallen zu lassen. Ich gestehe, schrieb er am 26., nach meiner besten Ueberzeugung wäre nichts so wichtig für Frankreich, als die Abtrennung Preußens von der Coalition. Bisher bin ich nur das Schlagnetz gewesen, um die Vorschläge hin und her zu werfen; da aber die Preußen mir als ehemaligem Minister Zutrauen schenken, so könnte ich gleich zu einer thätigen Unterhandlung schreiten, sobald es Euch heilsam erschiene. Er würde dann, sagt er, von dem Könige Anerkennung der Republik, Räumung Frankreichs, Auflösung des östreichischen Bundes, ruhiges Zusehen bei dem östreichisch-französischen Kriege verlangen, auch müßte sich Preußen mit einer einfachen Verwendung für Ludwig XVI. ohne specielle Forderungen begnügen. Noch habe ich, schließt er, mich darüber gegen Manstein nicht eröffnet, wohl aber angedeutet, daß nur in solcher Richtung unterhandelt werden könne, übrigens den Franzosen wenig am Unterhandeln liege.

In Paris war man höchlich einverstanden mit diesen Gesichtspunkten, da die nächste Gefahr einmal überwunden, das Selbstgefühl keine Grenzen kannte. Die Parteien des Conventes ohne Unterschied hatten keine Gedanken als Siege, Revolutionirung, Beute, Eroberung, und Dumouriez' belgischer Plan stand bei Danton wie bei Lebrun in erster Linie der Hoffnungen. Dazu paßte nichts trefflicher als Spaltung des europäischen Bündnisses durch einen Separatfrieden mit Preußen; neben den sicheren Erfolgen gegen Oestreich, welch' eine triumphirende Genugthuung, wenn es vielleicht gelänge, den preußischen König sogar auf die Seite der Revolution hinüber zu ziehen. Man meinte nicht geringe Lockspeisen dafür bieten zu können, und so wurde die Unterhandlung in tiefem Geheimniß aber mit gespanntem Eifer aufgenommen. Dem Convente und den doctrinären Jacobinern zu Liebe verfügte der Ministerrath am 25., Dumouriez dürfe sich nicht eher auf eine Unterhandlung einlassen, bis die Feinde den französischen Boden geräumt hätten: im Stillen aber wurden Westermann und Benoit in das preußische Hauptquartier gesandt, um wo möglich einen Separatfrieden zu Stande zu bringen. Dumouriez hatte indeß vorzuarbeiten gesucht. Die Erklärung der Republik hatte Braunschweig's und Manstein's Eifer noch nicht abgekühlt; am 26. kam das Cartell über die Kriegsgefangenen zu Stande, in welchem Preußen sogar den Franzosen nachgab, die Emigranten ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Immer aber wollte sich keine Neigung des Königs zum Vertragsbruche gegen die Coalition zeigen, und Dumouriez, allmählich den Erfolg bezweifelnd, entschloß

ſich, dieſen entſcheidenden Punkt geradezu in Angriff zu nehmen [1]). Er ſtellte am 27. dem Oberſten Manſtein eine neue Denkſchrift für den König zu, in welcher er die Trennung Preußens von Oeſtreich zum alleinigen Thema nahm und abſichtlich in ſcharfen und derben Formen auftrat, um die Stärke der preußiſchen Neigungen ſicher daran zu erproben.

Aber er hatte einen unglücklichen Augenblick für dieſe Mittheilung gewählt. Tages zuvor war nämlich der Marquis Luccheſini, der ſeit der Rückkehr des Miniſters Schulenburg nach Berlin die diplomatiſchen Geſchäfte des Hauptquartiers beſorgte, jetzt aber einige Tage in Verdun geweſen war, wieder bei dem Könige eingetroffen, und hatte den dortigen Stand der Dinge vollkommen verwandelt. Er war Biſchoffswerder's Schwager, aber mit Manſtein nahe befreundet: er hatte das öſtreichiſche Bündniß, welches jener geſchloſſen, als eine Thorheit betrachtet wie dieſer, aber er fand, daß ſein militäriſcher College ſich höchſt unbeſonnen auf bodenloſe Wege einlaſſe. Luccheſini bemerkte vor allen Dingen, daß Dumouriez noch gar keine Vollmacht ſeines Miniſters gezeigt habe, ja, daß es bei der damaligen Anarchie in Paris zweifelhaft ſei, ob ſelbſt der Miniſter zu ſolchen Unterhandlungen Kraft und Titel beſitze. Sodann hob er hervor, daß offenbar nur Dumouriez von der bisherigen Waffenruhe Vortheil ziehe, was gegen die Aufrichtigkeit ſeiner Anträge doppeltes Mißtrauen erwecken müßte, während für Preußen nichts gewiſſer ſei, als daß ſchon der Schein einer Unterhandlung es in falſches Licht bei ſeinen Verbündeten ſetzen würde. Dem Könige, der übrigens von aller Kriegsluſt geheilt war, und einen ehrenhaften Abſchluß im höchſten Grade wünſchte, leuchteten dieſe Erörterungen doch vollkommen ein; er meinte gleich, daß man ihn auf etwas leichtſinnige Art mit den Republikanern verwickelt habe. Da kam denn jene Denkſchrift Dumouriez' ſehr verkehrt für ihren Zweck: der König zürnte lebhaft, daß Dumouriez über das Verbleiben Preußens in der Coalition unter Anderem ſagte, es würde damit das Staatswohl einer Täuſchung des Ehrgefühls geopfert. Manſtein mußte ſogleich erwidern, daß jeder ſeine Grundſätze haben möge, der König aber als den höchſten die Treue gegen ſeine Bundesgenoſſen betrachte. Es gab hierüber ſcharfe Erörterungen, bei denen, wie Luccheſini es höflich ausdrückt, der König ſich durch ſeine Herzensgüte nicht abhalten ließ, dem Oberſten als dem erſten Betreiber einer ſolchen Unterhandlung, ſein kräftiges

1) Il ne faut pas, ſchrieb er, que ceci dégenère en fourberie royale.

Mißfallen kund zu thun. Auch der Herzog von Braunſchweig wurde durch dieſe Ungnade mit betroffen und mußte ſich bequemen, am 28. ein neues Manifeſt zu erlaſſen, in dem er alle Drohungen des Juli den Franzoſen wiederholte. Der König wollte ſelbſt die Feindſeligkeiten ohne Zaudern erneuern, die Emigranten jubelten nicht wenig, der ruſſiſche Geſchäftsträger Prinz Naſſau-Siegen erbot ſich ſogar, ſeine Kaiſerin um die Sendung eines ruſſiſchen Heeres für die Operationen des Frühlings zu bitten. Allein ſolche Thätlichkeiten zu hindern, wurde dem Herzoge trotz ſeiner augenblicklichen Ungnade nicht ſchwer, da ſeit dem 20. das Verhältniß der beiden Heere ſich völlig umgekehrt hatte. Gegen den doppelt zahlreichen Feind wäre mit den erſchöpften und kranken Truppen nur eine völlige Niederlage zu erwarten geweſen. Hier war auch Lucchéſini ganz mit dem Herzoge einverſtanden, und der Gedanke einer Schlacht wurde ebenſo ſchnell verlaſſen als er aufgetaucht war.

Wollte man aber nicht ſchlagen, ſo wuchs die Dringlichkeit des Rückzugs mit jeder Stunde. Jetzt ſchon war die Gefahr groß, den überlegenen Feind in der Flanke ſich durch die ſumpfigen Päſſe der Argonnen hindurch zu winden. Da langten Benoit und Weſtermann zu gelegener Stunde an. Wenn bisher Dumouriez den militäriſchen Vortheil des Stillſtandes geerntet hatte, ſo kam jetzt die Reihe an Preußen, ſich die Uebelſtände des Rückzuges durch geſchickt verlängerte Unterhandlung zu verringern.

Fünftes Capitel.

Rückzug aus Frankreich.

In den erſten Tagen des Conventes beſaß die Gironde, die noch ſo eben für ihr Daſein hatte zittern müſſen, nicht geringe Ausſichten zur Herrſchaft über Frankreich. Sie überwog im Miniſterium, weil Danton, durch die Pariſer Wähler zum Convente berufen, ſein Portefeuille abgab, und in den inneren politiſchen Fragen ſeitdem Roland's Einfluß vorherrſchte. Sie konnte ſodann in den meiſten Fällen auf die Mehrheit des Conventes rechnen. Denn der größte Theil der Wahlen war ja in offenem Gegenſatze zu dem Streben der Pariſer Commune und der Septembermänner erfolgt, ſo daß der Argwohn gegen die Dictatur derſelben die vorwiegende Stimmung bildete, und der Gironde die Möglichkeit gab, bei richtiger Benutzung aller Mittel ihre Gegner ernſtlich zu gefährden. Die Jacobiner ſelbſt konnten es ſich nicht verhehlen. Alles Volk in Frankreich, ſagte der jüngere Robespierre am 29. auf der Rednerbühne des Clubs, iſt gegen uns; unſere einzige Hoffnung ſteht bei den Bürgern von Paris[1]): Freunde und Genoſſen, warnte darauf Desfieux, vertraut nicht zu feſt auch auf dieſe letzte Ausſicht; es iſt nur zu gewiß, hier in Paris würden wir bei jeder Wahl beſiegt werden, die in geheimer Abſtimmung erfolgte. Der Club zeichnete ſich darauf die ſtrengſte Behutſamkeit und eine faſt ängſtliche Defenſive vor. Von den Septembermorden ſprach man nur, um ſie halb zu entſchuldigen, halb zu verläugnen, und Collot d'Herbois galt für einen unvorſichtigen Menſchen, als er einmal ohne alle Einſchränkungen erklärte: der 2. Septb. iſt das Glaubenswort unſerer Partei.

[1]) Buchez XX, 300

War nun allerdings die Mehrheit des Conventes den Jacobinern feindlich, so war sie deshalb noch nicht girondistisch gesinnt. Es ging hier, wie bei der abgetretenen Versammlung: die überwiegend größte Zahl der Abgeordneten hielt sich überhaupt von jeder Parteidisciplin entfernt, und stimmte einzeln nach ihren augenblicklichen Eindrücken. Ganz unbedingt als Partei der Gironde bekannten sich vielleicht nur dreißig Männer, und selbst diese werden wir bei den wichtigsten Fragen vielfach aus einander gehen sehen. Die Beseitigung dieses Uebelstandes hätte um so eifriger gesucht werden müssen, als die Bergpartei überall wie ein Mann zusammenhielt.

Revolutionär gesinnt waren übrigens die Mitglieder fast Alle. So viel hatte das Auftreten der Pariser Commune und ihrer Genossen in den Provinzen durchgängig bewirkt, daß die Anhänger des alten Zustandes und die ausgesprochenen Constitutionellen von den Wahlen entfernt geblieben waren. Sogar die Vendee, welche die Stimmung ihrer gesammten Bevölkerung bald mit den Waffen auf die gewaltigste Weise bekunden sollte, hatte in den Wahlen radikale Deputirte ernannt. Die Gironde selbst stimmte auch in dieser Beziehung zu der Mehrzahl ihrer Collegen: sie war nur in soweit conservativ, als sie die Dolche des Septembers für sich selbst fürchtete, im Uebrigen hatte sie noch keinen ihrer Umsturzgedanken abgelegt. Sie war also einmal nicht im Stande, die anderen Parteien der Rechten, Constitutionelle und Priester, Monarchisten und Feudale, zu dem Kampfe gegen die Jacobiner um sich zu vereinen: sie zertrümmerte sodann durch ihre Gesetze in der Regel jedes Stückchen Boden selbst, welches sie durch ihre Polizeidecrete der äußersten Linken abgewann. Bei einer solchen Lage der Dinge wäre das Natürlichste eine Versöhnung der beiden Parteien gewesen, auf billige Theilung des persönlichen Einflusses: denn auf andere Dinge kam es bei dem Streite überhaupt nicht an, oder im höchsten Falle lag eine Meinungsverschiedenheit über die Mittel vor. Es wurde denn auch in den ersten Tagen des Convents ein Versuch zu diesem Ziele gemacht, die Häupter traten zusammen, und besonders Danton mahnte zur Eintracht. Aber das Blut des September stand zwischen ihnen. Die Girondisten wollten Rache für ihre Bedrohung, und wiesen den Vorschlag einer allseitigen Amnestie fast als ein Verbrechen zurück. Da brach Robespierre die Verhandlung kurz und hochmüthig ab.

Am 22. befahl der Convent die Neuwahl aller Verwaltungsbeamten in ganz Frankreich. Die Departementsbehörden hatten sich

vor dem August faſt ſämmtlich conſtitutionell gezeigt; ſie fielen alſo mit der von ihnen vertretenen Verfaſſung. Am 23. bewirkte Danton ein gleiches Decret für die richterlichen Beamten: Billaud wollte überhaupt keine Gerichte mehr, da zwei von den Parteien jedesmal zu ernennende Schiedsrichter den Zweck erfüllen würden; und wenn dies auch nicht durchging, ſo wurde doch die Wahl nicht mehr auf gebildete Juriſten beſchränkt, als welche eine beſonders ſchändliche Ariſtokratie ausmachten.

Nach dieſer Probe demokratiſcher Geſinnung vernahm der Convent den Miniſter Roland über den allgemeinen Zuſtand des Landes. Deſſen Bericht war ein trauriges Zeugniß über die Wirkungen der Revolution, die Lähmung des Ackerbaues, die Zerrüttung der Gewerbe, die Vernichtung des Handels, den Verfall der Staatsanſtalten und öffentlichen Bauten. Er gab zugleich aber in allen Zeilen das Angriffsſignal gegen die Bergpartei, indem er als den einzigen Grund des Uebels die Wühlerei und die Geſetzloſigkeit bezeichnete, und eine beſoldete Truppe zum Schutze des Conventes und der Regierung begehrte. Den folgenden Tag ſtellten Kerſaint und Buzot die entſprechenden Anträge, jener auf Erlaß eines Strafgeſetzes gegen die Anſtifter von Mord und Todtſchlag, dieſer auf Verſammlung einer Garde des Convents aus allen Departements. Beides ging an einen Ausſchuß zum Berichte. Dann gab es Angriffe auf die Perſonen. Barbaroux und Buzot holten die Geſchichte hervor, wie ſich Robespierre am 9. Auguſt den Marſeiller Föderirten als Dictator hatte antragen laſſen; die Gironde mußte dagegen hören, daß ſie Frankreich in eine Anzahl unabhängiger Staaten nach amerikaniſchem Muſter auflöſen wolle. Sie entgegnete, daß die Pariſer die Departements zu beherrſchen trachteten, wie einſt Rom die Provinzen, und ließ dann ſelbſt die Einheit und Untheilbarkeit der Republik decretiren. Dieſe Zänkereien lieferten ſonſt kein Ergebniß als geſteigerte Erbitterung nach allen Seiten: bald ſammelte ſich die Aufmerkſamkeit gänzlich auf die Mittel der äußeren Gewalt, die Pariſer Commune auf der einen Seite, deren dienſteifrige Proletarier von der Maſſe der Abgeordneten höchlich gefürchtet wurden, und die Garde des Convents auf der andern, mit welcher die Gironde zunächſt Sicherheit der Abſtimmungen und damit die völlige Unterdrückung der Gegner zu erzielen hoffte. Buzot erſtattete den Bericht darüber am 8. October, der Druck deſſelben wurde beſchloſſen, und dann die Sache zurückgelegt: die Gironde hatte bemerkt, daß zahlreiche Deputirte ſich fürchteten, für den in Paris verfluchten Antrag zu ſtimmen, und deshalb

den Ausweg erwählt, zunächſt auch ohne Geſetz bewaffnete Schaaren aus den ihr ergebenen Departements kommen zu laſſen, und durch deren Schutz ihre Anhänger zu ermuthigen. Es war auch dieſes Mal Marſeille, welches den Reigen eröffnete, und wie im Juli für die Revolution, ſo jetzt im October für die Regierung die erſten Föderirten aufſtellte. Inzwiſchen wurde der Stadtrath von Paris in jeder Weiſe beängſtigt, Nachforſchung über ſeine großen Räubereien und Unterſchleife angeordnet, der Juſtizminiſter mit einer allgemeinen Unterſuchung über die Septembermorde beauftragt, und bei der Neuwahl der Commune die geheime Abſtimmung mit Strenge durchgeführt. Wirklich wurde Pethion mit großer Mehrheit zum Maire erwählt, und als dieſer ſeinen Sitz im Convente vorzog, auf's Neue der Candidat der Gironde, der Arzt Chambon, gegen den Jacobiner Lhuillier durchgeſetzt. Neun Zehntel der Bürger aber hielten ſich von der Wahl entfernt.

So war die Gironde bis zum Ende des October in ſtetem Fortſchreiten geblieben. Aber ein weſentlicher, die Zukunft beherrſchender Erfolg war doch an keiner Stelle erreicht worden. Das Wirkſamſte war die Ankunft der neuen Föderirten, denn die Abſpannung gegen innere Politik war ſo groß, daß ein paar Tauſend rüſtige Arme hinreichten, um die Banden der Jacobiner in Ehrfurcht zu halten. Aber welch eine traurige Auskunft, mit einem ſo völlig anarchiſchen Mittel die Sache der Ordnung vertheidigen zu ſollen! Roland ſah es ſehr wohl und traf den entſcheidenden Punkt mit der ſtets wiederholten Forderung, die Befugniſſe des Miniſteriums zu ſteigern und den Stadträthen insbeſondere die Requiſition der bewaffneten Macht zu nehmen. Aber ſeine Parteigenoſſen hielten die Sache entweder für unerreichbar im Convente, oder für zu unverträglich mit ihrer bisherigen Haltung, genug, es kam nicht einmal zu einem Antrage darüber.

Da war es denn für die Jacobiner doppelt erwünſcht, daß die Finanzen des Staates ganz in der bisherigen Weiſe fort verwaltet wurden. An ihrer Spitze ſtand jetzt wieder Clavière, der zwar wie ſeine girondiſtiſchen Freunde von einer förmlichen Abſchaffung des Eigenthums, von Zwangstaxen, Zwangscourſen und Prehenſionen nichts wiſſen wollte, ſonſt aber Alles that, um die Macht des Eigenthums zu erſchüttern und den Staat durch fortdauernde Steigerung der Bedürfniſſe auf die Bahn des Raubes hinzuführen. Unter allgemeiner Einſtimmigkeit wurde am 19. October die Plünderung der Emigranten fortgeſetzt, indem man alle Bankiers und Notare aufforderte, bei Todesſtrafe die ihnen anvertrauten Gelder und Werthpapiere der Ausgewan-

derten an die Staatskaſſe abzuliefern. Bereits waren — 30. September — alle Verwaltungsbehörden für den Verkauf der Güter verantwortlich gemacht worden, und als etwas ſpäter [1]) Manuel meinte, man müſſe doch unterſcheiden zwiſchen den Rittern des Coblenzer Hofes und den am 2. September Entflohenen, wurde er beſchieden, es handele ſich um kriegeriſche Nothwehr, bei welcher man es mit Recht und Gerechtigkeit nicht ſo genau nehmen könne. Zur Sicherung der Beute wurde auf Buzot's Antrag am 23. October die Todesſtrafe gegen jeden Emigranten verfügt, der ſich auf franzöſiſchem Boden betreffen ließe. Die Verwendung des hiemit gewonnenen Reichthums ging dieſelben Wege wie der Staatshaushalt der früheren Verſammlungen. Die Stadt Paris erhielt zunächſt ſechs, dann drei Millionen zur Unterſtützung des nothleidenden Volkes: Clavière vermehrte die Maſſe der kleinen Aſſignaten, und der Convent decretirte eine neue Schöpfung von 400 Millionen. Die Girondiſten hatten nichts einzuwenden, weil ſie keine anderen Mittel für die ſtets wachſenden Ausgaben aufzutreiben wußten. Allerdings, es hätte eine Auskunft gegeben, den Staat von einer monatlichen Ausgabe von 100 Millionen zu befreien; ſie hieß Beendigung des Krieges, und zeigte ſich ſeit dem 20. September nach der Stimmung des Königs von Preußen vollkommen erreichbar. Allein hier waren Berg und Gironde vollkommen einverſtanden: ſie Alle hatten keinen heißeren Drang als Weltbefreiung und Welteroberung. Es iſt einleuchtend, daß eine Partei, welche in Frankreich damals Ordnung und Eigenthum predigte, mit eigenen Händen ihr Grab aushöhlte, indem ſie Anarchie und Ausſaugung über Europa auszudehnen trachtete.

Wie geſagt, in dieſem Punkte gab es keinen Unterſchied zwiſchen den Parteien. Danton und deſſen Genoſſen, die Girondiſten Briſſot und Clavière, Dumouriez' Freund, Lebrun, ſie Alle hatten über die revolutionäre Verwandlung Europa's keinen anderen Gedanken als die Demagogen des Stadthauſes und die Fanatiker des Jacobinerclubs. Vernichtung aller Könige, Republikaniſirung der Länder, Vereinigung mit Frankreich, das waren die einzigen Geſichtspunkte, welche in Paris verlauten durften. Auf das Weiteſte griffen die ehrgeizigen und weltſtürmenden Gedanken umher. Wenn Preußen ſich einſchläfern ließe, ſo hielt man den Sturz des deutſchen Reiches geſichert; bei dem Erſcheinen einer franzöſiſchen Armee und Flotte glaubte man eine Revolution in Italien und der Schweiz erwarten zu können; eine zweite Flotten-

[1]) November.

abtheilung, hoffte man, würde die Türken zu neuem Kriege gegen die beiden Kaiserhöfe bestimmen; England zeigte sich vorsichtig und friedliebend, schlimmsten Falles aber rechnete man auch dort auf eine republikanische Partei und vor Allem auf das gedrückte und gährende Irland. Was blieb dann noch übrig von dem Zustand der Dinge in unserem Welttheile?

Noch im September begannen die ersten Schritte zu diesen Operationen. Seit dem 10. August drängte das Ministerium den General Montesquiou unaufhörlich zu dem längst entworfenen Angriffe auf Savoyen, welcher das Kriegsfeuer mit einem Schlage über Alpen und Apenninen in ihrer ganzen Ausdehnung entzünden sollte. Man hatte in Paris aus allen Punkten Italiens die hoffnungsreichsten Nachrichten. Die diplomatischen Agenten, welche Dumouriez im Frühling ausgesandt hatte, waren ein jeder an seiner Stelle unermüdlich. Da schrieb Henin aus Venedig, daß man in Deutschland harten Widerstand finden, und die Deutschen endlich nur in Italien besiegen werde. Man müsse also eine Flotte in Spezzia landen lassen, welche von hier über Sestri ein Heer nach Parma, Modena und Piacenza entsende; Parma werde die reichste Verpflegung, Piacenza schweres Geschütz, Modena einen Schatz von meheren Millionen liefern; weder Mailand noch Mantua können bei raschem Auftreten einem solchen Plane Widerstand leisten, und die päpstlichen Städte Bologna und Ferrara werden die Franzosen als Befreier begrüßen. Wenn zugleich eine zweite Flotte sich der Mündungen des Po bemeistere, Ravenna und Ancona besetze, das schwache Venedig fast ohne Schwertstreich überwältige, so sei das ganze Unternehmen zwar im Anfange kostspielig, dann aber werde Italien die französischen Heere reichlich ernähren, und das Schicksal Europa's entschieden sein.

Man glaubt sich bei diesen Plänen in das Jahr 1796 und das Hauptquartier des jungen General Bonaparte versetzt. Vorschläge und Berichte derselben Tendenz lieferte Salicetti aus Corsica über die Insel Sardinien, Semonville aus Genua über Piemont, Chateauneuf aus Genf über Savoyen [1]). Ueberall warben sie Einheimische für die Befreiung des Volkes durch den französischen Angriff: ich habe, meldete Henin den 18. August, an mehreren Punkten Italiens meinen Anhang formirt, zuverlässige und eifrige Männer, die nur meinen Wink zum Losschlagen erwarten. In Savoyen hatte man Verständnisse in den

---

1) Alle im Pariser Kriegsarchiv, armée du midi.

meiſten Städten, in Genf rührten ſich Clavière's Correſpondenten Daſſier und Flournoy[1]), um Bürger und Anwohner gegen die Patricier in Harniſch zu bringen: es war dies Clavière's Herzensſache, da er, ein geborener Genfer, 1782 durch die Ariſtokraten vertrieben worden war, und einem lange geſammelten Haſſe jetzt Luft zu machen hoffte. Er gewann Servan für ſeine Pläne durch die Angabe von 20,000 Gewehren in dem Genfer Arſenale, Cambon durch die Hinweiſung auf drei Millionen Livres in dem Genfer Staatsſchatze, und übernahm es, durch ſeine Genfer Freunde einen ſtaatsrechtlichen Vorwand für den Angriff zu beſorgen. Auch in die Schweiz griffen dieſe Umtriebe hinüber. Der franzöſiſche Geſandte Barthelemy, ein gewandter und leiſe auftretender Mann, hatte eine große Anzahl beſonders jüngerer Leute in Bern und Zürich gewonnen, und erſtreckte ſeine Correſpondenz durch alle Cantone. Durchgängig kam ihm in den Städten der Kaufmannsſtand entgegen, der nach ſeinen Handelsbeziehungen viele Aſſignaten beſaß, und bei einem Siege der Verbündeten zu verlieren fürchtete[2]). Von den Regierungen war die Berner eigentlich die einzige, welche klar in die Zukunft ſah, und keine Wahl, als die Erdrückung der franzöſiſchen oder den Ausbruch einer helvetiſchen Revolution erblickte. Sie hätte alſo am Liebſten ſich mit voller Kraft an dem deutſchen Kriege betheiligt, wurde aber von den kleinen Cantonen, die um jeden Preis den Frieden begehrten, zurückgehalten.

Auf dieſe Verhältniſſe baute die Regierung des 10. Auguſt ihre Hoffnungen für Südeuropa. Montesquiou ſollte auf der Stelle den Einbruch in Savoyen eröffnen, ſich von dort ohne Zaudern nach Genf wenden, und damit gleich ſehr Italien und die Schweiz bedrohen. Anſelme würde unter ſeinem Oberbefehle die Grafſchaft Nizza beſetzen, Admiral Truguet einen zum Angriffe günſtigen Küſtenpunkt aufſuchen. Dann brachte aber die Entſendung von 10 Bataillonen für Luckner einen unvermutheten Aufenthalt: denn die neuen Recrutirungen, meldete Montesquiou, gehen langſam, noch habe ich keinen Mann zu Geſicht bekommen, die Bürger haben zu viel mit Volks-, Ur- und Wahlverſammlungen zu thun. Andere Störungen, noch bedenklicherer Art, entwickelten ſich aus den Umtrieben des Prinzen von Heſſen, der ſich ſelbſt das Commando wünſchte und demnach den General als Monarchiſten und Ariſtokraten in Paris verklagte. Es waren die letzten

---

1) Montesquiou, mémoire justificativ. Clavière's Antwort darauf.

2) Bouillé, mémoires. Mallet du Pan.

Tage des Auguſt, und Servan deutete Montesquiou an, die öffentliche Meinung, die jetzt eine unermeßliche Macht geworden, rühre ſich ſtark gegen ihn. . Am 29. beſchloß der Miniſterrath die Abſetzung des Generals, und Servan befahl ihm für's Erſte die Einſtellung aller ferneren Thätigkeit. Gleich nachher aber erhielt er ein Schreiben Montesquiou's vom 4. September, worin dieſer anzeigte, daß er ſeine kriegsmuthigen Truppen nicht mehr halten, für den Erfolg in Savoyen aber in jedem Sinne einſtehen könne, und deshalb dringend um Erlaubniß zum Abmarſch bitte. Darauf zog der Miniſterrath ſeinen früheren Beſchluß zurück; die Unterbrechung war aber einmal erfolgt, und Montesquiou bedurfte nochmals vierzehn Tage, um den Feldzug zu eröffnen. Indeß war er immer guten Muthes: am 11. meldete er Clavière, Alles werde gelingen, am 1. October werde er vor den Thoren von Genf erſcheinen. Clavière ſchrieb ſofort an Flournoy, daß die Befreiung dieſer Stadt von der Herrſchaft der Ariſtokraten feſt ſtehe, und nur ſchleunige Unterwerfung ſie erretten könne: ſein Zweck dabei war, Genf zu einem Hülfegeſuch bei Bern zu veranlaſſen, aus welchem ſich dann größere Weiterungen hervorſpinnen ließen. Es wäre auch Alles ohne Anſtoß gelungen, wenn Montesquiou in vollem Einverſtändniß geblieben wäre. Gegen dieſen aber ſetzte Heſſen ſeine Angriffe mit doppelter Erbitterung fort, und ließ endlich ſeine Verdächtigungen in einer geleſenen girondiſtiſchen Zeitung abdrucken. Als Servan ihn darüber hart zur Rede ſtellte, antwortete er: ich bin kein Narr, der ohne Beweiſe anklagt, und bleibe dabei, Montesquiou iſt ein Verräther; verletzt Euch mein derber Styl, ſo ſeid Ihr Eures Amtes nicht werth; gebt mir Gerechtigkeit oder ich trete an der Barre des Conventes auf. Dies ſchrieb er am 22.: am 23. erklärte Danton im Convente, daß Montesquiou nicht an der Spitze des Heeres bleiben könnte.

Dieſes Mal aber war der Officier dem Demagogen zuvorgekommen. In der Nacht vom 21. auf den 22. hatte Montesquiou mit 19,000 Mann den Paß von San Parelliano an der Iſere beſetzt; die Piemonteſen, 15,000 Mann ſtark, verſuchten keinen Widerſtand, ſondern zogen ſich in zwei Colonnen nach Montmelian und Annecy zurück. Sie waren, trotz der monatlangen Rüſtungen des Feindes, unvorbereitet und außer aller Faſſung. Ihr König hatte zwar ſeine Neigung längſt der Coalition gewidmet, war aber bei Oeſtreich dem altgewurzelten Mißtrauen dieſes Staates gegen Piemont begegnet, und hatte im Sommer die trockene Erklärung aus Wien empfangen, es ſei den Mächten ganz gleichgültig, ob er ſich bei dem Angriffe auf Frankreich betheilige

oder nicht [1]). Mit Mühe erlangte er dann das Versprechen, bei einer französischen Offensive 8000 Oestreicher aus Mailand zur Unterstützung zu erhalten: da er sie jedoch verpflegen und bezahlen sollte, hatte er sie aus Sparsamkeit bisher nicht requirirt, und fand sich so im entscheidenden Augenblicke hülflos. Am 25. waren die Franzosen in Chambery, worauf die Sardinier, mit Ausnahme der Tarantaise, die ganze Provinz räumten. In derselben Zeit besetzte General Anselme die Grafschaft Nizza mit 10,000 Mann ohne Schwertstreich; die Einwohner, welche Montesquiou aufgefordert hatte, sich von ihren Tyrannen zu trennen und in ihren Hütten den Frieden zu genießen, zeigten sich überall bereitwillig und entgegenkommend, Alles schien den besten Fortgang zu haben. Schon war ein Detachement nach Carouge in der nächsten Nähe von Genf unterwegs, um, nach Montesquiou's Meldung, den dortigen Aristokraten Furcht und der Volkspartei Luft zu machen. So unmittelbar bedroht, zauderte Genf nicht länger, und nahm die bundesfreudliche Hülfe Berns in Anspruch. Der Landamman Steiger sandte auf der Stelle 1600 Mann und ließ in der Waadt ein Beobachtungscorps von 9000 Mann zusammenziehen, eine Macht, die für die erste Sicherstellung Genfs vollkommen ausreichte.

Vor solchen Erfolgen Montesquiou's hielt natürlich die lächerliche Anklage auf Verrath nicht Stich, und am 8. October wurde seine Absetzung zum zweiten Male zurückgenommen. Ihn aber hatte die neue Erfahrung doch bedeutend abgekühlt. Er war von Haus aus kein schlechter, wenn auch schwacher und eitler Mensch. Hatten ihn Parteigeist und Ruhmesdurst eine Weile fortgerissen, so fand er sich jetzt wieder in den Wegen der einfachen Pflicht zurecht. Jene Forderung des Despotismus, daß der Gehorsam des Soldaten in den Geboten weder der Religion noch der Sitte eine Schranke habe, war damals noch nicht zu einem Lehrsatze des Staatsrechtes geworden, am Wenigsten in dem französischen Heere, welches durch seine damaligen Regenten erst vor wenigen Monaten das Lob der unbedingten Insurrectionspflicht vernommen hatte. Montesquiou war entschlossen, den nationalen und militärischen Interessen Frankreichs nichts zu vergeben, sich aber zu keiner Räuberei in Clavière's Sinn mißbrauchen zu lassen. So kam er bald auf allen Punkten seines Commandos mit den Tendenzen seiner Regierung in Widerspruch.

In Nizza trat General Anselme ganz nach dem Herzen Danton's

---

[1]) Berichte des holländischen Gesandten van Haesten in Wien.

und Cambon's auf. Er fand, daß die katholischen Bauern nicht auf der Höhe der Revolution ständen, und folglich auch nicht die Wohlthaten der Revolution verdienten. Er war eingerückt als Freund und Befreier, ergriff dann aber im Namen Frankreichs Besitz von dem Lande, ernannte neue Behörden, und verheerte durch seine Erpressungen die Grafschaft ärger als ein blutiger Krieg es vermocht hätte [1]). Dann, wie Montesquiou gegen Genf, wandte er sich gegen das ebenso neutrale Genua, und forderte unter kategorischen Drohungen eine Anleihe von 31 Millionen. Montesquiou war entrüstet darüber, theils aus Rechtsgefühl, theils aus politischer Klugheit: als er aber in diesem Sinne an den neuen Kriegsminister Pache berichtete, wurde von diesem Anselme selbstständig gestellt, und ihm drei gleichsinnte Conventscommissare zur Ordnung der Civilverhältnisse beigegeben. Die Requisitionen gingen ihren Gang, dafür wurden wichtige militärische Maßregeln, wie die Einnahme des beherrschenden Passes von Saorgio versäumt.

Um so strenger blieb in Savoyen Montesquiou wenigstens der Form nach bei dem ursprünglichen Programme stehen. Die königlichen Behörden wurden beseitigt, aber die Einwohner zur Erwählung neuer Beamten aufgefordert. Indeß kamen von Paris zahlreiche Sendboten der Regierung und der Jacobiner, welche in allen Städten Töchterclubs einrichteten, und sogleich die Frage aufwarfen, ob Savoyen sich nicht lieber der großen französischen Familie anschließen wollte, statt auf enger Selbstständigkeit zu beharren. In einigen Bezirken erhob sich die Stimmung dafür: in Paris war der besonnene Servan dagegen [2]), auch im Convent warnte Bancal vor einer Eroberungspolitik, die Frankreich in endlose Wirren verwickeln würde, und Louvet drang wenigsten darauf, dem savoyischen Volke wahre und volle Selbstbestimmung zu lassen. Da erwiderte aber Danton [3]): wenn ein Volk einfältig genug sei, an einer schädlichen Verfassung festzuhalten, so dürfe Frankreich ihm nicht nachgeben; überhaupt müsse der Convent sich als großen Empörungsausschuß gegen alle Könige constituiren, und eine Commission niedersetzen, welche die Mittel zu einem Gesammtaufstande der Völker in Betracht nehme. Der Convent zog dies in Erwägung und überwies die Frage an den diplomatischen Ausschuß.

Verwickelter stellten sich die Genfer Verhältnisse. Im Jahre 1782

---

1) Eigene Worte Servan's.
2) Depesche an Montesquiou vom 29. September.
3) 28. September.

hatten Frankreich, die Schweiz und Sardinien die dortigen Unruhen unterdrückt und mit Genf einen Vertrag geschlossen, nach welchem in Zukunft die drei Staaten nur gemeinsam in den Angelegenheiten der Stadt interveniren sollten. Daß jetzt ohne französische Erlaubniß jene 1600 Schweizer in Genf eingerückt waren, wurde als ein Bruch des Vertrages betrachtet, und eben auf Herbeiführung dieses Bruches hatte Clavière seine Schritte berechnet. Die Genfer bezogen sich auf die Natur der Sache und auf ältere Verträge, wonach im Falle eines Krieges zwischen zwei der Schutzstaaten selbst, die Stadt das Recht habe, ihre Grenzen mit Hülfe der dritten zu decken. Aber Frankreich schritt unerbittlich voran. Der französische Geschäftsträger wurde abberufen, und Montesquiou erhielt den offenen Befehl, die Schweizer nöthigenfalls mit Waffengewalt aus Genf zu verjagen, sonst aber die Selbstständigkeit der Republik zu schonen und nur die Bestrafung der schuldigen Magistrate zu fordern. Daneben gingen geheime Anweisungen, die 20,000 Flinten in jedem Falle wegzunehmen, das Aristokratennest, wie sich Clavière ausdrückte, zu zerstören, und die dorthin geflüchteten Reichthümer zu fischen, jedenfalls aber 4 bis 5000 Mann als Garnison dort zu lassen, und aus Genf ein Bollwerk Frankreichs zu machen. Montesquiou stellte darauf vor, daß er zu schwach sei, um einen Krieg mit der Schweiz zu unternehmen: alle bisherigen Vortheile würden bedroht, sobald man die Schweiz zum Aufgeben ihrer Neutralität zwinge; ein Vertragsbruch liege nicht vor, vielmehr seien es nur Clavière's Umtriebe, welche Genf zu seinem Hülfsgesuche veranlaßt hätten; die Schweizer würden abziehen, sobald die Stadt Sicherheit für ihre Selbstständigkeit hätte, dann aber könne Frankreich ganz unzweifelhaft auf die Genfer Demokraten selbst rechnen. Am 8. October beschied ihn darauf Lebrun, er möge nach Gutdünken belagern oder unterhandeln, nur müsse im letzten Falle die Unterhandlung mit dem Einlaß einer französischen Garnison endigen, und das Ganze so erledigt werden, daß es nicht den Schluß der französischen Erfolge bilde. Hierauf eröffnete Montesquiou eine Conferenz mit Schweizer Bevollmächtigten, und erklärte gleich Anfangs, im Widerspruche mit jener Instruction, daß Frankreich kein anderes Begehren, als Entfernung der 1600 Berner habe, worauf Genf erwiderte, daß es vor Allem Frieden mit Frankreich wünsche, und sich gerne mit 600 Mann für zwei Monate zur Erhaltung der inneren Ruhe begnügen wollte. Montesquiou empfahl dies mit dringender Wärme, fand im Ministerrathe Unterstützung durch Roland, und erwirkte sich dadurch eine allgemeine

Vollmacht, die Mißverständnisse mit der Schweizer Tagsatzung auszugleichen. Demnach schloß er am 23. October ab: 600 Schweizer bleiben bis zum 1. December, die französischen Batterien gehen auf der Stelle, die anderen Truppen am 1. December 12 Stunden von Genf zurück, alle alten Verträge bleiben in Kraft. In Paris war man auf der Stelle entschlossen, sich auf eine solche Abkunft nicht einzulassen. Der Vertrag wurde nicht bestätigt, eine zweite, etwas schärfere Fassung, welche Montesquiou am 2. November einschickte, mit gleicher Heftigkeit verworfen, und am 9. gegen den General als einen Vaterlandsverräther der Anklagestand proponirt. Als ich ihn aufforderte, rief Dubois-Crancé, einige Bomben in die Stadt zu werfen, antwortete er: hört ihr nicht das Wehgeschrei der Pariser Capitalisten? Der Berichterstatter Rovere sagte: beauftragt mit zwei höchst wichtigen Missionen, die heilsamen Grundsätze der Menschenrechte zu verbreiten, und als Gesandter der Republik mit Genf zu unterhandeln, hat er sich mit den Genfer Aristokraten eingelassen, und den ehrlosen Artikel über den Rückzug der Franzosen unterschrieben. Das anklagende Decret wurde darauf ohne Widerspruch genehmigt.

Mit knapper Noth entkam Montesquiou der Verhaftung durch rasche Flucht aus seinem Lager nach Genf selbst. Die Feindseligkeiten wurden zwar bei der Schwäche des französischen Corps nicht sogleich begonnen, aber auch kein Abkommen mit Genf geschlossen. Das Schwert blieb über dem Haupte der kleinen Stadt: wir werden sehen, wie bald und scharf es niederfiel.

So begann die kriegerische Propaganda, und die als Befreiung auftretende Ausbeutung der Nachbarländer im Süden ihre Laufbahn. Noch wichtiger für den großen Krieg war es, daß zu derselben Zeit auch die Grenzen des deutschen Reiches von ihr durchbrochen wurden.

Es ist bereits erwähnt, daß die Franzosen im Elsaß außer 25,000 Mann Garnisonen noch 22,000 Mann verfügbare Feldtruppen besaßen, die unter dem Titel der Rheinarmee von Biron an erster und Custine an zweiter Stelle befehligt wurden. Von ihnen hatte Kellermann 4000 für seinen Zug in die Argonnen erhalten, Dumouriez später noch 15,000 zu einem Seitenangriff auf Verdun und die Rückzugslinie der Preußen begehrt. Allein als seine Forderung in Paris und Straßburg anlangte, war über diese Streitkräfte bereits anderweitig verfügt. Anziehend genug war nämlich die Aussicht auf die Gegenden des deutschen Rheinthals. Der größte Theil des Landes war von ohnmächtigen geistlichen Herrschaften erfüllt. Dort waren die Beamten meistens

auswärts geborene Cleriker, die weder durch Vergangenheit noch Zukunft an den Boden gebunden waren und ihren Dienst nur als Quelle persönlicher Versorgung betrachteten. Alle Federn des Staatslebens waren erschlafft, Finanzen und Truppen verwahrlost, Industrie und Unterricht sehr mittelmäßig, die Masse der Bevölkerung nur auf Erhaltung des überkommenen Privatwohles bedacht. Dabei Hader zwischen Bischöfen und Capiteln, zwischen der geistlichen Regierung und den Landständen, in den Bürgerschaften vielfache Regung des neuen Freiheitsinnes, in dem Volke keine Spur eines größeren nationalen Bewußtseins. Die militärischen Deckungsanstalten waren elend, die meisten jener Fürsten nur auf Frieden und Ruhe, einer oder der andere selbst auf Freundschaft mit Frankreich bedacht, 10,000 Oestreicher im Breisgau, 2000 Mainzer mit 1200 Kaiserlichen in Speier, ungefähr eben so viele Reichstruppen in Mainz. Das 7000 Mann starke Corps des Grafen Erbach war seit dem 10. September an die obere Mosel gezogen worden. Wenn den in Straßburg und Landau versammelten Franzosen die leichte Aufgabe gelang, dem weit entfernten Esterhazy um einige Märsche zuvorzukommen, so gab es weit und breit kein Hinderniß für den lockendsten Eroberungszug.

Den ersten Gedanken an die Ausbeutung dieser Vortheile hatte der General Custine. Ehemals ein glänzender Marquis des alten Regime, zu diplomatischen Missionen gebraucht, von Kaiser Joseph mit mehrfachem Vertrauen beehrt, von der preußischen Regierung günstig behandelt, war er mit dem Selbstgefühl zugleich des alten Politikers und des rüstigen Soldaten in die Revolution getreten. Wie die meisten seiner Genossen, hatte er keine Ahnung von dem Unermeßlichen, was hier auf dem Spiele stand, und kein Bewußtsein von den Pflichten, deren Vernachlässigung ein allgemeines Verderben schaffen mußte. Er sah nur eine herrliche Frucht der Aufklärung, Machtgewinn für Frankreich und Gedeihen seiner eigenen Interessen vor sich. Mit flammendem Eifer schritt er voran; jetzt war er so weit, daß er gar nicht mehr zurück konnte, seinen alten Adelstitel selbst gut zu machen hatte, und sich als den Radikalsten unter den Generalen des Rheinheeres zeigen mußte. An Unruhe und Ehrgeiz kam er Dumouriez vollkommen gleich, an jugendlicher Unbesonnenheit übertraf er ihn weit, noch weiter aber blieb er an militärischer Tüchtigkeit hinter ihm zurück.

Dieser Mann schlug bereits im August ein Unternehmen gegen Speier vor, mußte sich aber gleich von dem Obergenerale Biron seine leichtsinnige Keckheit verweisen lassen. Was sollte es heißen, 15,000

Mann in dieſe Ferne wegzugeben, während hunderttauſend Deutſche ſich zu einem vernichtenden Angriffe auf Paris anſchickten? Aber Cuſtine ruhte nicht. Er hatte mehrere Canäle zu der herrſchenden Partei der Gironde, beſonders durch ſeinen Freund Guyton-Morveau, der im Convente zu den bedeutenderen Männern dieſer Farbe zählte: er ſetzte ſein Drängen und ſeine Zurüſtungen fort, und ſchon am 9. September meldete Biron dem Kriegsminiſter, daß Cuſtine Luſt habe etwas zu unternehmen, und er ihm freie Hand laſſe und nur Vorſicht anempfehle. Acht Tage ſpäter ſchlug Cuſtine ſelbſt dem Miniſter den Zug auf Speier vor: man muß die feindlichen Magazine zerſtören, die Beamten und Geiſtlichen zu Contributionen zwingen, das Volk aber ſchonen, um es zu gewinnen. Man ſieht, er wußte, was in Paris gerne vernommen wurde. Servan, durch Dumouriez angeregt, hatte Bedenken; Cuſtine ſelbſt befreundete ſich einmal mit dem Gedanken, 18,000 M. nach Metz zu führen, blieb aber zuletzt doch bei dem Plane, das geiſtliche Rheinland, die Pfaffenſtraße, heimzuſuchen. Endlich erklärte ſich auch der Miniſter einverſtanden, und Cuſtine ſetzte ſich am 28. in Bewegung, mit 18,000 Mann. Den 30. überfiel er Speier, zerſprengte die Beſatzung und nahm die in der Stadt befindlichen Magazine. General Neuwinger ging dann nach Worms vor, wo ſich kein Menſch ſeinem Einzuge widerſetzte. Sogleich wurde auf Magiſtrat, Biſchof und Capitel eine Contribution von zwölf, in Speier aber von nahe an ſechs hunderttauſend Franken gelegt, ohne daß die Bürger hinzu gezogen worden wären. Denn: Krieg den Paläſten der Tyrannen und Friede den Hütten der Gerechten, lautete Cuſtine's erſte Verkündigung. Der Eindruck, welchen dieſer Erfolg der Franzoſen im weſtlichen Deutſchland machte, war ungeheuer, ein vernichtendes Zeugniß für die Faulheit des damaligen Zuſtandes. In dem nahen Mainz, welches durch das Speierer Unglück ſeine Truppen verloren, herrſchte allgemeine Beſtürzung. Man hatte noch 1300 Mann Reichsſoldaten (Naſſauer und Fulder) und 800 Oeſtreicher, alſo nicht die Hälfte der nöthigen Mannſchaft, und dabei waren die Feſtungswerke in traurig verfallenem Zuſtande. Der Kurfürſt kam am 8. October aus Aſchaffenburg eiligſt in die Stadt, war aber bei ſeiner gutmüthigen Schwäche ſehr einverſtanden, als der preußiſche Geſchäftsträger Stein ihm ſagte, er dürfe ſich ſelbſt der Gefahr nicht ausſetzen[1]), und reiſte noch am Abend wieder nach

1) Deſſen Depeſche in das Hauptquartier, 6. Oct. Stein gab dieſen Rath mit gutem Grunde im Intereſſe der Vertheidigung, deren er ſich überhaupt in allen

Würzburg ab. Die zurückgelaſſene Statthalterſchaft ſandte dringende Bitten an den Landgrafen von Darmſtadt, deſſen Truppen — etwa 4000 Mann — die Vertheidigung geſichert hätten. Dieſer Fürſt hatte ſich noch das Jahr vorher als ein heftiger Franzoſenhaſſer gezeigt, und auf das Flehentlichſte den Reichstag gebeten, ihm wieder zu ſeinen Elſaſſer Guts- und Herrenrechten zu verhelfen, damit nicht, ſchrieb er, ein ſeit Jahrhunderten verehrungswürdig geweſener Fürſt der Katten in ſeinem eigenen Lande auf's Möglichſte unvermögend werde. Jetzt aber war von einer ſolchen Geſinnung nichts mehr zu ſpüren. Er antwortete den Mainzern, die Franzoſen hätten ſeine Güter im Elſaß ſo gut behandelt, daß er ſich nicht mit ihnen überwerfen wolle. Was er an Truppen beſaß, wurde deshalb über den Rhein nach Darmſtadt gezogen, Alles zum weiteren Rückzuge nach Gießen vorbereitet, und die Aemter angewieſen, den Franzoſen keinen Anſtoß zu geben, und ſie sub reservatione reservandarum wohl zu verpflegen [1]). In Mainz griff man darauf zu dem verzweifelten Mittel der Volksbewaffnung: die Studenten waren ſogleich friſch bei der Sache, auch die Rheingauer Bauern ſtrömten in die Stadt, ihrer 1500 wurden in zwei Tagen bewaffnet. Dafür erlebte man, daß bei einem falſchen Alarm die tapfern Reichstruppen auseinander liefen und nicht zu finden waren. Wohin man blicken mochte, Hülfe ließ ſich nicht erwarten. Pfalzbayern ſtellte an der Grenze ſeiner Beſitzungen große Tafeln mit der franzöſiſchen Inſchrift auf: Pfälziſch neutrales Gebiet; ja ſeine Behörden gaben franzöſiſchen Spionen Päſſe, die auf Pfälzer Officiere lauteten [2]). In Churtrier dachte man nur an Flucht und Rettung. Zuerſt der Miniſter, dann der Churfürſt eilten aus Coblenz ſtromabwärts, eine Menge wohlhabender Einwohner folgten, kein leeres Schiff durfte abfahren, damit man ſtets die nöthigen Reiſemittel habe. Die Bürgerſchaft ſah dieſem ſchamloſen Flüchten mit Unwillen zu, und brach endlich in lauten Tumulten dagegen los. Es half aber wenig. Man hatte nur eine Compagnie Jäger in Coblenz, zwar langten am 12. October noch 1200 Mann aus Trier an, und die Einwoner von Thal Ehrenbreitſtein erklärten, ſich zur Vertheidigung der Veſte bewaffnen zu wollen: allein Regierung und Kriegsrath gaben ihr förmliches Gutachten dahin ab: wenn der Feind anrückte, ſollte man ihm durch eine Deputation

Einzelnheiten annahm. Die Verdächtigung, er habe zu dem Verrathe der Stadt mitgewirkt, iſt aus der Luft gegriffen.

1) Biron konnte das Circular gleich nach Paris einſenden.

2) Stein's Depeſchen.

eine Brandschatzung anbieten, ihm die preußischen Magazine in Coblenz überliefern, und, wenn er es wünsche, auch den Ehrenbreitstein einräumen. Unter all' dieser Verächtlichkeit klänge es fast komisch, wenn es nicht so beschämend wäre, daß Custine eben in Speier vom Pferde gestiegen, bereits ein Schreiben des Magistrats von Wetzlar empfing, worin dieser versicherte, die Stadt sei im höchsten Grade neutral, und habe keinen anderen Wunsch als eine Sauvegarde [1]).

Dies Alles trug sich zu, noch ehe Mainz genommen war. Ein schwaches feindliches Streifcorps, von einem wortreichen und mittelmäßigen General geführt, reichte aus, durch sein bloßes Erscheinen von Kehl bis Cöln alle Köpfe zu verwirren. Custine selbst ließ es sich anfangs nicht träumen, und wollte keine weiteren Bewegungen machen, aus Furcht, sich die Oestreicher auf den Hals zu ziehen. Allein Esterhazy wagte sich nicht über Rastadt hinaus, und am 6. October empfing Custine Nachrichten über den Zustand der Dinge in Mainz. Zunächst schlug er Biron vor, mit allen Truppen bei Kehl über den Rhein zu gehen, er selbst werde bei Philippsburg folgen, gemeinsam wolle man dann die östreichischen Truppen und Erblande aufsuchen. Als jener aber wegen der Stellung der Preußen in Lothringen den Elsaß nicht verlassen wollte, entschloß sich Custine zu einem Handstreiche gegen Mainz, und brach am 16. mit einem eiligen Nachtmarsche gegen die Festung auf. Er verließ sich auf die schlechte Qualität der Besatzung, die Angst der Behörden, endlich auf seine Einverständnisse mit einigen Bürgern. In seinen Depeschen finde ich den oft beargwohnten Major Eikemeier nicht genannt, wohl aber die Patrioten Georg Wedekind und Böhmer, und einen mainzischen Officier des Namens Stamm. Der Anblick seiner Colonnen reichte hin, die schwachen Gemüther zu überwältigen. Commandant Gymnich verlangte sogleich zu capituliren. Die 800 Oestreicher verließen die Stadt, um verkehrter Weise nicht nach Coblenz, sondern über den Westerwald nach Cöln zu marschiren. Die Behörden flohen, am 20. October rückten die Franzosen ein.

Die Nachricht von diesem neuen Verluste fiel nun vollends wie ein Donnerschlag in das deutsche Reich. Man dachte zunächst, daß Custine sogleich auch Coblenz besetzen und dem preußischen Heere den Rückzug abschneiden würde. In der That ist darüber unter den französischen Generalen Vieles verhandelt, und später Custine wegen der

1) Custine an den Kriegsminister 5. October.

Unterlassung hart getadelt worden. Indeß konnte er sich die Bodenlosigkeit der Verwirrung unmöglich so vorstellen, wie sie wirklich war: er hätte höchstens 8000 Mann nach Coblenz vorschieben können, und setzte diese, wenn nicht ein panischer Schrecken sofort die Thore des Ehrenbreitstein öffnete, bei dem Anrücken der Preußen völlig auf das Spiel. Das Abschneiden des preußischen Heeres durch eine solche Handvoll Leute ist an sich nur eine Phrase: fiel wirklich Coblenz in Feindes Hand, so war dies übel genug für die deutsche Grenze, das preußische Heer aber konnte von Trier in aller Ruhe Bonn und Cöln so gut wie Coblenz erreichen. Entschieden wurde aber Custine durch die damalige Richtung der diplomatischen Verhältnisse, auf die ich bald näher zurückkomme: sein Gedanke wie jener des General Dumouriez war, die Preußen von Oestreich zu trennen, und deshalb seine Schläge zunächst gegen das offen stehende deutsche Reich zu richten, bei dem sich Oestreich eben jetzt eifrig um den Reichskrieg gegen Frankreich bemühte. Er ließ deshalb durch den General Neuwinger Frankfurt besetzen, und wieder eine Contribution auf die reichen Einwohner legen, worauf jedoch die Armen zum Verdrusse des revolutionären Generals erklärten, daß sie sich nicht über ihre vornehmen Bürger zu beklagen hätten: von Frankfurt aus streifte dann ein Commando nordwärts bis Friedberg, ein anderes südwärts bis zum Neckar. An die hessischen Truppen erließ Custine eine Proclamation, die sie zum Abfall von dem Landgrafen aufforderte, von dem Ungeheuer, welches nicht zu wissen scheine, daß der Tag des Gerichts für alle ungerechten Fürsten gekommen sei. Er erzielte damit aber das Gegentheil seiner Wünsche: die Entrüstung war allgemein und tief in Hessen, bei den Truppen wie bei dem Volke. Alle Welt ergriff die Waffen; hier wäre der Volkskrieg ohne Zaudern aufgelodert, wenn nicht der Landgraf selbst in seiner steten Besorgniß vor Unruhen überall gesteuert hätte. Dies war aber auch die einzige Stelle, wo sich Lust und Kraft zum Widerstande regte. Die Mainzer zeigten freilich Lauheit und Abneigung gegen Custine's Befehle, sich als freies Volk zu constituiren; dafür aber langte am 26. aus Coblenz der Syndicus der Landstände, Lassaulx, an, der im Auftrage derselben den General nach Coblenz zu kommen und die Stadt zu schonen einlud. Die Fürstin von Neuwied empfahl sich seiner Milde, in Bonn und Cöln begannen die Behörden zu packen, aus Cassel flüchtete die landgräfliche Familie. Nicht anders sah es in den oberen Landen aus. In Würzburg und Bamberg erwartete man den Angriff mit Zittern, Würtemberg und Baden betheuerten ihre Neutralität, ja die Gesandten des Regensburger

Reichstages mietheten sich Schiffe, um die Donau hinabzufahren, sobald die Franzosen in Nürnberg anlangen würden. Was soll man zu einem so erniedrigenden Schauspiele sagen? zu einer solchen Wegwerfung aller Machthaber auf einem Landstriche von wenigstens acht Millionen Einwohnern, unter einer arbeitsamen, loyalen und tapferen Bevölkerung, die nur durch das Elend ihrer politischen Verfassung zu diesem Zittern vor 18,000 Franzosen gebracht wurde? Die eine Erinnerung mag ausreichen: es waren eben die geistlichen Gebiete, deren Untergang unsere ultramontane Partei beklagt, es waren außerdem die späteren Rheinbundsstaaten, die ihre Souveränität seitdem so oft als das Wesen deutscher Freiheit haben schildern wollen.

So hoch, wie die Sorge dieser Potentaten, ging natürlich auch die Zuversicht der Gegner. Frankreich, schrieb Custine dem Minister am 24., darf mit den Despoten nicht unterhandeln, es ist allen Völkern die Befreiung schuldig. Die Zeit ist da für die Despoten, ihr Haupt beugen zu müssen, die neutralen Fürsten werden sich jeder kleinen Aufmerksamkeit unserer Generale freuen. Meine hessische Proclamation, meldete er am 28., ist nur der Anfang meines großen Planes, des Sturzes aller Tyrannen, schon bereitet sich das deutsche Reich, meine Wohlthat zu empfangen, nur ist es vor Allem wichtig, Preußen durch das Erbieten einer französischen Allianz einzuschläfern. Lebrun antwortete darauf am 30.: ihr sollt alle Unterstützung haben; fegt die Feinde rechts und links von den Ufern des Rheines hinweg: die Städte und Völker behandelt mit Brüderlichkeit, denn sie sind uns schon zugeneigt.

Dies war die Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des October. Nach allen Seiten entfaltete sich der Wunsch der französischen Regierung, die Völker zur Freiheit zu rufen, die Fürsten zu stürzen, die Lande zu unterwerfen. Was Preußen anging, so war es stets derselbe Gedanke, es zum Separatfrieden zu bestimmen, es einzuschläfern, und dann mit dem zersplitterten Deutschland nach Belieben zu verfahren. Versetzen wir uns nun um vier Wochen in die Hauptquartiere von St. Menehould und La Lune zurück, um die auf diesen großen Zweck gerichtete Unterhandlung zu verfolgen.

Dumouriez, so empfänglich er für die Vortheile eines preußischen Separatfriedens war, beurtheilte doch den inneren Zustand Frankreichs zu richtig, als daß er sich unbedingt dem kopflosen Fanatismus der Gironde oder der rohen Beutelust Danton's hätte anschließen sollen. Er schwärmte noch immer für die Eroberung Belgiens, aber er hätte

auch dieſe der inneren Herſtellung Frankreichs gerne zum Opfer gebracht. Am 29. September, gleich nachdem er Braunſchweig's letztes Manifeſt empfangen und darauf hin den Waffenſtillſtand gekündigt hatte, ſchrieb er an Lebrun: obgleich dieſe Leute ein tiefes Bedürfniß nach Frieden haben, und nur wegen des Decorum nicht dazu gelangen können, ſo glaube ich doch, der König wird die Oeſtreicher ganz ſicher nicht verlaſſen. Uebrigens, ſetzte er hinzu, geht auch für dieſen Fall meine Anſicht dahin, daß ein allgemeiner Frieden, den wir auf ruhmreiche Bedingungen erlangen würden, beſſer für uns wäre, als die Gefahr eines langen Krieges: denn man wird weder Geld noch Land von uns begehren, und wir werden nicht ſo elend ſein, auf etwas Ehrwidriges einzugehen. Sein Genoſſe Kellermann meldete in gleichem Sinne: Preußen wird ſich mit den Emigranten nicht mehr befaſſen, aber nur mit Ludwig nach den conſtitutionellen Formeln unterhandeln, ich glaube, daß dies annehmbar iſt, und man den König einfach in die Tuilerien zurückſchicken ſollte.

Ein merkwürdiger Contraſt zwiſchen der Armee und Paris. Hier die Demagogen, welche den Krieg entzündet haben, um Ludwig XVI. zu ſtürzen, und ihn fortſetzen wollen, um Europa zu revolutioniren. Dort die Generale, welche die Gefahr beſtanden, und jetzt den Lorbeer der Eroberung auf allen Seiten winken ſehen, welche aber mit ehrenwerther Mäßigung für Frieden ſtimmen, um dem Vaterlande Ruhe und Freiheit zu ſichern.

Dabei traf Dumouriez in ſeinem Urtheile über Preußen der Sache nach durchaus das Richtige. Der König ſowie ſeine Generale und Miniſter ſämmtlich hatten dringend den Wunſch nach Frieden, aber keiner von ihnen wollte die gemeinſame Sache einſeitig verlaſſen. Mehrere Gründe, deren jeder für ſich ausreichend geweſen, wirkten dafür zuſammen. Der König wollte das Schwert nicht entſtecken, ohne wenigſtens die perſönliche Freiheit Ludwig XVI. erwirkt zu haben. Er wollte gegen Oeſtreich nicht bundesbrüchig werden, es wäre denn in dem äußerſten Falle, daß dieſe Macht ſich eine unverſchämte Feindſeligkeit gegen Preußen erlaubte. Er ſah endlich ſeine Möglichkeit, bei einem Separatfrieden ſeine perſönlichen Wünſche durchzuſetzen, da deren Erfüllung der Kaiſer von Rußland abhing, und man hier ſich erſt vor wenigen Wochen durch einen neuen Bundesvertrag zu dem franzöſiſchen Kriege verpflichtet hatte, ein Verhältniß, deſſen volle Bedeutung nur in einem ſpäteren Zuſammenhange kennen lernen werden. Auf dieſe Rückſichten mußte der Abſchluß eines Separatfriedens unmöglich. Aber es war einem man

im Hauptquartier die Schäden der bisherigen Politik, so lebhaft die erlittenen Verluste des Heeres, des Schatzes, des Ruhmes, so ängstlich die Gefahren einer fortgesetzten Feindseligkeit, daß man vielleicht selbst auf die polnischen Ansprüche verzichtet hätte, wäre damit auf der Stelle der allgemeine Frieden zu erkaufen gewesen.

Indeß vor jeder anderen Frage war zunächst die Aufgabe dringend, das tiefgeschwächte Heer durch die grundlosen Engpässe der Argonnen unbeschädigt hindurch zu bringen. Fest entschlossen, auf keinen Separatfrieden einzugehen, nahm man für's Erste doch die Unterhändler desselben, Benoit und Westermann, die am 29. Septbr. anlangten, äußerst freundlich auf, eröffnete die Unterhandlung, und begann am 30. ohne Zaudern den Rückzug. Die Franzosen waren so erfüllt von ihrem Uebergewicht und ihren Hoffnungen, daß es nicht viel bedurfte, um sie in die freudigste Sicherheit einzuwiegen. Man hütete sich sehr vor bindenden Aeußerungen; es war genug, die in Wahrheit vorhandene Abneigung gegen weiteren Krieg bei jeder Gelegenheit auszusprechen. Bei Westermann kamen, wie es scheint, klingende Gründe hinzu; er war für dergleichen sehr empfänglich, und hatte mehr als einen Unterschleif auf dem Gewissen; es heißt, daß er dieses Mal 25,000 L. für eine entgegenkommende Unterhandlung empfangen hätte[1]). Jedenfalls war er voll von Jubel und Begeisterung. Was möchtest du haben? schrieb er an einen Freund in Straßburg: ich bin allmächtig, ich habe gestern bei dem Könige gespeist, Preußen trennt sich von Oestreich, das ganze Weltall kann die Republik nicht mehr beschädigen. Das Uebrige that das Benehmen einzelner preußischer Officiere, namentlich des Grafen Kalkreuth, die geflissentlich ihren Widerwillen gegen Oestreicher und Emigranten zur Schau trugen. Der ehrliche General Duval meldete seinem Freunde Merlin, alle diese Generale hätten nur eine Ansicht, Trennung von Oestreich und Bund mit der französischen Republik: er berichtete damit keine Unwahrheit, nur war es ein Irrthum, hieraus einen Schluß auf die Gesinnung des Königs zu machen. Unter solchen Gesprächen zog das preußische Heer ruhig durch die Argonnen. Dumouriez selbst hatte wieder Hoffnung auf den Separatfrieden, und hemmte die Verfolgung: Kellermann, der zuerst mit Eifer auf die abmarschirenden Preußen hatte stoßen wollen, wurde zurückgehalten, dann in das Geheimniß gezogen, und hierauf beinahe ebenso entzückt wie Westermann. Die Preußen, meldete er Servan am 3., scheinen

[1]) Morris an Washington 7. Januar 1793.

gar nicht abgeneigt, die Emigranten zu verlaſſen, wir könnten ſie mit geringen Koſten gewinnen, und den Kaiſer völlig erdrücken. Er warf dann ſeine Blicke weiter in Europa umher: wir überlieferten das beſiegte Oeſtreich den Preußen, die ihm den Reſt von Schleſien abnehmen, und ſich in den Beſitz von Danzig und Thorn ſetzen möchten; ſie verwickelten ſich dadurch mit den Ruſſen, und wir ſchickten eine Flotte ihnen zu Hülfe in die Oſtſee. Dieſe Gedanken wucherten ebenſo in den Köpfen der Pariſer Machthaber wie in dem Haupte des Generals; preußiſcher Seits brauchte man nur nicht gerade zu widerſprechen, um allen Vortheil davon zu ernten. Die anweſenden Conventscommiſſare ſandten Weſtermann mit ſo hoffnungsvollen Botſchaften nach Paris zurück, und bemühten ſich eifrig zum Schluſſe zu kommen. Als aber die Preußen das Gebirge paſſirt hatten, und von ernſtlicher Gefahr für ihren Rückzug keine Rede mehr war, kam gleich wieder die Bundespflicht gegen Oeſtreich zum Vorſchein, und das letzte Wort bei jeder Verhandlung war ein Waffenſtillſtand, welcher auch die öſtreichiſchen Heere mit einſchlöſſe. Die Commiſſare und Kellermann ſahen darin nur ein natürliches Zögern bei einem ſo gewichtigen Schritte, wie offener Vertragsbruch und gänzlicher Syſtemwechſel geweſen wäre: der ſchärfer urtheilende Dumouriez aber kam ſofort auf ſeine erſte Ueberzeugung zurück, und erblickte den tiefen Schaden, welchen die neue Unterhandlung den Franzoſen, in nicht geringerem Maße als die erſte den Preußen, gebracht hatte. Die Gegner, deren Truppentheile jetzt wieder vereinigt waren, hatten noch etwa 60,000 Mann zur Verfügung; ſie waren durch Krankheiten ſtark angegriffen, aber auch die Franzoſen hatten gleich ſchwere Strapazen und zu großem Theile mit junger und ſchwacher Mannſchaft erlitten. So meldete Dumouriez ſchon am 5. October dem neuen Kriegsminiſter Pache: er ſei außer Stande, ſeinen früheren Plan auszuführen, und die Preußen ganz aus dem franzöſiſchen Gebiete zu vertreiben; er wolle deshalb durch Kellermann einen Handſtreich gegen Verdun verſuchen, ſonſt aber die Champagne durch neue Rüſtungen für den Frühling ſtärken, und zunächſt mit der Hälfte ſeines Heeres Lille entſetzen, welches ſeit einigen Wochen von 12,000 Oeſtreichern berannt wurde. Er hatte ſeine belgiſchen Pläne wieder aufgenommen, und heiße Sehnſucht, von dem jetzt undankbaren franzöſiſchen Kriegstheater dorthin abzugehen. Er war ſicher, daß Preußen keinen Separatfrieden, Frankreich keinen allgemeinen Frieden ſchließen würde; er dachte nur noch auf die Mittel zu ferneren glänzenden Eroberungen, befahl Beurnonville, 32,000 Mann des franzö-

sischen Heeres an die flandrische Grenze zu führen, und eilte den 10. nach Paris, um sich mit dem Ministerium über Belgien zu verständigen. Kellermann sollte mit ungefähr 40,000 Mann die Verfolgung der Preußen fortsetzen.

In der That hatte Braunschweig jetzt die bestimmte Absicht, seinem alten Wunsche gemäß, die Eroberung der Maasfestungen zu vollenden. Clerfait sollte Sedan einnehmen, Hohenlohe-Kirchberg die Belagerung von Thionville fortsetzen: er selbst wollte in der Mitte zwischen ihnen bei Verdun stehen bleiben, um nach Bedürfniß dem einen oder dem anderen zu Hülfe zu kommen. Er war in seiner Vorsicht nicht ganz sicher über das Gelingen: aber da Dumouriez bereits den Befehl für den Abmarsch der 32,000 Mann gegeben hatte, so war nach menschlicher Voraussicht Kellermann mit dem Reste des Heeres außer Stande, die Absicht des Herzogs zu kreuzen. Dann hätte dieser im Inneren Frankreichs eine feste Stellung bewahrt, aus der man im Frühlinge neu verstärkt eine jedenfalls gefahrdrohende Offensive hätte beginnen können. Die Franzosen hätten Anlaß gehabt, ihren Eroberungstaumel abzukühlen, und dem preußischen Wunsche auf allgemeinen Frieden ein bereitwilligeres Ohr zu leihen. Denn es war klar, Danton und Lebrun gegenüber mußte man eine bedeutende Stellung einnehmen, um sie von ihren Offensivgedanken abzubringen. In diesem Sinne ließ auch der König Anfang October kräftige Vorstellungen nach Madrid und London ergehen: er sei nicht geneigt, fernerhin die Last dieses Krieges allein zu tragen, England aber und Spanien hätten kein geringeres Interesse an dem Zwecke desselben, an der Herstellung des Königthums in Frankreich.

Alle diese Pläne aber erhielten kaum geboren den Todesstoß von einer höchst unerwarteten Seite her. Die Oestreicher, sowohl beim Heere als in Belgien, betrachteten die Gespräche zwischen den Preußen und Franzosen mit tiefem Mißtrauen. Clerfait, Hohenlohe-Kirchberg, der Erzherzog Carl selbst hatten darüber dieselbe Ansicht wie Westermann und Kellermann, und meinten jeden Augenblick, die neue Allianz zwischen Preußen und Frankreich erklärt zu sehen. Die Franzosen thaten das Ihrige, diesen Argwohn zu steigern, indem sie noch stärker, als ihren wirklichen Hoffnungen entsprach, die Freundschaft für Preußen zur Schau trugen. Kellermann, sonst nicht gerade mit besonderer Schlauheit gerüstet, war hierin unvergleichlich. Oeffentlich sagte er z. B. dem Grafen Kalkreuth, so schwer auch Oestreich sich gegen die Republik versündigt habe, so reiche doch der Wunsch des Königs von Preußen

aus, um ihn in einem Stillstand mit Preußen auch die Oestreicher begreifen zu lassen. Noch stärker war eine Aeußerung gegen den Grafen Lindenau, die ganz aus Kellermann's uns bekannten Plänen entsprang: die französische Regierung wisse, daß Preußen auf eine neue Theilung Polens sinne, werde sich aber jeder Stärkung einer neuen Macht erfreuen, die früher oder später ihre Bundesgenossin sein müsse. Diese und hundert ähnliche Reden wurden umhergetragen, erweitert, vergiftet: es half nichts, daß der diplomatische Vertreter Oestreichs, der Fürst Reuß, mit allen Einzelnheiten der französischen Unterhandlungen bekannt war, vielmehr klagte er Luccheſini selbst, er fürchte in Wien den Eindruck jener Gerüchte nicht ganz verwischen zu können. So drängten die östreichischen Generale mit allen Kräften aus Frankreich hinweg, wo sie das Opfer einer beispiellosen Verrätherei zu werden fürchteten; sie hielten darauf, immer preußische Truppen zwischen sich und dem Feinde zu haben, und richteten darüber manche Verwirrung in den Marschrouten an. Am 8. October schrieb Hohenlohe-Kirchberg, als er einmal den äußersten Nachtrab bilden sollte, in halber Verzweiflung an den Herzog, berief sich auf dessen Vaterpflichten gegen das gesammte Heer, und schlug endlich vor, gegen gänzliche Räumung des französischen Bodens sich einen sofortigen Waffenstillstand zu erwirken [1]).

Dies Alles war nun lautere Thorheit, da der König fester als je zum Innehalten des östreichischen Bündnisses entschlossen war [2]), sein wirklich vorhandener Wunsch auf allgemeinen Frieden den Oestreichern selbst im höchsten Grade hätte willkommen sein müssen, und das halbe Ohr, das man den französischen Anträgen auf Separatfrieden geliehen hatte, dem Rückzug der Oestreicher ebenso wie der Preußen zu Gute gekommen war. Allein es wirkte entscheidend auf die Ansichten der Brüsseler Regierung. Man kam dort zu dem Entschlusse, um des Fortgangs willen der preußischen Waffen nicht länger einen Tropfen östreichischen Blutes auf das Spiel zu setzen, sondern zunächst auf eigene Hand zu operiren. Eben am 8., als Hohenlohe sein Herz in jene Klagen ergoß, erhielt Braunschweig die Anzeige, daß die Brüsseler Regierung die beiden Corps der Generale Clerfait und Hohenlohe von

---

1) Ich führe dies sonst unbedeutende Detail an, weil es wahrscheinlich der Ausgangspunkt für die durch den homme d'état verbreitete Angabe ist, es sei wirklich eine solche Convention geschlossen worden.

2) Berichte Luccheſini's an das Berliner Ministerium vom 9., 17. und 19. October.

dem Heere abrufe. Dieſer ſollte eine deckende Stellung im Luxemburgiſchen nehmen, jener aber zur Belagerung von Lille abgehen, wo die bisherigen Kräfte zu völliger Einſchließung nicht ausgereicht hatten, von einer ſolchen aber die Uebergabe des Platzes erwartet wurde [1]). Zugleich empfing man die erſte Nachricht von Cuſtine's Erfolgen, und der Landgraf von Heſſen eilte Hals über Kopf nach Hauſe, mit dem gemeſſenen Befehle an ſeine Truppen, ebenfalls ſo ſchnell als möglich den Rückmarſch anzutreten. Damit war Braunſchweig allein auf ſeine 30,000 Preußen angewieſen, und jede Möglichkeit verſchwunden, ſich mit ſo geringen Mitteln auf franzöſiſchem Boden zu behaupten. Auch die Zurücklaſſung einer Garniſon in Verdun wäre eine ganz nutzloſe Aufopferung derſelben geweſen: die Feſtung capitulirte alſo am 13. und der Rückmarſch wurde auf Longwy fortgeſetzt. Die Schwierigkeiten und Opfer deſſelben wuchſen mit dem Vorrücken der Jahreszeit und der Ermüdung der Truppen auf jedem Schritte; Kanonen und Fuhrwerk wurde nur noch mit requirirten Bauernpferden fortgeſchleppt, die Musketen waren durch den anhaltenden Regen zu großem Theil ruinirt, die Ruhr graſſirte von Tag zu Tag entſetzlicher. Unter ſolchen Umſtänden leiſtete Kalkreuth's Diplomatie von Neuem gute Dienſte; er meldete Braunſchweig am 14., die Conventscommiſſare ließen ſich zu einem Waffenſtillſtand mit Einſchluß der Oeſtreicher herbei, allerdings unter unausführbaren Bedingungen, immer aber habe er mit dieſen Verhandlungen ruhige Arrièregarde geſchafft, und die franzöſiſchen Generale lachten jetzt ſelbſt darüber, daß er ſie überliſtet und ſogar die Oeſtreicher in Sicherheit gebracht hätte. Andererſeits beſchwerte ſich der Herzog über dieſe Bundesgenoſſen bitterlich, welche dem preußiſchen Kriegscommiſſariate in Luxemburg vielfache Hinderniſſe in den Weg legten, als wenn, ſchrieb Luccheſini, der Krieg ſie nichts mehr als den Großſultan anginge. Die Stimmung wurde nicht verbeſſert durch eine letzte Unterredung, welche der König am 16. mit Hohenlohe-Kirchberg hatte, um ihn zur Mitbeſchützung wenigſtens Longwy's für den Winter zu beſtimmen. Die Scene wurde ſehr lebhaft, blieb aber ohne Wirkung: Hohenlohe erklärte, daß bei ſeinen Inſtructionen nichts in der Welt ihn jenſeits der Grenze feſthalten könnte — worauf denn am 22. auch Longwy capitulirte, und gleich nachher die deutſchen Truppen den Boden Frankreichs völlig räumten.

In demſelben Augenblicke griff eine diplomatiſche Wendung ein,

---

[1]) Braunſchweig an Tauenzien 8. October.

welche für die Schicksale Europa's und der Revolution nicht verhängnißvoller gedacht werden konnte[1].

In Wien war man bisher dem Verlaufe des Feldzuges, wie sich denken läßt, mit großer Spannung gefolgt. Franz II., obwohl als Erzherzog das Haupt der Kriegspartei, ließ seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten nichts als Klagen über die unglückselige Verwickelung und die lauteste Sehnsucht nach Frieden vernehmen. Grund genug zu einer solchen Stimmung war in der That vorhanden. Die Nation und der Staatsschatz waren durch die stets noch blutenden Wunden des Türkenkrieges erschöpft: die inneren Wirren der josephinischen Zeit machten sich in zahlreichen Nachwehen fühlbar; der Kampf gegen Frankreich zeigte überall Gefahren, aber schwache Vortheile, und der Minister Lehrbach wie der größte Theil der vornehmen Gesellschaft in Wien überboten sich in dem Ausdrucke der Gesinnung, welche Leopold einst über die französische Frage zur Herrschaft gebracht hatte. Allein hinter allem Abscheu vor dem Kriege verbarg der junge Kaiser im innersten Herzen ganz andere Gedanken. Ich werde noch davon zu reden haben, an wie vielen Punkten seit seiner Thronbesteigung die Personen und Tendenzen der josephinischen Zeit wieder zum Vorschein kamen; Franz II. selbst fühlte sich ganz als den Liebling und Nachfolger des großen Oheims, und war ungeduldig, nach diesem Muster die engeren Schranken der letzten beiden Jahre zu durchbrechen. Er hatte niemals ein Herz für die Denkweise seines Vaters gehabt: sein Geist war nicht weit genug, um den in die Ferne blickenden Entwürfen Leopold's zu folgen; seine Affecte, obwohl selten hervortretend, waren zu eigenwillig, als daß er nach der Art des Vaters hatte abwarten, berechnen, weichen und wiederkommen mögen. So war er Anfangs, noch ganz dem väterlichen Antriebe folgend, mit jenem polnisch-sächsischen Plane hervorgetreten; kaum aber hatte er sich selbst in den Geschäften zurecht gefunden, so war er ohne Zaudern zum ersten und lebhaftesten Beförderer des gerade entgegengesetzten Systems, einer polnischen Theilung, geworden, sobald ihm das lockende Bild einer eigenen Vergrößerung erschienen war. Allerdings ergaben sich, wie wir sahen, bei der näheren Bestimmung derselben die bedeutendsten Schwierigkeiten. Der Vertreter des bayerischen Tauschplanes war der Alten Baron Spielmann, ein Staatsmann des josephinischen Systems, der unter Leopold wenig zu bedeuten

[1] Alles Folgende nach den Depeschen Lucchesini's an die Minister in Berlin, sowie holländischen Gesandten in Wien, an die Generalstaaten.

gehabt hatte, ein musterhafter Subalternbeamter, dessen Actenkenntniß man in der Staatskanzlei kaum entbehren konnte, der aber zu den großen Geschäften wenige andere Vorzüge als einen oft sehr kurzsichtigen Eifer mitbrachte. Dem Kaiser, der nicht gerade zu erörtern und zu discutiren liebte, war ein solches Werkzeug sehr bequem, und Graf Cobenzl, der bei dem hohen Alter des Fürsten Kaunitz sonst als der eigentliche Lenker des auswärtigen Amtes galt, begann in Spielmann bereits einen lästigen Nebenbuhler zu beargwohnen. Dieser erging sich täglich in Erörterungen, wie man Preußens Widerstand gegen die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer brechen werde, und hielt unter großem Wohlgefallen des Kaisers diese Ueberzeugung trotz aller Zweifel seiner Collegen fest. Andere Pläne regte der unerwartete und einmüthige Widerstand an, welchen Frankreich dem Angriffe der Mächte entgegensetzte. Man hatte bisher jeden Gedanken an die Eroberung französischer Provinzen hinweggewiesen, um dort nicht alle Parteien zu erbittern, und um König Ludwig, zu dessen Rettung man auszog, nicht zu berauben. Jetzt wurde die Herstellung des bourbonischen Thrones höchst zweifelhaft, und trotz aller Uneigennützigkeit sahen die deutschen Höfe alle Parteien Frankreichs unter den Waffen gegen die Fremden. In Wien gewann demnach hier und da die Vorstellung Raum, daß die gewünschte Entschädigung viel einfacher in Frankreich als in dem verwickelten bayerischen Tauschgeschäfte zu suchen sei. Indessen behauptete für den Augenblick Spielmann seinen Weg, und setzte in einem großen Ministerrathe am 5. September seine Meinung durch. Es wurde hier beschlossen, eine doppelte Unterhandlung zu beginnen. Die eine sollte in friedfertigen Formen auftreten. Da man bei der Annäherung der Deutschen gegen Paris ein Nachlassen des revolutionären Trotzes erwartete, würden Graf Mercy, der ehemalige Gesandte in Paris, und Baron Thugut, der Unterhändler des Teschener Friedens, sich nach Luxemburg verfügen, um bei etwaigen Unterhandlungen im Vereine mit Preußen als sachkundige Berather zur Hand zu sein. Man beschied sogar, um der Heftigkeit der Emigranten ein Gegengewicht zu geben, den Vertreter Ludwig XVI., den Baron Breteuil zu diesem Friedenscongresse hinzu. Aber Alles war nur ein leerer Schein; der wahre kaiserliche Gedanke kam erst in der zweiten daneben hergehenden Unterhandlung zum Vorschein. Unmittelbar nämlich in das preußische Hauptquartier wurde Spielmann nebst dem Cabinetsactuar Baron Collenbach gesandt, um dort dem Könige endlich die Abtretung von Ansbach und Baireuth gegen Erlangung der polnischen Provinz zu entreißen und vor

allen Dingen Preußen zu eifriger Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Cobenzl, sonst nicht gerade für diese Tendenz begeistert, ließ sich diese Sendung gefallen, um der unbequemen Nähe Spielmann's bei der Person des Kaisers entledigt zu werden, und dieser ging dann am 12. September aus Wien zum Kriegsschauplatze ab.

Es dauerte lange, ehe er sein Ziel erreichte. Er reiste um so langsamer, je mehr er sich der französischen Grenze annäherte; in Belgien fand er alle Welt erschüttert und geängstigt durch das Mißgeschick des Feldzugs und die angebliche preußische Verrätherei; endlich langte er Mitte October in Longwy an, in heller Furcht vor französischer Gefangenschaft. Im Hauptquartier fand er sich dann einem alten Bekannten gegenüber, dem Grafen Haugwitz, welcher den Sommer hindurch Gesandter in Wien gewesen, mit Spielmann nach Frankreich hinübergegangen und gleich nach seiner Ankunft zum Cabinetsminister ernannt worden war. Er mochte dies als ein gutes Vorzeichen begrüßen, da Schulenburg in Ungnade nach Berlin zurückgekehrt und der einzige im Hauptquartier noch anwesende Diplomat, Lucchesini, von jeher wegen seiner stachlichen Sarcasmen in Wien eben so mißliebig, wie nach seiner fridericianischen Gesinnung ein scharfer Gegner des östreichischen Bündnisses gewesen war. Haugwitz aber stand aus dem Treiben der Rosenkreuzer her mit Bischoffswerder in engem Vernehmen, und galt in Wien für einen ebenso liebenswürdigen Gesellschafter wie bequemen Politiker. Spielmann ging demnach um so unbefangener mit der Sprache heraus. Er schilderte, wie Oestreich eigentlich nicht das mindeste Interesse an einer Fortsetzung des Krieges habe, wie der Kaiser sich ganz wohl zur Anerkennung der Republik verstehen könne, da unter einer solchen Staatsform die französische Macht nothwendig sinken müsse. Wenn unter diesen Umständen Oestreich den Krieg fortsetzen solle, so müsse es darin greifbare Vortheile für sein Interesse wahrnehmen; Preußen müsse einwilligen, daß es Bayern nebst Ansbach und Baireuth erhalte; am Besten sei es, den Charakter des Krieges, ohne weitere Rücksicht auf die monarchische Restauration in Frankreich, geradezu zu ändern, sich für die Kriegskosten auch in Frankreich territoriale Entschädigung zu verschaffen, und diesem Endzwecke das bisherige Vertheidigungs- in ein Angriffsbündniß zu verwandeln.

Mit dieser Eröffnung fiel die letzte Hülle, welche bisher den wahren Charakter des von deutschen Mächten geführten Krieges noch verdeckt hatte. Er war niemals, wie wir jetzt wissen, das gewesen, wofür er so unzählige Male ausgegeben worden ist, ein Angriffs- oder ein

Principienkrieg. Er war widerwillig begonnen worden, zur Abwehr der von der Revolution erhobenen Offensive. Er hatte in seinem ersten Augenblicke begehrliche Pläne in Wien und in Berlin gezeitigt, dem Namen nach auf Entschädigung, in der Sache auf Eroberung gerichtet Aber man hatte bisher wenigstens in dem Mittelpunkte des Kampfes, in der Behandlung der französischen Angelegenheiten, jede Einmischung jener Selbstsucht vermieden, und dem Nationalconvente gegenüber stets nur von der Herstellung der Ruhe, der Ordnung und des Friedens geredet. Jetzt sollte auch diese letzte Scheu beseitigt werden. Was Spielmann vorschlug, hieß, Ludwig XVI. aufzugeben, jede Anknüpfung mit einer gemäßigten Partei unmöglich zu machen, die Revolution durch Entflammung des französischen Nationalstolzes in das Unendliche zu steigern.

An einen allgemeinen Frieden war unter diesen Umständen offenbar auf keiner Seite zu denken. Der König von Preußen hatte das Ende des Feldzuges, für das nächste Jahr unübersehbare kriegerische Verwickelungen, bei seinem Bundesgenossen die unbequemsten Forderungen vor Augen. Aus Petersburg meldete Golz, daß Oestreich auch dort auf Baireuth und Ansbach dringe, daß Rußland unbezweifelt zur polnischen Theilung entschlossen sei. Der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, der sich auf Befehl seiner Regierung in das Hauptquartier begeben, floß von Bezeugungen der Ergebenheit und Freundschaft über. Nach Erwägung dieser Verhältnisse war der König mit allen seinen Rathgebern einverstanden, daß man nicht länger zaudern dürfe, daß die Zeit zu einem durchgreifenden Schritte gekommen sei. Vor Allem erließ er am 17. October ein eigenhändiges Schreiben an die Kaiserin Catharina, er sei durch die Ungunst der Elemente zum Rückzug gezwungen worden, werde aber die große Sache nicht verlassen. Indeß ehe er über die Fortsetzung des Krieges beschließen könne, schulde er es sich und seinem Volke, seine Gedanken über die ihm gebührende Entschädigung festzustellen. Die Kaiserin wünsche seine Begehren zu kennen, er habe seinen Ministern den Befehl zu den einschlagenden Eröffnungen gegeben. Der Inhalt der letzteren hatte unterdessen eine sehr erhebliche Aenderung durch Haugwitz erfahren. Dieser hob nämlich hervor, daß die bisherige Forderung des Königs eine Entschädigung für den eben beendigten Feldzug im Auge gehabt habe; jetzt aber sei an der Fortsetzung des Krieges und einem zweiten Feldzuge nicht zu zweifeln, und folglich mit dem Aufwand an Kraft auch der Anspruch auf Entschädigung zu steigern. Der König, einmal im Eifer seiner polnischen Wünsche, genehmigte es auf der Stelle.

[illegible] Spielmann kam — [illegible] verhindert — hatte der [illegible] Capitulation von Longwy [illegible] Dieser erklärte zu [illegible] Regierung zum allgemeinen [illegible] seine belgischen Pro- [illegible] einem minder mächtigen [illegible] Falle Ludwig XVI. in [illegible] gewähren. Ein solcher [illegible] Tauschplane zu passen, [illegible] mitzutheilen, welcher [illegible] zu einer weiteren [illegible] Kellermann am [illegible] der ebenfalls dort [illegible] und nannte geradezu [illegible] genehmen Beherrscher [illegible] daß die Generale ohne [illegible] und selbst einen Waffen- [illegible] schließen wollten. [illegible] Gespräch abzubrechen. Der [illegible] hatte in denselben Stunden die übrigen im [illegible] östreichischen Staats- männer, Spielmann, [illegible] und [illegible], zu sich berufen. Er empfing [illegible] Luxemburgs, und gab [illegible] über den künftigen Feldzug [illegible] Er wiederholte, was er der Kaiserin Catharina geschrieben, wies die Abtretung der fränkischen Fürstenthümer ein für alle Male zurück, und forderte eine erweiterte Entschädigung in Polen, wenn er im nächsten Jahre mehr als [illegible] M. zum französischen Kriege stellen sollte. Seine speciellen Begehren, schloß er, sei Haugwitz vorzulegen beauftragt

Mit diesem pflog dann Spielmann in Luxemburg eine sehr aufgeregte Verhandlung. Man habe stets den Grundsatz völliger Gleichheit, sagte er, für die Erwerbungen beider Mächte aufgestellt; wie könne Preußen jetzt ein System aufstellen, nach welchem es eine große polnische Provinz erlange, Oestreich aber nicht eine Quadratmeile, sondern nur eine bessere Abrundung gewinne. Haugwitz entgegnete, der Grundsatz der Gleichheit könne offenbar nur da zur Anwendung kommen, wo es sich um einen von beiden Mächten nach gegenseitigem Gutdünken unternommenen Krieg handele: hier aber sei Oestreich der allein angegriffene

Theil, welchem Preußen aus freiem Entſchluſſe Hülfe weit über die Bundespflicht hinaus leiſte; Preußen müſſe hier eine ſeiner Anſtrengung entſprechende Schadloshaltung fordern, und es Oeſtreich überlaſſen, ſich ſelbſt an dem angreifenden Feinde, an Frankreich, zu erholen. Das ſind, rief Spielmann, ganz neue Dinge, das iſt das Grab der Allianz. Ich bin überzeugt, antwortete Haugwitz, daß der Kaiſer die einleuchtende Billigkeit dieſer Grundſätze anerkennen wird. Er breitete darauf eine Karte von Polen aus, auf welcher der König eigenhändig die Grenzlinie ſeiner künftigen Provinz gezogen hatte, ungefähr das Doppelte des in Mainz begehrten Bezirks umfaſſend. Wenn wir dieſen Landſtrich in Beſitz genommen haben, ſagte er, dann werden wir fortfahren, mit voller Kraft gegen Frankreich mitzuwirken: wenn man uns daran hindert, ſo werden wir nur die 20,000 Mann ſtellen, wozu uns das Februarbündniß verpflichtet, übrigens aber uns auch dann für den jetzigen Feldzug mit einer kleineren polniſchen Provinz entſchädigen. Er überreichte hiemit dem kaiſerlichen Miniſter eine von dem Könige am 25. in Merle dictirte Note, welche dieſe Forderungen entwickelte. Vergebens rief Spielmann den Fürſten Reuß zu ſeiner Unterſtützung heran; ſie ſtritten drei Stunden lang; Haugwitz blieb bei ſeinem erſten Worte, und forderte ſie auf, die Note nach Wien einzuſenden. Ich muß es thun, ſagte endlich Spielmann, ich bin ein geſtürzter Mann.

Die franzöſiſche Unterhandlung ſchlief unter dieſen Umſtänden von ſelbſt ein. Zwar meldete nach Luxemburg der in Cöln accreditirte Kreisgeſandte Dohm, ein Agent des franzöſiſchen Miniſteriums, Namens Mandrillon, habe auch ihm Anträge zu Frieden und Bündniß gemacht: Luccheſini aber redigirte am 29. ſogleich eine bündige Antwort, welche folgende Punkte hervorhob. Da Frankreich nicht vor Räumung ſeines Gebietes unterhandeln wolle, ſo müſſe man preußiſcher Seits darauf beſtehen, daß vor allen Dingen Cuſtine den deutſchen Reichsboden verlaſſe; da der König nach wie vor ſich für das Schickſal Ludwig XVI. intereſſire, ſo erwarte er vorläufige Aufklärung über die Mittel, welche das Miniſterium beſitze, um dieſem die Freiheit zu ſchaffen; endlich aber könne der König ohne die Zuſtimmung Oeſtreichs einer weiteren Unterhandlung nicht Statt geben. Wir werden ſpäter ſehen, daß ſich die franzöſiſche Regierung dadurch noch nicht abſchrecken ließ, obgleich ihre Abſichten ſchon ſo weit umher griffen, daß Preußen keine Möglichkeit der Neutralität, ſondern nur des Krieges oder des Bündniſſes mit Frankreich blieb. Dumouriez erkannte es mit zutreffender Schärfe und war des ferneren Krieges vollkommen gewiß. Er verbot ſchon am 28.

dem General Valence, ſich noch ferner mit Unterhandlungen zu ergötzen; es ſeien das verlorene Tage, nützlich allein für die Scheine, welche Frankreich mit dieſer angeblichen Unterhandlung täuſchen wollten; die Republik könne nicht mit Braunſchweig, dem Urheber der ehrenrührigen Manifeſte, und wolle überhaupt nicht mit Deſpoten über die Freiheit des belgiſchen Volkes unterhandeln. Er drängte den General demnach, ſo raſch wie möglich mit ſeinem Armeecorps in Belgien einzufallen, und ſchrieb Kellermann, ſich an Luxemburg vorüber auf Trier und Coblenz zu werfen, und die Pfaffenſtraße zu municipaliſiren. „Es iſt nöthig, ſagte er, dieſen Winter unſere 150,000 Mann jenſeit der Grenzen zu haben, theils um uns Geld zu verſchaffen und Aſſignaten abzuſetzen, theils um nicht die Lebensmittel unſeres Landes für die Armeen zu erſchöpfen. Ich hoffe Euch im Frühling über Cöln die Hand zu reichen. Der Rhein muß die Grenze unſeres Feldzuges ſein, von Genf bis Holland, vielleicht bis an das Meer. Haben wir dieſe Aufgabe erfüllt, ſo komme was kommen kann, die europäiſche Revolution hat immer einen mächtigen Fortſchritt gemacht.“ In gleichem Sinne entſchied das Miniſterium: die Armeen ohne Ausnahme ſollen am Rheine überwintern.

So erhob ſich die Revolution, nachdem ſie die Kräfte Frankreichs zerſtört hatte, um jenſeit der Grenzen Lebensunterhalt, Beute und Eroberung zu ſuchen. Ihr gegenüber dachten die alten Regierungen nicht mehr auf den Sturz der Anarchie, ſondern waren mit dem Getümmel zufrieden, um eigenen Vortheil darin zu ſuchen. In Wien ſchrieb am 29. October der Kaiſer an den König von Preußen: „Ew. Majeſtät möge von meinem feſten Entſchluſſe überzeugt ſein, alle möglichen Anſtrengungen gegen den gemeinſamen Feind zu machen, und uns jede Gewähr und alle Entſchädigungen zu verſchaffen, die wir zu fordern berechtigt, und durch die Gewalt unſerer vereinten Kräfte zu erlangen im Stande ſind.“ Es war wieder der vorwärts dringende Eifer Joſeph II., der hier aus dem Munde ſeines Lieblingsneffen ſprach, und die Mächte, die zur Erſtickung der wühlenden Revolution gewaffnet hatten, jetzt ſelbſt in die Wege der ſtreitenden Revolution hineintrieb. Komme was kommen kann: dieſe Worte des kecken franzöſiſchen Feldherren wurden gleichzeitig die Loſung Deutſchlands und Frankreichs und damit der europäiſchen Politik.

Druckfehler. Seite 40 Z. 9 von unten ſtatt: den Staub, lies: zu Staub.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 013 415 737

DC
148
S9
1865
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.